Spr
927
-3/4

WILHELM SCHEBLER
BUCHBINDEREI & SCHREIBWAREN
AUGSBURG
MITTLERES KREUZ F. 275

STADTBIBLIOTHEK
AUGSBURG

Der

Redner und Dichter,

oder

Anleitung

zur

Rede- und Dichtkunſt.

Von

D. Theodor Heinſius,

ordentl. Profeſſor am Berliniſchem Gymnaſium, Ehrenmitgliede der Deutſchen Geſellſchaft in Leipzig ꝛc.

Fünfte verbeſſerte und vermehrte Ausgabe.

Berlin,
bei Duncker und Humblot.
1832.

Teut,

oder

theoretiſch=praktiſches

Lehrbuch

der geſammten

Deutſchen Sprachwiſſenſchaft.

Von

D. Theodor Heinſius,

ordentl. Profeſſor am Berliniſchen Gymnaſium, Ehrenmitgliede der Deutſchen Geſellſchaft in Leipzig ꝛc.

Dritter Theil.

Fünfte verbeſſerte und vermehrte Ausgabe.

Berlin,
bei Duncker und Humblot.
1832.

Dieſes Werk, von dem Bd. 1. 2. 4. 5. in vierter, und Bd. 3. nun in fünfter verbeſſerter und vermehrter Auflage erſchienen ſind, umfaßt folgende Abtheilungen:

Band 1. Sprachlehre der Deutſchen.

Band 2. Vorſchule der Sprach- und Redekunſt.

Band 3. Der Redner und Dichter, oder Anleitung zur Rede- und Dichtkunſt.

Band 4. Geſchichte der Deutſchen Litteratur, oder der Sprach-, Dicht- und Redekunſt der Deutſchen.

Band 5. Stoff zu Ausarbeitungen, freien Vorträgen und Reden, in einer Menge wiſſenſchaftlich geordneter Aufgaben.

Jeder Band, macht unter den hier angezeigten Nebentiteln, ein für ſich beſtehendes Ganzes aus, und wird, nach den Bedürfniſſen der Lehrer und Lernenden, einzeln abgelaſſen. Die Anſchaffung des Ganzen gibt Anſpruch auf einen geringern Preis, als den der einzelnen Abtheilungen zuſammen.

Seinem

verehrten Freunde,

dem Director des Berliniſchen Gymnaſii

zum grauen Kloſter,

Herrn Dr. Köpke

Hochwürden

aus Hochachtung und Liebe

gewidmet

von

d. V.

Vorrede

zur fünften Ausgabe.

Seit dem erſten Erſcheinen dieſes Lehrbuchs (1810) ſind ein und zwanzig Jahre verfloſſen. In dieſer Zeit wurden, mit Einſchluß dieſer neuen Ausgabe, ſechs Abdrücke gemacht, von denen jeder, mit Ausnahme des dritten (deſſen Beſchleunigung durch Zeit und Umſtände geboten wurde), die beſſernde Hand des Verf. mehr oder weniger erfuhr, je nachdem die Fortſchritte der Wiſſenſchaft in Verbindung mit ſeiner eigenen geſteigerten Einſicht es nöthig machten. Der nächſte Zweck, den höheren Lehranſtalten, die der Rhetorik und Poëtik einen Platz in ihren Lehrplanen eingeräumt haben, einen Leitfaden darzubieten, der neben den ſtyliſtiſchen Uebungen geeignet wäre, theils den Geſchmack der Jugend zu läutern und ihr Urtheil über Werke der Redekunſt zu begründen, theils ihre eigenen Schöpfungen nach einem leitenden Princip zu re-

geln, iſt durch eine fortgeſetzt günſtige Aufnahme dieſes Lehrbuchs anerkannt und unterſtützt worden. Wenn dies den Verf. bisher zu allem Dank verpflichtete, ſo fühlte er ſich auch bei dieſer neuen Ausgabe angeregt, jedem Abſchnitt eine ſorgfältige Durchſicht zu ſchenken, die überall, wo es ihm nöthig ſchien, eine ſchärfere Begriffsbeſtimmung und einen beſtimmtern Ausdruck zur Folge hatte.

Mögen unſre Gymnaſien und Univerſitäten, die ſich dieſes Lehrbuchs bedienen, die Abſicht des Verf. durch lohnenden Erfolg überall erreicht ſehen!

Berlin den 26. Novbr. 1831.

D. V.

Inhalt.

Der Redner.

Einleitung. Philoſophie der Rhetorik.

1) vorläufige Begriffsbeſtimmung der verſchiedenen Seelenkräfte, der Sprache und Rede . S. 1

2) Nähere Entwickelung des Begriffs: Beredſamkeit .... ꞏ 3

3) Geſchichte der Beredſamkeit .... ꞏ 6

Erſter Abſchnittt.

Von der Erfindung.

Kap. 1. Von dem Thema .... ꞏ 9

Kap. 2. Beſondere Bemerkungen über die Themata und deren Stofftheile .... ꞏ 14

Zweiter Abſchnitt.

Von der Anordnung oder Eintheilung der Stofftheile.

Methode des Disponirens, theoretiſch und praktiſch entwickelt .... ꞏ 20

Form der Rede .... ꞏ 24

Beiſpiel: Engels Lobrede auf Friedrich II........... ꞏ 29

Dritter Abſchnitt.

Von der Schreibart.

Kap. 1. Von dem Mechaniſchen des Styls....... ꞏ 45

1. Sprachreinigkeit .... S. 45
2. Sprachrichtigkeit .... ⸗ 48
3. Klarheit, Deutlichkeit und Beſtimmtheit .... ⸗ 49
4. Kürze oder Präciſion .... ⸗ 51
5. Wohllaut .... ⸗ 55
Euphonie .... ⸗ 57
Numerus .... ⸗ 58

Kap. 2. Von dem Charakter des Styls.
A. Allgemeiner Charakter deſſelben .... ⸗ 64
I. Die Würde .... ⸗ 65
II. Die Lebhaftigkeit .... ⸗ 66
1) Figuren für die Aufmerkſamkeit .... ⸗ 68
2) Figuren für die Einbildungskraft .... ⸗ 70
Formen des Geſprächſtyls .... ⸗ 71
Nachahmung des Hörbaren .... ⸗ 72
Anknüpfung eines ſinnlichen Nebenbegriffs ⸗ 73
Auflöſung des Ganzen in ſeine Theile.... ⸗ 73
Erläuterung durch ein ſinnliches Bild .... ⸗ 74
Von den Tropen .... ⸗ 76
Darſtellung eines abweſenden Dinges als gegenwärtig .... ⸗ 80
3) Figuren für die Gemüthsbewegungen .... ⸗ 82
4) Figuren für den Witz und Scharfſinn.... ⸗ 86
B. Beſonderer Charakter des Styls .... ⸗ 89
Ueber Stoff, Zweck und Perſonen .... ⸗ 89
1. Proſaiſche Schreibart in dem niederen, mittleren und höheren Gebiet .... ⸗ 91
Beiſpiele der niederen Schreibart .... ⸗ 95
⸗ ⸗ mittleren .... ⸗ 96
⸗ ⸗ höheren .... ⸗ 96
Beſondere Gattungen des proſaiſchen Styls.
a. Der Lehrſtyl .... ⸗ 97
b. Der Geſchäftſtyl .... ⸗ 99
c. Der Briefſtyl .... ⸗ 103
d. Der hiſtoriſche Styl .... ⸗ 110
2. Die dichteriſche Schreibart in dem niederen, mittleren und höheren Gebiet .... ⸗ 114
3. Die redneriſche Schreibart in dem niederen, mittleren und höheren Gebiet .... ⸗ 115

Vierter Abſchnitt.

Von dem mündlichen Vortrag.

I. Declamatorik.
1) grammatiſche Declamation .... S. 117
2) charakteriſirende .... ſ 118
3) perſonificirende .... ſ 124
II. Mimik.
1) Allgemeine Bemerkungen über die Gebehrden-ſprache .... ſ 126
2) Beſondere Regeln .... ſ 127
Schlußbemerkung .... ſ 132

Der Dichter.

Einleitung.
1. Unterſchied zwiſchen Proſa und Poeſie ..... S. 137
2. Verſchiedene Dichtungsarten .... ſ 140
Kap. 1. Von der lyriſchen Poeſie .... ſ 142
1. Die Ode .... ſ 143
2. Die Hymne .... ſ 145
3. Die Dithyrambe .... ſ 150
4. Das Lied .... ſ 151
5. Die Elegie .... ſ 154
6. Die Heroide .... ſ 158
7. Die Cantate .... ſ 158
8. Das Sonett .... ſ 164
9. Das Triolett .... ſ 166
10. Das Rondeau .... ſ 167
11. Das Madrigal .... ſ 168
12. Die Seſtinen .... ſ 169
13. Die Stanzen .... ſ 170
14. Die Epiſtel .... ſ 171
Kap. 2. Von der erzählenden Poeſie .... ſ 174
I. Die epiſche Poeſie .... ſ 175
1) Die Romanze und Ballade .... ſ 175
2) Die Legende .... ſ 183
3) Die Erzählung .... ſ 187

4) Das Epos.
a) Das höhere .... S. 189
b) Das romantiſche .... ſ 192
c) Das idylliſche .... ſ 194
d) Das komiſche .... ſ 194
II. Die dramatiſche Poeſie .... ſ 196
1) Das Trauerſpiel .... ſ 200
2) Das Luſtſpiel .... ſ 205
a) Das fein-komiſche .... ſ 206
b) Das niedrig-komiſche .... ſ 207
3) Das Schauſpiel .... ſ 207
4) Das Singſpiel .... ſ 209
a) Die Oper .... ſ 209
b) Die Operette .... ſ 210
c) Das Melodrama .... ſ 211
III. Die romantiſch-erzählende Poeſie .... ſ 212
1) Der Roman .... ſ 212
2) Die Novelle .... ſ 214
3) Das Mährchen .... ſ 214
Kap. 3. Von der beſchreibenden Poeſie .... ſ 216
1) Das Epigramm .... ſ 217
2) Die Landſchaftspoeſie .... ſ 220
3) Die Idylle .... ſ 221
4) Das mimiſche Gedicht .... ſ 227
5) Die Satyre .... ſ 238
Parodie und Traveſtirung .... ſ 246
Kap. 4. Von der didaktiſchen Poeſie .... ſ 247
1) Allegoriſche Poeſie .... ſ 248
a) Die Aeſopiſche Fabel .... ſ 248
b) Die Parabel .... ſ 253
c) Die Allegorie .... ſ 257
2) Die eigentliche didaktiſche Poeſie .... ſ 260
a) Die gnomiſche Poeſie .... ſ 260
b) Das eigentliche Lehrgedicht .... ſ 261

Der Redner.

Einleitung.

Philoſophie der Rhetorik.

1. Vorläufige Begriffsbeſtimmung der verſchiedenen Seelenkräfte, der Sprache und Rede.

§. 1.

Drei Kräfte ſind es, welche die geiſtige Thätigkeit des Menſchen begründen: die Kraft zu denken, zu fühlen und zu begehren, oder: das Vorſtellungs-, Gefühls- und Begehrungs-Vermögen.

§. 2.

1) Das Vorſtellungs- oder auch Erkenntniß-Vermögen iſt die Kraft der Seele, Vorſtellungen aufzufaſſen, d. i. ſich ein Abbild von einem Etwas (Object) zu machen. Es ſchließt den Verſtand, die Vernunft und die Einbildungskraft in ſich.

Anm. Verſtand iſt das Vermögen Begriffe zu bilden und mittelſt der Urtheilskraft zu verbinden; Vernunft, als die höchſte Potenz, das Vermögen das Ueberſinnliche zu erkennen und aus ſich ſelbſt Ideen, Principien und Schlüſſe zu entbinden; Einbildungskraft, das Vermögen anſchauliche Vorſtellungen oder Bilder von ſolchen Gegenſtänden hervorzubringen, die früher wirklich wahrgenommen (Gedächtniß), oder neue Verbindungen zu ſchaffen, denen nie etwas Wirkliches entſprochen hat (Phantaſie).

§. 3.

2) Das Gefühls-Vermögen iſt die Fähigkeit, uns des jedesmaligen Zuſtandes unſerer Perſönlichkeit, d. h. unſerer Gefühle, bewußt zu werden, die, in ſo

fern ſie mit Luſt verbunden ſind, angenehme, mit Unluſt, unangenehme, und, in ſo fern ſie beides ſind, gemiſchte heißen, wie ſie im Zuſtande der Rührung gefunden werden.

§. 4.

3) das Begehrungs-Vermögen beſteht in den Bewegungen und Aeußerungen unſers Willens, und iſt alſo die Kraft, gewiſſe Gegenſtände außer uns zu verlangen (Neigung) oder zu verabſcheuen (Abneigung).

§. 5.

Das Mittel, deſſen ſich der Menſch bedient, dieſe Vermögen zu äußern, oder ſinnlich darzuſtellen, beſteht in gewiſſen äußeren Zeichen, die theils ſichtbar, theils hörbar ſind.

§. 6.

Zu den ſichtbaren gehören Blicke, Geberden und Bewegungen; zu den hörbaren Töne und Worte. Der Inbegriff dieſer Zeichen, ſo wie das Vermögen, ſich derſelben zu bedienen, heißt Sprache.

§. 7.

Die Sprache iſt eine Geberdenſprache, wenn die Darſtellung durch ſichtbare Zeichen geſchieht; ſie iſt Ton- und Wortſprache, wenn ſie durch hörbare Zeichen geſchieht.

§. 8.

Aus der Wortſprache, oder der Sprache in engerer Bedeutung, entwickelt ſich die Rede, deren Weſen in dem verbundenen Ausdruck unſrer Gedanken beſteht, und die alſo durch Zuſammenhang ihrer Theile den Vorzug vor der Sprache in weiterer Bedeutung behauptet.

§. 9.

Durch die geſchickte Anwendung der Rede zu einem beſtimmten Zwecke, nämlich: auf das Begehrungsvermögen einzuwirken, entſteht die Beredſamkeit, welche alſo im Allgemeinen als eine Fertigkeit betrachtet wird, mittelſt der Rede den menſchlichen Willen zu beſtimmen.

2. Nähere Entwickelung des Begriffs: Beredſamkeit.

§. 10.

Die Thätigkeits-Aeußerung der (§. 1. genannten) drei Kräfte des menſchlichen Geiſtes mittelſt der Sprache iſt mit dem Bewußtſein eines, durch die Darſtellung zu erreichenden, beſtimmten Zweckes nothwendig verbunden. Dieſer Zweck des Menſchen iſt entweder: auf die Gegenſtände der Außenwelt einzuwirken, oder: ſein eignes Gemüth im Hoffen und Glauben an das unendlich Wahre, Schöne und Gute zu erheben.

§. 11.

Bei dem erſten Zwecke geht die Thätigkeit der Seelenkräfte in die Darſtellung durch die Sprache ſo über, daß die Kraft nach außen ſtrebt; bei dem zweiten Zwecke ſo, daß die Kraft nach innen ſtrebt. Iſt jenes, ſo entſteht die Sprache der Proſa (proversa, nämlich oratio); iſt dieſes, ſo entſteht die Sprache der Poeſie.

§. 12.

Der Sprache der Poeſie liegen die Gefühle zum Grunde, die, wenn ſie ausgeſprochen werden ſollen, erſt in Vorſtellungen, dann in Worte übergehen müſſen; der Sprache der Proſa dagegen liegen die Vorſtellungen ſelbſt zum Grunde, welche in der Darſtellung erſcheinen ſollen. Die Poeſie hat es alſo zunächſt mit dem Gefühlsvermögen, die Proſa mit dem Vorſtellungsvermögen zu thun; jene iſt die Sprache der Gefühle, und will vergnügen, d. h. in der Empfindung gefallen; dieſe die Sprache des Verſtandes, und will belehren.

§. 13.

Bei der Darſtellung unſerer Vorſtellungen durch die Sprache der Proſa bemerken wir aber wieder einen doppelten Zweck, nämlich einen theoretiſchen und einen praktiſchen.

§. 14.

Theoretiſch iſt der Zweck, wenn der Menſch den

Menſchen als denkendes und erkennendes Weſen betrachtet, und ihn als ſolches zur Prüfung und Annahme der, durch die Sprache mitgetheilten, Ergebniſſe ſeines Vorſtellungsvermögens zu beſtimmen ſucht. Praktiſch dagegen nennen wir den Zweck, wenn der Menſch als handelndes Weſen für Entſchlüſſe gewonnen werden ſoll, die man in der Außenwelt verwirklicht zu ſehen wünſcht. Dort iſt das Ziel der Thätigkeit die Vereinigung der denkenden, hier die Vereinigung der wollenden Kräfte.

§. 15.

Die Sprache der Proſa hat daher ein doppeltes Gebiet; auf dem einen bezweckt ſie bloß die Thätigkeit des Erkenntnißvermögens, und dann iſt ſie Sprache des Verſtandes, oder Proſa im engern Sinne; auf dem andern bezweckt ſie zugleich Thätigkeit des Begehrungsvermögens, und dann iſt ſie Proſa im weitern Sinne.

§. 16.

Der Zweck aber, das Begehrungsvermögen in Thätigkeit zu ſetzen, oder den menſchlichen Willen zu Handlungen zu beſtimmen, kann nur dadurch erreicht werden, daß man jene Kraft durch die vereinte, mitwirkende Hilfe des Vorſtellungs- und Gefühls-Vermögens für einen Gegenſtand zu gewinnen weiß. Dadurch entſteht eine Annäherung der proſaiſchen Darſtellung an die poetiſche, und aus dieſer Vereinigung beider Gebiete bildet ſich eine dritte Sprache: die Sprache der Beredſamkeit.

§. 17.

Die Beredſamkeit ſteht alſo zwiſchen Proſa und Poeſie mitten inne. Sie verbindet das zu einem Ganzen, wodurch die Sprache des Verſtandes (Proſa) und die Sprache des Gefühls (Poeſie) auf den Menſchen wirkt, indem ſie ſolches zu einem beſtimmten äußern Zwecke verarbeitet, und ſorgt alſo eben ſo wohl für die

Deutlichkeit der Begriffe, als für die Rührung des Gefühls, und die Belebung des Willens.

§. 18.

Die **Beredſamkeit** (eloquentia) beſteht folglich nach dem Geſagten **in der Fertigkeit, die Begriffe ſo darzuſtellen, daß das Vorſtellungs-, Gefühls-, und Begehrungs-Vermögen in ebenmäßige Thätigkeit geſetzt, und alle geiſtige Kräfte des Menſchen für einen äußern Zweck in Anſpruch genommen werden.**

Anm. 1. Hieraus ergibt ſich zugleich, daß wir die Beredſamkeit wohl eine Kunſt, nicht aber eine ſchöne Kunſt nennen dürfen; denn ſie begnügt ſich nicht mit der freien, unintereſſirten Darſtellung des Schönen, ſondern ſie will unmittelbaren Nutzen bewirken, betreibt aber (wie Kant in ſeiner Kritik der Urtheilskraft ſagt) ein Geſchäft des Verſtandes als ein Spiel der Einbildungskraft, d. h. ſie gibt die Vorſtellungen in ſchönen Formen. In ſo fern ſie nun dadurch in dem Munde eines Böſewichts ein ſehr gefährliches Mittel wird, Schein für Wahrheit zu geben, hat man ſie ſchon im Alterthum als eine Kunſt, zu täuſchen, betrachtet. Dieſer Vorwurf trifft indeſſen weniger die Sache ſelbſt, als den Mißbrauch derſelben, wovon ſich die Griechen und Römer, da ihre ſämmtlichen Staatsverhältniſſe und gerichtlichen Gegenſtände öffentlich verhandelt wurden, nicht frei erhielten. Wir, die wir kaum noch einen Schatten von jener gerichtlichen Beredſamkeit übrig haben, wollen weniger überreden als belehren, und finden bei den heiligen Gegenſtänden der Religion und Moral, oder bei der Entwickelung und Empfehlung gewiſſer Wahrheiten und Pflichten, von der Kanzel oder von dem Lehrſtuhl herab, keinen Grund zu einer abſichtlichen Täuſchung.

Anm. 2. Verwandt, aber nicht gleichbedeutend, mit Beredſamkeit iſt die **Wohlredenheit** (facundia). Sie beſteht in der Fertigkeit, etwas Gedachtes dem Zweck und der Würde des Gegenſtandes gemäß, ſchriftlich oder mündlich vorzutragen, und wird alſo für jede Art der Rede und der Schrift gefodert, auch da, wo die Beredſamkeit nicht anwendbar iſt. Dieſe hat nicht die Allgemeinheit der Wohlredenheit, aber einen höheren Zweck und eine geſchmücktere Form, ſie iſt das Feierkleid der Wohlredenheit.

§. 19.

Das Erzeugniß der Beredſamkeit iſt die **Rede** im

engern Sinne, oder die durch Worte ausgedruckten, zur Lenkung des Willens beſtimmten, Vorſtellungen. Wer dieſe Fertigkeit ausübt, iſt ein Redner.

§. 20.

Wie bei allem, was man ſchreibt, muß man auch bei der Rede den Stoff von der Form unterſcheiden. Stoff der Rede iſt der Hauptſatz (das Thema) mit dem ganzen Umkreiſe der Gedanken und Begriffe; Form der Rede iſt theils die Anordnung der einzelnen Gedanken, theils die Schreibart, theils endlich der äußere Vortrag.

§. 21.

Aus dieſer Unterſcheidung des Stoffes und der Form einer Rede ergibt ſich das vierfache Geſchäft des Redners, nämlich 1) die Erfindung des Stoffes (inventio), 2) die Anordnung oder Eintheilung (dispositio), 3) die Schreibart (elocutio), 4) der mündliche Vortrag (pronuntiatio et actio).

§. 22.

Die Regeln oder Geſetze, nach denen eine Rede einzurichten iſt, bilden die Theorie der Beredſamkeit, oder die Rhetorik (Redekunſt), die wir alſo zunächſt als ein Syſtem der Grundſätze und Mittel betrachten, die der Redner zur Ausarbeitung und Haltung eines Vortrages anwenden muß, überhaupt aber als einen Inbegriff der Regeln eines guten, ſowohl mündlichen als ſchriftlichen, Ausdrucks, alſo auch der Wohlredenheit.

Anm. Nicht zu verkennen iſt der Werth der Theorie, wenn man bedenkt, daß ſie uns leichter und ſicherer arbeiten, manche Fehler vermeiden, und fremde Arbeiten richtiger beurtheilen und benutzen lehrt.

3. Geſchichte der Beredſamkeit.

§. 23.

Der Urſprung der Beredſamkeit fällt in die früheſten Zeiten des geſellſchaftlichen Lebens. Sie mußte nothwendig ein Erzeugniß der Natur ſeyn, und eben ſo

durch das Bedürfniß des Umgangs entſtehen, als ſie durch Uebung fortgebildet und zu einer kunſtgemäßen Behandlung erhoben wurde.

§. 24.

Die Griechen, welche eine, der Beredſamkeit günſtige, republikaniſche Verfaſſung hatten, ſind das erſte Volk, unter dem wir die Beredſamkeit nicht bloß geübt, ſondern auch auf Regeln zurückgeführt ſehen. Sie hatten ihre Rhetoren, als: Ariſtoteles, Dionys von Halikarnaß, Hermogenes, Theon, Demetrius Phalereus und Longin; und außer ihnen mehrere berühmte Redner, als: Perikles, Demoſthenes, Aeſchines, Lyſias und Iſokrates, die von ihrer Beredſamkeit bei öffentlichen Angelegenheiten des Staates, oder bei gerichtlichen Unterſuchungen Gebrauch machten, daher man dieſe Beredſamkeit die gerichtliche zu nennen pflegt.

§. 25.

Von den Griechen ging die Beredſamkeit zu den Römern über. Auch der Römiſche Staat war in ſeiner blühendſten Zeit republikaniſch, denn alle Geſchäfte wurden durch Reden an das Volk abgemacht. Die Beredſamkeit wurde daher ſowohl mündlich als ſchriftlich gelehrt, und durch Cicero und Quintilian auf den höchſten Gipfel der Vollkommenheit erhoben. Bald nach Cicero aber nahm ſie immer mehr und mehr ab, und ſank in eben dem Grade, in welchem die Römiſche Freiheit der Willkür der Despoten unterliegen mußte.

§. 26.

Unter den Neu-europäiſchen Völkern hat die Beredſamkeit weder gleichen Ruhm erwerben, noch beträchtliche Wirkungen hervorbringen können, da die politiſchen Reden aus den Gerichtshöfen durch veränderte Staatsverfaſſungen verdrängt wurden. Indeſſen gewann ſie durch die allgemeinere Einführung des Chriſtenthums ein neues Feld, nämlich die Lehrſtühle der Religion. Hier ſtand ſie um das 4te Jahrhundert unſrer Zeitrech-

nung in ſo großem Anſehen, daß mehreren Kanzelred- nern, wie Chryſoſtomus, Ambroſius, Hieronymus, in der Kirche, wie den Schauſpielern im Theater, Beifall geklatſcht wurde.

§. 27.

Im mittleren Zeitalter wurde die Beredſamkeit faſt ganz vernachläſſigt, jedoch bei der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften wieder hervorgeſucht. In Italien zeichnete ſich keiner als geiſtlicher Redner aus. Frankreich aber erzeugte einen Patru, Fontenelle, Maſſillon, Boſſuet, Flechier und Saurin; England einen Tillotſon, Sherlock, Sterne, White und Blair. Späterhin erhob ſich auch die politiſche Beredſamkeit in Frankreich durch Mirabeau, Deſeze, Portalis, Carnot, und in England durch Edmund Burke, Fox, William Pitt, Wilberforce, Brougham, Canning ꝛc. Am ſpäteſten, und meiſt auf Kanzel und Katheder beſchränkt, finden wir die Beredſamkeit in Deutſchland, wo Mosheim, Jeruſalem, Cramer, Giſeke, Schlegel, Spalding, Reſewitz, Teller, Zollikofer, Henke, Roſenmüller und Engel als ehrwürdige Namen glänzen, denen ſich in der neueren und neuſten Zeit Reinhard, Marezoll, Ribbeck, Kindervater, Wedag, Hanſtein, Ammon, Schuderoff, Sonntag, Schleiermacher, Tzſchirner, Schott, Dräſeke, Theremin ꝛc. ruhmvoll anſchloſſen. Die politiſche findet erſt ihr Entſtehen in einigen Staaten, die ſich einer conſtitutionellen Verfaſſung nähern.

Erſter Abſchnitt.

Von der Erfindung.

§. 1. Unter **Erfindung** (inventio) verſteht die Rhetorik ſowohl die Wahl eines Gegenſtandes (Hauptſatz, Thema), als auch die Auffindung des ganzen Umkreiſes der Ideen, Begriffe und Sätze (Materialien, Stofftheile), welche zur Ausführung des Gegenſtandes nothwendig ſind.

Erſtes Kapitel.

Von dem Thema und den verſchiedenen Arten deſſelben.

§. 2. **Thema** nennen wir überhaupt jeden Hauptſatz, der einer verbundenen Reihe zuſammengehöriger Vorſtellungen oder einem Vortrage zum Grunde liegt, gleichviel, ob dieſer ein Brief, eine Abhandlung, ein Geſpräch, oder eine Rede genannt wird.

§. 3. Die Themata richten ſich nach dem Zwecke, den man durch den Vortrag erreichen will. Dieſer iſt zwiefach; man will nämlich

1) etwas **Geſchehenes** mittheilen, und etwas **Vorhandenes** nach ſeinen Merkmalen deutlich machen;
2) eine Wahrheit zur Belehrung erläutern, oder zur Annahme empfehlen.

§. 4. I. Wer etwas **Geſchehenes** mittheilt, liefert eine **Geſchichte**, der ein **hiſtoriſches Thema** zum Grunde liegt. Die Begebenheit, welche erzählt wird, kann betrachtet werden

a) nach ihrer Entſtehungsart und Veranlaſſung, mit genauer Beſtimmung der Zeit, des Orts, der Perſonen;

b) nach ihren Urſachen und Triebfedern, die, wenn ſie im Charakter der Menſchen liegen, innere, wenn ſie in Erziehung, Stand und Vermögen ꝛc. liegen, äußere genannt werden;

c) nach dem Zwecke und der Abſicht der handelnden Perſonen, alſo nach den Mitteln, Hinderniſſen, Schwierigkeiten;

d) nach dem Werthe und der Wichtigkeit einer Begebenheit;

e) nach den Urtheilen der Zeitgenoſſen und Nachkommen;

f) nach dem Ausgange der Geſchichte;

g) nach den Folgen derſelben, und ihrem Einfluſſe auf die Handelnden ſo wie auf Andere.

§. 5. Die hiſtoriſchen Themata ſind theils Erzählungen, theils Unterſuchungen. Jene ſind wieder entweder wahre (Tod des Sokrates, Cäſars, die Zerſtörung Magdeburgs), oder erdichtete (Laocoon nach Virgil, Emilia Galotti nach Leſſing, oder eine Fabel). Die Unterſuchungen erfodern ſorgſame Prüfung und Studium der hiſtoriſchen Kritik (über die Urſachen der Chriſtenverfolgung von Seiten der Heiden; über den Charakter Wallenſteins).

§. 6. Die Abſicht der wahren Geſchichte kann ſeyn

a) wiſſenſchaftlich zu belehren, indem man eine Reihe geſchichtlicher Vorfälle erzählt;

b) auf das Gemüth und den Willen einzuwirken, durch religiöſe Betrachtungen, durch ſittliche Belehrung über den Gang des Guten und Böſen in der Welt, oder über den Werth der Dinge, oder über die Folgen unſerer Handlungen zur Erweckung guter Vorſätze, zum Troſte, zur Ermunterung, zur Nachahmung.

§. 7. Wer etwas Vorhandenes nach ſeinen Merk-

malen deutlich macht, liefert eine Beſchreibung. In dieſer wird nicht, wie in der Erzählung, etwas in der Zeit nach einander Folgendes, ſondern im Raum neben einander Befindliches dargeſtellt. Im Uebrigen verhält es ſich mit der Beſchreibung wie mit der Erzählung.

§. 8. II. Will man Andere über eine Wahrheit belehren, ſo geſchieht dies entweder A) dadurch, daß man ſie erläutert (theoretiſche Wahrheit), oder B) ſie zur Ausübung empfiehlt (praktiſche Wahrheit).

§. 9. A. Bei der Wahl einer theoretiſchen Wahrheit kommt es darauf an, a) einen Begriff zu entwickeln, b) eine Wahrheit zu beweiſen, c) falſche Begriffe zu berichtigen und zu widerlegen, d) eine Wahrheit anzuwenden.

a) *Einen* Begriff entwickelt man theils analytiſch, *indem man* die Theile eines Begriffs auflöſ't, zergliedert, und auf ſein Entſtehen im Verſtande zurückführt, alſo indem man vom Beſondern zum Allgemeinen fortgeht; theils ſynthetiſch, indem man aus einzelnen Theilen den Begriff zuſammenſetzt, oder vom Allgemeinen auf das Beſondere übergeht. Die analytiſche Methode iſt dann am brauchbarſten, wenn die zu erklärenden Begriffe und Sätze ſchon bekannt, aber in der Erkenntniß noch nicht zur vollen Klarheit gekommen ſind; die ſynthetiſche dagegen iſt da vorzuziehen, wo es darauf ankommt, einen Begriff aus ſeinen Gründen abzuleiten.

Anm. Wollte man z. B. auf dem analytiſchen Wege zeigen, daß die Geſchichte eine lehrreiche Erzählung wahrer und merkwürdiger Begebenheiten im Zuſammenhange ſey, ſo würden die Theile des Ganzen entwickelt werden müſſen, alſo: Erzählung — (was ſie ſey, — lehrreich (nicht bloß unterhaltend, ſondern nützlich für den Menſchen, für einzelne Wiſſenſchaften) — wahr (unterſcheidet ſich alſo von Roman und Fabel) — merkwürdig (alſo nicht alles gehört in die Geſchichte, nur das, was Einfluß hatte auf Menſchen und Staaten, Sitten, Litteratur, Religion ꝛc.) — Zuſammenhang (alſo nicht einzelne Anekdoten und abgeriſſene Begebenheiten, ſondern nach der Zeitfolge und der innern Verbindung von Urſache und Folge).

Wollte man den Begriff Erziehung auf ſyntheti-

ſchem Wege beſtimmen, ſo würde man zeigen, daß jeder Menſch gewiſſe Anlagen des Geiſtes erhalten habe, daß dieſe zweckmäßig, oder ihrer Beſtimmung gemäß ausgebildet werden müſſen, und daß in dieſer zweckmäßigen Ausbildung menſchlicher Anlagen die Erziehung beſtehe.

b) Eine Wahrheit beweiſ't man aa) durch das allgemeine Wahrheitsgefühl (sensus communis), bb) durch das Zeugniß der Sinne, cc) durch Erfahrung und ähnliche Fälle, dd) durch Widerlegung der Zweifel, ee) durch die Unmöglichkeit des Gegentheils, ff) durch Zeugniſſe.

c) Falſche Begriffe berichtigt und widerlegt man aa) durch Mangel giltiger Beweiſe, bb) durch den Widerſtreit mit dem Zeugniſſe der Sinne, mit dem Wahrheitsgefühl, mit der Erfahrung ꝛc. cc) durch die Widerſinnigkeit der Sache, dd) durch thörichte und gefährliche Folgerungen des falſchen Begriffs.

d) Eine Wahrheit wendet man an, wenn man zeigt, daß aa) durch die Erklärung auch andere Wahrheiten erläutert, bb) gewiſſe Ueberzeugungen befeſtigt, cc) andere Zweifel gelöſ't, dd) Vorurtheile gehoben werden.

Anm. Sehr nützlich und das Nachdenken ſchärfend iſt die Auflöſung pſychologiſcher Aufgaben, wodurch man ſich der Gründe gewiſſer Empfindungen und Vorſtellungen bewußt zu werden ſucht. Dahin gehören z. B. die Fragen: warum ſind wir ſtrenger gegen die Fehler Anderer als gegen unſre eigenen? Warum bedient man ſich der Schimpfwörter zu Liebkoſungen? ꝛc. ꝛc.

§. 10. B. Bei der Wahl einer praktiſchen Wahrheit, oder ſolcher, die ſich auf unſer Thun und Laſſen bezieht, gibt es drei verſchiedene Anſichten:

a) man will mit einer guten Handlungsweiſe bekannt machen;

b) man will über gewiſſe Fehler belehren;

c) man will edle Empfindungen einflößen und ſchädliche vertilgen.

Nämlich:

a) will man mit einer guten Handlungsweiſe bekannt machen, ſo zeigt man, aa) aus welcher Geſinnung ſie entſpringt, bb) wie ſie ſich äußert, cc) woran man ihre

Echtheit und Güte erkennt, dd) wie man die Zweifel löſet, die gegen die Verbindlichkeit dazu gemacht werden könnten, ee) welche Mittel es gibt, ſich jene Handlungsweiſe anzueignen, und ff) welche Hinderniſſe und Schwierigkeiten zu beſtehen ſind.

Beiſpiel. Wollte man ſonach über die Toleranz ſprechen, ſo würden ſich dazu folgende Stofftheile darbieten:

aa) aus allgemeiner Menſchenliebe,

bb) durch Schonung, Billigkeit und Wohlthätigkeit gegen anders Denkende,

cc) daran, daß ſie nicht Gleichgiltigkeit gegen die Wahrheit ſelbſt verräth,

dd) wie ſtimmt die Toleranz mit echter Liebe zur Wahrheit und Religion? Iſt ſie dem Staate vortheilhaft?

ee) Nachdenken, richtiges Gefühl,

ff) Leidenſchaften, eigenes Intereſſe, Vorurtheil, blinde Anhänglichkeit an hergebrachte Meinungen u. ſ. w.

b) Will man über gewiſſe Fehler belehren, ſo zeigt man aa) worin der Fehler beſtehe, bb) ſeine Quellen, cc) die Art, wie er ſich äußert und fortbildet, dd) die nachtheiligen Folgen deſſelben, ee) Entſchuldigungen und Ausflüchte, ff) Mittel dagegen.

Beiſpiel. Man will über die Selbſtſucht oder den Egoismus ſprechen, ſo ſieht man:

aa) auf die Denkart des Menſchen, ſich ſelbſt zum letzten und vornehmſten Zwecke aller Handlungen zu machen;

bb) Selbſtliebe, ſchlechte Erziehung;

cc) und dd) Der Egoiſt dehnt ſeine Rechte über die Grenzen aus; ihn verdrießt fremdes Glück, und er ſucht es zu hindern (Eiferſucht und Neid); er will unabhängig ſeyn, und iſt daher ſtolz und undankbar; er will ſeine ſelbſtſüchtigen Zwecke erreichen, und erlaubt ſich daher jedes Mittel;

ee) jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte; man muß auf ſein Beſtes bedacht ſeyn;

ff) Nachdenken über das Unrecht, das der Egoiſt andern Menſchen zufügt; Betrachtung über die Folgen des Egoismus für ihn ſelbſt, indem er ſich verächtlich macht;

Vermeidung der Gelegenheit; Aufſuchung erweckender Beiſpiele von Menſchenliebe und Edelmuth.

c) Will man gute Empfindungen einflößen, und ſchädliche verdrängen, ſo zeige man, aa) wie ſie entſtehen, bb) welchen Charakter ſie haben, cc) wie ſie den Menſchen erhöhen oder erniedrigen. Z. B. Menſchenliebe und Menſchenhaß; — Großmuth, Edelſinn; — Rachſucht, Verfolgungsgeiſt.

§. 11. Es gibt außerdem ſogenannte gemiſchte Themata, wozu die Naturgeſchichte, die Philologie, Politik, Aeſthetik, überhaupt die Wiſſenſchaft, den Stoff darbietet. Will man z. B. über das Pflanzenreich ſprechen, ſo kann man

a) den Nutzen deſſelben angeben: — Wohnung, Licht und Wärme, Nahrung, Stoff zur Verarbeitung, Heilmittel, Schmuck, Unterricht, Vergnügen;

b) ſittliche Belehrungen darüber ertheilen, in Hinſicht auf Gott und Vorſehung, auf Gebrauch und Mißbrauch.

Eben ſo: über den Nutzen der Raubthiere; über die Abwechſelung der Jahreszeiten; Betrachtungen über den geſtirnten Himmel u. ſ. w.

Zweites Kapitel.

Beſondere Bemerkungen über die Themata und deren Stofftheile, vorzüglich für die eigentliche Rede.

---

§. 12. Wenn der Redner ſein Thema frei wählen kann, ſo hat er vor allen Dingen darauf zu ſehen:

a) ob er mit dem Gegenſtande, über den er ſprechen will, genau vertraut ſey;

b) ob das Thema auch zu den geiſtigen Fähigkeiten und Bedürfniſſen ſeiner Zuhörer paſſe;

c) ob es auch den äußern Umſtänden, unter denen er ſprechen ſoll, alſo der Zeit, dem Ort, und ſeiner eigenen Perſon angemeſſen;

d) und endlich, ob es überhaupt wichtig genug, und einer rednerischen Behandlung fähig ſey.

§. 13. Iſt das Thema mit Hinſicht auf jene Regeln gewählt: ſo kommt es nicht bloß darauf an, die Stofftheile, welche die zweckmäßige Ausführung des Hauptſatzes erfodert, aufzufinden (wie im 1ſten Kap. gezeigt worden iſt), ſondern auch die Erläuterungen und Beweiſe nach den Umſtänden zu wählen und mehr oder weniger ausführlich zu behandeln.

§. 14. Was zuerſt die Erläuterungen betrifft, ſo beſtimmen ſich dieſe theils durch den Charakter der Rede überhaupt, theils durch das Verhältniß deſſen, was der Erläuterung bedarf, zu dem beſondern Zweck und Thema der Rede, theils durch die Faſſungskraft der Zuhörer.

§. 15. Die Rede, als ſolche überhaupt, liebt, ihrem Charakter nach, Kürze und Sparſamkeit in Erklärungen und Eintheilungen, und ſucht ihre ſchulgerechte Form durch Mannichfaltigkeit der Wendungen zu verbergen, damit nicht die Erkenntnißkräfte der Zuhörer zum Nachtheil der übrigen geiſtigen Vermögen in eine zu angeſtrengte Thätigkeit geſetzt werden mögen. Zugleich gebraucht ſie die Beſchreibung, Vergleichung der Begriffe, und die Mittel der Verſinnlichung weit öfter und mannichfaltiger als eine didaktiſche Abhandlung, weil es dem Redner, ſeines Zwecks wegen, darum zu thun ſeyn muß, ſinnliche, lebhafte Vorſtellungen zu erwecken.

§. 16. Das Verhältniß deſſen, was der Erläuterung bedarf, zu dem beſondern Zweck und Thema der Rede, erfodert nur da ausführliche Schilderungen und Erzählungen, vollſtändige Begriffsbeſtimmungen und Entwickelungen, wiederholte und zuſammengeſetzte Verſinnlichungen, wo es Vorſtellungen betrifft, die entweder im Thema ſelbſt liegen, oder mit ihm in unmittelbarer Verbindung ſtehen. Es gibt in jeder Rede immer einen Begriff, der als ein vorzüglich lichter Punkt im Ganzen erſcheinen muß,

und daher auch im Fortgang des Vortrages mancher Wiederholungen und Rückerinnerungen bedarf, welche der gewandte Redner in das Ganze zu verweben bemüht ſeyn wird.

§. 17. Was endlich die Erläuterungen in Hinſicht auf die Faſſungskraft der Zuhörer betrifft: ſo kann man es von dem Redner fodern, daß er praktiſche Welt- und Menſchenkenntniß genug habe, die Bedürfniſſe ſeines Publikums zu beurtheilen. Spricht er zum Volke, ſo muß er dem beſchränkten Erkenntnißvermögen durch lebhafte Verſinnlichungen öfter zu Hilfe kommen, als in Vorträgen an Gebildete; vorzüglich muß er äußere Anſchauungen benutzen, und ſeine Bilder und Beiſpiele wo möglich aus dem Umkreiſe der Gegenſtände entlehnen, mit denen ſeine Zuhörer am meiſten vertraut ſind.

§. 18. Was zweitens die Beweiſe oder Gründe betrifft, wodurch der Zuhörer zum Fürwahrhalten einer theoretiſchen oder praktiſchen Wahrheit beſtimmt werden ſoll: ſo ſind dieſe eben darum ſo wichtig, weil ohne ſie weder Feſtigkeit der Ueberzeugung bewirkt, noch der menſchliche Wille kräftig beſtimmt werden kann.

§. 19. Das Fürwahrhalten ſelbſt aber geſtattet mehrere Grade; denn es iſt bald Ueberredung, d. h. ein vermeintlicher Grad des Fürwahrhaltens, der ſeinen Urſprung nur in dem ſubjectiven Gefühle hat, bald Ueberzeugung, die aus der klaren Einſicht der Natur einer Sache, und ihres Zuſammenhanges mit andern Gegenſtänden entſteht, bald Beides zugleich, was in der Beredſamkeit gewöhnlich der Fall iſt, da überredende und überzeugende Gründe, mit einander vermiſcht, von größerer Wirkſamkeit ſind.

§. 20. Aus dieſen verſchiedenen Graden des Fürwahrhaltens entſteht bald ein Meinen, bald eine Wahrſcheinlichkeit, bald Glaube, und bald ein Wiſſen. Ein Meinen — in ſo fern man etwas anzunehmen geneigt, aber noch nicht dafür entſchieden iſt, weil man weder in ſich (d. h. ſubjectiv), noch außer ſich, in der Sache ſelbſt (d. h. objectiv) hinreichende Gründe

dafür

dafür auffinden kann, und alſo auch für die Annahme des Gegentheils noch eben ſo empfänglich bleibt. Eine Wahrſcheinlichkeit — in ſo fern man aus überwiegenden, wenn auch nicht völlig hinreichenden, Gründen zum Führwahrhalten einer Behauptung mehr geneigt iſt, als zur Annahme des Gegentheils. Ein Glaube — in ſo fern man nur aus ſubjectiven Gründen eine Sache für wahr hält, und endlich ein Wiſſen — in ſo fern das Fürwahrhalten auf objectiven, alſo auf allgemein giltigen Gründen beruht.

§. 21. Wir unterſcheiden daher drei allgemeine Quellen der Gründe, durch welche das Fürwahrhalten eines Satzes bewirkt wird: 1) die unmittelbare Evidenz, und das allgemeine Wahrheitsgefühl, worunter wir die unmittelbar überzeugende Kraft verſtehen, die eine Wahrheit durch ihren innigen Zuſammenhang mit unſerer ganzen Anſchauung, oder mit unſern Verſtandesgeſetzen, oder mit den Geboten der praktiſchen Vernunft, oder mit den menſchlichen Gefühlen beſitzt, und woraus das unmittelbare Wiſſen hervorgeht; 2) die Erfahrungsgründe, da man ſich auf eigne oder fremde Anſchauungen beruft, und die Wahrheit eines allgemeinen Erfahrungsſatzes aus einzelnen Fällen und Beiſpielen hervorgehen läßt, indem man annimmt, daß die Merkmale, welche vielen Dingen derſelben Art oder Gattung zukommen, auch von den übrigen mit Recht angenommen werden können. Da aber das Gebiet der Erfahrung unermeßlich iſt, ſo können alle daraus hergeleitete Beweiſe nichts höheres leiſten, als was die Erfahrungskenntniß überhaupt zu leiſten im Stande iſt, nämlich nur die Gewißheit, daß ein allgemeines Erfahrungsurtheil mit den bisher gemachten Erfahrungen übereinſtimme; 3) dogmatiſche Beweiſe, die zunächſt aus allgemeinen Begriffen und Sätzen geführt werden, welche entweder der Erfahrung oder dem Verſtandes-Vermögen unmittelbar ihren Urſprung verdanken.

§. 22. Obgleich dieſe allgemeinen Quellen der Gründe immer dieſelben bleiben, man mag belehren oder den menſchlichen Willen beſtimmen wollen: ſo erfodert doch der Zweck der Beredſamkeit, gerade diejenigen Gründe beſonders hervorzuheben, welche vorzugsweiſe geeignet ſind, die menſchlichen Neigungen und Gefühle in Thätigkeit zu ſetzen. Dies ſind die verpflichtenden und bewegenden Gründe, von denen ſich jene auf die Ausſprüche der Vernunft berufen, alſo auf Pflicht, dieſe auf die Uebereinſtimmung deſſen, was gethan werden ſoll, mit dem Begehungsvermögen, und die theils mittelſt der Neigungen und Triebe wirken, theils mittelſt gewiſſer Gefühle der Freude, der Traurigkeit, des Mitleids, der Hoffnung, Furcht u. ſ. w.

§. 23. Ueberhaupt muß der Redner als ſolcher bei der Wahl ſeiner Gründe vorzüglich darauf ſehen: 1) ſolche Gründe aufzufinden, deren Darſtellung und Ausführung nicht die Erkenntnißkräfte allein beſchäftigen, ſondern durch Anſchaulichkeit auch der Phantaſie und dem Gefühl einen gewiſſen Spielraum eröffnen; 2) den beweiſenden Theilen ſeines Vortrages durch Verbindung verſchiedenartiger*) Gründe, und durch Zuſammenſtellung des Contraſtirenden**) bald größere Klarheit, bald feſtere, überzeugende Kraft und eindringende Lebendigkeit zu geben; 3) alle diejenigen Beweiſe zu vermeiden, denen man das Gekünſtelte zu leicht anſehen würde.

Anm. *) So werden z. B. in Reinhard's Predigt am zweiten Pfingſttage 1795 folgende Gründe des Glaubens an die ewige Fortdauer verbunden: die Vernunft weiſet uns ein Ziel der Vollkommenheit an, dem wir uns ewig nur nähern können; ein Durſt nach grenzenloſer Fortdauer liegt in unſerer Natur; wir finden ohne dieſen Glauben in unſeren Schickſalen lauter Verwirrung und Widerſpruch; die Verſicherungen des Chriſtenthums beſtätigen dieſen Glauben.

Anm. **) In Cicero's Rede pro Milone ſind die Beweiſe für die Schuld des Clodius mit den Gründen für die Unſchuld des Milo zuſammengeſtellt.

§. 24. Sehr nützlich iſt es, und in einer beweiſenden Rede beſonders nothwendig, dem Zuhörer die Ueberſicht und Feſthaltung der Gründe zu erleichtern. Dies geſchieht hier und da durch eine gedrängte Wiederholung, die am ſchicklichſten zum Schluß des Ganzen angebracht wird, wo ſie ein wirkſames Mittel iſt, den Geſammteindruck zu verſtärken, aber auch in der Mitte des Vortrages Platz finden kann, um die Aufmerkſamkeit auf die dargeſtellten Sätze zu heften, und den Zuſammenhang, in welchem ſie mit dem folgenden ſtehen, beſſer überſehen zu laſſen.

§. 25. Endlich liegt es in der Natur der Sache, daß der Redner bei Aufſtellung ſeiner Gründe auch die Vorurtheile, Neigungen, Zweifel und Einwürfe berückſichtige, welche ſeinen Behauptungen und Foderungen entgegen ſtehen könnten. Nach Umſtänden und nach der Wichtigkeit jener Vorurtheile ꝛc. ꝛc. wird der Redner kürzer oder länger dabei verweilen, indem er entweder nur auf den vermeintlichen Zuſammenhang derſelben mit der von ihm aufgeſtellten Behauptung aufmerkſam macht, oder jene Vorurtheile zu ſeinem Vortheil benutzt, oder auch ſich in eine förmliche Widerlegung durch zweckmäßige Gründe einläßt, und andere Neigungen und Gefühle, die jenen entgegen wirken, zu erregen ſucht.

Zweiter Abſchnitt.

Von
der Anordnung oder Eintheilung der Stofftheile.

1. Methode des Disponirens.

§. 26. Wenn der Redner ſein Thema gewählt und die einzelnen Stofftheile mit ihren Erläuterungen und Beweiſen aufgefunden hat: ſo kommt es darauf an, ſeine Gedanken zu disponiren, d. h., ſie nach den Geſetzen des Denkvermögens über und unter einander zu ordnen.

§. 27. Man disponirt, oder macht ſich eine Disposition, indem man aus den Individuen Species, und aus dieſen Genera bildet. Beide gewinnet man dadurch, daß man zuerſt die Individuen unter einander vergleicht, und das, was ſich ähnlich iſt, zuſammenſtellt: dadurch erhält man eine Species; daß man zweitens auf dieſelbe Art auch die ähnlichen Species unter gewiſſe Rubriken bringt, und drittens dieſe Rubriken wieder unter einen Gemeinbegriff oder ein Genus zuſammenfaßt. Dieſes Genus iſt dann der Satz (propositio), die Rubriken ſind Theile deſſelben und die Species die Unterabtheilungen. Nur auf dieſem Wege läßt ſich in die Rede, die als ein Werk der Kunſt eine beſtimmte Wirkung im menſchlichen Geiſte erzeugen ſoll, Ordnung, Zuſammenhang und Einheit bringen.

§. 28. Zur Erleichterung dieſer Arbeit nahmen die älteren Rhetoriker gewiſſe allgemeine Begriffe als Eintheilungsgründe an, die, auf beſtimmte Plätze geſtellt, von ihnen loci topici genannt wurden.

Es waren folgende:

a) notatio, darunter derivatio, ſynonyma und aequivoca.
b) definitio et descriptio.
c) genus et ſpecies.
d) totum et partes.
e) cauſſa efficiens, cauſſa formalis et finalis.
f) effectus.
g) adjuncta.
h) circumſtantiae historicae et morales.
i) oppoſita.
k) comparata.
l) exempla.
m) teſtimonia.

Kürzere Eintheilungsgründe ſind die 7 Fragen des bekannten Verſes:
quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando?
die beim Nachdenken über ein Thema auf den darin liegenden Stoff hinführen, und deshalb ſehr leitend und nützlich ſind. Um uns aber dieſe Uebung ſelbſt näher zu bringen, wollen wir uns einige Dispoſitionen entwerfen, und zwar I) zu einem Vortrage über den Patriotismus, und II) über den Fleiß.

I) Angenommen alſo, wir wollten über den Patriotismus ſprechen, ſo würden ſich uns bei einigem Nachdenken folgende Stofftheile aufdringen:

1) Der wahre Patriot liebt nicht bloß das, was ihm am nächſten liegt; 2) er hängt nicht an böſen Gewohnheiten und Nationalſtolz; 3) er iſt nicht gleichgiltig gegen die Fehler ſeines Vaterlandes; 4) der wahre Patriotismus iſt ein Ausfluß der reinſten Menſchenliebe; 5) der Patriot umfaßt mit ſeiner Liebe Alles, was ſchön, gut, groß und nützlich iſt; 6) er iſt unpartheiiſch und ſtreng gegen ſich ſelbſt in der Ausübung ſeiner Pflichten; 7) er iſt eben ſo ſtreng und unpartheiiſch gegen Andere, deren Wohl er zu befördern ſucht; 8) er verbindet mit Gerechtigkeit auch Güte und Großmuth; 9) freilich erfodert der Patriotismus oft Aufopferungen äußerer Vortheile; 10) der Patriot findet Menſchen, die dem Guten, das er üben will, ſich widerſetzen; 11) er wird öfters verkannt und mit Undank gelohnt; 12)

dennoch bleibt ihm die Freude, das Gute gewollt und zum Wohl ſeines Vaterlandes gewirkt zu haben, die ſüßeſte; 13) er hat den Beifall ſeines Herzens und die Achtung guter Menſchen; 14) er erfreut ſich der Folgen ſeiner Bemühungen, die oft Jahrhunderte fortdauern; 15) er wirkt durch ſein Beiſpiel auf ſeine Kinder, auf alle, die ihn handeln ſehen; 16) er gewinnt dadurch ſelbſt an innerer Kraft und moraliſcher Ausbildung; 17) er ſtellt ſich das alles oft vor, und ſchätzt den Patriotismus immer höher; 18) er übt ihn, ſo oft ſich Gelegenheit dazu darbietet; 19) er wählt ſich zu ſeinem Umgange Vaterlandsfreunde, die ſeinen Patriotismus beleben; 20) er ſtudirt die Geſchichte der verſchiedenen Völker, und findet darin den Patriotismus zur höchſten Tugend des Bürgers erhoben. — Hier ſind 20 Individuen, welche wir, der obigen Regel gemäß, mit einander zu vergleichen haben. Bei dieſer Vergleichung entdecken wir ſehr leicht in 1. 2. 3. gewiſſe Aehnlichkeiten, indem wir hier finden, wie der Patriotismus ſich nicht äußern ſoll; dies könnten wir Aeußerung des falſchen Patriotismus nennen. In 4. 5. 6. 7. 8. ſind wieder Aehnlichkeiten. Sie enthalten das Gegentheil von dem vorhergehenden, und wir können ſie Aeußerung des wahren Patriotismus nennen. In 9. 10. 11. ſind die Schwierigkeiten bei der Ausübung des Patriotismus, und in 12. 13. 14. 15. 16. die Antriebe, ſo wie in 17. 18. 19. 20. die Mittel, ein Vaterlandsfreund zu werden, angegeben. Wir hätten alſo folgende species: a) Aeußerung des falſchen, b) Aeußerung des wahren Patriotismus. c) Schwierigkeiten. d) Antriebe. e) Mittel, oder: beſondere Regeln. Dieſe species ſind nun einer nochmaligen Vergleichung fähig. Wir finden nämlich, daß a und b, und eben ſo c d und e ſich ſehr gut unter zwei gemeinſchaftliche Rubriken bringen laſſen. Die erſte Rubrik (a und b) enthält den Charakter eines wahren Patrioten; die zweite (c. d. e.) die Anweiſung, wie man ein Patriot werden könne, oder: den Weg zum Patriotismus. Aus dieſen beiden Rubriken ergibt ſich nun ſehr leicht der Hauptbegriff: Belehrungen über den Patriotismus. Die Rubriken bei der zweiten Operation ſind nun die Theile, und

die ſpecies bei Vergleichung der Individuen die **Unterabtheilungen**. Wir hätten demnach folgende Dispoſition:

I. Charakter eines Patrioten, oder: was heißt ein Patriot?
  1) Falſcher Patriotismus. 1. 2. 3.
  2) Wahrer Patriotismus. 4. 5. 6. 7. 8.

II. Weg zum Patriotismus, oder: wie muß man es anfangen, ein Patriot zu werden?
  1) Schwierigkeiten. 9. 10. 11.
  2) Reize, oder Antriebe. 12. 13. 14. 15. 16.
  3) Mittel, oder beſondere Regeln 17. 18. 19. 20.

Wollten wir

II) **über den wahren Fleiß** ſprechen, ſo würden ſich folgende Stofftheile darbieten:

1) Derjenige iſt nicht fleißig, der ſich mit Kleinigkeiten beſchäftigt, und keinen ernſten Zweck hat; 2) auch der *nicht*, der in ſeiner Thätigkeit keine Ordnung hat; 3) auch der *nicht*, dem es an Beharrlichkeit fehlt; 4) ohne Fleiß werden unſre Kräfte ſtumpf; 5) in der ganzen Natur herrſcht Fleiß; 6) das Ganze kann ohne Fleiß nicht beſtehen; 7) er erhält unſre Heiterkeit; 8) er verſcheucht die Langweile; 9) er verſchafft uns die Freude der Selbſtvervollkommnung; 10) die Möglichkeit und Gelegenheit, Andere zu beglücken; 11) den Beifall der Menſchen; 12) er ſtärkt in uns das Vertrauen auf die Vorſehung; 13) durch Fleiß erwirbt man; 14) genießt Ehre und Vertrauen; 15) er macht uns mit unſeren Pflichten und Geſchäften vertrauter; 16) er verwahrt uns gegen Leidenſchaften und Laſter; 17) man kann in jedem Alter und bei jeder Lebensart fleißig ſeyn; 18) es gibt einen allgemeinen Fleiß; 19) einen beſondern, z. B. in einzelnen Angelegenheiten unſrer Freunde; 20) man kann in der Geſellſchaft und Einſamkeit fleißig ſeyn; 21) es kommt nicht allein darauf an, wie viel man thut; 22) nicht allein, in wie kurzer Zeit man es thut; 23) auch nicht darauf, ob man ſein Geſchäft vollendet hat; 24) auch nicht auf die äußere Anſtrengung; 25) es kommt an auf die überwundenen Schwierigkeiten; 26) auf die Güte der bearbeiteten Sache; 27) wie nahe man der Vollkommenheit ſey; 28) unſer Körper hindert uns ſehr an Fleiß; 29) oft die Ueberfüllung;

30) oft Mangel an Nahrung; 31) oft Kränklichkeit; 32) auch muß die Anſtrengung nicht zu groß ſeyn; 33) ein Haupthinderniß iſt Weichlichkeit; 34) die Menſchen verlaſſen ſich bloß auf Gott und die Umſtände; 35) wie, wenn nun der Fleiß doch nichts vor ſich bringt; 36) wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand; 37) wir würden fleißiger ſeyn, wenn wir in anderen Verhältniſſen wären; 38) es iſt Anderen gut gegangen, die noch weniger thaten; 39) die Menſchen belohnen den Fleißigen doch nicht nach Würdigkeit; 40) durch Fleiß wird man zum Pedanten.

Wenn man dieſe 40 Individuen unter einander vergleicht, ſo finden ſich folgende Aehnlichkeiten:

1) Beſchaffenheit des Fleißes 1. 2. 3.
2) Gegenſtände und Gelegenheiten 17. 18. 19. 20.
3) Maaßſtab des Fleißes 21 — 27.
4) Schwierigkeiten und Hinderniſſe 28 — 40.
5) Antriebe zum Fleiß 4 — 16.

Dieſe 5 Rubriken ſind die Species; vergleichen wir ſolche abermals, ſo zeigt es ſich, daß zuſammengehören 1. 2. und 3, und wieder 4 und 5, folglich wäre das Genus: Belehrungen über den Fleiß, und man hätte folgende Diſpoſition:

1) Was iſt Fleiß?
   a) was iſt er nicht, 1. 2. 3.
   b) Gegenſtände und Gelegenheiten 17 — 20.
   c) Maaßſtab deſſelben 21 — 27.
2) Wie ſoll man zu dieſer Tugend gelangen?
   a) ihre Schwierigkeiten:
      aa) von Seiten des Körpers 28 — 33.
      bb) von Seiten gewöhnlicher Vorurtheile 34 — 40.
   b) Reizungen zum Fleiß 4 — 16.
   c) Beſondere Regeln, aus dem vorigen hergeleitet.

2. Form der Rede.

§. 29. Die Reden, als Kunſtwerke betrachtet, haben (ſo verſchieden ſie auch nach Zweck und Inhalt ſeyn mögen *),) eine gewiſſe Form. Jeder redneriſche Vortrag nämlich bekommt eine Einleitung, um die Zuhörer auf den eigentlichen Inhalt vorzubereiten. Alsdann trägt

man den Hauptſatz vor, klärt die darin liegenden dunkeln Begriffe auf, entwickelt die damit verbundenen Umſtände, unterſtützt ſeine Behauptung mit Gründen, und räumt die möglichen Einwürfe aus dem Wege. Hat man dadurch den Verſtand gewonnen, ſo greift man endlich den Willen an, indem man die Gemüths- und Phantaſie-Kräfte in Thätigkeit ſetzt. Die Haupttheile einer ſolchen förmlichen Rede wären alſo: 1) der Eingang, 2) der Vortrag des Gegenſtandes und deſſen Eintheilung, 3) die Erklärung, 4) der Beweis, 5) der rührende oder pathetiſche Theil, 6) der Beſchluß.

Anm. *) Die Alten theilten die Reden nach den verſchiedenen Zwecken in drei Arten: in die beweiſende (oratio demonstrativa), berathſchlagende (o. deliberativa) und gerichtliche (o. judicialis). Der Zweck der erſten Art war Lob und Tadel der Tugend und des Laſters; der zweiten — Empfehlung oder Abrathung gewiſſer Maaßregeln; der dritten — Anklage oder Vertheidigung. Wir Neueren haben bei veränderter Sitte und Staatsverfaſſung jene Eintheilung nicht mehr unſrer heutigen Beredſamkeit angemeſſen gefunden, und den Eintheilungsgrund von dem Gegenſtand und Inhalt der Rede hergenommen, der ein wiſſenſchaftlicher, politiſcher und religiöſer ſeyn kann. Daher theilt man unſere Reden gewöhnlich in wiſſenſchaftliche (wozu die Schul- und akademiſchen Reden, auch Lobreden, gerechnet werden), in politiſche (die durch das Staatsleben veranlaßt werden, z. B. Huldigungs-, Geſandtſchafts-, Land-tags- und Wahlreden), und in religiöſe (worin Pflichten und Wahrheiten der Religion vorgetragen werden, wozu beſonders die Kanzelreden und alle feierliche Vorträge dogmatiſchen und moraliſchen Inhalts gehören). Ein Vortrag aber, der bloß Belehrung und Unterhaltung zum Zweck hat, und die Rührung gänzlich ausſchließt, iſt wohl eine Abhandlung und Vorleſung, nicht aber eine Rede zu nennen.

§. 30. 1) Der Eingang. Cicero ſagt: exordium est, ut auditorem habeas benevolum, attentum et docilem. Aus dieſem wahren Zwecke des Einganges folgt, daß man ſolche Gedanken zum Eingange wähle, welche dem Zuhörer das Thema wichtig machen, oder ihm Begierde einflößen, recht aufmerkſam zuzuhören. Dies geſchieht theils, wenn der Redner die Zuhörer für ſich

einzunehmen ſucht, durch Beſcheidenheit und Darlegung ſeiner guten Abſicht, theils wenn er einige Gründe von der Wichtigkeit des Gegenſtandes vorlegt, welchen er abzuhandeln verſpricht, theils wenn er einige Vorurtheile dagegen wegräumt, und die Zweifel anführt, welche er zu löſen ſich anheiſchig macht.

Anm. Zuweilen fällt der Eingang weg, wenn nämlich eine Thatſache, worüber geredet werden ſoll, die Stelle deſſelben vertritt. So z. B. bei der erſten Catilinariſchen Rede des Cicero. Um ſo nöthiger aber wird er da ſeyn, wo der gewählte Stoff Wahrheiten und Anſichten enthält, die dem Verſtande neu und dem Willen der Zuhörer widerſtrebend erſcheinen können.

§. 31. Soll aber der Zuhörer wirklich geneigt gemacht, und zu guten Eindrücken geſtimmt werden, ſo iſt es nöthig, daß der Redner folgende Regeln genau beobachte:

a) Der Eingang ſey leicht und natürlich, und gehe aus dem Gegenſtande ſelbſt hervor. Für den Anfänger möchte es daher rathſam ſeyn, den Eingang zuletzt auszuarbeiten, damit er nicht auf eine allgemeine Wahrheit gerathe, die mit der Rede in keiner Verbindung ſteht.

b) Der Ausdruck ſey hier beſonders ſchön und richtig; denn Nachläſſigkeiten werden im Eingange, wo der Zuhörer noch kalt und gegen den Redner gleichgiltig iſt, am erſten bemerkt, und verurſachen einen üblen Eindruck, der die gute Wirkung des Nachfolgenden hindert.

c) Der Eingang ſey beſcheiden in Anſehung des Ausdrucks, des Tones und der Geberdenſprache, damit die Eigenliebe der Zuhörer nicht beleidiget werde.

d) Man nehme keinen weſentlichen Theil der Rede im Eingange vorweg, damit die folgenden Theile den Reiz der Neuheit behalten.

e) Die Länge des Einganges ſey der Rede ſelbſt angemeſſen.

f) Und endlich ſey der Ton ruhig, und nur zu dem nachfolgenden Affect vorbereitend. Nur ſelten iſt es erlaubt, die Rede in vollem Feuer anzufangen.

§. 32. 2) Der Hauptſatz und die Eintheilung (propositio). Beide müſſen kurz und ſo deutlich als möglich ſeyn, da das Verſtändniß der ganzen Rede darauf beruht. Die Eintheilung braucht nicht immer förmlich entwickelt zu werden; dies iſt nur in Kanzelreden, der Faßlichkeit wegen, nöthig. Dennoch müſſen die Theile, worein man den Hauptſatz zerlegt, wirklich von einander unterſchieden ſeyn, und keiner darf den andern in ſich ſchließen. So wäre es z. B. abgeſchmackt, wenn Jemand handeln wollte, a) von den Vortheilen der Tugend, und b) von den Vortheilen der Mäßigkeit, Beſcheidenheit ꝛc. ꝛc., weil dieſe zweite Abtheilung ſchon in der erſten liegt, und alſo nur eine Unterart iſt. Endlich muß auch der Hauptſatz, nach der jedesmaligen Abſicht des Redners, durch die verſchiedenen Theile erſchöpft ſeyn, weil ſonſt der Gegenſtand nur zerſtückelt erſcheint, und der Zuhörer nicht im Stande iſt, das Ganze zu überſehen. Bisweilen folgt noch auf die Eintheilung eine Bitte um geneigte Aufmerkſamkeit (captatio benevolentiae), die aber kurz, beſcheiden, und ohne Kriecherei ſeyn muß.

§. 33. 3) Die Erklärung. Dieſe hat zur Abſicht, dem Zuhörer eine deutliche, hinreichende und dem Zwecke der Rede angemeſſene Vorſtellung von der Sache, wozu man ihn überreden will, zu geben. Iſt das, worauf es ankommt, eine Begebenheit oder eine Geſchichte (wie dies bei den meiſten Reden der Alten der Fall war), ſo liefert der Redner eine vollſtändige Erzählung derſelben. Man bedenke daher:

a) Was an und für ſich zur Sache, die man erklären will, gehört.

b) Was ſich der Zuhörer, nach dem Maaße ſeiner Kenntniſſe, ungefähr für Vorſtellungen davon macht; man widerlege die vorauszuſetzenden irrigen Begriffe, berichtige die halbwahren, und ſtelle die wahren von neuen Seiten dar.

§. 34. 4) Der Beweis (argumentatio). Die Beweisführung iſt ein ſehr wichtiger und der längſte Theil der Rede, indem der Redner dadurch die Zuhörer von der Wahrheit des Erklärten überzeugen will. Der Beweiſe, welche man gebrauchen kann, gibt es ſehr viele; ihre Anwendung wird beſtimmt durch Ort, Zeit, Perſonen und äußere Umſtände. Die vorzüglichſten beſtehen in Vernunftſchlüſſen, Erfahrungsbeweiſen, Zeugniſſen, Beiſpielen ꝛc. ꝛc. Man muß aber auch nicht zu viel beweiſen wollen, weil man ſonſt nur Zerſtreuung bewirkt. Die natürlichſte Stellung oder Anordnung der Beweiſe iſt die, daß der ſtärkere den ſchwächeren unterſtützt, und die ſtärkſten bis zum Schluſſe aufgeſpart werden. Indeſſen gibt es auch Fälle, z. B. wenn der Satz ſehr zweifelhaft, und das Vertrauen des Zuhörers zum Redner ungewiß iſt, wo gleich der ſtärkſte Beweis vorangeſtellt wird. — Erklärung und Beweis ſchließen alſo die Ausführung (expoſitio) des Hauptſatzes in ſich.

§. 35. 5) Pathetiſcher Theil. Wenn nun der Verſtand überzeugt iſt, ſo entfernt ſich der Redner bald mehr, bald weniger, von dem mittlern lehrenden Style, der bis dahin nöthig war, weil es hier bloß auf Ueberzeugung ankam, und ſucht nun durch Beſchäftigung der Einbildungskraft und der Empfindung zu rühren. Dieſer Theil iſt das vorzüglichſte Feld der Beredſamkeit. Doch muß man nicht glauben, daß gerade nur in dieſem Theile Rührung herrſchen könne. Dieſe muß ſich vielmehr oft in die ganze Rede verflechten, und Klugheit, Umſtände und ſonſtige Bedürfniſſe müſſen hier den Redner beſtimmen. Sie erlangt aber nach geſchehener Belehrung den höchſten Grad ihrer Stärke, und ſteht da am ſchicklichſten, wo es beſonders darauf ankommt, den letzten Zweck — die Lenkung des Willens — zu erreichen.

§. 36. Um zu rühren, ſuche der Redner ſeinem Gegenſtande durch einzelne Beſtimmungen und belebende Züge eine dem Zwecke angemeſſene Anſchaulichkeit zu er=

theilen. Er bediene ſich zu dem Ende, außer anderen Hilfsmitteln zur Unterhaltung der Phantaſie, deren ganzer Vorrath von Bildern ihm zu ſeinem Gebrauche offen ſteht, vorzüglich der Erweiterung, Schilderung, der gehäuften und ausführlichen Beiſpiele, der Vereinzelung des Allgemeinen u. ſ. w., damit die Seele nicht nur lange bei dem Object verweile, ſondern daſſelbe auch in einer ſo klaren und ſinnlichen Geſtalt anſchaue, daß ſie einen tiefen und lebhaften Eindruck davon erhalten könne. Außerdem erfodert der wahre Ausdruck der Empfindung eigene Rührung, weil der Redner ſonſt in leere Declamationen verfällt, ſo wie man denn auch darauf zu ſehen hat, daß eine ſtarke Empfindung nicht weit ausgeſponnen werde, weil der Zuhörer ſonſt ermüdet und abgeſpannt wird.

§. 37. 6) Der Beſchluß richtet ſich nach der Beſchaffenheit der Rede. Iſt ſie mehr belehrend, ſo wiederholt man kürzlich die Hauptſätze der Rede, um dem Verſtande noch einmal eine leichte und deutliche Ueberſicht des Ganzen zu geben. Iſt ſie aber pathetiſch, ſo dringt der Redner mit den vereinigten Kräften der Wahrheit auf das Herz ein, und ſchließt mit dem Pathos. Ueberhaupt aber dränge man die höchſte Kraft am Ende zuſammen, ſchließe alſo mit einem ſtarken Gedanken, damit im Zuhörer der volle Eindruck und der möglich größte Affect zurückbleibe.

Beiſpiel der Beredſamkeit.

Um ſich an einem Beiſpiele die Regeln der Auffindung und Anordnung der Stofftheile praktiſch entwickeln, und das Geſagte zur Anſchaulichkeit erheben zu können, möge hier die vortreffliche Lobrede auf Friedrich II.*), von Engel, einen Platz finden, die, als ein Muſter der neuern Beredſamkeit, von allen Jünglingen ſtudirt zu werden verdient:

*) Gehalten den 24. Januar 1781.

„Wenn ſchon ein zu dürftiger und zu geringfügiger Gegenſtand dem Redner nachtheilig iſt; ſo iſt es noch weit mehr ein zu großer und zu erhabner. An jenem kann noch immer ſein Witz oder ſein Scharfſinn Seiten finden, von denen er merkwürdig erſcheint; er kann durch die Zauberkraft der Beredſamkeit ſeine Zuhörer täuſchen; kann, wenn auch nicht Bewunderung für den Mann, den er loben will, wenigſtens Bewunderung für ſich ſelbſt erwecken. Aber wo die Vortrefflichkeiten ſeines Helden zu glänzend, zu mannichfaltig, zu unbegrenzt ſind; wo er ſchon alle Seelen der Zuhörer von ehrfurchtsvoller Bewunderung durchdrungen, Alle in Erwartung einer eben ſo außerordentlichen Kraft der Beredſamkeit findet, als außerordentlich der Mann iſt, der durch ſie geehrt werden ſoll: da muß der Muth auch des kühnſten Redners, zugleich mit der Einbildungskraft und der Sprache, erliegen. Er thut dem Genie ſeines Helden, und thut vielleicht ſeinem eigenen Unrecht: jenem, weil er ihn weniger erhaben in der Schilderung darſtellt, als er in der Natur iſt, und dieſem, weil man nur allzuleicht Schwäche der Kunſt mit Schwäche des Redners verwechſelt.

Darf ichs erſt ſagen, wie ſehr dies der Fall bei dem Lobredner eines Königs ſey, welcher die Ehre ſeines Jahrhunderts, auf das er ſo mächtig gewirkt hat, und der Stolz eines Volkes iſt, das ihn als einen zweiten Schöpfer verehrt? Nicht jene glorreichen Siege des Königs, jene Thaten, die Europa in Erſtaunen ſetzten, und oft mehr Wunder einer Gottheit als Wirkungen menſchlicher Kräfte ſchienen; nicht irgend eine ſeiner einzelnen Tugenden und Vortrefflichkeiten, ſeine weiſe Kühnheit und Unerſchrockenheit, wenn er ſchlägt, ſeine vorſichtige Betriebſamkeit, wenn er unterhandelt, ſein über dem ganzen Staate offner, immer wachſamer, alles durchſpähender Blick, der ſo ſchnell jeden Mangel, und die Mittel, ihm abzuhelfen, entdeckt; ſeine Milde, ſeine Gerechtigkeit, ſeine Mäßigkeit, ſeine raſtloſe Geſchäftigkeit: nicht dieſe einzelnen Thaten und Tugenden ſind es, welche die Schwierigkeiten der Schilderung machen; aber ihrer aller wundervolle Harmonie, ihrer aller Hinſtreben, durch ſo unzählige mittlere Zwecke hindurch, zu einem einzigen letzten und großen Endzweck, welcher der Endzweck Gottes in ſeiner Schöpfung und jedes wahrhaftig großen Monarchen in ſeinem Reich iſt: die höchſte in der

Verbindung mögliche Wohlfahrt. Ein Blick auf das Ganze eines ſolchen Charakters iſt, wie ein Blick auf das Ganze der Natur, wo ſich jeder einzelne Theil in der Vorſtellung verdunkelt: alles, was Sinne, was Einbildungskraft, was Pinſel des Malers davon faſſen und darſtellen können, ſind nur einzelne Seiten, ſind nur hie und da herausgehobene Scenen; das Ganze ſelbſt iſt kein Anblick und kein Gemählde mehr; es iſt eine Wirkung der nachſinnenden Vernunft, ein Gedanke.

Doch wie, wenn ſich eben hier der einzige Weg eröffnete, den Monarchen, mit dem uns die Vorſehung geſegnet hat, auf eine nicht ganz unwürdige Art zu loben? Wie, wenn dieſer Weg nicht die beredte Erzählung ſeiner zu großen und zu zahlreichen Thaten nach aller ihrer Weisheit und Zweckmäßigkeit, nicht der fruchtloſe Verſuch einer lebendigen Schilderung ſeines *ganzen* Charakters wäre, wie er ſich durch das Unterſcheidende ſeiner Lage unterſcheidend ausgebildet, und unter ſo *unzählig* mannichfaltigen Umſtänden, in ſo verwickelten Situationen, geglänzt hat; wie, wenn es eine mehr ruhige, unterſuchende, nur durch die ſtille Begeiſterung der Vernunft ſich erhebende Betrachtung jener allgemeinen Vortrefflichkeit wäre, die ſich mehr oder minder bei jedem wahrhaftig großen König, und mit einem ganz ſichtbaren, nicht zu verkennenden, Vorzuge bei dieſem Einzigen findet? Freilich wird da an die Stelle des Gemähldes ein nur flüchtiger, unvollendeter Schattenriß, ein Entwurf der äußerſten Linien, treten: aber zu dem vollen, redenden und beſeelten, Gemählde fehlen die Farben, oder wenn dieſe Farben der Sprache ſelbſt nicht fehlen, ſo fehlen ſie wenigſtens mir, der ich auch jenen Schattenriß nur mit ungewiſſer und zitternder Hand werden zeichnen können. — —

Wer auf die Stimme der Schmeichelei hört, die muthwillig alle Begriffe verfälſcht, oder des Blödſinns, der keinen ergründet: der wird der großen Könige in allen Jahrhunderten und in den Geſchichtbüchern aller Völker finden. Aber wer nur denjenigen groß nennt, der in einem ungewöhnlichen Grade *Alles iſt*, was er ſoll; wer aus der Anzahl großer Monarchen *jeden ausſtößt*, deſſen Regierung nicht durch ihn ſelbſt, ſondern nur durch das glückliche, einträchtige Genie vortrefflicher Diener *glänzte*, und der nur weiſe genug war, ſich leiten zu laſſen, da er ſelbſt hätte leiten ſollen; wer, mit unverwandtem Blick

auf den einzigen würdigen Zweck eines Königs, keine, auch nicht die glänzendſten, Thaten bewundert, ſobald ſie jenem Zwecke entgegenlaufen; wer das einſeitige Talent des Kriegers von dem mannichfaltigen, ſo viel andere Talente in ſich ſchließenden eines Monarchen unterſcheidet: der wird der großen Könige, groß im ächten Sinne des Worts, durch ganze Jahrhunderte und unter ganzen Nationen, vergebens ſuchen; er wird, ſchon eh' er ſucht, ihrer nur äußerſt wenig zu finden hoffen. Denn wie ſehr er auch ſeine Foderungen mäßigen, wie ſehr er auch ſein Ideal, ohne es gleichwohl zu zerſtören, herabſtimmen mag; ſo iſt und bleibt das Ideal eines Königs das höchſte denkbare aller menſchlichen Ideale; und wenn, nach dem allgemeinen Geſetze der Natur, das Vortrefflichſte in jeder Gattung nur ſo ſelten erſcheint: wie ſelten muß unter der kleinen Anzahl der Könige der Mann hervortreten, der den Foderungen des ſchwerſten aller Aemter Genüge thut, und der, das Größte und Höchſte zu ſeyn, was Menſchen ſeyn können, beides, die Kräfte und den Entſchluß hat!

Schon der ſpekulative Denker, ſo viel er von der unendlichen Ideenfülle, die ſich in dem einzigen Begriff eines Staats zuſammendrängt, abſchneidet: und alle die unſäglichen Hinderniſſe der Ausführung von Planen vergißt, die auf dem Blatt zu zeichnen und zu berechnen ſo leicht, und in der Wirklichkeit darzuſtellen, ſo ſchwer ſind; ſchon der Philoſoph, ſag' ich, ob er gleich nur über ſo vereinfachten allgemeinen Begriffen arbeitet, findet ihrer noch immer ſo unzählige zu überblicken und zu verbinden, daß die Schöpfung des Ideals von einem vollkommen glücklichen Staate eine ſeiner genievollſten Arbeiten iſt. Der Philoſoph auf dem Throne, — oder nicht der Philoſoph, ſondern der erleuchtete, thätige Weiſe, der das Haupt ſeines Staatskörpers nicht bloß heißen, ſondern ſeyn, nicht bloß vor den übrigen Gliedern, ſelbſt vielleicht das müßigſte Glied, hervorragen, ſondern auch als Haupt für den ganzen Körper denken, und alle ſeine Bewegungen ordnen will; welch' eine weit größere Maſſe von Ideen muß er umſpannen, bearbeiten, einander unterordnen, vereinbaren können! Das Ideal, das er ſchaffen, oder, wenn es vorhanden wäre, wenigſtens faſſen und durchdenken ſoll, iſt das beſondre dieſes wirklichen Staats, von dieſer eigenthümlichen Lage, dieſem Maaß innerer Kräfte, dieſer Verwickelung äußrer Verhältniſſe,

die-

dieſem Charakter des Volks, dieſen Rechten, Gewohnheiten, Sitten, dieſem Grad der Kultur, dieſen vorhandenen Hülfsmitteln. Es iſt jenes Ideal des Weltweiſen, aber unendlich reicher an Beſtimmungen und eben dadurch an Schwierigkeiten. Was für innere Vollkommenheiten jeder Art, in welchem Grade, zu erreichen möglich? auf welchen Wegen? welche nach den Umſtänden die wichtigſten? wie jede andere nach ihnen abzumeſſen, daß keine zum Ruin des Ganzen übertrieben werde und doch auch keine ermangle? wie jedes durch jedes unterſtützen, die zahlloſen Räder der großen Maſchine in einander eingreifen zu laſſen? wie die Geſetzgebung, die Diſciplin, die Staatsökonomie, jedes für ſich und jedes in der Verbindung, auf die höchſte Vollkommenheit hinzurichten? wie das größte fremde Intereſſe, mit welcher Vorſicht, in das eigene zu verweben? wie bei Bündniſſen und Freundſchaften *das Anſehen* mit der Nothwendigkeit, die Klugheit mit der *Redlichkeit* zu verbrüdern? alle dieſe ſo verwickelten, ſo unzählig viel befaſſenden Aufgaben zu löſen und glücklich zu löſen: Was für Foderungen an einen König! Was für ein Geiſt muß es ſeyn, der ſich bis zu der Höhe, wo die Ueberſicht möglich iſt, emporſchwingen und mit dem Blick des Adlers den ganzen weiten Kreis überſchauen ſoll!

Aber dieſes Ideal nur innerhalb der Seele ſchaffen, iſt nicht genug; der Monarch ſoll ihm auch außer der Seele Wirklichkeit geben; ſoll es, bei dem ſteten Fluß und Wechſel der Dinge, immer von neuem durchdenken, ergänzen, erweitern, es in tauſend und aber tauſend ſeiner Beſtimmungen umändern; ſoll jede Lage der Dinge beurtheilen, und indem er den einen Blick in die Vergangenheit, den andern auf die Gegenwart richtet, die Zukunft enträthſeln; ſoll jede Gelegenheit zur Vervollkommnung ergreifen und nutzen, jeder Gefahr, die ſein edles Werk zu zerſtören droht, entweder ausbeugen, oder ſie niederkämpfen; ſoll beides, die fähigſten und die redlichſten Diener wählen, ſie weder durch Vertrauen läſſig, noch durch Mißtrauen ſchüchtern machen, in allen den *wichtigern* Angelegenheiten des Staats mit eigenen Augen ſehn, *mit* eigenen Kräften wirken. Was für neue Talente, *welche* Klugheit und Kunſt an der Seite der Wiſſenſchaft, *welche* Menſchenkenntniß, welcher Prüfungsblick, welche Ver-

einigung aller der namenloſen Eigenſchaften wird erfodert, ohne die keine glückliche Führung der Geſchäfte möglich iſt; deren Mangel ſo oft die weiſeſten Maaßregeln unkräftig gemacht und die überlegteſten Entwürfe hat ſcheitern laſſen! Nicht bloß den allgemeinen Geiſt aller der Kenntniſſe, auch die Gaben, die praktiſchen Fertigkeiten aller ſeiner Diener, des Kriegs und des Friedens, muß der vereinigt beſitzen, der ſich in der That als aller Meiſter und König zeigen, der ſie nicht nur prüfen und auswählen, ihnen nicht nur Richtung und Anſtoß geben, ſondern auch überall ſelbſt an ihrer Spitze wirken, ſelbſt ſeinen Geſchäften vorſtehen, ſeine Heere führen, ſeine Schlachten gewinnen will.

Dennoch, ſo groß ſchon dieſe erſte Foderung an den Geiſt eines Königs iſt, ſo iſt die zweite an ſeinen Willen noch größer. Nicht zwar die der Arbeitsliebe und Geſchäftigkeit überhaupt: denn ein großer Geiſt iſt ein geborner thätiger Geiſt, dem Muße bald unerträglich und Wolluſt ekelhaft wird; aber die ſtrenge, ſchwere, faſt nie erfüllte Foderung der unausgeſetzten, ganzen und wahren Thätigkeit, die nichts verachtet, zurückläßt, verſchiebt, die nie das Leichtere dem Schwerern, das Angenehmere dem Nothwendigeren, vorzieht, nicht dem ſchmeichelhaften liebkoſenden Locken der ſtärkern Neigung, ſondern dem ernſten Ruf der Vernunft gehorcht, mag er ſie zu Beſchwerlichkeiten oder Ergötzungen, zu Arbeiten des Körpers oder der Seele, des gefahrvollen Kriegs oder des ſichern Friedens wecken; die nicht das eine Mal aus Ekel und Ueberdruß weit vor dem Ziel ermattet, noch das andere Mal im hitzigen leidenſchaftlichen Anlaufe über das Ziel hinausſetzt.

Der untergeordnete Diener, in ſeinem engern Kreiſe von weit gleichförmigern Geſchäften, denen er ſich aus Neigung gewidmet hat, findet dennoch, in der Verbindung aller, eine Menge kleiner, leerer, reizloſer Arbeiten, die er fürchtet, denen er ausweicht, die er ſo viel als möglich von ſich abwälzt: und ein König? Er, deſſen Kreis von Geſchäften gegen jeden andern ſo grenzenlos iſt; wie viele, ſelbſt der nothwendigern, unumgänglichern, muß er, mit aller ſeiner Neigung ſtreitend, wie peinlich alle die mechaniſchen, geiſtloſen, in ekler Einförmigkeit ewig wiederkehrenden Arbeiten finden, deren Verſäumniß gleichwohl gefährlich wäre; die alle ge-

than, und von Ihm, dem großen genievollen Geiſte, gethan ſeyn wollen, der hier über ſeiner Kraft ſelbſt zu ermatten in Gefahr iſt, den ſeine Thätigkeit ſelbſt an der Thätigkeit hindert! — Von einer andern Seite hat jeder Geiſt ſeine Lieblingsentwürfe, die den andern ſo gern alle Aufmerkſamkeit rauben; jedes Herz hat ſeine Schwächen; und wie der volle blutreiche Körper, wenn er einmal erkrankt, den tödtlichſten, giftigſten Uebeln, ſo iſt der große kraftvolle Geiſt den verderblichſten Leidenſchaften unterworfen. Woher da Gegenmittel und Gleichgewicht; woher da Kraft nehmen, welche die ganze Seele in Achtung, das widerſpenſtige Herz in Gehorſam erhalte? Jener, der untergeordnete Diener, hört, außer der ſanften Stimme der Pflicht, die in ſeinem eignen Innern erſchallt, noch die gebietende, warnende, ſtrafende Stimme des Obern; er hat für ſeine Trägheit einen Sporn, für ſeine Leidenſchaft einen Zügel: aber ein König? Er, der Geſetzgeber der Nation, ſelbſt keinem Geſetz unterwürfig, der Richter Aller, von keinem Andern gerichtet: was hat er, das ihn in Schranken erhalten, ihn antreiben oder zurückhalten könnte, als einzig ſeine eigene Tugend? als die Gewalt ſeiner Vernunft über alle, auch die Lieblingsneigungen ſeines Buſens? Und doch iſts um ſeine ächte Größe gethan; verloren iſt der Ruhm, den er durch ſeine Talente ſich ſelbſt, die Glückſeligkeit, die er ſeinem Volke erwerben könnte, wenn er nicht ſeiner Vernunft jene Gewalt über die Seele eben ſo unumſchränkt gibt, als er ſelbſt ſie in ſeinem Reiche ausübt; wenn er für ſeine Thätigkeit eine andere Regel, als die des Beſten ſeines Volks und ſeines Throns hat; wenn er nicht zu den ſeltnen vortrefflichen Geiſtern gehört, bei denen Erkenntniß des Beſten Wille, und Wille That iſt.

Aber einer Thätigkeit, bloß auf Geheiß der Vernunft, hängt ſo gerne, von ihrem Urſprunge her, jener Charakter der Kälte, der Trägheit und Langſamkeit, an, der immer ihre Wirkung ſchwächen, oft ſie vernichten, dann und wann ſelbſt verderblich ſeyn würde. Fodre die Staatsklugheit, nach aller Lage der Umſtände, den Krieg, und fodre ſie ihn da, wo eben der Monarch in Entwürfe des Friedens vertieft iſt, die den vorzüglichſten Kräften ſeines Geiſtes freies Spiel geben, für die er ſich im Fortgange immer mehr erwärmt, je mehr

ſie ſchon Sorgen gekoſtet haben, und die er nun alle mit widerſtrebendem Herzen aufgeben ſoll: welche Uebel kann da Kälte, Trägheit, Langſamkeit ſtiften! Nur eine raſche, kühne Hand ergreift die vorüberfliehende Gelegenheit, und nur ein feuriges Anſprengen wirft große Hinderniſſe zu Boden. Soll der beſte, edelſte Wille des Monarchen die ganze wohlthätige Wirkung haben, die er kann, ſo muß noch der letzte, der vollendende Zug zum Charakter hinzukommen: Er muß fähig ſeyn, ohne Leidenſchaft, leidenſchaftähnlich zu handeln: er muß eine Seele voll Feuer, und dies Feuer in ſeiner Macht haben; nicht nur, um es da, wo es natürlicher Weiſe ausbricht, zu mäßigen oder zu dämpfen, ſondern auch, um überall, wo es ausbrechen ſoll, es hinzugebieten. Die allgemeine Liebe des Beſten ſeines Volkes, und der edle große Ehrgeiz, durchaus den Beifall der Weiſeſten, vor allen aber ſeiner ſelbſt zu haben, muß die reine, herrſchende und mächtige Flamme ſeines Buſens ſeyn, an der ſich jeder einzelne Vorſatz entzünde, die jede ſeiner Thaten beſeure. — —

Wer ſich ſelbſt zu ſchwach fühlt, um Seelen von dieſer Stärke, oder zu eingeſchränkt, um Geiſter von jenem Umfange der Fähigkeiten für mehr als Weſen der Einbildung und geträumte Ideale zu halten: den werden die vergangenen Jahrhunderte durch hie und da einen großen edlen Geiſt, der bei innrer Vortrefflichkeit auch die äußern Anläſſe, ſich zu bilden und zu entwickeln, fand; den wird vor allen das unſrige durch das Beiſpiel eines Monarchen beſchämen, deſſen Geſchichte die einzige, ſeiner würdige Lobrede iſt. Seine Thaten, ſowohl des Kriegs als des Friedens, ſein öffentlicher und ſein beſonderer Charakter: Alles redet.

Wenn die Wirkung von ihrer Urſache, das Werk von dem Werkmeiſter zeugt, ſo mag das Reich von dem Geiſte zeugen, dem es Ausbildung und Vollendung verdankt. Wo war im Alterthume, oder wo iſt zu unſern Zeiten das Reich, das an abſichtsvoller Weisheit des innern Baues, an richtiger Ordnung oder feſter Verbindung der Theile, dem unſrigen vorſtünde? Oder vielmehr: Wo iſt das Reich, das, als Syſtem mit Syſtem, mit dem unſrigen könnte verglichen werden? — Wenn je ein Staat war, der einen tief durchdachten, überall verbundenen, auf die höchſte durch ihn nur mögliche Wir-

kung berechneten Plan hatte: ſo iſt's der unſrige. Wenn je ein Staat war, in welchem Würde und Majeſtät des Throns ſo innig mit der aufmerkſamſten Sorge für die Unterthanen zuſammenhing, in welchem beider Erhaltung und Wohl, ſo vorzüglich auf Macht beruhend, die Macht ſo richtig gegen die umgebenden Mächte abgewogen, zu ihrer vollen, ſchnellen, ausdaurenden Wirkſamkeit die ganze öffentliche Haushaltung ſo unentbehrlich; die Sorge für die Macht in die Sorge für Nahrung und Wohlhabenheit der Bürger durch ſo mannichfaltige Kanäle wieder zurückgeleitet, Alles in Allem, Kleines in Großem und Großes in Kleinem, ſo tief gegründet, Alles ſo ganz nur ein Räſonnement war: ſo iſt's der unſrige. Wenn je ein Staat unverträglich ſcheinende Eigenſchaften in Harmonie ſtimmte, die rauhen Künſte des Krieges mit den ſanften Künſten des Friedens verſöhnte, und gleich ſehr der innern Gerechtigkeit, Aufklärung, Geiſtesfreiheit, als der äußern Sicherheit durch Macht und durch Bündniſſe wahrnahm: ſo iſt's der unſrige. — Wenn je in einem Staate die Unvollkommenheiten, wie in der Welt die Uebel, nicht die Schuld des bildenden Geiſtes, ſondern der widerſtrebenden Materie waren: ſo iſt's der unſrige. — Nur der Unverſtand meiſtert, und ſteht erſtaunt, wenn ſich ihm hie und da die Nothwendigkeit von Uebeln verräth, die er mit beßrer Erkenntniß ſo leicht gehoben glaubte. Die Klugheit, mit tieferm Blick in den Zuſammenhang, ſieht die Theile durch das Ganze gerechtfertigt, erkennt in den Unvollkommenheiten Quelle oder Bedingung höherer Vollkommenheit, und ſchweigt, wo ſie nicht durchblickt, voll Ehrerbietung, weil ſie in dem dunklern verdecktern Theile des Plans die nämliche Weisheit muthmaßt, die ihr aus dem hellern und offnern entgegen leuchtet.

Dieſen Staat aber, von ſo richtiger, ſeiner Natur ſo gemäßer, durch ſo weiſe Mittel ſo wohl erreichter Abſicht; wer hat ihn entworfen? Wer die Gedanken dazu, die er vorfand, mit ſo ſcharfem Blick gefaßt, ſo meiſterhaft ausgebildet, erweitert, vollendet? Ehe noch die Erfahrung ſpricht, läßt uns ſchon die Vernunft errathen: daß ſo ein Syſtem nur Werk eines einzigen Geiſtes ſeyn konnte; und wer war er, dieſer kühne, genievolle, allumfaſſende Geiſt? Eben der, der für ſeinen großen Entwurf auch die Mittel, ihn wirklich zu ma-

chen, fand; deſſen Anſchläge ſein Reich von einem nur mittlern Anſehen zu einem Grade der Macht und des Einfluſſes erhoben, daß einſt halb Europa — wer entſcheidet, ob vor Furcht oder vor Eiferſucht? — ſich die Hände bot, es zu zertrümmern und zu zerreißen. Eben der, der ein Leben auf dem Throne hindurch, von ſichrer Klugheit geleitet, nie einen Schritt zurückwich, immer ſich vorwärts Bahn brach; der auch da, als ihn ſeine Feinde ſchon im Geiſte vernichtet ſahn, und ohne Furcht der Beſchämung, laut vor der Welt, von ſeinem Falle und ihrem Triumphe ſprachen; da, als ſeine Freunde und neidloſen Bewunderer — denn Bewunderer waren alle! — für ihn zitterten und kaum mehr zu hoffen wagten; auch da noch, geliebt von der Vorſehung, Wege zur Rettung, zur Wiederherſtellung, zur Vergrößerung entdeckte: Er allein wars, der König! Wenn einſt ſein Geſchichtſchreiber die Abſichten der Einrichtungen, die Entwürfe der Thaten, wenn er den Geiſt ſucht, der überall vorwaltete, und in jeder, auch der mißlichſten, Lage Auswege und Hülfsmittel fand: durch und durch wird er auf ihn, und nur auf ihn, den Monarchen, treffen. Aus ſeiner Seele nahmen die Feldherren, aus ſeiner Seele die Verweſer des Staats ihre Entwürfe, und all ihr Ehrgeiz, den ſie kannten, war der, zu ſeiner Billigung auszuführen, was zu ihrer Bewunderung von ihm gedacht war; all ihr Stolz: daß ein Geiſt von ſeiner Größe und ſeiner Tiefe der Einſicht eben ſie zu Werkzeugen und zu Mitgehülfen erkor.

Doch was red' ich nur immer von Weisheit, Abſicht, Anſchlägen, Entwürfen? Als ob ſich nicht in dieſem wunderbaren Könige, mit dem Geiſt und den Einſichten des Feldherrn, des Staatsmanns, des Geſetzgebers, zugleich alle Gaben und Fertigkeiten zur Ausführung verbänden! oder als ob ſeine weitgreifende, unermüdbare Thätigkeit irgend einen Anlaß, dieſe Talente ſchimmern zu laſſen, verſäumt, irgend eine der Arbeiten, die ihm ſelbſt zu verrichten möglich war, Andern übertragen hätte! War Er's nicht ſelbſt, der mit aller Ueberredungsgabe, Feinheit, Geiſtesgeſchmeidigkeit eines Staatsmanns, jeden Großen, den er wollte, zum Freunde gewann? der ſeine Staatsverbindungen errichtete? ſeine Verträge und Bündniſſe ſchloß? War's nicht ſein eigenes Licht, das die

Nation aufklärte und Vorurtheile jeder Art in ihrer Blöße beſchämte? War's nicht ſein eigener Muth, der ſein unüberwindliches Heer befeuerte? ſeine eigene Kriegskunſt, die aller Orten den zweimal, dreimal ſtärkern Feind vor ihm hertrieb? Und in jenem ſchwarzen ſchrecklichen Zeitpunkt, da Alles mit einer Wuth auf ihn einbrach, daß Römiſcher Muth hätte zagen und Römiſche Standhaftigkeit wanken können: war's nicht ſeine eigene Entſchloſſenheit, Tapferkeit, Geiſtesgegenwart, unerſchütterte Feſtigkeit, die das Reich vor dem Untergange — oder was ſag' ich nur vor dem Untergange? — vor der mindeſten Einbuße einer Hütte oder einer Erdſcholle an den äußerſten Grenzen rettete? War's nicht ſeine eigene haushälteriſche Kunſt, womit er ſo ſchnell jede Spur des Verderbens vertilgte? die Trümmer wieder zu Mauern, die Aſchenhaufen zu Städten, erbaute? das Heer verſtärkte? die Zeughäuſer anfüllte? die Schatzkammer erweiterte und Millionen auf Millionen häufte?

Eine ſo anhaltend, ſo wirkſam, auf ſo mannichfaltige Art bewieſene Größe des Geiſtes läßt ſchon von ſelbſt auf den Adel und die Stärke des Willens ſchließen, der ſich ſo einem Geiſte zugeſellte. Wer nur flüchtig beobachtet, den verführt das Feurige, Raſtloſe, immer auf Vollendung Dringende, immer auf den höchſten Punkt Gerichtete in der Thätigkeit dieſes Königs, daß er überall Leidenſchaft und Leidenſchaft von ungewöhnlicher Stärke ahnet. Aber bald, bei mehrſeitiger Beobachtung, fällt er von Widerſprüchen in Widerſprüche, bis ſich ihm endlich der große Gedanke darbietet: daß die Macht der Vernunft über Seelen von höherer Ordnung alles vermögen müſſe; und die Widerſprüche verſchwinden. Wenn man die eigne häusliche Sparſamkeit des Monarchen, ſeine große Aufmerkſamkeit auf jede ſchon vorhandene oder noch zu entdeckende Quelle der Reichthümer, ſeine Sorgfalt ſieht, die Güter der Unterthanen innerhalb der Grenzen zu erhalten: wie ſollte man nicht auf herrſchende Begierde nach Schätzen rathen? Aber nun bringe der Landmann, dem der überſchwellende Strom die Ernte nahm, ſeine Klagen vor den Thron; ein entkräfteter, durch Krieg und Mißwachs zu Grunde gerichteter, Adel fodre werkthätige Hülfe: und wie willig, wie ganz gegen die Natur der geahneten Leidenſchaft werden die

Tonnen Goldes, die der allgemeine Hausvater zur Vertheidigung ſammelte, zur Ernährung dahingegeben! Oder gerathe das Gleichgewicht der Macht in Deutſchland, gerathe Freiheit und Recht bundesverwandter Fürſten in Gefahr; und wie ohne Bedenken, wie ohne Verlangen der Wiedererſtattung werden Millionen aufgeopfert, um das Heer in Bewegung zu ſetzen!

Wo der König als Feldherr erſcheint, da verführt das ungewöhnliche Feuer ſeiner Operationen zu einem andern Irrthum. Dieſe anſcheinende Hitze, womit er ſo ſchnell jeden kommenden Frühling aufbrach; dieſe ungeduldige Eile, womit er oft ſchon ein Heer geſchlagen hatte und vor den Hauptſtädten der Provinzen lag, wenn ſie ihn kaum über den Grenzen glaubten; dieſe reißende Gewalt, womit er in einem einzigen Feldzuge die feindliche Macht, wie der Sturmwind die Wolken, vor ſich aufrollte, von ihren Bergen, aus ihren Verſchanzungen ſtürmte, in die Hauptſtadt zuſammenpreßte, belagerte, über Felſen und Ströme unter tauſend Gefahren einen andern Feind ſuchte, ihn ſah und in alle Winde zerſtreute; durch neue Provinzen einer noch ſtolzern ſiegreichern Macht entgegenging; ſie angriff, vernichtete, alles, was das Schwert nicht fraß, in den Schnee der Gebirge jagte, und nicht eher, als nach Eroberung einer Hauptſtadt und eines ganzen feindlichen Heeres, ruhte; dieſe erſtaunenswürdige Hitze, Eile, Gewalt; was läßt ſie anders, als den entſchiedenſten Charakter eines Kriegers, mit aller ihm eigenen Rauheit, Wildheit, Härte, vermuthen? Wahrlich! kein Alexander Griechenlands oder Nordens, wie ſehr ſeine Leidenſchaft Krieg, und Geräuſch der Waffen ſeine Wolluſt war, iſt je mit ſo ungeſtümen Feuer von Schlacht zu Schlacht, von Siege zu Siege geeilt, als dieſer ſo gefürchtete, ſchreckliche — friedliebende Weiſe, der, weil er alles iſt, was er will, auch das in der Vollkommenheit war, was er nur aus Nothwendigkeit wollte; das, was mit den natürlichen Neigungen ſeines Herzens vielleicht am meiſten ſtreitet: ein Feldherr. Denn betrachte man ihn, wo er völlig ſich ſelbſt gelaſſen handelt, in ſeiner Familienliebe und Freundſchaft, in ſeinen Vergnügungen, in den Arbeiten ſeiner müßigen Augenblicke: wo iſt da Spur oder Verdacht eines wilden, kriegeriſchen Geiſtes? Blickt nicht vielmehr überall ein ſanfter, zärtlicher, oft bis

zum Weichen zärtlicher Charakter hervor? Jene Entfernung von allen geräuſchvollen, lärmenden Ergötzungen, wie die der Jagd ſind; jene Sprache, die er nicht bloß als Sprache der Höfe aus Gewohnheit, die er aus Wohlgefallen, aus Liebe ſpricht, und ihr ſo gern für Feinheit und Geſchliffenheit ein wenig Schwäche vergibt; jener entſchiedene Geſchmack für diejenige unter allen Künſten, die am meiſten zum Herzen redet; jenes Inſtrument, auf welchem er Meiſter und im Ausdruck des Zärtlichen groß ward, das weichſte und ſanfteſte unter allen; jener Tonkünſtler, dem er, wegen der Anmuth des Satzes und der Lieblichkeit des Geſanges, vor Allen den Preis gab: wie ſehr verkündigt das Alles natürliche Milde, Empfindſamkeit, Sanftmuth! Sollen wir ihn mehr bedauern, oder mehr ihm Glück wünſchen, daß ihn die Vorſehung auf einen Thron rief, deſſen wichtigſte Pflichten ihm ſo wahrſcheinlich ee ſtere V erläugnung koſteten? Bedauren werden wir ihn mit der erſten Empfindung, aber Glück werden wir ihm nach der Ueberlegung wünſchen: daß eine ſo völlige Selbſtbeherrſchung, eine ſo wunderthätige Kraft des Entſchluſſes die höchſte Ehre der Menſchheit, und ſie fühlen und üben, die edelſte aller Wollüſte iſt.

Nicht ſo glänzend, wie der Held im Feldlager und an der Spitze des Heeres, aber in der That noch bewundernswürdiger iſt der ſtille ruhige Arbeiter im Frieden. Zu Schlachten und Stürmen rief ihn mit zu lauter Stimme das Wohl des Vaterlandes und die Ehre des Throns, und, einmal beſchloſſen, konnten Thaten von ſolcher Wichtigkeit einen ſo großen Geiſt nicht anders als anziehen: aber jede Klage und jede Bitte hören, auf jede unbedeutende Frage antworten, jede oft zudringliche Aufmerkſamkeit auch des mindeſten Unterthanen erwiedern, und nie von dem einmal gemachten Geſetze ſich losſprechen, nie dieſe oft ſo verächtlich ſcheinenden, über ihre Geringfügigkeit mühſamen und ihre Einerleiheit peinlichen, Arbeiten bis zum kommenden Tage ausſetzen: welche Mannheit, welche Stärke des Entſchluſſes kündigt das an! Welche Anhänglichkeit an die Pflicht auch da, wo ſie mit den großen Zwecken des Monarchen nur durch ſo einzelne, feine, in dem Gewirre aller ſo leicht ſich verlierenden Fäden verknüpft iſt! Und kennte noch dieſer Monarch nicht Arbeiten von ganz anderer Natur! Aber ſo geliebt, geſchmei-

chelt, begünſtiget von den Muſen, ſich ihnen entwinden, ihren ſo mächtigen, durch Unſchuld ſelbſt ſo verführeriſchen, immer ſchönern und immer gefährlichern Reizen widerſtehen, um freiwillig auch die kleinſten reizloſeſten Pflichten zu erfüllen, und in dieſer Denkungsart ein Leben hindurch beharren: wahrlich! das beweiſt einen Adel und eine Größe, die, wenn ſie nicht eben ſo ſehr die Einbildungskraft füllt, wenigſtens in den Augen der Vernunft erhabner, als ſelbſt die kühnſte Entſchloſſenheit in Gefahr, iſt. —

Dieſe Herablaſſung des Königs, dieſe Achtung, deren er alle, auch ſeine geringſten, Unterthanen würdigt, iſt das feſteſte Band der Liebe zwiſchen ihm und dem Volk. Wenn ſchon Größe an ſich mit ſo wunderthätiger Kraft auf die Gemüther wirkt, mit welcher Kraft muß erſt Güte in Verbindung mit Größe wirken! Ehrfurchtsvoll, dankbar gegen die Vorſehung und gegen ihn, unter tauſend Wünſchen für die Verlängerung ſeines Lebens, feiert alles, was ihm gehorcht und durch ihn glücklich iſt, dieſen Tag; feiern ihn mit vorzüglichem Rechte wir, da er mit ſo herablaſſender Aufmerkſamkeit auch für uns, auch nur noch jüngſt, durch die weiſe Einrichtung unſrer Arbeiten ſorgte. — Aber wie, theure Jünglinge, wollen wir ihn feiern, dieſen Tag, und was nennen wir feiern? Nur das: von den gewöhnlichen Arbeiten des Lebens ausruhn, und den erſchlafften Kräften, durch Ergötzlichkeiten, Spannung und Ton zurückgeben? Oder nicht vielmehr das: den Blick der Seele, zu ihrer Erleuchtung und Vervollkommnung, in ſich ſelbſt kehren, alle die Gründe der Thätigkeit überdenken, die Vorſätze faſſen oder erneuern, durch welche das übrige Leben regiert werden ſoll? Wenn wir auf dieſe beſſere, würdigere Art einen Tag, wie den heutigen feiern: was für Ermunterung zur Erfüllung unſers Berufs werden wir ſelbſt in der Größe des Königs finden! Dem erleuchteten weiſen Weltbürger iſt der Gedanke an einen Vater der Natur, deſſen Zwecke lauter Güte, ſo wie ſeine Mittel lauter Wahrheit ſind, nicht nur ein entzückendes Licht für den Geiſt: er iſt ihm auch eine belebende Kraft für das Herz; ein lauter, alle Begierden der Seele weckender, unwiderſtehlicher Aufruf zur Tugend. Nichts erhöht ihn in ſeinen eigenen Augen ſo ſehr, und nichts entzündet ihn mit einer ſo brennenden Liebe ſeiner Pflichten, als die Erkennt-

niß: daß er durch Tugend mit dieſem Vater der Natur in Gemeinſchaft tritt, daß er durch ſie in ſeinem kleinen Wirkungskreiſe das Gegenbild Gottes in dem unermeßlichen des Weltalls wird; und da ſein kleiner Kreis von jenem unermeßlichen ein Theil iſt: daß er durch Tugend, gleichſam an der Seite des Allerhöchſten der Weſen, ein Freund, ein Gehilfe der Gottheit, zu ihren Abſichten mitwirkt. Und ſo, wie dieſe Erkenntniß den Weltbürger, ſollte nicht eben ſo den edeldenkenden Bürger des Staats der ſtolze Gedanke rühren: daß die Abſicht, der er ſich widmet, mag ſie Aufklärung und Sittenbeſſerung des Volks, oder Dienſt im Tempel der Gerechtigkeit, oder Sorge für das Leben der Bürger ſeyn, in den Plan ſeines wohlthätigen, großen, erhabnen Monarchen mit eingeflochten, mit unter denen iſt, die ſeine eigene Königliche Seele beſchäftigen? Sollte ihn nicht der ſtolze Gedanke rühren: daß er ſich durch redliche, eifrige Erfüllung ſeines Berufs mit einem ſo erhabnen Geiſte zu Einem Werke verbindet und in einem höhern Sinne des Worts ſein Geſellſchafter und Freund wird, als manche — die nur ihrer Geburt wegen ſein Angeſicht ſehn und die Vergnügungen ſeiner Tafel theilen? Laſſen Sie uns trachten, theure Jünglinge, daß wir ihm ähnlich werden! Wenn es, ungeachtet der Unendlichkeit des Abſtandes, kein ſinnloſer, ſondern vielmehr der erhabenſte aller Gedanken iſt: Gott nachahmen; ſo iſt es, bei einem zwar großen, aber doch nur endlichen Abſtande, noch weit weniger ein ſinnloſer, es iſt ein würdiger edler Gedanke: dem König nachahmen! Denn was heißt es im Grunde mehr, als, ſo wie er, die ganze Natur ſeines Berufs erforſchen, die Erfüllung der Pflichten dieſes Berufs zur herrſchenden Neigung ſeiner Seele machen, ihr muthig alle übrigen unterwerfen, und unermüdet alle ſeine Thätigkeit gegen den erkannten Punkt der Vollkommenheit richten? Wenn wir gut, und bei vorzüglichern Kräften groß ſind; ſo ſind wir's überall, auf dem Thron, im Palaſt, in der Hütte, nur durch Eine Tugend. Der Unterſchied an Ausbreitung, an Wirkung, an Glanz und an Herrlichkeit iſt unendlich; aber im Grunde und im Weſen iſt es die nämliche Kraft, womit *eine Lampe* ihren engen Raum, und womit eine Sonne die Welt erleuchtet.

Dritter Abſchnitt.

Von der Schreibart.

§. 38. Die Schreibart (elocutio) oder der Styl gehört zum Formellen des Vortrages, und bezeichnet die Art und Weiſe des Gedankenausdrucks mittelſt der Sprache, nach der Verſchiedenheit des Zweckes, den ſich der Sprechende oder Schreibende vorſetzt.

Anm. Das Griechiſche Wort στῦλος, eigentlich der Griffel, deſſen ſich die Alten bedienten, iſt in ſeiner weitern und uneigentlichen Bedeutung überhaupt auf das Geiſtige der ſchönen Kunſt angewandt worden (Styl in der Mahlerei, in der Bildhauer- und Baukunſt), und bedeutet überall die dem Künſtler zur Fertigkeit gewordene Verfahrungsart. In dieſer Bedeutung ſpricht man von einem hohen und edlen Styl dieſes oder jenen Gebäudes. Iſt dieſe Verfahrungsart bloß im Mechaniſchen der Kunſt ſichtbar, ſo nennt man ſie Manier.

§. 39. Wie die Materie, ſo iſt auch die Form gewiſſen Geſetzen unterworfen, die, zu einem wiſſenſchaftlichen Ganzen verbunden, eine Theorie des Styls (Styliſtik) geben, deren höchſter Grundſatz aus dem letzten Zweck alles Sprechens — gewiſſe Wirkungen in dem Gemüthe des Hörers hervorzubringen — hergeleitet werden muß, und der alſo kein anderer ſeyn kann, als: Uebereinſtimmung der Rede mit der Natur des Menſchen und den jedesmaligen Abſichten des Schreibenden, — oder mit einem Worte: — die Zweckmäßigkeit.

§. 40. Wie aber in jedem Kunſtwerke, ſo offenbart ſich auch in der Rede ein mechaniſcher und geiſtiger Theil, die beide in ihrer Vollkommenheit innigſt verbunden ſeyn müſſen, wenn ein ſchönes Ganzes darge-

ſtellt werden ſoll. Jener zeigt ſich bloß in der künſtlichen Zuſammenfügung der einzelnen Theile nach allgemeinen Sprachgeſetzen, zur Beförderung allgemeiner Verſtändlichkeit, ohne Beabſichtigung einer beſtimmten Wirkung, und kann daher das Mechaniſche des Styls genannt werden. Dieſer ſpricht ſich beſtimmter aus durch einen gewiſſen Geiſt, der das Ganze belebt nach den beſondern Abſichten des Schreibenden, daher wir ihn den Charakter des Styls nennen möchten. Letzterer hat wieder mehr oder weniger Eigenthümlichkeit, je nachdem es die beſondern Zwecke des Darſtellers erfodern, aus denen die verſchiedenen Stylarten hervorgehen, daher die Theorie des Styls dieſe Theile ſorgfältig von einander trennen und jeden für ſich behandeln muß. In ſo fern ſich noch außerdem im Styl die Perſönlichkeit des Darſtellers, oder die ihm eigenthümliche Art, einen Gegenſtand anzuſchauen und zu behandeln, kund gibt, kann man auch von einem perſönlichen Styl reden.

Erſtes Kapitel.

Von dem Mechaniſchen des Styls.

---

§. 41. Das Mechaniſche des Styls begreift alles dasjenige in ſich, was zur verſtändlichen und wohlgefälligen Mittheilung unſerer Vorſtellungen nothwendig gehört, und bezieht ſich alſo bloß auf das menſchliche Erkenntnißvermögen. Dahin rechnen wir 1) Sprachreinigkeit, 2) Sprachrichtigkeit, 3) Deutlichkeit und Beſtimmtheit, 4) Kürze und 5) Wohllaut. Dieſe Eigenſchaften zuſammen genommen geben die Correctheit des Styls.

1. Von der Sprachreinigkeit.

§. 42. Sprachreinigkeit (puritas) hat der Ausdruck, wenn er ſich mit Verwerfung alles unnöthigen

Fremdartigen, nur an diejenigen Wortformen und Verbindungen hält, welche bei fortſchreitender Bildung das Bürgerrecht in der hochdeutſchen Sprache erhalten haben.

§. 43. Zu dem Fremdartigen gehören

a) alle ausländiſche Wörter und Formen, (Latinismen, Gräzismen, Gallizismen ꝛc.),

b) veraltete (Archaismen),

c) landſchaftliche, provinzielle (Provinzialismen), und

d) ſprachwidrig gebildete neue (Neologismen),

die zuſammen genommen mit dem gemeinſchaftlichen Namen der Barbarismen belegt werden.

Anm. 1. Nicht alle ausländiſche Wörter können und dürfen verworfen werden. Dies iſt bei einem Volke, das, wie die Deutſchen, mit andern Völkern in wechſelſeitiger Verbindung ſteht, und dieſen einen wichtigen Theil ſeiner Kenntniſſe und ſeiner Kunſtfertigkeiten verdankt, eben ſo wenig möglich, als bei irgend einem andern Volke. Noch bis auf dieſen Augenblick haben wir eine Menge aus dem Griechiſchen, Lateiniſchen, Franzöſiſchen und Italieniſchen entlehnter Ausdrücke, die, ungeachtet der Bemühungen unſrer Sprachreiniger, nicht durch eben ſo viel ſagende Deutſche Wörter verdrängt und erſetzt werden konnten, z. B. Muſik, Philoſophie, Humanität, Patriot, Publikum, Capitulation, Chikane, naiv, Intereſſe, giriren, indoſſiren ꝛc., nicht zu gedenken der geſammten wiſſenſchaftlichen Terminologie (die als Kunſt- und Gelehrtenſprache der ganzen gebildeten Welt angehört) und des Titelweſens. Nur des Unnöthigen ſoll man ſich enthalten, d. h. deſſen, was ſich eben ſowohl durch wirklich vorhandene oder leicht zu bildende Deutſche Wörter ausdrucken läßt, z. B. Viſite (Beſuch), defendiren (vertheidigen), Diſtinction (Unterſcheidung), Moment (Augenblick), Advocat (Anwalt), Charge (Ehrenſtelle), Diſtrict (Bezirk), Reſultat (Ergebniß), horizontal (wagerecht) u. ſ. w. Daraus folgt aber keinesweges, daß wir die für jetzt noch nöthigen Fremdlinge für alle Zeiten behalten ſollen. Sie müſſen und werden mit jedem Jahre ſich mindern, in eben dem Grade, in welchem durch gute Schriftſteller richtig gebildete, hinlänglich bezeichnende, und wohllautende Neuwörter gebildet werden.

Nicht zu verwerfen iſt aber der Gebrauch derjenigen fremden Wörter, die ſchon ſeit vielen Jahrhunderten das Bürgerrecht gewonnen, und ihr Fremdartiges faſt ganz verloren haben, z. B. Schule, Prediger, Papſt, Pulver, Körper, Fabel, Bibel ꝛc., oder gar ſol-

cher, von denen es ſehr ungewiß iſt, welches Volk ſie zuerſt gehabt hat, z. B. Naſe, Ohr, Fenſter (fenestra), Vater (pater, πατὴρ), Sack (saccus, σάκκος), ſputen (σπουδάζειν). Ausländiſche Wortfügungen dagegen ſind ganz zu vermeiden, denn ſie entſtehen aus Unbeholfenheit des Schriftſtellers.

Anm. 2. Veraltete Wörter (vocabula exoleta) ſind ſolche, die zu der zeitigen Bildungsſtufe der Sprache nicht mehr paſſen, und aus guten Gründen von dem Sprachgebrauch ausgeſtoßen ſind, z. B. Gift f. Gabe; Schimpf f. Scherz; frohn f. heilig; ſühnen f. verſöhnen; alldieweil f. weil; ſintemalen, geruhig, furchtbarlich, waſer, heil f. ganz ꝛc. Damit muß man aber alte Wörter (vocabula obsoleta) nicht verwechſeln. Dieſe ſind nicht von muſtergiltigen Schriftſtellern ausgeſtoßen, auch nicht fehlerhaft, ſondern nur ungewöhnlich, indem ſie bloß in gewiſſen Schreibarten gebraucht werden, z. B. Minneſold, Knappe, Schnur, Schemen, Leumund, die man in unſeren Dichtern häufig findet.

Anm. 3. Landſchaftliche Wörter und Redensarten ſind ſolche, die nur einzelnen Landſchaften angehören, z. B. heiſch (heiſer), Sammstag (Sonnabend), hallwege (ziemlich), heuer, hinte (jetzt, heute), ſich klagen (ſich beklagen), krank ſehen (krank ausſehen). Indeſſen muß die Schriftſprache ſich immer mehr bereichern, und kann daher landſchaftliche Ausdrücke, wenn ſie ihrer bedarf, mit Behutſamkeit aufnehmen. Dies hat z. B. Leſſing in ſeinem „Nathan der Weiſe“ gethan, wo er ſich der Ausdrücke ausgattern (auskundſchaften, ausſpioniren) und Menſchenmäkelei bedient; jenes bedeutet die höchſte Wachſamkeit, die alle Oeffnungen durchſpäht, dieſes den kleinlichen Tadel, womit ein Volk das andere aus religiöſen Vorurtheilen belegt.

Anm. 4. Sprachwidrig gebildete neue Wörter ſind ſolche, die der Deutſchen Sprachähnlichkeit nicht gemäß ſind, oder den Begriff ſchielend, mangelhaft und unedel ausdrucken, wie Zwiſchenreich (Interregnum), Einzelherr (Monarch, Alleinherrſcher), Haarkräusler (Friſeur), Lotterbett (Sopha), Zunft (Facultät), Fünftelſaft (Quinteſſenz). Man hat nämlich ſchon früh angefangen, gegen die verderbliche Sprachmengerei zu eifern: theils geſchah dies von ganzen Geſellſchaften (der fruchtbringenden Geſellſchaft, 1617 geſtiftet von Caspar von Teutleben zu Weimar; der deutſch geſinnten Genoſſenſchaft, 1645 geſtiftet von Philipp von Zeſen in Hamburg; dem Hirten- und Blumenorden an der Pegnitz, 1644 geſtiftet von Harsdörfer), theils von einzelnen Denkern und Gelehrten, als Thomaſius und Wolf; in den neueren Zeiten hat Campe vorzüglich

lebhaft für die Reinigkeit der Sprache geſtritten, und zur Verdrängung des Fremdartigen eine Menge neuer Wörter vorgeſchlagen, die er nebſt mehrern andern, in ſein bekanntes Werk: Wörterbuch der deutſchen Sprache, 5 Bände, Braunſchweig 1807 — 1811, aufgenommen hat. Viele andere, Kinderling, Petri, Mosqua, Zeune, Krauſe, Wolke, Kolbe, Radlof, Jahn u. ſ. w. haben gleichzeitig oder nach ihm in ſeinem Geiſt fortgearbeitet. Aus dieſen Bemühungen hat die Sprache zwar großen Gewinn gezogen; aber es ſind auch der ſprachwidrig gebildeten Wörter viele zum Vorſchein gekommen, gegen deren Aufnahme man ſich mit Recht geſträubt hat.

§. 44. Die Gründe, warum ſich die Deutſche Sprache des Fremdartigen zu entledigen ſucht, ſind die, welche für jede Sprache gelten; 1) weil das Fremdartige die Einheit und Schönheit der Schriftſprache ſtört; 2) weil es nicht den Charakter der allgemeinen Verſtändlichkeit hat, und nicht zum Geiſte und der Eigenthümlichkeit des Volks paßt.

2. Von der Sprachrichtigkeit.

§. 45. Sprachrichtig iſt Alles, was in der Form, Beugung und Verbindung der Wörter den allgemein angenommenen Regeln, ſo weit ſolche durch Sprachgebrauch und Analogie beſtimmt ſind, gemäß iſt. Fehler dagegen werden Solöcismen genannt.

Anm. 1. Ueber die Sprachrichtigkeit belehrt die Grammatik. Man ſehe darüber die Sprachlehren von Adelung, Heynatz, Moritz, Heinſius, Heyſe, Schmitthenner, Becker ꝛc.

Anm. 2. Den Namen Solöcismen leitet man von den Einwohnern der Stadt Solis in Cilicien her, die, zwar Attiſchen Urſprungs, doch mit der Zeit die Attiſche Eigenthümlichkeit in der Sprache verloren hatten, und daher beſonders in den Verbindungen und Wortfügungen ſündigten.

§. 46. Die Analogie oder Sprachähnlichkeit, d. h. das übereinſtimmige Verfahren in ähnlichen Fällen, ſo wie der Sprachgebrauch (consuetudo certissima loquendi magistra, wie Quintilian ſagt) ſind die höchſten Geſetzgeber in der Sprache, denen daher auch alle Verände-

änderungen, die eine lebende Sprache nothwendig erfährt, unterworfen ſind. Indeſſen darf der Schriftſteller den fehlerhaften Sprachgebrauch aufdecken und berichtigen, ſobald ſolches nur aus Gründen der Sprache ſelbſt geſchieht.

Anm. 1. Fehlerhaft iſt z. B. der Sprachgebrauch in den Wörtern ohnedem (ohnedies), überdem (überdies), unterdeſſen, unterweges ꝛc., deren Unrichtigkeit aus der Sprache ſelbſt erwieſen werden kann.

Anm. 2. In manchen Fällen iſt der Sprachgebrauch eine Zeit lang ſchwankend, z. B. es koſtet mich und es koſtet mir; es kleidet mich und es kleidet mir; er lehrt mich und er lehrt mir die Deutſche Sprache; es däucht mich und es däucht mir. Hier entſcheidet alsdann die Analogie. So lange aber zwei Formen gleichmäßig neben einander laufen, wählt der Schriftſteller nach ſeiner Ueberzeugung.

3. Klarheit, Deutlichkeit, Beſtimmtheit.

§. 47. Wir faſſen hier drei Begriffe zuſammen, die, obwohl nach ihren Graden verſchieden, doch ihrer Hauptbedeutung nach ſich leicht in Einen verſchmelzen. Klarheit iſt der erſte Grad der aus einem gewiſſen Gefühl entſpringenden Erkenntniß eines Gegenſtandes, im Gegenſatze der Dunkelheit, wo ich zwar der Vorſtellung im Ganzen mir bewußt bin, ſie aber nicht nach ihren Theilen von einander zu unterſcheiden vermag. Deutlichkeit haben unſere Begriffe, wenn wir beſtimmte Merkmale von ihnen anzugeben wiſſen, wodurch ſie ſich von andern unterſcheiden; Beſtimmtheit aber, wenn ſie auch in Anſehung ihrer Nebenmerkmale ſo bezeichnet ſind, daß wir ſie nicht mit ähnlichen verwechſeln können. Auf den Styl angewandt, würden jene Begriffe diejenige Eigenſchaft bezeichnen, nach welcher die ganze Vorſtellung des Sprechenden ſo durch den Sprachausdruck hindurch leuchtet, daß ſie nach ihren Haupt- und Nebentheilen mit Gewißheit und Leichtigkeit aufgefaßt und verſtanden werden kann.

§. 48. Die Deutlichkeit und Beſtimmtheit (perſpicuitas) wird im Allgemeinen dadurch geſtört, wenn

der Schreibende ſich den Gedanken, den er ausdrucken wollte, zuvor nicht deutlich gedacht hat. Denn denken und ſprechen ſtehen, wie Urſache und Wirkung, im innigſten Zuſammenhange.

§. 49. Der beſonderen Urſachen der Undeutlichkeit und Unbeſtimmtheit aber gibt es mehrere. Die wichtigſten finden wir

1) in dem Mangel an grammatiſcher, lexikaliſcher und orthographiſcher Kenntniß der Sprache. Wer z. B. mit einem Verbum nicht den richtigen Caſus verbindet, wer Wörter verſchiedener Haupt- oder Nebenbedeutung mit einander verwechſelt, alſo nicht zwiſchen für und vor unterſcheidet, oder die Wörtet empfindlich, empfindſam, empfindelnd, erfinden und entdecken, geiſtig und geiſtlich, berichten und berichtigen, Unwiſſenheit und Dummheit, Aberglaube und Vorurtheil, freiwillig und gutwillig ꝛc. mit einander verwechſelt, wer die Interpunktion vernachläſſigt, oder unrichtig anwendet: wird uns im Sprechen und Schreiben über ſeine wahre Vorſtellung oft in Ungewißheit laſſen oder wohl gar andere Vorſtellungen in uns erzeugen, als er wollte;

2) in der (nicht beabſichtigten) Zwei- oder Vieldeutigkeit, die aus dem Gebrauch gewiſſer doppelſinnigen Ausdrücke (vocabula ambigua), oder aus der Verbindung und Stellung der Wörter entſpringt *), beſonders aus dem Gebrauch der Pronomina **) und der Stellung der Beſtimmungswörter ***);

3) in dem Gebrauch nicht erklärter Kunſtwörter in Volksſchriften;

4) in einer ſolchen Kürze des Ausdrucks, welche ſelbſt die Hauptvorſtellungen nicht vollſtändig ausdruckt. (S. davon §. 50. ꝛc: die Kürze.);

5) in der Verletzung des Angemeſſenen und Ueblichen †);

6) in der ungeſchickten Stellung und Verbindung der

Wörter oder der Sätze zu Perioden (wovon weiter unten).

Eine Rede, die bei gänzlicher Verworrenheit der Gedanken gar keines begreiflichen Verſtandes fähig iſt, nennen wir Unſinn oder Nonſenſe, der, wenn er in Wortſchwulſt beſteht, Galimathias, Bombaſt, Phöbus heißt.

Anm. *) Beiſpiele: Die Geſellſchaft war ſo zerſtreut, daß ſein Vortrag kein Gehör finden konnte. — Er war ein Mann, der die Wahrheit ſtets verfolgte, und in der Verwaltung ſeiner mannichfaltigen Geſchäfte alles überſah. — Ich werde gewiſſe Mittel anwenden.

Anm. **) Perſönliche Pronomina: Kaum hatte man dem Grafen dieſen Platz anvertraut, ſo erfuhr der Marſchall, daß der Feind ihn angreifen wolle. — Er ſchrieb ſeinem Bevollmächtigten, er müſſe das Aeußerſte verſuchen. — Sein Freund meldete ihm, er habe das große Loos gewonnen.

Poſſeſſive Pronomina: Das Vertrauen, womit der Fürſt dieſen Günſtling beehrte, gereichte zu ſeinem größten Unglück.

Relative Pronomina: Es iſt Thorheit, uns gegen die Unglücksfälle des Lebens durch Güter waffnen zu wollen, gegen welche uns nichts ſchützen kann, als die Vorſehung. — Der Sohn meines Freundes, von dem ich Ihnen neulich ſchrieb.

Anm. ***) Ich werde allein im Vertrauen auf Gott dieſe Pflicht zu erfüllen ſuchen, und ich allein werde ꝛc.

Anm. †) Dazu gehört, wenn man die verba solemnia, d. h. ſolche Ausdrücke, die der Sprachgebrauch für gewiſſe Begriffe gleichſam geſtempelt hat, ohne Noth mit anderen vertauſcht, z. B. Jemanden in den Stand ſtellen ſt. ſetzen; — ferner: wenn man fremdartige Begriffe mit einander verbindet, z. B. dann will ich Milch und Blumen auf Dein Grabmal ſtreun.

4. Die Kürze oder Präciſion.

§. 50. Die Kürze (brevitas, oratio pressa) beſteht in der Beobachtung des Grundſatzes, nicht mehr Worte

aufzuwenden, als nöthig ſind, um die auszudruckenden Haupt- und Neben-Vorſtellungen treu zu bezeichnen, und ſo darzuſtellen, wie ſie, dem Zwecke gemäß, dargeſtellt werden ſollen. Der ihr entgegenſtehende Fehler iſt — die Weitſchweifigkeit.

§. 51. Die Präciſion wird verletzt

1) durch Ueberfluß an Sylben, z. B. neuerlich f. neulich; darinnen f. darin; gnädiglich f. gnädig; ſonſten f. ſonſt; jedweder f. jeder;

2) durch Ueberfluß an einzelnen Wörtern, und zwar a) indem man einen und denſelben Begriff durch mehrere Wörter ausdruckt, z. B. Weidenbaum, Schiffsflotte, das hat noch keiner nicht geſehen; Homers ſeine Gedichte, ein Fehler, den man mit dem Namen der Tautologie *) belegt; b) indem man einen ſchon in andern Worten enthaltenen Begriff noch durch einen unnützen Zuſatz bezeichnet, z. B. der Admiral ſegelte mit ſeiner unterhabenden Flotte ab; der alte Greis; ein kleines Steinchen; er fing zuerſt damit an; er pflegte gewöhnlich zu ſagen; ein Jeder weiß. Dieſen Fehler nennt man Pleonasmus **);

3) durch Ueberfluß und Wortreichthum in Anſehung des ganzen Gedankens, wodurch die Rede wäſſerig, ſchleppend und kraftlos wird. Dies geſchieht, wenn man einen und denſelben Gedanken ohne Noth auf mehr als eine Art ausdruckt; wenn man unnütze Einſchiebſel, Umſchreibungen und Abſchweifungen macht (Tiraden), und ſich bei Nebenvorſtellungen länger verweilt, als ihr Verhältniß zur Hauptvorſtellung es erfodert ***).

Anm. *) Zu den Tautologien gehört beſonders der häufige Gebrauch der Synonymen oder ſinnverwandten Wörter, als: Haupt und Kopf, harren und warten, herrſchen und regieren, Kleidung und Anzug, Leib und Körper, Kraft und Vermögen, Feld und Gefilde, bekommen, erhalten, erlangen, nie, nimmer, niemals ꝛc. die man auch gleich bedeutende genannt hat. Genau genommen aber darf es in einer gebildeten Sprache keine gleich bedeutende Wör-

ter geben, da ſolche ein Ueberfluß ſeyn würden. Auch ſind ſie es nicht, da ſich in Anſehung der Nebenbegriffe ſolcher Wörter immer ein Unterſchied findet, der aber oft ſo fein iſt, daß ſie wenigſtens dem unphiloſophiſchen Leſer als gleich bedeutend erſcheinen. Wollte man nun zwei Synonymen neben einander ſtellen, ſo würde wenigſtens der Hauptbegriff doppelt ausgedruckt werden. Dies wäre z. B. der Fall in den Redensarten: ſich über etwas beklagen und beſchweren; etwas melden und kund thun. Ueber Deutſche Synonyme ſehe man: Stoſch Verſuche in richtiger Beſtimmung einiger gleich bedeutenden Wörter, 3 Theile, 1770—73, und Heynatz Verſuch eines ſynonymiſchen Wörterbuchs, 2 Bde., Berlin 1795—99. Entbehrlich ſind dieſe Werke gemacht durch J. A. Eberhard Verſuch einer allgemeinen Deutſchen Synonymik ꝛc. 6 Theile, Halle und Leipzig 1795—1802, und noch mehr durch die Sinnverwandten Wörter zur Ergänzung der Eberhardiſchen Synonymik von Joh. Gebh. Ehrenreich Maaß, 6 Theile, Halle und Leipzig 1818—1821. Beide Werke ſind in einer neuen Ausgabe, beſorgt von J. G. Gruber, erſchienen, 6 Bände gr. 8. 1826—30. Auch iſt noch zu bemerken: Delbrück Deutſche ſinnverwandte Wörter in Hinſicht auf Sprache, Seelenlehre und Moral, Leipzig 1796.

Anm. **) Man muß indeß nicht jedes Füllwort in der Rede für einen Pleonasmus anſehen; denn mehrere Partikeln geben der Periode oft eine gewiſſe Rundung und befördern den Wohllaut. Auch iſt es kein Pleonasmus, wenn des Nachdrucks wegen ein ſonſt überflüſſiger Zuſatz gemacht wird, als: ich habe es mit meinen eigenen Augen geſehen; oder wenn Redner und Dichter einen Gedanken redneriſch und poetiſch ausſchmücken und erweitern.

Anm. ***) Ein merkwürdiges Beiſpiel von wäſſeriger und weitſchweifiger Schreibart findet man in Pauli's Leben großer Helden. Der Verf. erzählt nämlich von dem damaligen Oberſten Keith, der König von Spanien habe gewünſcht, der Oberſt möchte katholiſch werden, damit er ihm ſeine Achtung deſto thätiger beweiſen könne, und nun fährt er fort: „der Hof geſtand, er habe Achtung für ihn — ein Lobſpruch, der ſeine bisherigen Verdienſte und Aufführung in Spanien vollkommen zu verſtehen gibt. Der Hof geſteht, er erkenne, wie würdig er ſey, daß man durch fernere Beförderungen ſeinen Verdienſten Gerechtigkeit widerfahren laſſe, daß man dieſe Achtung werkthätig beweiſe. Der Hof bezeigte, wie er auch den Willen habe, ſolches zu thun, er wünſche es ungemein, es thun zu können; aber es ſey dem Hofe nicht möglich. Warum nicht? Er verdiente es zwar, bei dieſem allen

war es dem Hofe nicht möglich. Er wollte gern, aber es war ihm nicht möglich u. ſ. w."

§. 52. Die Präciſion iſt eine überaus wichtige, und wegen der Anſprüche und Foderungen des menſchlichen Erkenntnißvermögens nothwendige Eigenſchaft des guten Styls; denn

a) von einem breiten, weitſchweifigen Vortrage läßt ſich keine rege Thätigkeit und unterhaltende Beſchäftigung der Verſtandeskräfte erwarten, vielmehr muß eine gewiſſe müßige Leere des Geiſtes nothwendige Folge einer ſolchen Darſtellung ſeyn;

b) der menſchliche Verſtand findet, den erſten und oberſten Geſetzen des Denkens gemäß, da überall einen Anſtoß, wo er den hinreichenden Grund vermißt; und endlich

c) gewinnt die Deutlichkeit, Beſtimmtheit und Kraft durch eine zweckmäßige Kürze, indem jeder Gedanke dadurch erſt ſein gehöriges Licht erhält. Denn, je mehr alle unnöthige Nebenvorſtellungen vermieden werden, deſto weniger wird das Gemüth von der Hauptvorſtellung abgezogen, und deſto leichter und ſchneller kann man dieſe in ihrem ganzen Umfange auffaſſen. Auch werden mit den Vorſtellungen ſelbſt die Eindrücke auf das menſchliche Gemüth in kürzere Zeitmomente zuſammen gedrängt, und gewinnen ſo an gemeinſchaftlicher Kraft. Eine Schreibart, die ſich durch dieſe Kürze empfiehlt, nennt man gedrungen (gedrängt).

§. 53. Indeſſen muß die Kürze der Schreibart, wenn ſie nicht tadelhaft ſeyn ſoll, dem Geiſt der Sprache, dem Zwecke des Vortrags und den geiſtigen Bedürfniſſen derer, für welche die Darſtellung beſtimmt iſt, angemeſſen ſeyn, und die Vorſtellungen überall doch ſo vollſtändig darſtellen, daß die Verſtändlichkeit nicht gehindert wird.

Anm. 1. Das brevis esse laboro, obscurus fio des Horaz zeigt, wie leicht man in dieſen Fehler verfallen kann. Tacitus und Curtius ſind unter den Alten Muſter eines gedrungenen Styls; aber der Deutſche Ueber-

ſetzer kann ihre Kürze nicht überall wieder geben, da ihm die Freiheit des Lateiners in den Participial-Constructionen fehlt. Unter den Deutſchen haben Johannes v. Müller und Jean Paul Friedrich Richter die höchſte Präciſion, grenzen aber auch oft nahe an Dunkelheit.

Anm. 2. Unter den Völkern des Alterthums druckten ſich beſonders die Spartaner ſehr kurz aus, — eine Folge ihrer Erziehung. Man hat daher diejenige Kürze der Rede, welche die Verbindung der Hauptbegriffe aufhebt, eine Lakoniſche genannt. So iſt es z. B. Lakoniſch, wenn der König von Spanien dem Marquis von Spinola, der ihm die Schwierigkeiten der Belagerung von Breda vorſtellt, antwortet: „Marquis, erobert Breda! Ich, der König.“

§. 54. Um ſich Kürze der Schreibart anzueignen, gewöhne man ſich

a) an ein präciſes und klares Denken, als die Grundlage alles präciſen Schreibens, und

b) an eine ſtrenge Sichtung und Ausfeilung ſeiner ſchriftlichen Arbeiten nach der horaziſchen Vorſchrift: nonum prematur in annum, und nach dem Beiſpiele Cicero's und vieler Muſterſchriftſteller unſerer Zeit; und verbinde damit

c) ein fleißiges Ausziehen gehaltreicher Schriften, um ſich in der ſchnellen Auffaſſung der Hauptvorſtellungen eines Vortrags zu üben, und an der Zuſammenziehung derſelben die Geiſteskraft zu ſtärken (wie Johannes v. Müller that).

5. Der Wohllaut.

§. 55. Unter Wohllaut des Styls verſtehen wir diejenige Vollkommenheit deſſelben, nach welcher die Rede mit allen ihren einzelnen Theilen auf eine angenehme Art von dem Ohre aufgefaßt wird. Da der Wohllaut gewiſſermaßen die äußere Schönheit und Politur des Kunſtwerks iſt *), die hier aus der geſchickten Wahl und Verbindung der Wörter und Sätze, alſo aus der Verarbeitung des Sprachſtoffes hervorgeht: ſo gehört der Wohllaut noch zu dem Mechaniſchen des Styls,

ſtreiſt aber in das Gebiet des Charakteriſtiſchen hinüber, in ſo fern er gewiſſen, beſonders redneriſchen und dichteriſchen Werken, einen gewiſſen muſikaliſchen Geiſt und einen höhern Charakter der Lebendigkeit ertheilt, daher er hier die Grenzlinie zwiſchen dem Mechaniſchen und Charakteriſtiſchen des Styls bildet.

Anm. *) Dieſer muſikaliſche Ausdruck der Rede wurde daher von den alten Rhetoren oratio polita (γλαφυρὰ, ἀνθηρὰ) genannt, im Gegenſatze der oratio dura, aspera, horrida, (αυστηρὰ), Ausdrücke, die an die Rauhheit und ſcharfe Außenſeite des Stoffs erinnern. — Genau genommen werden wir zwiſchen Wohlklang und Wohllaut unterſcheiden müſſen. Jener bezieht ſich auf die einzelnen Wörter, in denen wir nichts ändern können, alſo auf die Sprache; dieſer auf die Wahl und muſikaliſche Verbindung derſelben, alſo auf die Rede. An Wohlklang ſteht unſere Sprache der Franzöſiſchen, Italiſchen und Spaniſchen Sprache wohl nach; aber darum nicht nothwendig auch an Wohllaut der Rede, der großentheils von der Kunſt des Schriftſtellers abhängig iſt. (S. §. 58. Anm.)

§. 56. Die Eigenſchaft des Wohllauts iſt jedem Schriftwerke unerläßlich, ſollte dieſes auch zunächſt nicht für den mündlichen Vortrag beſtimmt ſeyn. Denn wir empfinden den Wohl- oder Uebellaut auch von dem, was wir in der Stille leſen, und bemerken das Sanfte, Leichte, ſich Verſchmelzende, wie das Harte, Schwerfällige und Abſtoßende eben ſo gut in unſerm Innern, als würde es laut und vernehmlich für den Gehörſinn dargeſtellt. Ohne Wohllaut würde auch die beſte ſtyliſtiſche Darſtellung den Anſprüchen unſerer ſinnlichen Natur nicht Genüge leiſten.

Anm. Jungen Leuten, die noch nicht ſo weit geübt ſind, daß ſie das Uebellautende ihrer eigenen ſchriftlichen Arbeiten durch ſtilles Ueberleſen derſelben zu entdecken vermögen, wird es ſehr nützlich ſeyn, wenn ſie ſolche durch lauten Vortrag ihrem Ohre zur Entſcheidung übergeben.

§. 57. Wir haben zwei Arten des Wohllauts in der proſaiſchen Rede. Die erſte nennen wir Euphonie, die zweite Eurythmie oder Numerus. Jene beſteht in dem Wohllaut der einzelnen Töne, Wörter und

Verbindungen, ohne Rückſicht auf den Inhalt; dieſe in dem Wohllaut ganzer Sätze und Perioden. Beide zuſammen geben die Harmonie des Styls.

§. 58. I. Die Euphonie, oder der Wohllaut der einzelnen Wörter und deren Verbindungen wird geſtört

1) durch die Härte, die darin beſteht, daß die einzelnen Ausdrücke dem Gehör gleichſam Widerſtand leiſten. Dies iſt beſonders der Fall a) bei dem unverhältnißmäßigen Gebrauch langer, conſonantenreicher Wörter, z. B. vergeſellſchaften, Vervollkommnung, die barbariſchſten Nationen, ein beredterer Schriftſteller; b) bei der Häufung einſylbiger Wörter, beſonders wenn ſie Hauptbegriffe bezeichnen, z. B. wer, was er will, auch darf, will ſelten, was er ſoll. (Hagedorn); oder: nimm, o Gott, mich mir, und gib mich ganz dir (Herder in der Legende: der Friedensſtifter).

Anm. Hiebei müſſen wir einem ungerechten Vorwurf begegnen, den man der Deutſchen Sprache gemacht hat. Sie ſoll nämlich ſchon in ihrem Organismus die Anlage zu einer, das Ohr beleidigenden, Härte tragen. Hieran iſt wahr, daß ſie conſonantenreicher iſt als die Römiſche und Griechiſche Sprache. Dieſe ſind allerdings muſikaliſcher, in ihrem Sylbenmaße beſtimmter, in ihren Wörtern volltönender, und in ihrer Conſtruction freier; auch hatten die Alten mehr Sinn für den Wohllaut der Sprache als wir. Eben ſo muß man es zugeben, daß in den von dem alten Latium ausgegangenen neueren Sprachen der Franzoſen, Italier und Spanier mehr Vocal-Reichthum, und eben daher mehr Muſik gefunden wird. Aber dies beweiſ't nur, daß die Deutſche Sprache eine wohllautende ſtyliſtiſche Darſtellung ſchwieriger macht, als eine der andern Sprachen. Sie thut dem ſchlechten Styliſten keinen Vorſchub, bildet ſich aber dafür unter der Hand eines Künſtlers zu einem vollendeten Kunſtwerke. Den Beweis liefern Haller, Wieland, Bürger, Göthe, Ramler, die beiden Schlegel, Schiller, und andere Muſterſchriftſteller der Deutſchen. Dabei muß man es nicht verkennen, daß in dieſer ſcheinbaren Anlage zur Härte zugleich der Grund der Kraft und des Nachdrucks liegt, woran unſere Srache alle vorgenannte Neu-Europäiſche gar ſehr übertrifft.

2) durch den Gleichklang und die Einförmigkeit, die in einer fehlerhaften Gleichheit des Tones beſtehen. Dies iſt der Fall, a) wenn mehrere aufeinander folgende Wörter gleiche Anfangsbuchſtaben haben, z. B. das ſtete Streben ſtreitſüchtiger Schriftſteller; man macht mir immer mehr Mühe; b) oder wenn dieſe Wörter ganz gleichlautend ſind, als: wenn ſie ſie liebt; der, der der Tugend nachjagt; beſonders aber c) bei dem Hiatus oder dem Zuſammenſtoßen von Vocalen am Schluſſe des einen oder im Anfang des andern Worts, wodurch der Uebergang von jenem zu dieſem erſchwert wird, z. B. du, o Urquell *).

Anm. *) Dies muß man aber nicht zu weit ausdehnen wollen. Das Zuſammenſtoßen der Vocale in vielen mehrſylbigen Wörtern iſt unvermeidlich und ſtört den Wohllaut nicht, z. B. beurtheilen, Religion, beenden.

§. 59. II. Der Numerus (redneriſches Wortmaß) geht hervor aus einer geſchickten Anordnung und Verbindung der einzelnen Glieder und Sätze zu Perioden, und aus der Mannichfaltigkeit und Verbindnng dieſer Perioden unter ſich ſelbſt. Da aber dieſe Foderung die ganze Lehre des Periodenbaues umfaßt: ſo iſt es nöthig, die wichtigſten Grundſätze derſelben zu erläutern.

Anm. Man muß hier den oratoriſchen Numerus von dem poetiſchen oder dem Rhythmus unterſcheiden. Letzterer, von dem hier nicht die Rede iſt, geht weiter, und hat es mit der Quantität der Sylben zu thun.

§. 60. Der Grundſtoff der Perioden iſt der Satz, Redeſatz. Ein Satz iſt ein in Worten ausgedrucktes Urtheil, oder eine, in Worten dargeſtellte, durch die Copula iſt bewirkte Verbindung eines Prädicats mit einem Subject, als: Cajus iſt weiſe.

§. 61. Die Sätze ſind, nach ihrer Form betrachtet, d. i. nach dem, was die Theile eines Satzes zu einem Ganzen oder zur Einheit verknüpft, theils einfache, theils zuſammengeſetzte, theils ausgebildete.

Anm. Unterſchieden von der grammatiſchen Eintheilung der Sätze, womit wir es hier zu thun haben, iſt

die logiſche, die ſich auf den Inhalt oder die Bedeutung derſelben bezieht.

§. 62. Einfach nennen wir einen Satz, wenn er bloß die einfachen und nothwendigen Beſtandtheile eines Urtheils enthält, alſo Subject (Cajus), Copula (iſt), und Prädicat (weiſe), die ſich oft in zwei Wörter (Cajus denkt ſ. Cajus iſt denkend) oder wohl gar in ein einziges (amo ſ. ego sum amans) mit einander verſchmelzen.

§. 63. Zuſammengeſetzt iſt der Satz, wenn zwei oder mehr Sätze durch die Conjunctionen ſo mit einander verbunden werden, daß die Vollſtändigkeit des Sinnes auf ihrer Verbindnug beruht, z. B. ich denke und ſchreibe; mein Vater und mein Bruder arbeiten.

§. 64. Wenn die Theile eines zuſammengeſetzten Satzes ſo mit einander verbunden werden, daß der letztere Theil von dem erſteren als abhängig dargeſtellt wird: ſo entſteht daraus ein Vorder- und Nachſatz. Derjenige, welcher die Abhängigkeit veranlaßt, heißt Vorderſatz (Protasis, antecedens), der, welcher abhängig iſt, Nachſatz (Apodosis, consequens), z. B. da die Wahrheit auch nicht durch Feuer und Schwert unterdrückt werden kann: ſo iſt ſie gewiß das unverletzlichſte Eigenthum des guten Menſchen.

§. 65. Ausgebildet nennen wir einen Satz, wenn Subject oder Prädicat mit Nebenvorſtellungen verbunden werden, die dazu dienen, die Hauptbegriffe näher zu beſtimmen oder anſchaulicher darzuſtellen, doch ſo, daß der Satz die äußere Form eines einfachen behält. Eine ſolche Ausbildung beſteht entweder in dem bloßen Zuſatz eines Beiworts *), oder in der Hinzufügung eines Nebenſatzes, d. i. eines ſolchen Satzes, der, ſeinem grammatiſchen und ſyntaktiſchen Verhältniſſe nach, als Umſchreibung eines, einem andern Satze angehörigen Sprachtheils zu betrachten iſt, alſo in das Gebiet des Hauptſatzes eingeſchloſſen wird. In dieſem Falle nennt man den Satz einen erweiterten, der ſich als Abkür-

zung des Vorder- und Nachſatzes betrachten läßt **), und entweder die Stelle eines Subſtantivs, oder Adjectivs oder Adverbii vertritt, wonach er ſeinen Namen Subſtantiv- Adjectiv- oder Adverbial-Satz erhält.

Anm. *) z. B. die wahre innere Seelenruhe iſt gewiß der dauerhafteſte Lohn der Tugend.

Anm. **) So kann man z. B. das §. 64. angeführte Beiſpiel des Vorder- und Nachſatzes auf folgende Art abkürzen: die Wahrheit, welche nicht durch Feuer und Schwert unterdrückt werden kann, iſt gewiß das unverletzlichſte Eigenthum des guten Menſchen.

§. 66. Wenn man nun eine Reihe ſolcher zuſammengeſetzten und ausgebildeten Sätze ſo mit einander zu einem Ganzen verbindet, daß zwiſchen dem Vorder- und Nachſatze ein gewiſſes Ebenmaß in Hinſicht des Umfangs, der Aufeinanderfolge des Einzelnen, und ſelbſt der rhythmiſchen Verhältniſſe ſtatt findet: ſo entſteht daraus die Periode (περίοδος, circuitus, ambitus, orbis verborum), als eine zur Einheit verbundene Mannichfaltigkeit der Gedanken, deren einzelne Theile Glieder genannt werden.

Anm. Es iſt ſchwer, den Begriff einer Periode genau zu beſtimmen. Auch den Definitionen der alten Rhetoren fehlt es an ſcharfer Begrenzung. Ariſtoteles (Rhet. I. 3. c. 9.) hält ſie für eine in ſich ſelbſt anfangende und endende Rede von überſehbarer Größe. — Cicero (orat. c. 66.) ſagt von ihr: est oratio in quodam quasi orbe inclusa procurrens, quoad persistat in singulis perfectis absolutisque sententiis. — Es iſt indeſſen gewiß, daß ihr Weſen nicht ſowohl in der Länge und Ausführlichkeit beſteht, auch nicht in der Verbindung mehrerer einander untergeordneter Sätze, als vielmehr in einer gewiſſen in ſich ſelbſt abgeſchloſſenen Vollendung zuſammengehöriger und zu einem ſchönen Ganzen verbundener Ideen, deren vollſtändiges und genaues Erfaſſen durch die Beſchauung der einzelnen Glieder bedingt iſt. Der vollkommenſte Periodenbau iſt eine Erfindung der Griechen, die theils aus dem Geiſte ihrer Sprache, theils aus ihrer Verfaſſung und Sitte zu erklären iſt. Die Griechiſche Sprache, reich an Participien, Partikeln, Artikeln, beſtimmten Endungen und wohllautenden Wörterformen, wurde durch Sprechen und Schreiben zugleich gebildet, und alle Griechiſche Be-

redſamkeit ging auf die Zuſammenfaſſung mehrerer Vorſtellungen in ein Bild, wodurch Ueberredung und Rührung zugleich bewirkt wird. Nächſt ihnen haben die Römer die größten Periodenkünſtler gebildet, an deren Spitze Cicero ſteht. Unter den Deutſchen kann man die periodiſche Schreibart beſonders an Spalding, Mendelsſohn, Garve, Engel, Reinhard und Schleiermacher rühmen.

§. 67. Da es ſehr viele Arten von Sätzen gibt, ſo muß es auch ſehr viele Perioden geben, die, wie jene, bald einen Beweis, bald eine Vergleichung, bald einen Einwand, bald eine Bedingung, eine Zeitbeſtimmung, ein Verhältniß, einen Gegenſatz u. ſ. w. enthalten, woraus alſo auch eine große Mannichfaltigkeit in der Schreibart entſteht. Wie viel Arten der Perioden es aber auch geben mag, ſie müſſen doch alle ſo gebildet ſeyn, daß ſich die harmoniſche Vollendung derſelben dem Gehör auf eine angenehme Art ankündigt. Eine ſo gebildete Periode nennt man rund oder abgerundet, im Gegenſatze der eckigen, mangelhaften und ſchleppenden, bei welcher das Gehör eine gewiſſe Vollendung vermißt, oder einen Ueberfluß entdeckt *), und die Schreibart, welche aus ſolchen abgerundeten Perioden beſteht, heißt die periodiſche im Gegenſatze der aphoriſtiſchen oder abgebrochenen.

Anm. *) Auch nach Quintilian's Urtheil (Lib. IX. c. 4.) iſt das Gehör der beſte und ſicherſte Richter in der Compoſition der Rede. Wie aber in der Muſik das Ohr künſtlich gebildet wird, ſo auch in der Rede. Häufiges lautes Leſen und Leſenhören ſolcher Schriften, die als Klangwerke zum Muſter dienen können, wird am beſten das kritiſche Gefühl für das Toniſche der Schreibart ausbilden.

§. 68. Löſen wir den Begriff der Rundung genauer auf, ſo ergeben ſich daraus für den logiſchen Bau der Periode folgende Geſetze:

1) Ihre Länge muß nicht das leichte und vollſtändige Auffaſſen derſelben verhindern. Alſo über die Länge ſelbſt beſtimmen wir nichts; wir fodern nur, daß ſie ſo viel Ruhepunkte gewähre, als der Leſer nöthig hat, und daß dieſer bei dem Schluſſe des Nachſatzes noch im Stande

ſey, ſich des Vorderſatzes zu erinnern, und den Ideengang leicht zu überſehen.

Anm. Cicero beſtimmt vier Hexameter auf die höchſte Länge, ungeachtet er ſelbſt viel längere Perioden hat. Darnach würden in Engel's Lobrede auf den König (S. 30.) viele Perioden tadelnswerth ſeyn, die doch die Verſtändlichkeit und den Wohllaut nicht beeinträchtigen.

2) Sie muß Einheit haben, d. h.!, die in ihr enthaltenen Vorſtellungen müſſen mit dem Haupt- und Grundgedanken in einer innern und nothwendigen Verbindung ſtehen, und zuſammen ein Ganzes bilden. Eine äußere, durch Conjunctionen bewirkte, Verbindung ſetzt darum noch nicht einen innern Zuſammenhang voraus, wie ſchlechte Schriftſteller beweiſen.

3) Die einzelnen Theile der Periode müſſen ſo geſtellt ſeyn, daß die Hauptgedanken, gleich den Hauptfiguren eines Gemähldes, auf den hellſten Platz geſtellt, und nach den verſchiedenen Graden der Wichtigkeit geordnet werden.

4) Vorder- und Nachſatz müſſen zu einander verhältnißmäßig gebildet, und die untergeordneten Sätze weder zu gehäuft, noch zu gleichförmig ſeyn.

5) Beſonders muß die Periode nicht mit der wichtigſten Vorſtellung anfangen, und nicht mit der unwichtigſten ſchließen. Denn, da der Verſtand die ganze Periode hindurch in Aufmerkſamkeit erhalten werden ſoll, und am Schluſſe derſelben volle Befriedigung erwartet: ſo muß man ihn auch nicht durch magere, kleinfügige Vorſtellungen, oder durch einſylbige, tonloſe Worte täuſchen. Man ſorge vielmehr dafür, daß der Ton bis zu Ende immer mehr und mehr wachſe, und daß man nicht bloß die längſten Glieder der Periode nebſt der reichſten und gehaltvollſten Idee, ſondern auch die ſchallreichſten und wohlklingendſten Wörter bis zum Schluſſe aufſpare. Nur dadurch erhält die Periode einen ſchicklichen Schlußfall, und wirkt mit doppelter Kraft auf das Ohr und das Gemüth des Zuhörers. Eben darum iſt endlich

6) überhaupt eine geſchickte Steigerung der einzelnen Theile und Glieder einer Periode höchſt nöthig. Das Wichtigere und Längere muß nämlich da, wo es die Natur der Sache erlaubt, ſtufenweiſe auf das Unwichtigere und Kürzere folgen. Theils iſt dieſer Stufengang in der Anordnung der Vorſtellungen der Deutſchen Sprache eigen, die mehr den Geſetzen des Verſtandes als der Phantaſie und Empfindung folgt, und immer von dem Unbeſtimmten zu dem Beſtimmten fortgeht; theils macht auch ein ſtarker Eindruck, der auf einen ſchwachen folgt, größere Wirkung auf die Seele, ſo wie ein großer Gegenſtand nach einem kleinen eben derſelben Gattung vermittelſt des Gegenſatzes größer als gewöhnlich erſcheint.

§. 69. Was nun von den einzelnen Perioden gilt, das gilt auch von der ganzen Rede. Sind alle Perioden dem gegebenen Geſetze gemäß gebildet; herrſcht unter ihnen Abwechſelung und Mannichfaltigkeit in ihrer Länge, ſo werden alle Theile der Rede eine ſanfte, leichte und fließende Bewegung erhalten, und dadurch das Ohr und den Verſtand des Leſers unvermerkt mit ſich fortziehen. Ohne dieſe Eigenſchaften wird die Rede matt, eintönig, hart und holperig ſeyn, und deshalb auch allen Eindruck auf den Leſer oder Hörer verfehlen.

Anm. Einige ſchlecht gebildete Perioden mögen als Warnungstafel die Lehre vom Wohllaut beſchließen:

Mangel an Verhältniß zwiſchen Vorder- und Nachſatz findet ſich in folgender Schreibart: „Wenn ſich nun mitten in der ſcheinbaren Unordnung die Hand einer weiſen und gütigen Vorſehung ſo deutlich offenbart, und die Uebel in der Welt nur Bedingungen und Mittel weit größerer Glückſeligkeiten ſind: ſo kann nur die Unvernunft murren.“

Ungeſchickter Anfang: „Mit Beiſeitſetzung der Wirkungen des Klima und des Zufalls, ſcheint urſprünglich die Geſchichte der Völker immer die gleiche — ſo auch ihre gelehrte Geſchichte.“

Ungeſchickter Schluß: „Am beſten thäte man, man nähme Lehren dieſer Art ohne Beweiſe an, und betete, ſtatt ſie zu bezweifeln, ihre Tiefe an.“ (Ueberhaupt wie unmelodiſch!) — „Kein Menſch kann ſich rühmen, daß

er ſich nie eine Uebereilung, die er früher an Andern getadelt hatte, vorzuwerfen gehabt habe, er ſey auch, wer er wolle.“ (Welch ein unwichtiges Anhängſel!)

Häufung von Nebenumſtänden und untergeordneten Sätzen: „Leipzig iſt 1409 durch die Niederlaſſung von 2000 emigrirenden Studenten unter Johann Huß entſtanden, welche der damalige Markgraf und Landgraf von Thüringen, Friedrich der Streitbare, ſo gnädig aufnahm, daß er ſie nicht nur durch Johann Hoffmann, einen Schleſiſchen Gelehrten und nachmaligen Biſchof von Meißen, prächtig ſpeiſen ließ, ſondern ſich auch entſchloß, dieſen gelehrten Flüchtlingen zum Beſten eine Univerſität in dieſem mit ſo vielen Vorzügen begabten, Leipzig zu errichten, welche er auch noch in eben dieſem Jahre den zweiten December in Geſellſchaft ſeines Bruders Wilhelm II., nachdem er vom Kaiſer Ruprecht und Pabſt Alexander V. die Privilegien dazu erhalten, aufs feierlichſte einweihte.“

Zweites Kapitel.

Von dem Charakter des Styls.

---

§. 70. Der Charakter des Styls offenbart ſich durch gewiſſe hervorſtechende, eigenthümliche Eigenſchaften, die als das Gepräge eines ihm inwohnenden Geiſtes die Schönheit der Form bewirken, und die Phantaſie und das Gefühl des Hörers anſprechen.

§. 71. Dieſer Charakter iſt entweder ein allgemeiner, in ſo fern er der ſchönen ſtyliſchen Darſtellung überhaupt zukommt, oder ein beſonderer, in ſo fern er aus der Verſchiedenheit des Zwecks jener Darſtellung und aus der verſchiedenen Geiſtesbildung der Leſer und Hörer in einem höhern oder geringern Grade hervorgeht.

A) Allgemeiner Charakter des Styls.

§. 72. Der allgemeine Charakter des Styls zeigt ſich theils in der ſchicklichen Wahl, theils in dem weiſen Gebrauch ſinnlicher Ausdrücke, oder in der Würde und Lebhaftigkeit der Schreibart.

1) Die

1) Die Würde.

§. 73. Die Würde (decorum in oratione) iſt eine abſolute und relative. Jene beſteht in der Beobachtung des Schicklichen und Sittlichen überhaupt, und in der möglichſt ſorgſamen Vermeidung alles deſſen, was durch anſtößige Vorſtellungen die Phantaſie und das Gefühl für Anſtand und Sittlichkeit beleidigen würde; dieſe in der Uebereinſtimmung der ſtyliſtiſchen Darſtellung mit der jedesmaligen Würde des behandelten Gegenſtandes. Fehlt es der Schreibart an dieſer Eigenſchaft, ſo iſt ſie unedel, unwürdig und niedrig.

§. 74. Die abſolute Würde wird verletzt, theils durch einzelne Ausdrücke, deren nächſter Begriff die Phantaſie und das Gefühl beleidigt, theils durch ganze Redensarten, denen eine gemeine und niedrige Nebenidee anhängt.

Anm. Mehrere Ausdrücke ſind ſchon an ſich von der Art, daß ein beſſerer Geſchmack ſie verwirft, da ſie theils eine Handlung, oder einen Gegenſtand, die das Zeichen der rohen Sitte an ſich tragen, ſo beleidigend darſtellen, wie ſie ſind (beſchnüffeln), theils unwürdige und ekelhafte Nebenbegriffe enthalten (gaffen); die meiſten aber werden unedel durch die Art der Verbindung, in die ſie gebracht werden. So hat das Wort wälzen an ſich gar nichts unedles; wenn man aber in einer Predigt den Ausdruck lieſ't: ſich in ſeinen Sünden wälzen, ſo finden ſich Phantaſie und Gefühl beleidigt.

§. 75. Zwar laſſen ſich nicht in jeder ſtyliſtiſchen Darſtellung alle unedle Vorſtellungen vermeiden, da ſie öfters durch die Natur der Sache ſelbſt, z. B. durch die Treue der hiſtoriſchen Erzählung, herbei geführt werden; allein theils kann derjenige, welcher die Sprache in ſeiner Gewalt hat, auch das Grobe und Harte mildern, theils es ſo verſchleiern, daß wenigſtens der Erzähler dabei gerechtfertigt wird. Einen allgemeinen Maßſtab gibt es indeſſen für die abſolute Würde nicht, da der Grad der menſchlichen Bildung ſelbſt verſchieden iſt, und folglich auch die Urtheile über das, was zum äußern Anſtand gehört, nicht auf dieſelbe Art ausfallen können.

2) Die Lebhaftigkeit.

§. 76. Wichtiger noch erſcheint uns zur allgemeinen Charakteriſtik des Styls die Lebhaftigkeit oder Anſchaulichkeit (ornatus orationis) deſſelben, die darin beſteht, daß er eine höhere Thätigkeit der Phantaſie, des Gefühls und des Begehrungsvermögens veranlaßt und befördert. Ohne dieſe Lebhaftigkeit iſt der Styl trocken und matt.

§. 77. Die Mittel, durch welche die Lebhaftigkeit bewirkt wird, liegen zwar in der ganzen styliſtiſchen Darſtellung überhaupt, aber, wenn wir dieſe zergliedern, ſo finden wir ſie doch beſonders in gewiſſen Wendungen des Ausdrucks, die wir mit dem Namen Figuren (σχήματα, bei Cicero ornamenta) belegen.

Anm. Schon Quintilian bemerkt ſehr richtig, daß die Figuren dem Ausdruck motus und actus mittheilen. (I. 9. c. 2. 3.) —

§. 78. Figuren in der weitern Bedeutung ſind künſtliche Redewendungen, oder Abänderungen des natürlichen (gewöhnlichen) Ausdrucks, die durch gewiſſe Kennzeichen und unterſcheidende Merkmale vor dem gewöhnlichen Ausdruck, wie die Figur oder Geſtalt eines Körpers vor andern Geſtalten, hervorſtechen. Man unterſcheidet aber gewöhnlich zwiſchen Tropen und Figuren, und dann denkt man ſich unter jenen gewiſſe Umwendungen der Begriffe, oder Vertauſchung der eigentlichen Wortbedeutung mit einer ihr verwandten uneigentlichen (bildlichen); unter dieſen aber ſolche Formen der styliſtiſchen Darſtellung, durch welche das urſprüngliche Verhältniß der Vorſtellungen verändert und verſinnlicht wird, und zwar durch verſinnlichende Beiwörter, oder durch eine Veränderung der ganzen Vorſtellung.

Anm. Quintilian erklärt den Tropen (vom Griechiſchen τρέπω, ich kehre um, wende um) durch verbi vel sermonis a propria significatione in aliam cum virtute mutatio. Sehen wir nämlich auf den Urſprung der Tropen, ſo finden wir, daß ſie mit der Erkenntniß und der Sprache ſelbſt ihren Anfang genommen haben. Denn da

unſere ganze Erkenntniß von ſinnlichen Gegenſtänden ausgeht, und erſt ſpät und nach und nach auf abgezogene Begriffe hinführt: ſo muß auch die Sprache, als hörbarer Ausdruck unſerer Vorſtellungen, einen eben ſo ſinnlichen Urſprung haben, als die Erkenntniß ſelbſt. Wir finden auch, daß ein rohes Volk eben ſo reich iſt an ſinnlichen Begriffen und Ausdrücken, als arm an unſinnlichen Vorſtellungen und deren Zeichen, und daß, je mehr es an Abſtraction und Bildung zunimmt, ſeine Sprache deſto reichhaltiger an Ausdrücken für unſinnliche Begriffe wird. Dieſe Bereicherung aber geſchieht auf Koſten des ſinnlichen Theils ſeiner Sprache, indem es ſich bemüht, von dem Anſchaulichen in ſeinen Wörtern immer mehr zu abſtrahiren, und einen verwandten, weniger ſinnlichen Begriff damit zu verbinden. — Auf dieſe Art erwecken mit der Zeit viele Wörter, die ſinnlichen Urſprungs ſind, außer den anſchaulichen Vorſtellungen, auch noch verwandte unſinnliche. Und hierin liegt der Grund der eigentlichen und uneigentlichen Bedeutung eines Worts. Jene iſt die erſte, buchſtäbliche und urſprüngliche, welche ſich der Seele des Zuhörers oder Leſers ſogleich und unmittelbar mit dem Worte darſtellt; dieſe aber die übertragene, figürliche oder tropiſche, die mit jener erſten verwandt iſt, und von ihr hergeleitet wird. So erweckt z. B. das Wort begreifen unmittelbar und zuerſt die Vorſtellung des Umfaſſens eines Körpers mit der ausgebreiteten Hand; dies iſt die eigentliche Bedeutung. Denke ich mir aber das Wort in dem Satze: ich kann dieſen Umſtand nicht begreifen, ſo ſehe ich, daß hier von der Unmöglichkeit, eine Sache einzuſehen, die Rede iſt, und finde alſo nun in dem Begreifen eine uneigentliche, abgeleitete Bedeutung. Man ſieht, daß die erſte Quelle dieſer tropiſchen Ausdrücke in der Armuth der Sprache liegt, und in dem Bedürfniß, Vorſtellungen zu bezeichnen, für welche es noch keine beſondere Zeichen gab. Was aber damals Werk der Nothwendigkeit war, verwandelte ſich nachher bei höherer Reife der Bildung in ein Kunſtprodukt der menſchlichen Freiheit, und man lernte, auch ohne durch die Armuth der Sprache dazu genöthigt zu ſeyn, dasjenige zu einer abſichtsvollen Verſinnlichung gebrauchen, was früherhin ohne dieſe Abſicht nur für den Verſtand erfunden worden war.

§. 79. Ohne dieſen (von mehreren Rhetoren nicht gemachten) Unterſchied hier weiter zu verfolgen, begründen wir die Eintheilung in der Lehre von den Figuren lieber durch ihren pſychologiſchen Zweck. Da dieſer nun im Allgemeinen auf eine höhere Spannung aller See-

lenkräfte, insbeſondere aber auf die Belebung der Phan⸗taſie⸗ und Gemüthskräfte gerichtet iſt, und zugleich eine größere Thätigkeit des Witzes befördern will: ſo theilen wir die Figuren

1) in Figuren für die Aufmerkſamkeit,
2) ⸗ ⸗ ⸗ die Einbildungskraft,
3) ⸗ ⸗ ⸗ Gemüthsbewegungen, und
4) ⸗ ⸗ ⸗ den Witz.

Anm. Dieſe von Adelung gemachte, und in ſeiner Theorie des Styls aufgeſtellte Eintheilung ſcheint — ungeachtet auch ſie manches Unbequeme hat, indem mehrere Figuren zu mehr als Einer Klaſſe gerechnet werden können — noch immer die vorzüglichſte; wenigſtens gewährt ſie die leichteſte Ueberſicht. Eine andere Eintheilung iſt nach der Qualität (Beſchaffenheit), Quantität (Größe) und Relation (Verhältniß), welche aber eben ſo wenig die Grenzen jeder Klaſſe genau beſtimmt.

1) Figuren für die Aufmerkſamkeit.

§. 80. Zu dieſer Klaſſe der Figuren gehören alle die⸗jenigen Formen des Ausdrucks, welche durch ihre Eigen⸗thümlichkeit die Aufmerkſamkeit ſtärker erregen, und ſol⸗che für gewiſſe Begriffe länger feſthalten. Wir rechnen dahin 1) die Alliteration, wenn mehrere auf einander folgende Wörter einerlei Anfangsbuchſtaben oder Sylben haben (Beiſp. 1); 2) die Annomination, wenn Wörter eines Stammes mit einander verbunden werden (Beiſp. 2); 3) die Anaphora, wenn mehrere auf einander folgende Gedanken und Sätze mit einem und demſelben Worte anfangen (Beiſp. 3.); 4) die Epizeuxis, wenn ein und daſſelbe Wort mehrmals nach einander wiederholt wird (Beiſp. 4); 5) die Epiphora, wenn die Wiederholung eines und deſſelben Worts am Ende mehrerer Sätze geſchieht (Beiſp. 5). Die drei letz⸗ten Figuren begreift man zuſammen unter dem Namen der Wiederholung (conduplicatio).

Beiſpiele.

1. Er floh und fluchte noch im Fliehen. (Klopſtock.)

2. Aber die Stille ward ſtiller. (Klopſtock.)

3. Und was wegwelkt aus den Erdenthalen,
Schwindet darum nicht aus Gottes Welt,
Nicht des Morgenroths verſtrahlte Strahlen,
Nicht die Blume, die zu Staub zerfällt,
Nicht die Aſche ausgebrannter Sonnen,
Nicht die Düfte, die der Roſ' entwehn,
Nicht das Fädchen, das, vom Wurm geſponnen,
In der Luft verflattert, mag vergehn. (Koſegarten.)

4. Schiller läßt den Don Karlos zum Marquis von Poſa ſagen:

Laß mich weinen,
An deinem Herzen heiße Thränen weinen,
Du einz'ger Freund. Ich habe niemand — niemand —
Auf dieſer großen, weiten Erde niemand.
Soweit das Zepter meines Vaters reicht,
Soweit die Schifffahrt unſre Flaggen ſendet,
Iſt keine Stelle — keine — keine, wo
Ich meiner Thränen mich entlaſten darf,
Als dieſe. O bei allem, Rodrigo,
Was du und ich dereinſt im Himmel hoffen,
Von dieſer Stelle, Rodrigo, verjage,
Verjage mich von dieſer Stelle nicht.

5. Don Karlos ſagt zum Marquis von Poſa:

Ich ſah auf dich und weinte nicht. Der Schmerz
Schlug meine Zähne knirſchend aneinander;
Ich weinte nicht. Mein königliches Blut
Floß ſchändlich unter unbarmherz'gen Streichen,
Ich ſah auf dich, und weinte nicht.

§. 81. Noch wichtiger und wirkſamer zur Spannung und Feſthaltung der Aufmerkſamkeit ſind die Inverſion und Gradation. — Die Inverſion (Verſetzung) verändert die gewöhnliche Wortſtellung, indem ſie die Hauptbegriffe heraushebt, und ſie dahin ſtellt, wo ſie die meiſte Wirkung thun können*). Die Gradation (Steige-

rung, climax) beſteht darin, daß man die Begriffe nach den Graden ihrer Wichtigkeit ordnet, und ſtufenweiſe, entweder von den kleineren und unwichtigeren zu den größeren und wichtigeren fortſchreitet, oder umgekehrt, obwohl ungewöhnlicher, die Größe und Wichtigkeit der Vorſtellungen abnehmen läßt. Jenes iſt die aufſteigende, dieſes die abſteigende Gradation **)

*) Die Grammatiker nehmen eine vierfache Wortfolge an, die natürliche, fragende, verbindende und verſetzte. Die drei erſten bekennzeichnen ſich dadurch, daß die Begriffe vom Unbeſtimmten zum Beſtimmtern fortſchreiten, daß alſo das Subject anfängt, das Prädicat folgt, und das Object ſchließt; die verſetzte Wortfolge aber ändert dieſe gewöhnliche Ordnung, indem ſie nach Umſtänden Prädicat oder Object vorantreten läßt, und ſo entſteht die Inverſion, die als Abweichung von dem Gewöhnlichen eben darum auch die Aufmerkſamkeit ſtärker reizen muß. Ich möchte ihm helfen, iſt die gewöhnliche Wortfolge; helfen möcht' ich ihm, oder: ihm möchte ich helfen — ſind Inverſionen.

**) Aufſteigende Gradation. Wonach meſſen wir die Größe unſerer Könige? Nach der Größe und Pracht ihrer Werke, nach den Koloſſen ihrer Bildſäulen, nach den Steingebirgen ihrer Paläſte, nach den meilenlangen Gärten, worin ſie Flüſſe in Becken ſammeln, und Wolken gegen Wolken ſpritzen laſſen. (Kramer.)

Es iſt eine freche That, einen Römiſchen Bürger binden, ein Frevel, ihn geißeln, ein Brudermord, ihn tödten heißen, was ſoll ich ſagen: ihn an's Kreuz heften? (Cicero, gegen den Verres.)

Abſteigende Gradation Wenn wir gut und bei vorzüglichen Kräften groß ſind, ſo ſind wir es überall, auf dem Throne, im Pallaſte, in der Hütte, nur durch Eine Tugend. (Engel.)

2) Figuren für die Einbildungskraft.

§. 82. Die Einbildungskraft, die, wenn ſie productiv (ſchöpferiſch) wirkt, Phantaſie genannt wird, äußert ſich

1) dadurch, daß ſie entfernte Gegenſtände als gegenwärtig vorſtellt, z. B. eine ſchöne Landſchaft;
2) daß ſie ſich neue, in der Erfahrung nicht bekannte

Objecte ſchafft, z. B. einen Polyphem, einen Hercules, der den Nemäiſchen Löwen tödtet;

3) daß ſie anſchauliche Gegenſtände noch ſinnlicher macht, und abſtracte Begriffe in ſinnliche Bilder hüllt, z. B. indem die Tugend perſonifizirt, die Argliſt unter dem Bilde einer Schlange vorgeſtellt wird.

§. 83. Da die hierher gehörigen Figuren ſehr zahlreich ſind, ſo bringen wir ſie, der leichtern Ueberſicht wegen, nach den Graden ihrer Lebhaftigkeit und Stärke in folgende Klaſſen:

a) Formen des Geſpräch-Styls.

§. 84. Dazu gehören diejenigen Wendungen, welche die Handlung des Selbſtgeſprächs oder des Dialogs bezeichnen, nämlich: die Frage und Wendungen aus dem Stegereife. — Die Frage tritt in das Gebiet der figürlichen Ausdrücke, ſobald man dieſe Form ſtatt des poſitiven Ausdrucks wählt, um der Darſtelluug Leben und Handlung mitzutheilen (Beiſpiel 1). Zu den Wendungen aus dem Stegereife gehören mehrere kleine Figuren, die den Hörer glauben laſſen, als ſey der Gedanke erſt auf der Stelle entſtanden. Die wichtigſten ſind: correctio (epanorthosis), wenn man ſich ſelbſt Einhalt thut, und das Geſagte wieder zurücknimmt (Beiſpiel 2.); aposiopesis, wenn man plötzlich inne hält, und den Sinn unvollendet läßt, als wenn eine unvermuthete Erſcheinung den Lauf des Gedankens hemmte (Beiſpiel 3.); concessio, wenn man etwas einräumt (Beiſpiel 4.).

Beiſpiele.

1. War es nicht die Schlaffheit des Zeitalters, welche den Untergang Deutſcher Freiheit herbeiführte?

2. Ganz Deutſchland, — doch, was ſage ich, — ganz Europa war auf den Ausgang dieſes blutigen Krieges geſpannt.

3. Komm ich hinauf zu Dir, ſo ſoll dein Blut — —
(Gellert.)

4. Die Welt, wie ich ſie hier mahle, iſt zwar vielleicht nirgends als in meinem Verſtande wirklich; aber gewiß, wenn die Wirklichkeit auch meinem Traume nicht einmal ähnelt, wird mich die Wirklichkeit um ſo entzückender, um ſo majeſtätiſcher überraſchen.

b) Nachahmung des Hörbaren.

§. 85. Es gibt gewiſſe Ausdrücke, durch welche das Hörbare in der Natur nachgeahmt wird *). Dies geſchieht durch zwei Figuren, durch die Congruenz und die Harmonie. Jene beſteht in der Aehnlichkeit des articulirten Tones mit dem unarticulirten, den er bezeichnet **); dieſe in der Nachahmung des natürlichen Ganges der bezeichneten Sache durch den künſtlichen Gang der Rede ***).

*) Nachahmung, nicht Gleichheit des Tones, denn dieſe wird als fehlerhaft mit dem Namen Onomatopöie belegt, z. B. ſchnalzen, ſchmatzen, patſchen ꝛc.

**) Urſprünglich iſt dieſe Aehnlichkeit der Grund der menſchlichen Sprache, denn dieſe ging, nach Herder, von der Nachahmung der Naturlaute aus, und jede Stammſprache hat daher noch mehrere Spuren ſolcher Nachbildungen aufzuweiſen. Z. B. das Geflüſter des Windes im Schilf; das Heulen des Sturms; das Brüllen und Rollen des Donners; das Liſpeln des Laubes; das Murmeln und Rieſeln der Bäche; das Raſſeln der Ketten.

***) Im Virgil und Homer finden ſich mehrere Stellen dieſer Art. Langſame und ſchwerfällige Bewegung iſt in der Stelle:

Olli in | ter se | se mag | na vi | brachia | tollunt.
Virg.

Schnelle Bewegung in dem Verſe:

Quadrupe | dante pu | trem soni | tu quatit | ungula campum.
Virg.

Malmend zer | ſtampfet das | Feld in ge | vierteltem Takte der | Hufſchlag.
Voß.

Hüpfende und polternde Bewegung in

Αὖτις ἔ | πειτα πέ | δονδε κυ | λίνδετο | λᾶας ἀ | ναιδής.
Hom.

Hurtig mit | Donnerge | polter ent | rollte der | tückiſche Marmor.
Voß.

Dahin gehört auch der bekannte Scherz Taubmann's:

Quando conveniunt Maria, Camilla, Sybilla,
Sermonem faciunt, et ab hoc et ab illa.

Auch Deutſchen Originalen fehlen nicht mahleriſche Stellen dieſer Art. So Ramler in ſeiner Cantate Ino, wo er uns in einer melodiſchen Arie, dem Preis alles Wohllauts, die ſanfte Bewegung der Wellen und der Ino Entzücken bei ihrer glücklichen Errettung ausdruckt:

Wo bin ich? o Himmel!
Ich athme noch Leben?
O Wunder! ich walle
Im Meere? mich heben
Die Wellen empor? —

c) Anknüpfung eines ſinnlichen Nebenbegriffs.

§. 86. Gewiſſe Vorſtellungen können anſchaulicher gemacht werden, wenn man 1) ſinnlichere Ausdrücke dafür wählt *) oder 2) gewiſſe bildliche Nebenwörter hinzufügt **). In jenem Falle bekommt man nachdrückliche (emphatiſche) Wörter, in dieſem verſchönernde Beiwörter.

*) Die höhere Anſchaulichkeit ſolcher Ausdrücke liegt in gewiſſen Nebenbegriffen, welche durch Ableitung und Zuſammenſetzung hervorgebracht werden. So ſagt z. B. verfolgen mehr als folgen, und der Begriff der Geſchwindigkeit ſpringt kräftiger hervor in der Redensart: ein Schlitten verfolgt den andern, als: ein Schlitten folgt dem &c.

**) Z. B. ſilberne Wellen, kühles Grab, die ſchweigende Luna, bemoostes Dach, das beſcheidene Veilchen.

d) Auflöſung eines Ganzen in ſeine Theile.

§. 87. Man löſt das Ganze in ſeine Theile auf, um ſtatt eines bekannten unwirkſamen Begriffs mehrere neue und anſchauliche Vorſtellungen zu erhalten. Dies geſchieht beſonders dadurch, daß man einen Gegenſtand, ſtatt ihn bei ſeinem gewöhnlichen Namen zu nennen, durch eine oder mehrere ſeiner Eigenſchaften, Beſtimmungen und Wirkungen bildlich bezeichnet, woraus die ſogenannte Umſchreibung (periphrasis) entſteht.

*) Eherne Schlünde ſt. Kanonen; das ſchäumende Blut des Weinſtocks, ſt. Wein; Schuhe von

Stahl, worin der Mann der freundlichen Venus der Blitze Geſchwindigkeit barg (Ramler), ſt. Schlittſchuhe; der diamantne Schild des Stroms, der alle Pfeile der Sonne verhöhnet (Ramler), ſt. Eis. — Die Stunde, in welcher ſich alle irdiſche Bande löſen, die uns an dieſes Leben feſſelten, wo das matte Auge ſich auf ewig ſchließt, und der Geiſt von ſeiner Hülle ſcheidet — o es iſt eine ernſte, feierliche Stunde, ſt. die Todesſtunde. — Eben ſo von der Bühne des Lebens abtreten, zu Gott gehen ꝛc., f. ſterben.

e) Erläuterung durch ein ſinnliches Bild.

§. 88. Man erläutert einen Begriff, indem man ihm ein ſinnliches Bild, mit dem er Aehnlichkeit hat, zur Seite ſtellt, um ihn dadurch anſchaulicher zu machen. Daraus entſteht das Gleichniß, das alſo die Anführung eines ähnlichen ſinnlichen Falles iſt, oder die ausführliche Vergleichung eines ausgemahlten Bildes mit dem daneben geſtellten Gegenbilde. Die bloße Zuſammenſtellung, die nur aufmerkſam macht auf das Bild, heißt Vergleichung, und verhält ſich zum Gleichniß, wie die Metapher zur Allegorie*).

*) Eine Vergleichung iſt es, wenn es heißt: Seyd klug wie die Schlangen, und ohne Falſch wie die Tauben. Aber Matth. 11, 16—19 iſt ein Gleichniß.

Folgende Vergleichungen Herders aus Andreä's chriſtlicher Mythologie enthalten zugleich Stoff zu fruchtbaren Betrachtungen: Ein Reicher ohne Milde, ein Baum ohne Frucht. Unternehmung ohne Kraft, ein Flug ohne Flügel. Geſchicklichkeit ohne Gönner, eine Erde ohne Thau.

Auch fehlt es uns nicht an ſinnreichen und erhabenen Gleichniſſen. So ſagt Gellert:

Der Weiſe iſt ohne die Tugend ein lebloſer Zeiger, der die Strahlen der Sonne auffängt, und ſie auf ſeiner Oberfläche, ſich ſelbſt unnütz, von fremden Augen bemerken läßt.

und Ramler in ſeinem Tod Jeſu:

So ſtehet ein Berg Gottes,
Den Fuß in Ungewittern,
Das Haupt in Sonnenſtrahlen;
So ſteht der Held aus Canaan.

Beſonders finden ſich in unſern Epikern ſehr vollſtändige und ausgemahlte Gleichniſſe, z. B. in Klopſtock's Meſſiade, deren vierter Geſang alſo anhebt:

Kaiphas aber lag, nach Satans dunklem Geſichte,
Noch voll Angſt auf dem Lager, von dem die Ruhe ge-
flohn war;
Schlief bald Augenblicke, dann wacht' er wieder, und warf
ſich
Ungeſtüm voll Gedanken herum. Wie tief in der Feld-
ſchlacht
Sterbend ein Gottesleugner ſich wälzt; der kommende
Sieger
Und das bäumende Roß, der rauſchenden Panzer Getöſe,
Und das Geſchrei, und der Tödtenden Wuth, und der don-
nernde Himmel
Stürmen auf ihn, er liegt und ſinkt mit geſpaltetem
Haupte
Dumm und gedankenlos unter die Todten, und glaubt zu
vergehen.
Dann erhebt er ſich wieder, und iſt noch, denket noch,
fluchet,
Daß er noch iſt, und ſpritzt mit bleichen, zuckenden Händen
Himmelan Blut; Gott fluchet er, wollt' ihn gerne noch
leugnen.
Alſo betäubt, ſprang Kaiphas auf, und ließ die Verſamm-
lung
Aller Prieſter und Aeltſten im Volk ſchnell zu ſich berufen.

Anm. Der Punkt, worin zwei verglichene Gegenſtände einander ähnlich ſind, heißt das tertium comparationis. So wie dieſes nie fehlen darf, ſo muß es auch nie zu weit hergeholt ſeyn, und — wenn es anziehend ſeyn ſoll — auch nicht zu nahe liegen. Das Gleichniß beſchäftigt übrigens nicht bloß die Phantaſie, indem es einen Gegenſtand anſchaulich macht, ſondern auch den reflectirenden Verſtand, der uns Aehnlichkeiten zwiſchen dem ſinnlichen Bilde und dem verglichenen Begriff entdecken läßt. Bei dieſer Reflexion aber zeigt ſich zugleich, daß in dem Aehnlichen auch wieder manches Verſchiedene ſey, daher man alsdann urtheilt, daß jedes Gleichniß hinke (omne simile claudicat).

§. 89. Auch bewirkt man dieſe Erläuterung dadurch, daß man auf eine ähnliche Vorſtellung, die eine Begebenheit, Sitte, Perſon ꝛc. bezeichnet, hindeutet. Daraus entſteht die Alluſion oder Anſpielung.

Z. B. Er iſt noch nicht über den Rubikon gegangen, enthält eine Anſpielung auf den Cäſar, der, als er über dieſen Fluß ging, dadurch erklärte, daß er als Feind nach Rom komme, folglich einen entſcheidenden Schritt thun wolle. — Eben ſo: eine herculiſche Ar-

heit, d. i. eine ſehr ſchwere; eine ſtoiſche Geduld, d. i. eine ſehr ausdauernde.

f) Darſtellung unter einem ſinnlichen Bilde, oder von den Tropen.

§. 90. Die Tropen gehen noch einen Schritt weiter als die Figuren. Dieſe ſtellen (wie wir geſehen haben) lebhafte Vorſtellungen neben die minder lebhaften, um dieſe zu beleben und anſchaulicher zu machen. Jene dagegen verwandeln die minder lebhafte Vorſtellung ganz in die anſchauliche, und ſuchen alſo mehrere Vorſtellungen mit einander zu einer einzigen zu verbinden. Die Tropen würden daher bildliche Redewendungen oder ſolche styliſtiſche Formen seyn, welche die Vorſtellungen ſo verändern, daß ſie ſtatt ihrer eigentlichen Bezeichnung eine uneigentliche oder bildliche hinſtellen, z. B. Wohnung des Friedens, ſt. Grab; Frühling des Lebens, ſt. Jugend.

§. 91. Die Tropen ſind von doppelter Art: entweder laſſen ſie bloß die Hauptvorſtellung in eine bildliche übergehen, wie die Metonymie, Synekdoche und Metapher, oder auch die Nebenvorſtellungen, wie die Proſopopöie und die Allegorie.

§. 92. Die Metonymie hat ihren Grund in einem Zuſammenhange, oder einer Verwandtſchaft der Begriffe. Sie iſt alſo ein Trope, welcher Verhältnißbegriffe mit einander verwechſelt, die in einer natürlichen, durch die Ideen-Aſſociation leicht zu entdeckenden Verbindung ſtehen.

Anm. Die wichtigſten Verbindungen ſind a) zwiſchen Urſach und Wirkung, wo jene für dieſe und dieſe für jene geſetzt wird, z. B. die Arbeit der Stiere ſt. Getreide; die Wolken träufeln Segen ſt. Regen; b) zwiſchen dem Vorhergehenden und Nachfolgenden (Metalepſe), z. B. die letzte Umarmung ſt. Trennung; c) zwiſchen der Eigenſchaft und dem damit begabten Weſen, z. B. die Stimme der Freude ſt. froher Menſchen; d) zwiſchen der Materie und dem Producte, als: Eiſen und Stahl ſt. Schwert; Fichte ſt. Schiff;

abies mari commiſsa; e) zwiſchen dem Zeichen und der bezeichneten Sache, als: Oelzweig ſt. Frieden; f) zwiſchen dem Ort und dem, was ſich darin befindet, als: der Wald beſingt ſein Lob ſt. die Vögel; das blaue Salz ſt. Meer; g) zwiſchen der Zeit und dem, was darin vorgeht, als: das gebildete Griechenland, das aufgeklärte Jahrhundert.

§. 93. Die Synekdoche beruht auf dem Verhältniſſe des größern oder geringern Umfangs der Bedeutung, und beſteht in der Verwechſelung der Vorſtellungen, von denen die eine als Theil in der andern enthalten iſt.

Anm. Die vornehmſten Arten ſind a) der Theil ſtatt des Ganzen und umgekehrt, z. B. Brod ſt. Nahrung, Wellen ſt. See, Spitze des Schwerts ſt. Schwert; die ganze Erde trauert über ſeinen Fall ſt. viele Menſchen; b) das Geſchlecht ſt. der Art und umgekehrt, z. B. Künſtler ſt. Mahler, Sterbliche ſt. Menſchen, Streiter ſt. Soldat; ich mißgönne dem Städter ſeine Bälle nicht, ſt. ſeine Vergnügungen; c) die Art ſt. des Individüi und umgekehrt (Autonomaſie), z. B. der Redner ſt. Cicero, der Dichter ſt. Homer, Salomo ſt. ein weiſer König; d) die einfache Zahl ſtatt der mehrfachen, z. B. die Lerche ſingt des Höchſten Lob; e) die beſtimmte Zahl ſt. der unbeſtimmten, z. B. Tauſend Zungen verkündigen ſein Lob.

§. 94. Die Metapher (translatio), die mehr als alle vorige Tropen die Phantaſie anſpricht, iſt eine Verwechſelung der Vorſtellungen, die bloß durch die Aehnlichkeit mit einander verwandt ſind. Jede Metapher iſt daher als ein abgekürztes Gleichniß zu betrachten, in welchem die darin eingekleidete Vorſtellung dem Gefühle näher gebracht wird, indem ſie ſtatt des eigentlichen Ausdrucks einen ihm ähnlichen anſchaulicheren herbeiführt.

Anm. So iſt der Ausdruck: das Feuer der Rede eine Metapher; denn der Begriff Feuer iſt von einem brennenden Körper entlehnt, der alles um ſich her erwärmt, daher mit einer Rede Aehnlichkeit hat, die durch ihre Stärke und Kraft einen großen Eindruck auf die Seele macht. — Der Sitz der Metapher kann ſowohl ein Subſtantivum als ein Beiwort und Verbum ſeyn, als: der Lenz des Lebens, die Stütze des Staats; das ſterbende Jahr, die goldene Ernte; der Sturm heult, die Schönheit verblüht.

§. 95. Die Proſopopöie oder Perſonification beſteht darin, daß man lebloſen Dingen oder wohl gar abſtracten Begriffen, als Tugenden und Laſtern, die Eigenſchaften lebender Weſen beilegt, und ſie als empfindend, handelnd, hörend oder redend einführt, alſo — daß man das Lebloſe als etwas Lebendes behandelt.

§. 96. Wir haben drei Arten der Perſonification: 1) im weiteſten Verſtande gehören nämlich dahin alle Metaphern und Metonymien, die von lebloſen Dingen gebraucht werden (Beiſp. 1.). Dies iſt die gewöhnlichſte Perſonification, die ſo tief in der menſchlichen Natur gegründet iſt, daß man ſie als die Grundlage der ganzen Sprache betrachten kann. Die alte Welt hielt nämlich jeden Körper für belebt, und jede Erſcheinung, von der man ſich keinen Grund anzugeben wußte, war ihr die Wirkung eines unſichtbaren höheren Weſens. Daher finden wir auch in den meiſten Sprachen den lebloſen Dingen und ſelbſt abſtracten Begriffen ein Geſchlecht beigelegt, welches beweiſ't, daß man ſich dieſe Dinge als Perſonen und ſogar als Perſonen verſchiedenen Geſchlechts dachte; 2) in der zweiten und engern Bedeutung verſteht man darunter diejenige Figur, welche ein lebloſes und abſtractes Ding als beſeeltes Weſen handeln und wirken läßt, indem man es bald handelnd (Beiſp. 2.), bald hörend (Beiſp. 3.), bald redend (Beiſpiel 4.) einführt; 3) in der dritten und engſten Bedeutung führt dieſe Figur abweſende, oder wohl gar verſtorbene Weſen als redend ein. Dies iſt der höchſte Grad derſelben, und wird von den ältern Lehrern der Wohlredenheit mit dem Namen Sermocinatio belegt (Beiſp. 5.).

Beiſpiele.

1. Die Erde dürſtet nach Regen; die Zeit verwiſcht, verzehrt alles; der Frühling kommt; das Haus fällt ein; das Glück iſt betrüglich, die Ehrſucht raſtlos.

2. Bisweilen reichen uns die Geſetze ſelbſt das Schwert dar, einen Böſewicht niederzuſtoßen.

(Cicero in der Rede für den Milo.)

Haller perſonifizirt den Aberglauben:

Erſchrecklich Ungeheur! ſein Wüthen überſteigt
Was je des Himmels Zorn zu unſrer Straf' erzeugt.
Im innern Heiligthum, wohin kein Fremder ſchauet,
Iſt ſein verborgner Thron auf Wahn und Furcht gebauet.
Ihm ſteht mit krummen Hals die ſchlaue Heuchelei,
Und, mit verlarvtem Haupt, Betrug, ſein Vater, bei.

3. Komm, Zephir, komm! in dieſen Büſchen
Soll mich dein ſanfter Hauch erfriſchen.

4. Unnatürliche Handlungen erregen unnatürliche Unruhe, und ein angeſtecktes Gewiſſen murmelt dem tauben Hauptkiſſen ſein Geheimniß zu.

Traurig iſt die Heide von Lena, es jammern die Eichen von Crona. (Oſſian.)

5. Kleiſt läßt den Alexander erſcheinen:

Ich ſeh den Griechiſchen Held, vor deſſen Klange der Waffen
Der ganze Erdball erſchrak; der Seen mit Menſchenblut färbte,
Und bis zum Ganges den Oſt in eine Wüſte verkehrte,
Wie ausgeriſſene Meere Feld, Wald und Städte verſchlingen;
Ich ſeh ihn in bleichen Cypreſſen verlaſſen und tiefſinnig irren,
Er ringt die Hände und füllt mit dieſen Klagen die Lüfte:
Vor meines Unſinns Vergnügen, jetzt mir erſchreckliche Bilder!
Ihr Leichen voll Wunden und Blut, weicht, weicht aus dieſen Revieren ꝛc.

§. 97. Die Allegorie iſt eine fortgeſetzte Metapher*), denn ſie macht eine ganze Reihe von Begriffen anſchaulich, indem ſie einen Gegenſtand nebſt mehreren ſeiner Eigenſchaften und Wirkungen in einem fortgeführten Bilde ausmahlt.

*) Die Dichtkunſt war zu Rom eine ausländiſche Blume, iſt eine Metapher. Herder macht daraus folgende Allegorie: die Römiſche Dichtkunſt war aus grie-

chiſchem Saamen in den Garten eines Kaiſers verpflanzt, wo ſie als ſchöne Blume da ſtand und blühte. — Pope ſagt: Trinke mit vollen Zügen aus dem Pieriſchen Quell, oder laß ihn ungekoſtet; hier berauſchen mäßige Züge, und nur ein ſtarkes Trinken macht wieder nüchtern. — Die ſchönſten Allegorien ſind diejenigen, mit welchen ſich die Perſonification verbindet. So führt z. B. Voltaire in ſeiner Henriade die Zwietracht als eine handelnde Perſon ein, und ſo ſchildern Virgil und Ovid die Fama.

g) Darſtellung eines abweſenden Dinges als gegenwärtig.

§. 98. Da das Abweſende und Vergangene weniger ſtark auf die Phantaſie wirken, als das Gegenwärtige, ſo ſucht der Schriftſteller in allen den Fällen, wo es ihm um eine höhere Lebhaftigkeit der Vorſtellungen zu thun iſt, den entfernten Gegenſtand zu vergegenwärtigen. Das geſchieht beſonders auf dreierlei Art: a) durch den Gebrauch des Präſentis ſt. Präteriti, b) durch die Anrede, und c) durch die Viſion.

§. 99. Der Gebrauch des Präſentis ſt. des Prät. iſt eine Abweichung von der gewöhnlichen grammatiſchen Form des Vortrags, nach welcher eine vergangene Begebenheit in der vergangenen Zeit erzählt wird. Dieſe Form aber ändert ſich, wenn man eine höhere Anſchaulichkeit bewirken will, indem man vergangene Begebenheiten als jezt geſchehend darſtellt, oder anſtatt des Präteriti das Präſens gebraucht.

§. 100. Die Anrede oder Apoſtrophe beſteht darin, daß man eine abweſende Perſon oder wohl gar einen todten und lebloſen Körper anredet, als wenn jene gegenwärtig, und dieſer lebend wäre.

Beiſpiele.

Haller beginnt ſeine Trauerode auf ſeine geliebte Mariane mit den Worten:

Soll ich von deinem Tode ſingen?
O Mariane, welch ein Lied! ꝛc.

Ram-

Ramler in ſeiner Ode auf ein Geſchütz:

O du, dem glühend Eiſen, donnernd Feuer,
Aus offnem Aetnaſchlunde flammt,
Den frommen Dichter zu zerſchmettern, Ungeheuer,
Das aus der Hölle ſtammt!

§. 101. Die Viſion entſteht, wenn der Schriftſteller überirdiſche Weſen ſo vergegenwärtigt, als ob er ſelbſt, oder die Perſon, die er redend einführt, jene Weſen zu erblicken und zu hören glaubt.

Beiſpiele.

Ramler in ſeiner Ode auf Berlin:

Ich ſahe ſie (mir zittern die Gebeine),
Ich ſah, bekümmertes Berlin,
Die Göttinn deines Stroms vor deinem Tannenhaine
Mit ihren Schwänen ziehn.

Schiller läßt die Jungfrau von Orleans erzählen:

Und einſtmals, als ich eine lange Nacht
In frommer Andacht unter dieſem Baum
Geſeſſen, und dem Schlafe widerſtand,
Da trat die Heilige zu mir, ein Schwert
Und Fahne tragend, aber ſonſt wie ich
Als Schäferinn gekleidet, und ſie ſprach zu mir:
„Ich bin's. Steh auf, Johanna! laß die Heerde,
Dich ruft der Herr zu einem anderen Geſchäft,
Nimm dieſe Fahne; dieſes Schwert umgürte dir.
Damit vertilge meines Volkes Feinde,
Und führe deines Herren Sohn nach Rheims,
Und krön' ihn mit der königlichen Krone.“
Ich aber ſprach: wie kann ich ſolcher That
Mich unterwinden, eine zarte Magd,
Unkundig des verderblichen Gefechts!
Und ſie verſetzte: „eine reine Jungfrau
Vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden,
Wenn ſie der ird'ſchen Liebe widerſteht.
Sieh mich an! Eine keuſche Magd wie du
Hab ich den Herrn, den Göttlichen, geboren,
Und göttlich bin ich ſelbſt!“ — Und ſie berührte
Mein Augenlied, und als ich aufwärts ſah,

Da war der Himmel voll von Engelknaben,
Die trugen weiße Lilien in der Hand,
Und ſüßer Ton verſchwebte in den Lüften.
Und ſo drei Nächte nach einander ließ
Die Heilige ſich ſehn und rief: „Steh auf Johanna,
Dich ruft der Herr zu einem anderen Geſchäft!"
Und als ſie in der dritten Nacht erſchien,
Da zürnte ſie, und ſcheltend ſprach ſie dieſes Wort:
„Gehorſam iſt des Weibes Pflicht auf Erden,
Das harte Dulden iſt ihr ſchweres Loos,
Durch ſtrengen Dienſt muß ſie geläutert werden,
Die hier gedienet iſt dort oben groß!"
Und alſo ſprechend ließ ſie das Gewand
Der Hirtinn fallen, und als Königinn
Der Himmel ſtand ſie da im Glanz der Sonnen,
Und goldne Wolken trugen ſie hinauf,
Langſam verſchwindend in das Land der Wonnen.

3) Figuren für die Gemüthsbewegungen.

§. 102. Unter Gemüthsbewegung verſtehen wir jede ſchwächere oder ſtärkere Empfindung, die ſich als Begierde oder Affect äußert. Die ſtyliſtiſchen Formen, deren wir uns zum Ausdruck derſelben bedienen, ſind entweder jeder Gemüthsbewegung oder nur einer oder der andern eigen. Zu jenen gehören: der Ausruf, die Hyperbel, die Diſtribution und Cumulation, die Ellipſe, das Aſyndeton und Polyſyndeton; zu dieſen: die Ironie und die übrigen Figuren des Spottes, der Wunſch, der Schwur, die Verwünſchung.

§. 103. Der Ausruf (exclamatio) iſt der erſte natürliche Ausbruch einer jeden, nur etwas heftigen Gemüthsbewegung, ſie ſey angenehm oder unangenehm. Gemeinhin kündigt er ſich durch ein Ach oder O, überhaupt durch eine Interjection an.

Beiſp. Ich kann nicht höher klimmen! — Götter!
Ach rettet, rettet mich! ich ſehe
Den Athamas; an ſeinen Händen klebt

Noch unſers Sohnes Blut.
Er eilt, auch dieſen zu zerſchmettern.
O Meer! o Erde er iſt da!
(Ramler, in der Ino.)

§. 104. Die Hyperbel (Uebertreibung) beſteht darin, daß der Schriftſteller einen Gegenſtand entweder über die Wahrheit vergrößert*) oder unter dieſelbe herabſetzt**); im letzten Falle heißt die Figur Litotes.

*) Es liegt in der Natur eines leidenſchaftlichen Gemüths, einen Gegenſtand größer darzuſtellen als er iſt; denn man will, daß das, wofür man ſich lebhaft hingibt, oder was einen ſtarken Eindruck auf uns macht, auch auf Andere lebhaft einwirke, z. B. die Zunge iſt eine Welt voll Ungerechtigkeit.

Sieh! Feinde, deren Laſt die Hügel faſt verſinken,
Den Erdkreis beben macht,
Ziehn gegen dich, und drohn mit Qual und Nacht:
Das Waſſer fehlt, wo ihre Roſſe trinken.
(Kleiſt.)

**) Weiße läßt den Atreus von dem Thyeſt ſagen:

Jetzt hat er nichts als ſein unwürdig Sich. —
Sich? weniger als nichts, — ein ſchlecht Gerippe,
Das ich zerreißen kann; zehn Tropfen Bluts,
Die ihm noch übrig ſind, und ein verwelkt,
Empfindungsloſes Herz. —

§. 105. Die Diſtribution und Cumulation (Amplification) ſind eigentlich ein und dieſelbe Figur, nur daß jene in der Auflöſung eines Begriffs in mehrere ähnliche, dieſe in der Häufung ähnlicher Begriffe beſteht, ſo, daß der allgemeine Begriff dadurch in ein lebendiges Bild für die Phantaſie verwandelt wird.

In Weiße's Eduard III. ſpricht Iſabelle zum Mortimer:

Du Abſcheu, kennſt du mich?
Ich, die du wider Pflicht und Ehre frech empörteſt?
Ich, die du Ehebruch und Stolz und Mordthat lehrteſt?
Ich, die du von dem Weg der Tugend abgeführt?
Mich ſtets verhärteteſt, wenn ſie mich ja gerührt?
Ich ſoll dich ſchützen? dich? dich Mörder? dich Verräther?

Und Koſegarten in der Hymne auf die Tugend:

Tugend, Himmelgeborne, der Gottheit köſtliche Gabe,

Sehnſucht ewiger Geiſter, dem Helden Schlachtruf; dem Jüngling
Weckerinn mächtiger Thaten, des Weiſen theuer errungene Höchſte Schöne. — —

§. 106. Die Ellipſe beſteht in der Auslaſſung gewiſſer Nebenvorſtellungen, die, ohne den Sinn zu ſtören, durch den Zuſammenhang der Rede leicht ergänzt werden können. Sie heißt Abgebrochenheit (interruptio), wenn ſie vor dem Drang der Leidenſchaft durch ganze Sätze ſich hindurch zieht*).

*) Karl Moor in Schiller's Räubern: „Wer mir Bürge wäre! — Es iſt alles ſo finſter — verworrene Labyrinthe — kein Ausgang — kein leitendes Geſtirn — wenn's aus wäre mit dieſem letzten Othemzuge, — aus, wie ein ſchales Marionettenſpiel. (Hier iſt auch der Gedankenſtrich zweckmäßig angebracht). —

Anm. Einige Theoretiker rechnen hieher auch noch die Abbrechung (suspensio, praecisio, aposiopesis), die darin beſteht, daß man einen Gedanken plötzlich abbricht, ohne den Sinn zu vollenden. Z. B. „Hier brach zu meinem größten Schrecken die eine Sproſſe, und wenn ich mich an der obern nicht noch gehalten hätte — —
(Engels Philoſoph.)

Komm ich hinauf zu dir, ſo ſoll dein Blut — —
(Gellert.)

Auch gehört hieher die bekannte Drohung Neptuns im Virgil: Quos ego — — —

§. 107. Das Aſyndeton (dissolutio) iſt eine Unterart der Ellipſe, und beſteht in der Auslaſſung der gewöhnlichen Verbindungswörter: und, auch ꝛc. wodurch die zuſammenhängenden Vorſtellungen gleichſam aufgelöſt werden*).

*) Er ruft mit lechzender Zunge: mich dürſtet!
Ruft's, trank, dürſtete, bebte, ward bleicher, blutete, rufte:
Vater, in deine Hände befehl ich meine Seele.
(Klopſtock's Meſſ.)

Eben ſo das bekannte veni, vidi, vici, und das excessit, evasit, erupit.

§. 108. Entgegengeſetzt dem Aſyndeton iſt das Polyſyndeton, die Anhäufung der Bindewörter. Wenn jenes aus Eilfertigkeit und Drang der Empfindung entſprang: ſo entſpringt dieſes aus Begierde, die Auf-

merkſamkeit auf gewiſſe Vorſtellungen dadurch feſtzuhalten, daß es die Bindewörter anhäuft *).

*) Er glaubt zu vergehen;
Drauf erhebt er ſich wieder, und iſt noch, und denkt noch, und fluchet,
Daß er noch iſt, und ſpritzt mit bleichen ſterbenden Händen
Himmelan Blut. — (Klopſtocks Meſſ.)

§. 109. Die Ironie iſt eine Figur des Spottes, welche, zur Verſinnlichung der menſchlichen Fehler und Thorheiten, das Gegentheil von dem ſagt, was man verſtanden wiſſen will, und beſteht alſo in einem Contraſt zwiſchen dem wörtlichen Ausdruck und dem Gedanken*). Am lebhafteſten wird ſie, wenn der Ton der Rede mitwirken kann.

*) Beate, laß die Läſtrer ſchmähn,
Und laß ſie aus Verläumdung ſprechen,
Du willſt die Allmacht nur beſtechen.
Laß dich von andern ſpöttiſch richten,
Als pflegteſt du der Welt gern Laſter anzudichten,
Als hätteſt du nichts als den Tugendſchein.
Schweigt, Spötter, ſchweigt, das kann nicht ſeyn,
Denn ſingend ſteht ſie auf, und ſingend ſchläft ſie ein.
S. Cic. pro Mil. c. 8, und den Eingang der Rede für den Ligarius.

§. 110. Zu den Figuren des Spottes gehören auch noch a) der Sarkasmus, oder der beißende Spott gegen einen Sterbenden (Beiſp. 1.); b) der Diaſyrmus, oder die Verſpottung eines Lebenden, die bald fein, bald boshaft iſt (Beiſp. 2); c) die Mimeſis, oder die ſpöttiſche Wiederholung der Worte eines Andern (Beiſp. 3.).

Beiſpiele.

1. „Halt, laß ſehen, ob Elias komme und dir helfe!“ ſagten die Kriegsknechte zu Jeſu.

In den Räubern läßt Schiller den Schweizer zu Franz Moor ſagen: „Tod — erlogen ſage ich — gebt Acht, wie hurtig er auf die Beine ſpringt! — He du: es gibt einen Vater zu ermorden!“

2. Die arme Galathee! man ſagt, ſie ſchwärzt ihr Haar,
Da doch ihr Haar ſchon ſchwarz, als ſie es kaufte, war.
(Leſſing.)

3. Wenn dieſe Kette nur nicht wäre. —
Ja — wenn die Kette nur nicht wäre. (Willamow.)

§. 111. Der Wunſch, der ſich allemal in einen Ausruf einkleidet, iſt der natürliche Ausbruch eines ſtarken Verlangens, einen Gegenſtand zu beſitzen oder zu entfernen *).

*) Klopſtock läßt den Nicodemus in ſeiner Rede ſagen:
„Beſter unter den Menſchen! du Gottesſohn! Engel des Bundes!
Theurer Jüngling! — Mein Ende ſey wie dein Ende! Mein Grab ſey
Bei dem Grab dieſes Gerechten! nah bei den Gebeinen,
Die in Sicherheit ruhn, zum ewigen Leben erwachen!"

§. 112. Der Schwur iſt die Wirkung des heftigſten Verlangens, Andere von der Wahrheit einer Sache zu überzeugen *).

*) In der Meſſiade erſcheint Gott ſelbſt:
— — ich breite mein Haupt durch die Himmel,
Meinen Arm durch die Unendlichkeit aus, und ſag': ich bin ewig!
Sag' und ſchwöre dir Sohn: ich will die Sünde vergeben!

§. 113. Die Verwünſchung iſt ein Ausbruch der Wuth und der Verzweiflung, und kann eben daher nur ſelten und mit großer Behutſamkeit angewandt werden *).

*) Daß du ſtatt Hoſanna den Fluch des Ewigen hörteſt! (Klopſtock.)

4) Figuren für den Witz und Scharfſinn.

§. 114. Witz und Scharfſinn ſind zwei vereinte Kräfte des Verſtandes, die nur in ihren Aeußerungen verſchieden ſind. Jener nämlich beſteht in der Fertigkeit, die feinen und verſteckten Aehnlichkeiten unter verſchiedenen, — dieſer die feinen und verſteckten Verſchiedenheiten unter ähnlichen Dingen, leicht und ſchnell zu entdecken. Witz ohne Scharfſinn iſt fade und abgeſchmackt.

§. 115. Obgleich mehrere der ſchon genannten Figuren, z. B. die Metapher und die Metonymie auch für den Witz wirkſam ſeyn können: ſo gibt es für ihn doch

gewiſſe eigenthümliche Formen, von denen der Contraſt, die Antitheſe, das Unerwartete, das Paradoxe, das Naive und die Sentenz die vornehmſten ſind.

§. 116. Der Contraſt (Antitheton) beſteht in der Nebeneinanderſtellung zweier an ſich verſchiedenen, aber doch ähnlichen Gegenſtände*).

*) Du ſchläfſt auf weichem Bette, ich ſchlaf' auf weichem Klee;
Du ſieheſt dich im Spiegel, ich mich in ſtiller See 2c.
(Ewald.)

§. 117. Die Antitheſe, oder der Gegenſatz, hat es mit der Vereinigung wirklich entgegengeſetzter Vorſtellungen in einem gemeinſchaftlichen Geſichtspunkte zu thun. Z. B. Der gebildete Wilde, ein kriechender Stolz, die ſtolze Demuth, eine ſüße Mühe, leichte Laſt.

Anm. Zur Antitheſe gehört auch die Paronomaſie, d. h. die Verbindung verſchiedener Vorſtellungen, durch ähnlich- oder gleichlautende Worte. Sie hat verſchiedene Unterarten, nämlich a) die Ploke (πλοκὴ) d. i. die Entgegenſetzung verſchiedener Bedeutungen eines und deſſelben Wortes, z. B. wenn die Stimme des Jammers die Stimme des Jubels ſo weit übertönt, daß ſelbſt Jupiter den Himmel in ſeinem Himmel vermißt (Engel.). b) Die Antimetabole, wo dieſelben Ausdrücke zwar ihre wörtliche Bedeutung behalten, aber doch im Folgeſatze ein anderes Verhältniß ausdrucken, als im erſten, z. B. der Menſch kann, was er will, und will, was er kann.

§. 118. Das Unerwartete (προςδοκεία) beſteht in einer Verbindung fremdartiger Vorſtellungen, wie ſie der Leſer nach dem gewöhnlichen Ideengange nicht erwarten konnte *).

*) Ich habe die Baroneſſe auf der Promenade zwei Stunden am Arme gehabt, und von hundert Materien, von der Religion und ihrer Saloppe, von Kriegsunruhen und dem Viehſterben, von den ſchönen Wiſſenſchaften und ihrem Hunde geſprochen. (Rabener.)

§. 119. Das Paradoxe iſt als eine Art des Unerwarteten zu betrachten, und beſteht darin, daß ein Ausdruck einer allgemein angenommenen Meinung oder gar

dem geſunden Menſchenverſtande zu widerſprechen ſcheint, aber doch einen wahren und tiefen Sinn enthält *).

*) Die Stunden ſind länger als die Jahre. — Er hatte das Unglück, reich und vornehm zu ſeyn.

§. 120. Das Naive iſt die unerwartete Aeußerung einer gewiſſen natürlichen Offenherzigkeit und Kindlichkeit, die, ohne es zu wiſſen und zu wollen, eine gewiſſe Schwachheit verräth, indem ſie ſich in Widerſpruch ſetzt mit der künſtlichen Denk- und Lebensweiſe der feineren Welt *).

*) So ſagt z. B. Gellerts Kleine:
Was ſagten Sie, Papa? Sie haben ſich verſprochen.
Ich ſollt' erſt vierzehn Jahre ſeyn?
Nein, vierzehn Jahr und ſieben Wochen.

§. 121. Die Sentenz iſt ein kurzer Redeſatz, der eine allgemeine Wahrheit enthält. Ihr Hauptverdienſt iſt Wahrheit, Klarheit und Würde *).

*) Der Weg zum wahren Ruhm iſt ſiegen oder ſterben. (Weiße.)
Nicht Alle vermögen wir Alles. — Wir werden zur Tugend, aber nicht mit der Tugend geboren. (Jeruſalem.)

Anm. Zu den unechten Figuren werden beſonders gerechnet die Parodie und das Anagramm. — Parodie iſt hier nicht (was gewöhnlich darunter verſtanden wird), eine ſcherzhafte Nachahmung ernſter Werke, wie z. B. Blumauers Aeneide; ſondern eine ſcherzhafte Anſpielung auf eine ernſthafte Stelle. — Das Anagramm verſetzt die Buchſtaben eines Worts oder eines Satzes, um einen andern Begriff oder andern Sinn herauszubringen. Da das Anagramm als ein Spiel müßiger Augenblicke wohl vergnügen kann, ſo erwähnen wir des witzigſten, welches vielleicht jemals gedichtet worden iſt, von Jablonsky, einem ehemaligen Rector der Schule zu Liſſa und nachherigen Hofprediger zu Berlin. Die Veranlaſſung dazu war folgende: Als der König Stanislaus von Polen in ſeiner Jugend von Reiſen zurückkam, verſammelte ſich das ganze Lescinskiſche Haus in Liſſa, um ſeinen Stammerben zu bewillkommnen. Jablonsky veranſtaltete zu dieſer Feierlichkeit einen Schul-Actus, und ließ zum Beſchluß deſſelben von dreizehn Schülern, die als junge Helden gekleidet waren, ein Ballet tanzen. Jeder derſelben hatte einen Schild, worauf einer von den Buchſtaben aus den Worten Domus Lescinia mit Gold geſchrieben war. Am Ende des erſten Ballets ſtanden ſie ſo, daß man auf ihren nebeneinander gehaltenen Schilden

Domus Lescinia las. Nach dem zweiten Ballet ſtanden ſie in der Ordnung, daß man las: ades incolumis (unverſehrt biſt du hier); nach dem dritten: omnis es lucida (ganz ſtrahlend biſt du da); nach dem vierten: lucida sis omen (ſtrahlend ſey uns Ahnung); dann: mane sidus loci (bleib des Landes Stern); dann: sis columna Dei (ſey eine Säule Gottes) und endlich zum Beſchluß: I! scande solium (geh! beſteige den Thron). Das letztere war um ſo ſchöner, da es in der Folge als eine Art von Prophezeiung gerechtfertigt ward.

(Zöllners Leſebuch, Th. 5. S. 169.)

B) Beſonderer Charakter des Styls.

§. 122. Um den beſondern Charakter des Styls auffinden zu können, iſt es nöthig, alle die Rückſichten zu erwägen, welche dem Schreibenden bei Abfaſſung ſeines Schriftwerkes vorſchweben müſſen. Dieſe ſind 1) der Stoff, oder die Sache, den er behandeln will; 2) der Zweck, wozu er ihn behandeln will; 3) die Perſonen (Leſer oder Hörer), für die er ihn zunächſt behandeln will.

Anm. Der Charakter der Schreibart, in ſo fern er bloß aus der Eigenthümlichkeit des Schreibenden ſelbſt hervorgeht, gehört nicht hieher. Denn die Eigenthümlichkeit des Darſtellers iſt unendlich mannichfaltig, und kann nicht als eine allgemein giltige Norm der Schreibart betrachtet werden. Sie iſt eine eigene Manier, an der man den Schriftſteller erkennt, und verdient den Namen der Originalität (Urbildlichkeit), wenn ſie urſprünglich aus der Geiſtesſtärke deſſelben hervorging.

§. 123. Der Stoff, den das darſtellende Subject behandelt, gehört zwar nicht der Sprachwiſſenſchaft an, hat aber doch Einfluß auf ſie. Denn er entſpringt theils aus den Verhältniſſen des bürgerlichen Lebens, theils aus dem geſammten Gebiete der Wiſſenſchaften, theils aus dem Phantaſie- und Gemüthszuſtande, in welchem ſich der Darſteller befindet. Je nachdem nun dieſer oder jener Stoff den Inhalt der Darſtellung ausmacht, je nachdem wird auch von dem allgemeinen Charakter des Styls mehr oder weniger auf die

Schreibart übergehen, wodurch eben dieſe einen beſtimmten Charakter annehmen muß.

Anm. In wie ganz andern Ausdrücken und Formen ſpricht ſich z. B. das Gefühl der Liebe, des Dankes, der Religioſität aus, als die Erzählung eines Prozeſſes, oder die Unterſuchung eines wiſſenſchaftlichen Gegenſtandes!

§. 124. Der Zweck entſcheidet beſonders, wie ſich der Darſtellende ſeines Stoffes bemächtigen ſoll. Er kann nämlich entweder unterrichten und belehren, oder die Phantaſie beſchäftigen, und auf das Gemüth einwirken wollen. Je nachdem er einen von dieſen Zwecken ausſchließlich oder zunächſt erreichen will, wird ſeine Schreibart mehr oder weniger von dem allgemeinen Charakter des Styls annehmen, und entweder ein Erzeugniß des Verſtandes, der Phantaſie oder des Gemüths ſeyn.

§. 125. Die Perſonen endlich, für welche die Darſtellung zunächſt beſtimmt iſt, haben in ſo fern einen Einfluß auf die Darſtellung, als ſie nach den verſchiedenen Graden ihrer Geiſtesbildung auch eine verſchiedene Behandlung des Stoffes und eine verſchiedene Wahl der Ausdrücke und ſtyliſtiſchen Formen nothwendig machen; indem der Darſteller zur Erreichung ſeines Zweckes ſich nach den Einſichten, Kenntniſſen und Kräften ſeiner Leſer oder Hörer bequemen muß, wenn er mit Erfolg ihr inneres geiſtiges Leben beſchäftigen ſoll.

§. 126. Auf dieſe verſchiedenen Rückſichten des Stoffes, des Zweckes und der Perſonen gründet ſich nun die Eintheilung des Styls in Gattungen, die wieder ihre verſchiedenen Arten haben. Sehen wir nämlich auf Stoff und Zweck, ſo entſpringt die dreifache Eintheilung in die proſaiſche, redneriſche und dichteriſche Schreibart; ſehen wir auf die Perſonen und deren verſchiedene Geiſtesbildung, ſo bekommen wir die niedere, mittlere und höhere Schreibart *). Dieſe zweite Eintheilung iſt der erſten untergeordnet, indem die didaktiſche, redneriſche und dichteriſche Schreibart in dem niedern, mittlern und höhern Styl gehalten ſeyn kann.

Anm, *) Dieſe dreifache Gattung der Schreibart unterſchieden auch die alten Rhetoren. Sie hatten nämlich 1) ein genus dicendi subtile, tenue, acutum, submissum (ungefähr unſere niedere), 2) ein genus dicendi amplum, sublime, copiosum, grave, ornatum (unſere höhere), und 3) ein genus medium, mixtum (unſere mittlere Schreibart).

§. 127. Die proſaiſche Schreibart hat wieder ihre Unterarten, nämlich: den Lehr-, Geſchäfts-, Brief- und hiſtoriſchen Styl, von denen jeder ſeinen eigenthümlichen Charakter erhält, der, nach Verſchiedenheit der beſondern Zwecke, bald die Brief-, bald die Geſprächs-, bald die Redeform annimmt *).

*) Dieſe verſchiedenen Formen haben auf den Charakter der Darſtellung ſelbſt keinen weſentlichen Einfluß, und können daher keine Eintheilung begründen. Jedes Schriftwerk kann in eine dieſer Formen gebracht werden, obwohl nicht alle Gegenſtände ſich gleich gut dazu eignen, und einige Geiſteswerke gerade dieſe oder jene Form, wie z. B. das Drama, die Geſprächsform weſentlich erfodern.

§. 128. Je nachdem nun durch die verſchiedenen Styl-Arten nach den jedesmaligen Zwecken des Darſtellers entweder auf die Phantaſie, oder auf das Gefühl, oder auf den Witz hingewirkt werden ſoll, nimmt auch die Darſtellung mehr oder weniger von den allgemeinen Eigenſchaften des Styls an, und bekommt daher die Namen figürliche oder bildliche, rührende, erhabene, pathetiſche, ſentimentale, komiſche Schreibart, die aber darum nicht als beſondere Stylarten angeſehen werden können.

1) Proſaiſche Schreibart in dem niedern, mittlern und höhern Gebiet.

§. 129. Proſaiſche Schreibart nennen wir hier überhaupt diejenige, deren nächſter Zweck auf Belehrung hingerichtet iſt. Sie wählt daher als Mittel zu dieſem Zweck vorzüglich die Eigenſchaften der Deutlichkeit, Beſtimmtheit und Kürze, wobei die Sprachreinheit und Richtigkeit als allgemeine Erfoderniſſe *), vorausgeſetzt

werden. Von den übrigen Vollkommenheiten des guten Styls, als dem Wohllaut, der Würde und der Lebhaftigkeit, worauf die Beſchäftigung der Phantaſie, des Gefühls und die Schönheit der Form am meiſten beruht, entlehnt ſie ſo viel, als ſie zur Unterſtützung und Begünſtigung ihres Hauptzweckes bedarf, und vermeidet alles, was den Sinn für das Schickliche und Schöne beleidigen könnte.

*) Nur dann darf ſich der Schriftſteller eine Ausnahme von dieſen allgemeinen Eigenſchaften erlauben, wenn er in einem fremden Charakter auftritt, wo perſönliche oder Zeitverhältniſſe, wie in einem Drama, dargeſtellt werden ſollen.

§. 130. Da nun jede Schreibart, alſo auch die proſaiſche, in allen drei Gebieten gehalten ſeyn kann (§. 126.), ſo iſt es nöthig, zuvor die Grenzen der letztern genauer zu ziehen. Die niedere Schreibart nämlich iſt eine einfache und kunſtloſe Darſtellungsweiſe, welche für eine geſunde Faſſungskraft berechnet iſt. Ihr Charakter iſt höchſte Faßlichkeit und Leichtigkeit. Sie darf daher keine höhere wiſſenſchaftliche Kenntniſſe vorausſetzen, und ſich keine Ausdrücke erlauben, welche über die Sprache des geſellſchaftlichen Lebens hinausgehen*). Ohne ins Niedrige, Kindiſche und Unedle zu verfallen, behandelt ſie doch die Gegenſtände ohne Kunſt und figürlichen Schmuck**), und ſchließt alſo das Große, Erhabene, Feierliche, Kühne und Wunderbare ganz aus, indem ſie mehr auf Licht als auf Wärme, mehr auf Faßlichkeit als auf Kraft, mehr auf Ueberzeugung als auf Rührung hinarbeitet, und die größte Anſchaulichkeit der Begriffe zu ihrem Hauptzweck macht.

*) So hat die Sprache z. B. viele Synonymen, die ſich durch ihre verſchiedene Würde unterſcheiden, als: Backe und Wange, böſe ſeyn und zürnen, artig und geſittet, häßlich und unſchön, mager und hager, dreiſt und kühn, Pferd und Roß, Geſicht, Angeſicht und Antlitz, gucken, beſehen, beſchauen u. ſ. w., von denen die niedere Schreibart die-

jenigen für ſich wählt, welche den niedrigſten Grad der Würde haben.

**) Daher vergleicht Cicero dieſe Schreibart mit einem reinlich, anſtändig, aber einfach gekleideten Frauenzimmer ohne alle Schminke.

§. 131. Die mittlere Schreibart ſteht, wie ſchon ihr Name andeutet, zwiſchen der niedern und höhern in der Mitte. Sie ſetzt Verſtand und Phantaſie in gleichmäßige Thätigkeit; daher hat ſie in den Gedanken, Ausdrücken und der Conſtruction nicht die Popularität der niedern Schreibart, aber auch nicht die ſchweren, kühnen Wendungen der höheren; ihre Ausdrücke ſind ſorgfältiger und würdevoller als jene, ihre Perioden harmoniſcher und geründeter, ihre Sprache präciſer, lebhafter und bildreicher; aber der Schmuck dient ihr nur zur Verſtärkung des Eindrucks, den ſie auf den Verſtand machen ſoll — mit einem Worte, ſie iſt die Sprache des gewähltern und edleren Umgangs.

Anm. Dieſe Schreibart iſt es, die ſich beſonders für die Behandlung des wiſſenſchaftlichen Stoffes, für die Weltgeſchichte, für die Rede und das höhere Drama eignet.

§. 132. Die höhere Schreibart endlich macht die Belebung der Phantaſie- und Gefühlskräfte zu ihrem nächſten Zweck. Sie grenzt daher ſehr nahe an die Poeſie, in ſo fern ſie die edleren Ausdrücke, die Bilderſprache, die feinen Wendungen und Wortfügungen, das Kühne, Erhabene, Feierliche und Wunderbare derſelben, welches die niedere Schreibart ganz verſchmäht, vorzüglich in ſich aufnimmt. Zwar hat ſie mit den beiden vorigen Schreibarten, wie es nicht anders ſeyn kann, eine Menge Ausdrücke, beſonders die, welche abſtracte Begriffe bezeichnen, gemein; auch darf es ihr nicht an Deutlichkeit und Beſtimmtheit fehlen; aber das Geiſtige hüllt ſich in das Körperliche und Bildliche, und indem es in der Verbindung mit dem Großen und Erhabenen, mit dem Neuen und Kühnen, mit dem Pathetiſchen und Wunderbaren verſchmilzt, erſcheint es in der höchſten Anmuth, Präciſion

und Würde. Die ganze Farbe dieſer Schreibart iſt leuchtender und auf eine ſtarke Wirkung berechnet.

Anm. Für dieſe Schreibart gehören nun auch die elliptiſchen Ausdrücke, als: goldgelockt, roſenfingrig, fußgeharniſcht.

§. 133. Nach dieſen Beſtimmungen wird nun die proſaiſche Schreibart in dem niedern Gebiet mehr auf eine leichtfaßliche und volkgemäße, als auf eine zierliche Darſtellung ihres Gegenſtandes ſehen, und mehr in kurzen Sätzen als in einem künſtlichen Periodenbau ſprechen. Sie wird ſich an Ausdrücke und Wendungen halten, die der Sprache des gemeinen Lebens am nächſten kommen, doch ohne das Gefühl für Sittlichkeit und Anſtand zu beleidigen, und von der Lebhaftigkeit dasjenige aufnehmen, was die Einbildungskraft des minder Gebildeten in eine leichte Thätigkeit ſetzen, und das Auffaſſen allgemeiner Begriffe und Wahrheiten in ihm befördern kann.

§. 134. Die proſaiſche Schreibart in dem mittlern Gebiet erhebt ſich über die niedere durch Präciſion, Würde und Lebhaftigkeit, ſo wie durch eine gewiſſe periodiſche Sprache und ſorgfältige Wahl der Ausdrücke; aber ſie theilt ihren Schriftwerken von dieſen Eigenſchaften nur ſo viel mit, als eine gleichmäßige Beſchäftigung der Verſtandes- und Phantaſie-Kräfte erlaubt. Nur in einzelnen Stellen wird ſie ſich bald der niedern, bald der höhern Schreibart nähern.

§. 135. Die proſaiſche Schreibart in dem höhern Gebiet ertheilt ihren Werken den höchſten Grad der Präciſion und Würde, liebt eine kraftvolle, ſtarke Sprache, längere Sätze und Perioden, und erhebt die Phantaſie da, wo es der Anſchaulichkeit bedarf, zu einem gewiſſen Schwung, ſo wie das Gemüth zu ſtarken Empfindungen, ſtürmiſchen oder ſtark bewegenden Leidenſchaften.

Anm. Man darf nicht verlangen, daß ſich dieſe drei Schreibarten überall ganz rein darſtellen ſollen. Auch in den beſten Schriften wird man Beiſpiele einer gemiſch-

ten Schreibart finden, indem der Schriftſteller in gewiſſen Stellen aus der niedern zur mittleren, aus dieſer zur höhern ſich erhebt. Die Uebergänge der einen in die andere ſind aber eben ſo unmerklich, als unvermeidlich, und verdienen nur dann Tadel, wenn ſie nicht durch den Inhalt gerechtfertigt werden.

Beiſpiele zu §. 129 — 135.

Um den Unterſchied der proſaiſchen Schreibart in den verſchiedenen Gebieten praktiſch entwickeln zu können, mögen hier folgende Beiſpiele (von denen zwei aus Schott's Entwurf einer Theorie der Beredſamkeit, S. 193, entlehnt ſind) einen Platz finden.

Niedere Schreibart: (Knigge über den Umgang mit Menſchen, 1r Th. S. 51) „Zeige dich immer mit einem gewiſſen beſcheidenen Bewußtſeyn deiner innern Würde, und vor allen Dingen mit dem auf deiner Stirne ſtrahlenden Bewußtſeyn der Wahrheit und Redlichkeit! Zeige Vernunft und Kenntniſſe, wo du Veranlaſſung dazu haſt; nicht ſo viel um Neid zu erregen, und Foderungen anzukündigen; nicht ſo wenig, um überſehen und überſchrieen zu werden. Mache dich rar, ohne daß man dich deswegen für einen Sonderling, noch für ſcheu, noch für hochmüthig halte! — Strebe nach Vollkommenheit; aber nicht nach dem Scheine der Vollkommenheit und Unfehlbarkeit. Die Menſchen beurtheilen und richten dich nach dem Maßſtabe deiner Foderungen, und ſie ſind noch billig, wenn ſie nur das thun, wenn ſie dir nicht Foderungen aufbürden. Dann heißt es, wenn du auch nur des kleinſten Fehlers dich ſchuldig machſt: einem ſolchen Manne iſt das gar nicht zu verzeihen! und da die Schwachen ſich ohnehin ein Feſt daraus machen, an einem Menſchen, der ſie verdunkelt, Mängel zu entdecken, ſo wird dir ein einziger Fehltritt höher angerechnet, als Andern ein ganzes Regiſter von Bosheiten und Pinſeleien."

Anm. 1. In dieſem Bruchſtück ſind 1) viele Ausdrücke und Wendungen, die der Sprache des gemeinen Lebens angehören; dahin gehören alle, welche mit geſperrter Schrift gedruckt ſind; 2) herrſcht darin eine gewiſſe Anſchaulichkeit und leichte Anregung der Phantaſie; dies beweiſ't die Anrede und das Bildliche in den Ausdrücken: ver=

dunkeln, ein Regiſter von Bosheiten ꝛc.; 3) liegt in dem Ganzen eine gewiſſe Ausführlichkeit, die beſonders in der letzten Hälfte bemerkt wird; 4) beſteht die Schreibart größtentheils aus kurzen Sätzen und leichten Verbindungen.

Anm. 2. In dieſem Bruchſtück iſt zugleich ein Beiſpiel der gemiſchten Schreibart gegeben; denn die Worte: mit dem auf deiner Stirn ſtrahlenden Bewußtſeyn nähern ſich der edlern und geſchmückteren Darſtellung. Die verſchiedenen Schreibarten grenzen ſo nahe an einander, daß die Uebergänge der einen in die andere kaum merklich ſind. Beſonders miſcht ſich die mittlere mit der höhern; aber auch die niedere erhebt ſich oft zu jener.

Mittlere Schreibart: (Heidenreich über die moraliſche Ordnung, als Baſis der Gotteslehre der Vernunft; in ſ. philoſ. Taſchenbuche für denkende Gottesverehrer. 2r Jahrg. S. 77.) „Die Natur zieht unſere tiefe Bewunderung auf ſich, wenn wir ſie in ihrer kunſtvollen Einrichtung betrachten; aber was iſt alle ihre Schönheit und Vollkommenheit gegen die große Idee der ſittlichen Ordnung, die dem Herzen jedes Menſchen eingeprägt iſt; eine Idee, welche die volle Befriedigung aller Foderungen ausdruckt, welche die Vernunft an eine Welt macht, und die durch den höchſten Schwung der feurigſten Einbildungskraft nicht übertroffen werden kann. Man hat die menſchliche Natur die Welt im Kleinen genannt; vielleicht kannten die Erfinder dieſer Benennung ſelbſt den ganzen Umfang der Wahrheit nicht, die darin liegt. Unſer Geiſt enthält nicht bloß die allgemeinen Prinzipien aller Vorſtellung der wirklichen Dinge in ihrem nothwendigen Zuſammenhange, ſondern auch den idealiſchen Plan einer vollkommenen Welt, nicht bloß den Riß zu der Welt, wie ſie iſt, ſondern auch den Riß zu der Welt, wie ſie ſeyn ſoll, oder der beſten möglichen Welt. So wie er alſo alles, was rings um uns geſchieht, aus natürlichen Urſachen erklärt, und die Verkettung der Begebenheiten begreiflich macht, ſo hält er zugleich auch alles an die idealiſche Vorſtellung einer vollkommen guten Welt, und beurtheilt das, was iſt und geſchieht, nach den Prinzipien der ſittlichen Ordnung.

Anm. Dieſe Schreibart hat einen ganz andern Charakter. Die Ausdrücke Idee, Prinzipien, idealiſche Vorſtellung, ſetzen ſchon eine gewiſſe philoſophiſche Bildung voraus, ſo wie die Wendungen: die Welt im Kleinen,

nen, der Riß zu der Welt ꝛc. einige ungewöhnliche und erhebende Bilder darſtellen. Die ganze Sprache iſt periodiſcher, der Ideengang präciſer und die Compoſition des Ganzen künſtlicher.

Höhere Schreibart: (Ueber den Troſt; aus Jean Paul's Blumen-, Frucht- und Dornenſtücken, Bd. I. S. 68.) „Eine große, aber unverſchuldete Landplage ſollte uns nicht demüthig machen, ſondern ſtolz. Wenn das lange, ſchwere Schwert des Krieges auf die Menſchheit niederſinkt, und wenn tauſend bleiche Herzen zerſpaltet bluten, oder wenn im blauen reinen Abend die rauchende heiße Wolke einer auf den Scheiterhaufen geworfenen Stadt finſter hängt, gleichſam die Aſchenwolke von tauſend eingeäſcherten Herzen und Freuden: ſo erhebe ſich ſtolz dein Geiſt und ihn ekle die Thräne und das, wofür ſie fällt, und er ſage: du biſt viel zu klein, gemeines Leben, für die Troſtloſigkeit eines Unſterblichen, zerriſſenes, unförmliches Pauſch- und Bogenleben! Auf dieſem, aus tauſendjähriger Aſche geründetem, Globus, unter dieſen Erdengewittern aus Nebeln, in dieſem Wehklagen eines Traumes iſt es eine Schande, daß der Seufzer nur mit ſeiner Bruſt zerſtiebt und nicht eher, und die Zähre nur mit ihrem Auge. Aber dann mildere ſich dein erhabener Unmuth, und lege dir die Frage vor: wenn nun der verhüllte Unendliche, den glänzende Abgründe und keine Schranken umgeben, und der erſt die Schranken erſchafft, die Unermeßlichkeit vor deinem Auge öffnete, und dir ſich zeigte, wie er austheilt die Sonnen, die hohen Geiſter, die kleinen Menſchenherzen, und unſere Tage und einige Thränen darin: würdeſt du dich aufrichten aus deinem Staube gegen ihn, und ſagen: Allmächtiger ändere dich!

Anm. Man bemerke in dieſem Bruchſtück beſonders das Neue und Erhabene in der Darſtellung, das Edle und Bildliche des Ausdrucks, und die ſtarke Anregung der Phantaſie- und Gefühls-Kräfte.

Beſondere Gattungen des proſaiſchen Styls.

a) Der Lehrſtyl.

§. 136. Der Lehrſtyl (die dogmatiſche oder didaktiſche Schreibart) hat es mit den Begriffen zu thun.

Sein Zweck iſt: durch wiſſenſchaftliche Darſtellung der einzelnen Theile des menſchlichen Wiſſens den Verſtand zu belehren und den Willen zum Handeln zu beſtimmen. Er wird alſo Wahrheiten theils vortragen, ſie erklären, prüfen und beweiſen, theils ſie anwenden, und zur Annahme derſelben zu bewegen ſuchen.

§. 137. Da nun der Verſtand nicht anders als durch deutliche Begriffe belehrt und überzeugt werden kann, ſo folgt daraus, das ſich der Lehrſtyl ganz beſonders der möglichſten Deutlichkeit und Beſtimmtheit befleißigen müſſe. In ſo fern er aber auch den Willen in Anſpruch nimmt, muß er auch ſo weit auf das Gefühl einwirken, als nöthig iſt, um die vom Verſtande aufgefaßten Wahrheiten anſchaulicher und eindringender zu machen.

§. 138. Hieraus ergibt ſich zugleich, daß größtentheils nur die niedere und mittlere Schreibart in dem Lehrſtyl Anwendung finden können, daß aber auch die Wahl der einen oder der andern, oder die Miſchung beider wieder abhängig iſt von den verſchiedenen Untergattungen und Formen, welche aus der Art und Weiſe entſtehen, wie man den wiſſenſchaftlichen Stoff in der Darſtellung behandelt.

§. 139. Die Behandlung nämlich kann verſchiedener Art ſeyn, bald ſyſtematiſch, bald compendiariſch, bald erläuternd, bald beurtheilend, bald populär, bald redneriſch. (S. 2ten Th. des Teut.) Die Natur jeder einzelnen Behandlung und der beſondere Zweck des Darſtellers müſſen beſtimmen, in welchem Gebiete ſich die Darſtellung halten, und wie weit ſie aus einem in das andere übergehen darf.

Anm. Beiſpiele des ſyſtematiſchen Lehrſtyls finden ſich in den Schriften von Abt, Mendelsſohn, Leſſing, Garve, Engel und Fr. Jacobi; des erläuternden in Kant und Fichte; des populären in Jeruſalem, Möſer, Hippel, Dolz und andern.

b) Der Geſchäftſtyl.

§. 140. Der Geſchäftſtyl hat es mit den Verhältniſſen des bürgerlichen Lebens zu thun. Dieſe betreffen entweder unſere öffentlichen oder unſere Privat-Angelegenheiten; jene werden betrieben von der Regierung eines Staats und deren Gerichtshöfen, dieſe von und zwiſchen den Staatsbürgern ſelbſt, ohne Mitwirkung der Obrigkeit. Daraus entſteht die Eintheilung des Geſchäftſtyls a) in den höhern und b) in den niedern.

§. 141. a) Der höhere Geſchäftſtyl, auch Curial- oder Kanzlei-Styl genannt, umfaßt alle öffentliche Verhandlungen der Regierung und deren Gerichtshöfe, und theilt ſich daher wieder in den Hof- und Gerichtſtyl.

§. 142. Der Hofſtyl beſchäftigt ſich mit den Verhandlungen der verſchiedenen Staaten ſelbſt, und den wechſelſeitigen Verhandlungen der Regierung und ihrer eigenen Bürger *); der Gerichtſtyl mit den rechtlichen Verhältniſſen der Staatsbürger, ſowohl vor als außer Gericht **).

*) Z. B. Decrete, Mandate, Reſcripte, Beſtallungen, Privilegien 2c. 2c.

**) Citationen, Protokolle, Decrete, Relationen, Sentenzen, Steckbriefe, Contracte 2c. 2c.

§. 143. b) Der niedere Geſchäftſtyl umfaßt alle Privat-Verhandlungen, welche in den rechtlichen Verhältniſſen des bürgerlichen Lebens zwiſchen den einzelnen Staatsbürgern, ohne Einmiſchung der Obrigkeit, abgemacht werden können *).

*) Z. B. Quittungen, Anzeigen, Zeugniſſe, Reverſe, Abſchiede.

§. 144. Da der Zweck des Geſchäftſtyls dahingeht, über Angelegenheiten des bürgerlichen und politiſchen Lebens zu belehren und zu unterrichten, ſo kommt es bei ihm auch nicht auf Schönheit der Form an, wohl aber auf Deutlichkeit und Beſtimmtheit der Begriffe, und auf

eine reine, ſprachrichtige und lichtvolle Darſtellung derſelben. Mit dieſer verbindet ſich zugleich das Ernſte und Feierliche, das in dem Stoffe ſelbſt und in den Perſonen liegt, deren Würde auf die Darſtellung übergeht.

§. 145. Dennoch ſind dem Geſchäftſtyl, ohne darum ſeine Schwachheiten in Schutz zu nehmen, gewiſſe fehlerhafte Eigenthümlichkeiten zu Gute zu halten. Aus einer nicht tadelnswerthen Vorſicht, und weil er die Angelegenheiten der ungebildeten wie der gebildeten Stände beſorgt, folgt er den Sprachverbeſſerungen nur langſam und allmählich. Er hat daher, außer einer gewiſſen Breite und Ausführlichkeit, noch mehrere veraltete und ausländiſche Wörter, Provinzialismen (Beiſp. 1.), und ſolche Ausdrücke und Wendungen, welche in andern Gattungen des Styls gar nicht vorkommen, oder mit den grammatiſchen Regeln unſerer Zeit ſtreiten (Beiſp. 2.); ſo wie einen eigenthümlichen Reichthnm an Wörtern, der durch die verſchiedenen Verhältniſſe der Perſonen beſtimmt wird (Beiſp. 3.).

Beiſpiele.

1. Deube (Diebſtahl), benahmſen, beſchehen, Vermerk (Bemerkung), anerwogen, allermaßen, recognosciren, remittiren, confrontiren ꝛc. ꝛc.
2. Gebrüdere, Anlangende, Betreffende, ſeine habenden Häuſer ꝛc.
3. Befehlen, verlangen, erſuchen, anmuthen, anſinnen, begehren, aufgeben, anfordern, veranlaſſen, auferlegen, von jemanden gewärtigen, es liege ihm ob, er habe in Gemäßheit eines Befehls zu thun ꝛc.

§. 146. Noch mehr Eigenthümlichkeit erhält der Geſchäftſtyl durch die Beobachtung der Courtoiſie, worunter man ein gewiſſes beſtimmtes Feſthalten angenommener Kunſtausdrücke und Formeln verſteht, welche die gegenſeitigen Verhältniſſe des Staats, der Obrigkeit und der Unterthanen bezeichnen. Dahin gehören zunächſt 1)

alle Titulaturen *), und gewiſſe Ausdrücke der Höflichkeit, Achtung und Ehrerbietung **); 2) die ganze techniſche Sprache, welche die Rechtslehre ſo gut wie jede andere Wiſſenſchaft hat ***).

*) Ueber die gangbaren Titulaturen ſehe man Moritz Briefſteller, Th. Heinſius Lehrbuch des Deutſchen Geſchäftſtyls für angehende Geſchäftsmänner (Berlin 1806), und mehrere Schriften über Titulaturen ꝛc. von Rumpf, worin dieſe ganze Materie ausführlich abgehandelt iſt.

**) Z. B. eine hochlöbliche Oberamtsregierung, ein hochedler Magiſtrat, ein hochpreisliches Kammergericht.

***) Die Künſte und Wiſſenſchaften haben bekanntlich mehrere Kunſtausdrücke, eben ſo alle Gewerbe und Handwerke. Der Kaufmann ſpricht von Sicht, von debet und credit, von ſaldiren, indoſſiren, giriren; der Bergmann von Seigerteufe (ſenkrechte Tiefe), er treibt die Grube zum Sumpfe (macht ſie eben); der Jäger ſpricht von Schweiß (Blut), Löffel (Ohren) u. ſ. w. Die Courtoiſie des Geſchäftſtyls ſpricht: wir erachten für Recht; von Rechtswegen; wir Endes Unterſchriebene ꝛc.

§. 147. Obgleich indeſſen viele dieſer Eigenthümlichkeiten noch Manches für ſich haben mögen, ſo iſt es doch gewiß, daß ſie dem Styl eine gewiſſe Einförmigkeit, Trockenheit und Härte geben, und daß die Barbarei des Kanzleiſtyls, wie man ihn in vielen Theilen, beſonders des ſüdlichen Deutſchlands, noch antrifft, am wenigſten entſchuldigt werden kann. Denn nicht nur, daß ſehr viele Archaismen, Provinzialismen und Latinismen ohne Unbequemlichkeit vermieden werden können, ſind auch mehrere derſelben für das übrige Publikum ganz unverſtändlich, ſo wie die Perioden häufig verworren und weitſchweifig, voll Verſtoße gegen Grammatik und Interpunction; und die Titulaturen und Kunſtausdrücke ſind unnöthig vervielfältigt. Der Unwiſſenheit, Bequemlichkeit und dem ſchlechten Geſchmack hier mit Vorſicht entgegenwirken, iſt daher ein ſehr verdienſtliches Werk.

§. 148. Von den drei Schreibarten muß die niedere, wie ſich aus dem Begriff derſelben ergibt (§. 130.),

für den Geſchäftſtyl die angemeſſenſte ſeyn, denn ſie beſonders iſt ja geeignet zu einer faßlichen und belehrenden Darſtellung. Doch iſt auch der Gebrauch der mittlern Schreibart in einzelnen Fällen und beſonders im Hofſtyl erlaubt *), wo es nicht ſelten auch auf Belebung der Phantaſie und Gefühlskräfte ankommt. Nur die höhere Schreibart muß als ganz unanwendbar von allen Geſchäftsverhandlungen ausgeſchloſſen ſeyn.

*) Ein Beiſpiel des höheren Geſchäftſtyls gibt unter andern jene merkwürdige Bekanntmachung des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. an ſein Volk, Breslau den 17. März 1813.

„So wenig für mein treues Volk als für Deutſche bedarf es einer Rechenſchaft über die Urſachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen ſie dem unverblendeten Europa vor Augen. Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Friede, der die Hälfte meiner Unterthanen mir entriß, gab uns ſeine Segnungen nicht; denn er ſchlug uns tiefere Wunden als ſelbſt der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgeſogen. Die Hauptfeſtungen blieben vom Feinde beſetzt, der Ackerbau ward gelähmt, ſo wie der ſonſt ſo hoch gebrachte Kunſtfleiß unſerer Städte. Die Freiheit des Handels war gehemmt, und dadurch die Quelle des Erwerbes und des Wohlſtandes verſtopft. Das Land war ein Raub der Verarmung.

Durch die ſtrengſte Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte ich meinem Volke Erleichterungen zu bereiten, und den Franzöſiſchen Kaiſer endlich zu überzeugen, daß es ſein eigener Vortheil ſey, Preußen ſeine Unabhängigkeit zu laſſen. Aber meine reinſten Abſichten wurden durch Uebermuth und Treuloſigkeit vereitelt, und nur zu deutlich ſahen wir, daß des Kaiſers Verträge mehr noch, wie ſeine Kriege, uns langſam verderben mußten. Jetzt iſt der Augenblick gekommen, wo alle Täuſchung über unſern Zuſtand aufhört.

Brandenburger, Preußen, Schleſier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt, was Ihr ſeit ſieben Jahren erduldet habt; Ihr wißt, was Euer trauriges Loos iſt, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die

Vorzeit, an den großen Kurfürſten, den großen Friedrich! Bleibet eingedenk der Güter, die unter ihnen unſre Vorfahren blutig erkämpften, Gewiſſensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunſtfleiß und Wiſſenſchaft. Gedenkt des großen Beiſpiels unſerer mächtigen Verbündeten, der Ruſſen; gedenkt der Spanier und Portugieſen! Selbſt kleine Völker ſind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen; erinnert Euch an die heldenmüthigen Schweizer und Niederländer!

Große Opfer werden von allen Ständen gefodert werden; denn unſer Beginnen iſt groß, und nicht gering die Zahl und die Mittel unſerer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für Euren angebornen König, als für einen fremden Herrſcher, der, wie ſo viel Beiſpiele lehren, Eure Söhne und Eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die Euch ganz fremd ſind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth, und der mächtige Beiſtand unſerer Bundesgenoſſen werden unſern redlichen Anſtrengungen ſiegreichen Lohn gewähren.

Aber welche Opfer auch von Einzelnen gefodert werden mögen; ſie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir ſie hingeben, für die wir ſtreiten und ſiegen müſſen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutſche zu ſeyn.

Es iſt der letzte entſcheidende Kampf, den wir beſtehen für unſere Exiſtenz, für unſere Unabhängigkeit, unſern Wohlſtand. Keinen andern Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden, oder einen ruhmvollen Untergang. Auch dieſem würdet ihr getroſt entgegen gehen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutſche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit feſter Zuverſicht vertrauen, Gott und unſer feſter Wille werden unſrer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen ſichern glorreichen Frieden, und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit. Friedrich Wilhelm.

c) Der Briefſtyl.

§. 149. Der Brief iſt eine, die Stelle der mündlichen Unterhaltung vertretende, ſchriftliche Anrede an eine oder mehrere abweſende Perſonen. Briefſtyl wäre alſo diejenige Gattung des Styls, welche die allgemeinen Erfoderniſſe einer guten Schreibart auf die Anrede an

Abweſende, und auf die gegenſeitigen Verhältniſſe der Schreibenden anwendet.

§. 150. In ſo fern der Brief die Stelle der mündlichen Anrede vertritt, und ſein Weſen vorzüglich auf den gegenſeitigen Verhältniſſen der Schreibenden beruht, liegen ihm auch die Geſetze der guten Umgangsſprache zum Grunde. Alles, was man in einer anſtändigen Geſellſchaft und wie man es ſprechen würde, kann man auf eben die Art in einem Briefe ſagen, dem man indeſſen die verzeihlichen Nachläſſigkeiten des mündlichen Ausdrucks nicht zu Gute halten darf. Da man aber auch in jeder Geſellſchaft noch beſondere Rückſichten nimmt auf den Charakter, das Alter, die Bildung und äußere Würde der Perſonen, ſo kann im Allgemeinen die Regel gelten: der Schreibende ſtelle ſich die Perſon, an die er ſchreibt, als gegenwärtig vor, und richte nun die Schreibart des Briefes nach dem Tone ein, in welchem er mündlich zu ihr ſprechen würde.

§. 151. Die Gegenſtände, welche in einem Briefe abgehandelt werden können, betreffen theils unſere bürgerlichen Verhältniſſe (alsdann aber gehören die Briefe zum Geſchäftsſtyl), theils die feinere Sitte und Lebensweiſe, theils unſere Gefühle der Freundſchaft, der Liebe, der Freude und der Traurigkeit, theils unſere muntere, ſcherzhafte Laune, theils endlich Wahrheiten aus dem Gebiete der Wiſſenſchaften. Wir theilen daher ſämmtliche Briefe 1) in Briefe des Wohlſtandes, 2) der Empfindung und der Vertraulichkeit, 3) der Unterhaltung und 4) der Belehrung.

§. 152. Der Wohlſtandsbrief hat es mit der Schicklichkeit zu thun, mit dem, was unſere perſönlichen Verhältniſſe betrifft, die aus unſeren bürgerlichen und häuslichen Verbindungen entſpringen. Er iſt allemal an eine äußerlich gegebene Veranlaſſung gebunden, von der er denn auch bald Glückwünſchungs-, bald Dankſagungs-, bald Condolenz-, bald Anwünſchungs-

ſchreiben genannt wird, je nach dem eins oder das andere ſeinen Inhalt ausmacht.

§. 153. Da es nicht ſowohl die reine Empfindung ſelbſt iſt, welche der Schreibende ausſpricht, als vielmehr das äußere Zeichen einer eingeführten Schicklichkeit, und alſo beide — Empfindung und Schicklichkeit — ſich mehr oder weniger hier vermiſchen: ſo läßt ſich daraus einſehen, wie bald die niedere, bald die mittlere Schreibart, in der Regel aber eine glückliche Miſchung beider, für dieſe Briefart gehört. Nur wer bekannt iſt mit dem Ton und den Sitten der höheren Stände, und die Eigenthümlichkeiten der Perſon beachtet, an welche er ſchreibt, wird den richtigen Ton dieſer Briefart zu treffen im Stande ſeyn.

§. 154. Der Brief der Empfindung und der Vertraulichkeit iſt der Ausdruck unſerer reinen Gefühle gegen eine mit uns natürlich oder moraliſch verwandte Perſon. Er bezeichnet unſere zarteſten Verhältniſſe mit abweſenden Freunden, Verwandten, Eltern, Gatten, Geliebten, Geſchwiſtern, Erziehern und Wohlthätern, und entlehnt alſo ſeinen Stoff aus dem Kreiſe des häuslichen Lebens, aus dem Gange unſerer Schickſale, aus unſeren frohen und traurigen Ereigniſſen, aus den ſtillen Freuden der Freundſchaft, aus unſeren Beſorgniſſen, Neigungen, Hoffnungen und Wünſchen, kurz aus dem ganzen Gebiet deſſen, was ein empfindſames Herz einem gleichgeſtimmten oder doch empfänglichen Gemüth ſo gern mitzutheilen geneigt iſt.

§. 155. Da an dieſer Briefart das Gefühl einen ſtärkern Antheil hat, und die äußern Rückſichten des Wohlſtandsbriefes hier ganz wegfallen: ſo iſt auch die Sprache herzlicher, inniger und kräftiger, und eben daher die Schreibart derſelben mehr in der mittlern als in dem niedern Gebiet gehalten. Die verſchiedenen Abſtufungen und Schattirungen ſind indeſſen von der Stärke des Gefühles, von der Wichtigkeit des Gegenſtandes und

dem Bildungsgrade der Perſon, an die man ſchreibt, abhängig.

Beiſpiele zu dieſer Briefart.

Luther ſchrieb an ſein Söhnchen Hänschen im J. 1530 folgenden Brief aus Coburg:

„Mein herzliebes Söhnchen! Ich ſeh gern, daß du wohl lernſt, und fleißig beteſt. Thu alſo, mein Söhnchen, und fahr fort. Wenn ich heim komm, ſo will ich dir einen ſchönen Jahrmarkt mitbringen. Ich weiß einen hübſchen luſtigen Garten; da gehn viel Kinder innen, haben güldene Röcklein an, und leſen ſchöne Aepfel unter den Bäumen, und Birnen, Kirſchen, Spilling und Pflaumen, ſingen, ſpringen und ſind fröhlich, haben auch ſchön klein Pferdlein mit güldenen Zäumen und ſilbernen Sätteln. Da fragt ich den Mann, deſſen der Garten iſt: weſſ die Kinder wären? Da ſprach er: es ſind die Kinder, die gern beten, lernen und fromm ſind. Da ſprach ich: lieber Mann, ich hab' auch einen Sohn, heißt Hänschen Luther: möcht' er nicht auch in den Garten kommen, daß er auch ſolche ſchöne Aepfel und Birnen eſſen möcht', und ſolche feine Pferdlein reiten, und mit dieſen Kindern ſpielen? Da ſprach der Mann: wenn er gern betet, lernt und fromm iſt, ſo ſoll er auch in den Garten kommen, Lippus und Joſt auch (Spielkameraden von Hänschen), und wenn ſie alle züſammen kommen, ſo werden ſie auch Pfeifen, Pauken, Lauten und allerlei Saitenſpiel haben, auch tanzen und mit kleinen Armbrüſten ſchießen. Und er zeigte mir dort eine feine Wieſe im Garten, zum Tanzen zugerichtet, da hingen eitel güldne Pfeifen, Pauken und feine ſilberne Armbrüſte. Aber es war noch früh, daß die Kinder noch nicht geſſen hatten; drum konnt' ich des Tanzens nicht erharren, und ſprach zu dem Mann: Ach lieber Herr, ich will flugs hingehen, und das alles meinem lieben Söhnlein Hänschen ſchreiben, daß er ja fleißig bete und wohl lerne und fromm ſey, auf daß er auch in dieſen Garten komme. Da ſprach der Mann: es ſoll ja ſeyn: geh hin und ſchreibe ihm alſo.

Drum liebes Söhnlein Hänschen, lern' und bet' ja getroſt, und ſag es Lippus und Joſten auch, daß ſie auch lernen und beten; ſo werdet ihr mit einander in den Garten kommen. Hiermit biſt dem allmächtigen Gott befohlen, und

grüße Muhmen Lehnen, und gieb ihr einen Kuß von meinetwegen. Anno 1530. Dein lieber Vater
Martin Luther.

Gleim an Klopſtock:

„Ich ſterbe, lieber Klopſtock! — Als ein Sterbender ſag' ich: in dieſem Leben haben wir für und mit einander nicht genug gelebt; in jenem wollen wir es nachholen. Die Muſe hat mich bis an den Rand des Grabes begleitet und ſteht noch bei mir. — Gedichte, vom alten Gleim auf ſeinem Sterbebette, werden jetzt zum Abdrucke für wenige Leſer ins Reine geſchrieben. Ein Exemplar von den Nachtgedichten ſend' ich nur meinem Klopſtock, weil ich glaube, daß er allein nichts Anſtößiges in ihnen finden wird. Mehr zu dictiren fällt mir ſchwer.

Grüßen Sie die Freundinn Ihres Herzens, den lieben Victor und ſeine verſtändige Hausfrau, die ſich meiner erinnert haben, die drei Reimans, die Freundinn zu Ham, und Alle, die meinen Klopſtock lieben.

Ich laſſe mich in meinen Garten begraben. Um das Grab herum ſtehen in Marmor die Urnen meiner mir vorangegangenen Freunde. Halberſtadt den 24. Jan. 1803."

Johannes v. Müller an ſeinen Bruder:

„Am 19. berichtete mir der Miniſter Staatsſecretair Maret, daß ich den folgenden Tag Abends um 7 Uhr bei Kaiſer Napoleon ſeyn ſoll. Ich fuhr alſo auch die beſtimmte Stunde zu dieſem Miniſter und wurde vorgeſtellt. Der Kaiſer ſaß auf einem Sopha; wenige Perſonen, mir nicht Bekannte, ſtanden entfernt im Zimmer. Der Kaiſer fing an von der Geſchichte der Schweiz zu ſprechen, daß ich ſie vollenden ſoll, daß auch die ſpäteren Zeiten ihr Intereſſe haben. Er kam auf das Vermittelungswerk, gab ſehr guten Willen zu erkennen, wenn wir nur uns in nichts Fremdes miſchen und im Innern ruhig bleiben. Wir gingen von der Schweizeriſchen auf die Altgriechiſche Verfaſſung und Geſchichte über, auf die Theorie der Verfaſſungen, auf die gänzliche Verſchiedenheit der Aſiatiſchen (und derſelben Urſachen im Klima, der Polygamie u. a.), die entgegengeſetzten Charaktere der Araber (welche der Kaiſer ſehr rühmte), und der Katariſchen Stämme (welches auf die für alle Civiliſation immer von jener Seite

zu beſorgenden Einfälle, — und auf die Nothwendigkeit einer Vormauer führte); — von dem eigentlichen Werthe der Europäiſchen Cultur (nie größere Freiheit, Sicherheit des Eigenthums, Humanität, überhaupt ſchönere Zeiten, als ſeit dem funfzehnten Jahrhunderte); alsdann, wie alles verkettet und in der unerforſchlichen Leitung einer unſichtbaren Hand iſt, und er ſelbſt groß geworden durch ſeine Feinde; von der großen Völkerföderation, deren Idee nicht Heinrich IV. gehabt; von dem Grunde aller Religion und ihrer Nothwendigkeit; daß der Menſch für vollkommen klare Wahrheit wohl nicht gemacht iſt, und bedarf, in Ordnung gehalten zu werden; von der Möglichkeit eines gleichwohl glücklichern Zuſtandes, wenn die vielen Fehden aufhörten, welche durch allzu verwickelte Verfaſſungen (dergleichen die Deutſche) und unerträgliche Belaſtung der Staaten durch die übergroßen Armeen veranlaßt worden. Es iſt noch ſehr viel und in der That über faſt alle Länder und Nationen geſprochen worden. Der Kaiſer ſprach anfangs wie gewöhnlich; je intereſſanter aber die Unterhaltung wurde, immer leiſer, ſo daß ich mich ganz bis an ſein Geſicht bücken mußte, und kein Menſch verſtanden haben kann, was er ſagte (wie ich denn auch Verſchiedenes nie ſagen werde).

Ich widerſprach bisweilen, und er ging in die Discuſſion ein. Ganz unparteiiſch, und wahrhaft wie vor Gott muß ich ſagen, daß die Mannichfaltigkeit ſeiner Kenntniß, die Feinheit ſeiner Beobachtungen, der gediegene Verſtand (nicht blendender Witz), die große umfaſſende Ueberſicht mich mit Bewunderung, ſo wie ſeine Manier, mit mir zu ſprechen, mit Liebe für ihn erfüllte. Ein Paar Marſchälle, auch der Herzog von Benevent, waren indeß gekommen; er unterbrach ſich nicht. Nach fünf Viertel oder anderthalb Stunden ließ er das Concert anfangen; und ich weiß nicht, ob zufällig oder aus Güte, er begehrte Stücke, deren, zumal Eines, auf das Hirtenleben und den Schweizeriſchen Kühreigen ſich bezog. Nach dieſem verbeugte er ſich freundlich und verließ das Zimmer. Seit der Audienz bei Friedrich (1782) hatte ich nie eine mannichfaltigere Unterredung, wenigſtens mit keinem Fürſten. Wenn ich nach der Erinnerung richtig urtheile, ſo muß ich dem Kaiſer in Anſehung der Gründlichkeit und Umfaſſung den Vor-

zug geben; Friedrich war etwas voltairiſch. Im Uebrigen iſt in ſeinem Tone viel Feſtes, Kraftvolles, aber in ſeinem Munde etwas eben ſo Einnehmendes, Feſſelndes, wie bei Friedrich. Es war einer der merkwürdigſten Tage meines Lebens. Durch ſein Genie und ſeine unbefangene Güte hat er auch mich erobert. Berlin, 25. Nov. 1806."

§. 156. Der Brief der Unterhaltung und des Witzes hat die Abſicht, uns an Perſonen und Gegenſtänden die lachende und lächerliche Seite zu zeigen. Der Schreibende ſetzt ſich daher über die Formen der Schicklichkeit hinaus, und überläßt ſich der frohen Laune, mit allen ihren perſönlichen Beziehungen und Anſpielungen, jedoch ohne das Sittliche zu verletzen, oder durch bittere Satire zu kränken. Da der Witz dem Verſtande näher liegt, als dem Gefühle, ſo iſt auch die niedere Schreibart für dieſe Briefgattung am zweckmäßigſten.

Anm. Gute Beiſpiele zu dieſer Gattung von Briefen finden ſich in dem Briefwechſel Gellert's und Rabener's.

§. 157. Der Brief der Belehrung (der didaktiſche Brief) will eine abweſende oder erdichtete Perſon über einen wiſſenſchaftlichen Gegenſtand auf eine faßliche Art unterrichten. Er hat alſo zwar mit dem Lehrſtyl einen und denſelben Zweck, aber er bearbeitet ſeinen Stoff für ein beſtimmtes Einzelweſen, und gibt ſeinem Gegenſtande durch die Form des Briefes nur eine höhere Deutlichkeit und Lebendigkeit, indem er ſich ganz nach der Geiſtesbildung der Perſon richtet, und mit Beſeitigung aller ſyſtematiſchen Behandlung ſo speciell als möglich verfährt.

§. 158. Nach der Verſchiedenheit der Gegenſtände, über welche der Schreibende belehren will, ſo wie der Art und der Perſonen, wird auch die Schreibart beſtimmt werden müſſen. Gegenſtände der Abſtraction für Männer, die eine höhere Bildung haben, vertragen eben darum auch eine edlere und lebendigere Darſtellung, als Belehrungen über leicht faßliche Wahrheiten für die Jugend. Sowohl die mittlere als die niedere Schreibart

werden alſo hier ihre Anwendung finden; die höhere aber wird, wenn auch nicht ausgeſchloſſen ſeyn, doch nur ſelten und nur für einzelne Theile dieſer Briefgattung gebraucht werden können.

Anm. Zur Bildung eines guten Briefſtyls trägt das Leſen guter Muſter vieles bei. Unter den verſchiedenen Sammlungen wirklich gewechſelter Briefe ſind die beſten von Gellert, Rabener, Lange, Gleim und Jakobi, Abt und Winkelmann.

d) Der hiſtoriſche Styl.

§. 159. Die Geſchichte hat es mit der Erfahrung zu thun, oder mit dem, was die Gegenwart und Vergangenheit darſtellt. Sie iſt alſo eine zuſammenhangende Erzählung von Erſcheinungen und Thatſachen, die theils im Raume (neben einander), theils in der Zeit (nach einander), wahrgenommen werden.

§. 160. Sie zerfällt daher in zwei Hauptheile, nämlich in die Beſchreibung und die Erzählung. Jene beſchäftigt ſich beſonders mit der Gegenwart oder mit dem, was noch der Anſchauung unterworfen iſt, dieſe ausſchließlich mit der Vergangenheit.

§. 161. Der Styl der Geſchichte iſt daher theils beſchreibend, theils erzählend. Bei jenem kommt es auf eine reine und vollſtändige Auffaſſung aller einzelnen Merkmale des Gegenſtandes, bei dieſem auf eine richtige und genaue Angabe aller Thatſachen und ihrer Aufeinanderfolge an. Der allgemeine Charakter beider iſt Wahrheit.

§. 162. Der beſchreibende Styl wird gebraucht in der Naturbeſchreibung, Geographie und Statiſtik; der hiſtoriſche dagegen in der Natur- und Menſchengeſchichte, welche letztere die Geſchichte einzelner Perſonen (z. B. Lebensbeſchreibung) oder einzelner Stände, Völker, Religionen, Wiſſenſchaften und Künſte (Specialgeſchichte mit ihren Unterarten, Staaten-, Kirchen-, Cultur-, Literar-Geſchichte) oder endlich des ganzen Menſchengeſchlechts (Univerſalgeſchichte) ſeyn kann.

Anm. Naturgeſchichte und Naturbeſchreibung muß man wohl von einander trennen. Jene beſchäftigt ſich mit der Bildung und Veränderung unſerer Erde, und dem ehemaligen Zuſtande der drei Naturreiche; dieſe mit der Geſtalt und den organiſchen und unorganiſchen Körpern der Naturreiche.

§. 163. Ohne uns indeſſen hier über alle dieſe verſchiedenen Unterarten des hiſtoriſch-beſchreibenden Styls zu verbreiten, bemerken wir nur im Allgemeinen, jedoch mit beſonderer Hinſicht auf den eigentlichen Styl der Erzählung, daß die hiſtoriſche Schreibart, außer der Sprachrichtigkeit, Reinheit und Präciſion, beſonders Klarheit und Deutlichkeit erfodert, weil ſie Hauptbeſtandtheile in dem Charakter der Wahrheit ſind.

§. 164. Eben dieſer Charakter macht es denn auch nöthig, mit dem Gebrauch der Figuren ſparſam zu ſeyn, und beſonders diejenigen Wendungen zu vermeiden, welche Phantaſie und Gefühlskraft ſtark erregen, und dadurch die ruhige Belehrung hindern. Am beſten iſt es, wenn die Kraft der Geſchichts-Erzählung und die Wirkung derſelben auf unſer Vorſtellungs- und Empfindungs-Vermögen aus dem Gegenſtande ſelbſt hervorgehen, oder, wenn der Geſchichtſchreiber durch ſtrenge Beobachtung des Wohllauts, durch einen ſorgfältigen Periodenbau, überall aber durch Klarheit und Einfachheit in der Darſtellung, dem Gegenſtande zu Hilfe kommt.

§. 165. Damit ſoll indeſſen nicht geläugnet werden, daß dieſe allgemeinen Erfoderniſſe des hiſtoriſchen Styls ſich nach den verſchiedenen Gegenſtänden der Geſchichte, und den beſonderen Zwecken der Bearbeitung auch verſchieden abſchatten. Sehen wir nämlich auf die drei Hauptproducte des hiſtoriſchen Styls: Erzählung, Charakteriſtik und Beſchreibung, ſo ſtellen ſich uns folgende Eigenthümlichkeiten dar:

§. 166. Die Erzählung iſt, als Darſtellung einer Begebenheit, ein in ſich abgeſchloſſenes kleineres Ganze, in welchem alle einzelne Vorfälle ſo geſtellt und ange-

ordnet werden müſſen, daß die Nebendinge ſich um die Hauptbegebenheit wie in einem Kreiſe bewegen, ſo daß jene nur um dieſer willen da ſind, und dieſe überall lebendig hervortritt. Indem es dadurch allein möglich wird, ein deutliches Bild von dem Gegenſtande ſelbſt zu geben, wird auch die Theilnahme und Aufmerkſamkeit des Leſers gefeſſelt, beſonders wenn der Erzähler es verſteht, den Leſer auch in der Form die Sache ſelbſt wahrnehmen zu laſſen, welches am ſicherſten durch einen kunſtloſen, edlen und einfachen Vortrag bewirkt wird.

§. 167. Die Charakteriſtik iſt die philoſophiſche Entwickelung des Charakters oder der geiſtigen Eigenthümlichkeit eines Menſchen oder eines ganzen Zeitabſchnitts, nach einem dabei angenommenen philoſophiſchen Grundſatze. Man leitet nämlich die Denk- und Handelsweiſe einer Perſon oder einer Periode aus einem und demſelben vorherrſchenden Grundſatze ab, und zeigt, wie alles Eigenthümliche dieſes Charakters ſich daraus erklären läßt. In ſo fern dies auch bei einer Biographie ſtatt finden kann, iſt die Charakteriſtik als Theil derſelben anzuſehen. Indeſſen umfaßt die Biographie das ganze Leben eines Menſchen nach dem innern Zuſammenhang aller ſeiner Thaten und Schickſale, die durch Geburt, Erziehung, Beruf, bürgerliche und häusliche Verhältniſſe beſtimmt werden, und enthält alſo nicht nur mehr als die Charakteriſtik, ſondern kann auch von Menſchen, wie das gewöhnliche Leben ſie darſtellt, geliefert werden, dagegen jene nur außerordentliche und ausgezeichnete Charaktere entwickelt. Beide ſind Kunſtwerke, bei denen es darauf ankommt, ein zuſammenhangendes, in ſich genau verbundenes Ganzes mit Wahrheit und Unparteilichkeit darzuſtellen, daher auch jede Verſchönerung des Stoffes unſtatthaft iſt.

Anm. Eine einzelne Begebenheit aus dem Leben einer Perſon, oder eine anziehende Aeußerung derſelben, welche auf den Charakter derſelben einen Schluß machen läßt, gibt die Anekdote.

§. 168. Die Beſchreibung iſt die Darſtellung der Merkmale eines Gegenſtandes im Raume. Es kommt alſo bei ihr beſonders darauf an, diejenigen Merkmale richtig aufzufaſſen, welche ſich an dem zu beſchreibenden Gegenſtande ausſchließlich befinden, um ihn von anderen unterſcheiden zu können. Da ſie nur den Zweck hat, zu belehren und zu unterrichten, ſo ſind auch Deutlichkeit und Einfachheit die weſentlichſteu Beſtandtheile ihrer Form. Nur da, wo der Stoff an ſich dazu geeignet iſt, das Gefühl des Großen und Erhabenen in der Anſchauung anzuregen, wird der Ausdruck mahleriſcher und lebendiger ſeyn; alsdann aber iſt die Beſchreibung eine Schilderung, die nicht bloß gibt, was das Auge geſehen, ſondern auch, was das Herz bei der Anſchauung empfunden hat. (Man denke hier beſonders an Naturauftritte, wie Gewitter, feuerſpeiende Berge, Waſſerfälle ꝛc.).

§. 169. In welcher Form der Schriftſteller den Stoff der verſchiedenen Schriftwerke verarbeiten, oder, wie er ihn einkleiden will, bleibt ganz ſeiner Wahl überlaſſen. Nach Umſtänden wird er bald die Brief-, bald die Geſprächs-, bald die Redeform wählen.

§. 170. Die Briefform gehört zunächſt dem Brief an. Aber jeder Stoff, er ſey aus dem gemeinen Leben oder aus der Wiſſenſchaft entlehnt, kann dieſe Form annehmen, ſo bald der Schriftſteller den Zweck hat, ſeinen Gegenſtand für eine (wirkliche oder erdichtete) Perſon, d. h. für eine gewiſſe Klaſſe von Menſchen zu bearbeiten. Das Weſen dieſer Form beſteht aber nicht in dem herkömmlichen Gebrauch der Titulatur, der höflichen Schlußformel und der Aufſchrift (wovon der wiſſenſchaftliche Brief nichts weiß), ſondern darin, daß der Schriftſteller ſich an ein beſtimmtes Einzelweſen wendet, zu welchem und für welches er redet, wodurch der Vortrag nicht nur an äußerm Leben gewinnt, ſondern auch in einer beſtimmten Beziehung auf eine Perſon und

den ihr eigenthümlichen Grad von Bildung ſteht. (Reinhold Briefe über die Kantiſche Philoſophie).

§. 171. Die Geſprächsform (dialogiſche Form), zunächſt dem Drama angehörig, wird überall gewählt, wo der Schriftſteller den Zweck hat, die Objecte durch Vergegenwärtigung zu verſinnlichen, oder einen Gegenſtand nach allen Seiten mit Gründen und Gegengründen auf eine leichte und gefällige Art zu betrachten. Da dieſe Form eine Nachahmung der mündlichen Unterredung iſt, ſo muß ſie auch die Eigenſchaften derſelben annehmen, obwohl ſie ſolche, wie der Brief, in einem höhern und edlern Charakter darſtellen wird. (Moſes Mendelsſohn Phädon ꝛc.)

§. 172. Die Redeform, wie ſie §. 29. beſchrieben worden iſt, gehört zunächſt denjenigen Producten an, deren Hauptbeſtimmung es iſt, geſprochen zu werden. Jeder Stoff aber kann, auch ohne beſondere Rückſicht auf den mündlichen Vortrag, jene Form annehmen, ſobald der Schriftſteller die Zwecke des Redners ſich vorſetzt. Hat er es aber nur mit Belehrung und Unterricht zu thun, ſo iſt ſein Geiſteswerk eine Abhandlung, die von der Rede nur diejenigen Theile entlehnt, welche zur Erklärung und Beweisführung dienen.

2) Die dichteriſche Schreibart in dem niederen, mittleren und höheren Gebiet.

§. 173. Dichteriſche Schreibart nennen wir, im Gegenſatze der proſaiſchen, diejenige, deren nächſter Zweck auf die Belebung der Phantaſie und dadurch des Gefühls hingerichtet iſt (§. 12.). Ihre herrſchenden und hervorſtechendſten Eigenſchaften müſſen daher diejenigen ſeyn, welche auf jene Kräfte am meiſten und ſtärkſten einwirken, alſo Wohllaut, Würde und Lebhaftigkeit.

§. 174. Da indeſſen die weitere Entwickelung des Charakters dieſer Schreibart in die Poetik gehört, ſo bemerken wir hier nur im Allgemeinen, daß auch die poe-

tiſche Schreibart in den genannten drei Gebieten gehalten ſeyn kann, in ſo fern nämlich der Dichter ſeinen Darſtellungen einen verſchiedenen Grad der Präciſion, Würde und Lebhaftigkeit ertheilt, und ſich ſelbſt mehr oder weniger durch ſeinen Stoff und durch die Geſchmacksbildung ſeiner Leſer in ſeiner Freiheit beſchränken läßt.

Anm. Um die Wahrheit dieſer Behauptung zu fühlen, vergleiche man z. B. die Gellertſchen Dichtungen mit den Schillerſchen, und dieſe wieder mit den Klopſtockſchen.

3) Die redneriſche Schreibart in dem niederen, mittleren und höheren Gebiet.

§. 175. Die redneriſche Schreibart ſteht zwiſchen der proſaiſchen und poetiſchen in der Mitte (§. 17.). Sie iſt weder allein die Sprache des Verſtandes, noch die Sprache des Gefühls; ſie iſt beides zugleich und in einem und demſelben Grade, und vereiniget daher die entgegen geſetzten Gebiete der Darſtellung ſo in ſich, daß durch dieſe gleichmäßige Miſchung ein Drittes entſteht, nämlich ſie ſelbſt.

§. 176. Aus dem, was im zweiten Abſchnitt über den Charakter der Rede und ihre Theile geſagt worden iſt, ergibt ſich von ſelbſt, daß der beweiſende und erklärende Theil vorzüglich die Eigenſchaften der Deutlichkeit, Beſtimmtheit und Präciſion, ſo wie der pathetiſche Theil die Eigenſchaft der Lebhaftigkeit erfodert, und daß Wohllaut und Würde in einem ſchriftſtelleriſchen Kunſtwerk, das nicht bloß dem Ohre gefallen, ſondern auch angenehme und große Eindrücke auf das Gemüth machen ſoll, hier am wenigſten entbehrt werden können.

§. 177. Da aber der Redner, wie der Schriftſteller, von dem praktiſchen Zweck, dem Stoff und dem Publicum, daß er ſich denkt, abhängig iſt: ſo wird er auch in der Anwendung jener allgemeinen Eigenſchaften ſeinem beſonderen Zwecke gemäß verfahren müſſen. Der Redner in

dem niederen Gebiet bedarf einer auf Volksfaßlichkeit berechneten Vollſtändigkeit, ſpricht weniger periodiſch, aber verbreitet über das Ganze eine höhere Anſchaulichkeit; der Redner in dem höheren Gebiet liebt die höchſte Präciſion, den vollkommenſten Einklang der periodiſchen Schreibart, den erhabenſten Schwung, die glänzendſte Pracht, das ſtärkſte Feuer, und überhaupt eine ſehr lebendige Farbe; der Redner in dem mittleren Gebiet erhebt ſich über den erſten, und ſteht unter dem letztern. Sein Gebiet iſt bei gemiſchten Hörern das fruchtbarſte, da der Redner in ihm ſeinen Zweck am ſicherſten erreicht.

Vierter Abſchnitt.

Von dem mündlichen Vortrag.

§. 178. Der mündliche Vortrag des Redners, oder die äußere Beredſamkeit, hat den Zweck, Vorſtellungen und Empfindungen ſinnlich-vollkommen darzuſtellen. Dies geſchieht theils für das Ohr durch die Declamation, theils für das Auge durch die Geſticulation (Action.) Die Anweiſung zur Declamation giebt die Declamatorik, zur Geſticulation die Mimik.

I. Declamatorik.

§. 179. Die Declamation (Kunſtrede) iſt der durch die Tonſprache hervorgebrachte, ſinnlich-vollkommene Ausdruck des in einem Vortrage liegenden Sinnes und Charakters, oder die mündliche Darſtellung gegebener Vorſtellungen und Empfindungen. Ihr letzter Zweck iſt alſo, — wie bei allen ſchönen Künſten — Charakteriſtik.

§. 180. Die Declamation iſt grammatiſch, charakteriſirend und perſonificirend.

§. 181. 1) Grammatiſch iſt ſie, in ſo fern ſie es mit den Beſtandtheilen der Rede und der allgemeinen Schönheit derſelben, ohne alle Rückſicht auf ihren Inhalt, zu thun hat, alſo mit der Ausſprache (Pronuntiation) und den grammatiſchen Pauſen.

a) Eine gute Ausſprache, als das erſte Erfoderniß eines guten Declamators, verlangt ein vielſeitiges, deutliches Organ, Reinheit und Umfang der Stimme. Natur und Kunſt müſſen ſich vereinigen, die entgegen-

ſtehenden Fehler der Eilfertigkeit, Langſamkeit, des Näſelns, Liſpelns, Stotterns ꝛc. zu heben. Auch gehört noch zur Ausſprache der richtige Gebrauch des grammatiſchen Accents (Wortaccents), der in einem gewiſſen Druck der Stimme auf einen Theil des Worts beſteht. Dieſer Theil iſt in einem einſylbigen Worte ein einzelner Buchſtab (in Buch iſt es das u, in Bach das ch, in hat das t); in einem mehrſylbigen eine Sylbe (in hundert hun, in vergeben geb, in ehrbar ehr, in Wahrheit wahr); in einem zuſammengeſetzten ein Wort (in Kriegsrath Krieg, in Tiſchtuch Tiſch, in ausgeben aus, in freimüthig frei). Dieſer Wortaccent wird beſtimmt durch die grammatiſche Bedeutung des Worts, indem man, nach einem Grundgeſetze der Deutſchen Sprache, den递Haupttheil deſſelben heraushebt, welches bei den abgeleiteten das Stammwort, bei den zuſammengeſetzten das Beſtimmungswort iſt. Hiebei iſt zu bemerken, daß bei den Verbis, die ſich mit über, um, durch, unter anfangen, der Accent, nach der Verſchiedenheit der Bedeutung, bald auf der Partikel, bald auf dem Verbum ſelbſt ruht (ùberſetzen — überſètzen, ùmgeben — umgèben, dùrchbrechen — durchbrèchen, ùnterhalten — unterhàlten).

b) Die grammatiſchen Pauſen (deren Zeichen hier als bekannt vorausgeſetzt werden) beſtehen in einem gänzlichen Stillſtand der Stimme, und dienen zur Bezeichnung der verſchiedenen Sätze und Glieder einer Rede. Sie ſind nothwendig für den Declamator, um neuen Athem zu ſchöpfen, und die Sprachorgane vor Ermüdung zu bewahren; für den Zuhörer aber, um ſeinem Ohre Erholung zu gönnen, und ſeinem Verſtande Zeit zu laſſen, die verſchiedenen Sätze und Glieder gehörig bemerken zu können. Ihr höchſter Zweck alſo iſt: Verſtändlichkeit.

§. 182. 2) Charakteriſirend iſt die Declama-

tion, in ſo fern der Declamator den Zweck hat, den Charakter des zu declamirenden Stücks und aller einzelnen Theile deſſelben, ſo wie ſeine eigenen Empfindungen darzulegen, oder es zu äußern, wie er ſelbſt von den Gegenſtänden, die ſeinem Verſtande erkennbar ſind, berührt wird. Die charakteriſirende Declamation hat es alſo nicht mit dem rohen Bedürfniſſe der Verſtändlichkeit zu thun, ſondern mit dem Geſammt-Eindruck der ganzen Rede, und fodert daher Zierlichkeit, Anmuth und Fülle. Die Erfoderniſſe in dieſer Hinſicht ſind:

a) eine volltönige, hinlänglich ſtarke, biegſame und gebildete Stimme, die ſich, nach den verſchiedenen Seelenſtimmungen und Gemüthsbewegungen, ſanft und ſtark äußern kann. Ein gewöhnlicher Fehler vieler Declamatoren iſt das Mahlen mit der Stimme. Dieſes beſteht darin, daß die Sache ſelbſt, welche die Seele denkt, ſinnlich dargeſtellt wird, und unterſcheidet ſich alſo von dem Ausdruck, der nur die Geſinnung anzeigt, mit der die Seele denkt, oder den Zuſtand, worein ſie durch ihr Denken verſetzt wird. Wer alſo z. B. durch ſeine Stimme den Donner, das Heulen des Sturms, das Rauſchen des Meeres u. ſ. w. ſinnlich darſtellen wollte, würde uns — ſtatt ſeine Empfindungen und die Art, wie er von jenen Gegenſtänden ergriffen wird, darzulegen, die Sache ſelbſt geben, alſo mahlen. Dies iſt aber gegen den Zweck aller Declamation, durch welche nur Empfindungen, nicht die Gegenſtände ſelbſt dargeſtellt werden ſollen. Wer daher das Geißeln und den Schmerz des unſchuldig Gegeißelten bezeichnen wollte, würde wohl Unwillen und Abſcheu, als die in ihm hervorgebrachten Empfindungen äußern, nicht aber die Töne des Schmerzes mit ſeiner Stimme nachahmen dürfen. — Nur in dem Falle wird das Mahlen erlaubt ſeyn, wenn die Phantaſie von der Sache ganz erfüllt iſt, oder die Seele ſich ſo ganz in dem Gegenſtande befindet, daß ſie ihr eigenes Selbſt von der Vorſtellung des Gegenſtan-

des nicht mehr unterſcheidet. Dies iſt der Fall bei dem Großen, Erhabenen, Zarten und Lieblichen, wo man den Charakter dieſer Gegenſtände ſelbſt annimmt, weil eben dadurch der Ausdruck bewirkt wird;

b) die richtige Anwendung der verſchiedenen Töne. — Dieſe ſind die verſtändlichſte Urſprache der Natur, in der wir unſer Empfinden ausdrucken, und zugleich die Sprache der Sympathie, da ein Ton der Freude oder des Schmerzes ſogleich in das Herz des Hörers eindringt, und beider Gefühle zum ſchönen Einklang vereint. Jeder Menſch hat drei verſchiedene Arten von Tönen, einen hohen, mittleren und tiefen, die aber wieder mannichfache Abſtufungen haben. Der zweite iſt als der Grundton der menſchlichen Rede zu betrachten; er ſteigt und fällt in den höheren und tieferen, wie der Charakter des vorzutragenden Stücks oder der zu ſprechenden Stelle es mit ſich bringt. So fodern z. B. Sanftmuth, Zärtlichkeit und Liebe zarte, der Zorn ſchnelle und ſtarke, die Zufriedenheit eben und gleich fließende, die Freude hüpfende Töne. Der Declamator muß darauf ſehen, daß die verſchiedenen Töne richtig und wahr, und jedesmal an ihrer eigentlichen Stelle angegeben werden. Ohne Gefühl und Phantaſie möchte dies freilich nicht gelingen, aber ohne jene Kräfte gibt es auch ſo wenig einen Declamator, als es einen Muſiker ohne Gehör gibt. Dieſe Bedingungen vorausgeſetzt, wird der Declamator die richtige Tonart des darzuſtellenden Stücks nicht verfehlen, wenn er ſich bemüht, in den Sinn und die Eigenheiten ſeines Stücks einzudringen, und die darin liegenden Ideen und Empfindungen in ſein Bewußtſein aufzunehmen. Eine Zeitung, eine Predigt, eine Fabel, eine Ode, ein Gebet fodern eine ganz verſchiedene Tonart, und ſelbſt dieſe richtet ſich nach den ſtärkeren und ſchwächeren Gemüthsbewegungen, und nach den verſchiedenen Empfindungen der Freude, der Betrübniß, der Furcht und der Hoffnung, welche in den ein-

zelnen Stellen eines Stücks mit einander wechſeln. Bei dieſen Uebergängen der Empfindung iſt dann auch ein allmähliges Uebergehen der Töne ſelbſt, und ein ſtufenweiſes Anſchwellen oder Abnehmen derſelben durchaus nöthig. Hat der Declamator — was unerläßlich iſt — ſein vorzutragendes Stück gehörig durchdacht: ſo wird er auch den Uebergang aus einem Ton in den andern, die Abwechſelung der Höhe und Tiefe, der Stärke und Schwäche, der Geſchwindigkeit und Langſamkeit, des ſchleifenden und hüpfenden Ganges der Rede nicht verfehlen, und jeder Stelle den wahren, naturgemäßen Ausdruck zu geben wiſſen, den wir von einer kunſtvollen Darſtellung fodern;

c) der Gebrauch des Redeaccents oder der Emphaſis. Der Redeaccent beſteht darin, daß man die wichtigſte Vorſtellung in einem Satze durch einen ſtärkern Druck der Stimme hervorhebt, und dadurch die Hauptvorſtellung des Ganzen für das Ohr, und durch daſſelbe für den Verſtand bezeichnet. Er kann alſo nicht, wie der grammatiſche Accent (§. 181.) unabänderlich feſt ſtehen, wenn gleich er aus demſelben Grundſatze hervorgeht, ſondern er hängt ganz von der jedesmaligen Wichtigkeit der auszudruckenden Vorſtellung ab, und kann auf alle Redetheile, die ihrer Natur nach einer oratoriſchen Betonung fähig ſind, gelegt werden. — So lange wir kein beſonderes Schriftzeichen für den Redeaccent haben, bleibt dem Declamator nichts anderes übrig, als das darzuſtellende Stück mit aller Aufmerkſamkeit durchzuleſen, und ſich, wie der Tonkünſtler mit einem nicht von ihm geſetzten Stück, mit dem Charakter ſeines Gedichts oder ſeiner Rede vertraut zu machen, und in den Sinn jeder einzelnen Stelle einzudringen. Betrachten wir z. B. die Anrede Chriſti an den Verräther Judas: **verräthſt du des Menſchen Sohn mit einem Kuß?** ſo ſehen wir leicht, daß nur ein Hineindenken in die Seele, Lage und Umſtände Chriſti im Stande

iſt, die richtige Anwendung des Redeaccents zu beſtimmen. Denn es leuchtet ein, daß die Emphaſe ſowohl auf verräthſt als auf du, ſowohl auf Sohn als auf Kuß gelegt werden kann, je nachdem wir uns dieſe oder jene Vorſtellung als die wichtigſte in der ganzen Rede denken. Allein achten wir auf den geſchichtlichen Zuſammenhang, auf das, was dieſer Anrede voraufging, daß nämlich Judas ſich Chriſtum nahte, um ihn zu küſſen, und daß dieſes Zeichen der Liebe in geradem Widerſpruch ſteht mit einer verrätheriſchen Geſinnung: ſo finden wir die Hauptvorſtellung nothwendig in dem Gegenſatz verräthſt und Kuß, und begreifen nun, daß wir dieſe beiden Wörter in der Anrede herausheben, alle übrige aber in Schatten ſtellen müſſen. —

§. 183. So lebendig aber auch die Rede durch den Accent wird, und ſo ſehr ſie dadurch an Verſtändlichkeit und Schönheit gewinnt: eben ſo ſehr muß ſie durch Vernachläſſigung deſſelben kraftlos und eintönig, und durch unrichtige Anwendung unverſtändlich werden. Unerträglich aber iſt der Fehler des überladenen Accentuirens, der darin beſteht, daß alles emphatiſch geſprochen wird, wodurch das Ohr und der Verſtand beleidigt, und die Rede der angenehmen Miſchung des Lichts und Schattens beraubt wird. Auch wirkt es unangenehm aufs Ohr, die Emphaſis mit zu großem, gegen den Ton des Ganzen zu ſtark abſtechenden, Nachdrucke zu bezeichnen, beſonders wenn mehrere Vorſtellungen von Wichtigkeit in einer und derſelben Periode vorkommen. Man wechſelt deshalb unter den Mitteln, Deutlichkeit und Nachdruck zu bewirken, lieber ab, und bezeichnet die wichtigſten Vorſtellungen bald durch ſtärkere Ausſprache, bald durch einen langſamen, dahin ſchleifenden, bald durch einen höheren Ton. Die erſte Art, welche bloß den Gedanken durch den ſtärkern Druck der Stimme hervorhebt, iſt die gewöhnlichſte; bei der zweiten Art eilt man ſchneller über minder wichtige Worte hinweg, wodurch

die Hauptvorſtellungen von ſelbſt ſich hervorheben, z. B. nicht nach, ſondern vor der That, ſo daß die mit ∘ bezeichneten Nebenideen gleichſam weggeſchnellt werden. Die dritte Art der Emphaſe hebt die Hauptvorſtellung durch einen höheren Ton, z. B. „du haſt es gethan?“ oder „der Gott ſollte uns verlaſſen, der ꝛc.“ heraus. — Zuweilen iſt der Hauptbegriff in mehreren Worten, oder in einer ganzen Reihe von Vorſtellungen enthalten; in dieſem Falle vertheilt ſich der oratoriſche Accent auf dieſe. Wenn z. B. Wieland ſagt: „ein gefühlloſer Menſch mag bei dieſen ekelhaften und grauſenvollen Auftritten gleichgiltig bleiben; aber ein Menſch, der an den Schickſalen ſeiner Gattung wahren Antheil nimmt, wird ſie ohne Schaudern und Mitleiden nicht anſehen können“: ſo darf man nur ſtatt ein Menſch ꝛc. den Gegenſatz des vorhergehenden Wortes gefühllos, alſo ein gefühlvoller Menſch, ſetzen, und man wird bald ſehen, daß derſelbe Accent, den man auf dieſes Prädicat legen würde, auf den ganzen Gedanken vertheilt werden muß;

d) das richtige Zeitmaß. Unter Zeitmaß verſteht man den Grad der Geſchwindigkeit, oder den Gang der Rede in der Bewegung der Stimme. Es kann ſchnell (allegro), gemäßigt (moderato), und langſam (largo) ſeyn, je nachdem der Charakter des zu declamirenden Stücks oder der zu ſprechenden Stelle es mit ſich bringt. Der gewöhnliche Fall iſt, daß die verſchiedenen Zeitmaße mit einander wechſeln, obwohl eins derſelben nach der Eigenthümlichkeit der darzuſtellenden Rede als Grundton des Ganzen angenommen wird. So wenig man nämlich in der Muſik ein Andante wie ein Allegro, oder einen Marſch wie ein Adagio behandeln kann; eben ſo wenig dürfen in der Declamation die Zuſtände der Ruhe und des Affects, der Freude und der Traurigkeit, der Klage und des Gleichmuths mit

einander verwechſelt werden, da jede Stimmung des Gemüths ihre eigene Bewegung hat, nach den verſchiedenen Graden ihrer Stärke und Schwäche. Das ruhige Nachdenken z. B., die Betrachtung, die ſanfte Freude, fodern nothwendig ein gemäßigtes, — das Feuer, der Schmerz, der Zorn, die brauſende Luſtigkeit ein ſchnelles, — die dumpfe Traurigkeit, die melancholiſche Klage ein langſames Zeitmaß; — wo Verlegenheit eintritt, Schweben zwiſchen Furcht und Hoffnung: da wird das Zeitmaß bald ſchneller, bald langſamer ſeyn. Hieraus ergibt ſich, daß man die Natur der Seelenſtimmung erkannt haben muß, wenn man das richtige Zeitmaß treffen ſoll.

Zu dem Zeitmaß gehören auch die oratoriſchen Pauſen, die ſich von den grammatiſchen (§. 181.) unterſcheiden. Letztere finden nur ſtatt bei vorhandenen Interpunktions-Zeichen, dagegen die oratoriſchen von höheren Geſetzen abhängig ſind. Sie ſollen nämlich die Aufmerkſamkeit des Hörers bei den wichtigſten Vorſtellungen feſt halten, und der Anmuth, der Kraft und dem Nachdruck der Rede zu Hilfe kommen. Daher finden wir ſie auch oft mit den grammatiſchen Pauſen vereint, oft ohne dieſelben, da, wo kein Interpunktions-Zeichen angebracht werden kann. Durch ihren richtigen Gebrauch wird die Rede wahrhaft muſikaliſch, um ſo mehr, da mit ihnen auch das Fallen und Steigen des Tones, die Stärke und Schwäche der Stimme verbunden iſt. — Anders aber verhält es ſich mit den Pauſen am Ende eines Verſes, deſſen Sinn noch nicht aus iſt. Auch hier wird, — um die Melodie des Verſes nicht verloren gehen zu laſſen — eine Pauſe gemacht, aber nur kurz, und ohne Veränderung des Tons, daher ſie eine Haltpauſe genannt wird.

§. 184. 3) Perſonificirende Declamation. Dieſe hängt genau mit der charakteriſirenden zuſammen. Denn, ſo wie dieſe den Charakter jeder einzelnen Stelle und der ganzen Rede darlegen ſoll, ſo ſoll jene den Cha-

rakter derjenigen Perſon enthalten, der eine gewiſſe Reihe von Empfindungen und Grundſätzen beigelegt wird. Zum Ausdruck des perſönlichen Charakters gelangt der Declamator dadurch, daß er alle körperliche und geiſtige Eigenthümlichkeiten deſſelben, in ſo fern ſie überhaupt durch Töne und Geberden darſtellbar ſind, zu ſeinen eigenen macht; daß er alſo für den Augenblick der Darſtellung eine andere, und zwar die verlangte Perſon wird, deren ganzes Aeußeres uns das Gemüth und denjenigen Geiſt darlegt, den der Dichter durch Worte darſtellen wollte, und zu deſſen vollkommener Verſinnlichung es noch der ausdruckvollſten Merkmale durch die Ton- und Geberden-Sprache bedurfte. Die Perſonification kann aber zweierlei Art ſeyn. Sie betrifft nämlich entweder den ganzen Menſchen, nach ſeiner körperlichen und geiſtigen Beſchaffenheit, wie nach ſeinen äußeren Verhältniſſen, oder nur eine, in dieſem Menſchen herrſchende, beſtimmte Empfindung oder Leidenſchaft. Sehen wir auf die erſte Art der Perſonification, ſo gehören dahin mehrere perſönliche Umſtände des Alters, des Volkes, des Standes ꝛc.; dieſe fremde Perſönlichkeit aber liegt ganz außer den Grenzen der Declamation. Sie gehört für den Schauſpieler, dem Mittel genug (Masken, Farben, Coſtüm) zu Gebote ſtehen, um ſich die Eigenthümlichkeit der Perſon zu geben, die er darſtellen will. Der Declamator kann hier durch Ton und Geberde nur andeuten, was der Schauſpieler auszuführen vermag. Dagegen kann und darf die andere Art der Perſonification von dem Declamator mit Behutſamkeit benutzt werden. Sie beſteht nämlich in dem Ausdruck des augenblicklichen Affects nach Alter, Volk, Stand und der beſonderen Eigenthümlichkeit der Perſon. Der Declamator ſtellt alsdann durch Stimme, Ton, Accent und Zeitmaß die, von einer beſtimmten Empfindung oder Leidenſchaft ergriffene, Perſönlichkeit dar, ſo, daß er den inneren Zuſtand derſelben, mit Hinſicht auf äußere Umſtände der

Perſon ausdruckt. In der Regel wird der Declamator ſchon mit den bei der charakteriſirenden Declamation gemachten Bemerkungen ausreichen, ſobald er ſie mit einigen Abänderungen auf die Charakteriſtik einer beſtimmten Perſon anwendet.

II. Mimik.

§. 185. 1) Allgemeine Bemerkungen über die Geberdenſprache. – Unter Geberden verſtehen wir die Stellung und Bewegung unſers Körpers, d. h. die Haltung, das Spiel der Hände, die Bewegung der Stirn, der Augen, der Wangen und des Mundes. In ſo fern dieſe Geberden mit einander zu einem verſtändlichen Ganzen, gleich einzelnen Wörtern, verbunden werden, entſteht eine Geberdenſprache. Die Geberden ſind nächſt den Tönen die äußerlichen Zeichen unſeres Gefühlszuſtandes; denn ſie zeigen an, welchen Eindruck das Große, Kleine, Sanfte, Verächtliche, Ehrwürdige auf uns macht, und wie wir von den Gegenſtänden, die uns ſo eben beſchäftigen berührt werden. Sie ſind natürliche, in ſo fern ſie als eine nothwendige Folge unſers Gemüthszuſtandes, oder der uns beherrſchenden Empfindung angeſehen werden können; ſie ſind conventionelle, in ſo fern ſie auf einer geſellſchaftlichen Uebereinkunft beruhen und nur gewiſſen Völkern, Ständen und Verbindungen eigen ſind, z. B. das Händefalten und Händeausbreiten, das Verhüllen und Senken des Haupts beim Gebet, die verſchiedenen Arten der Höflichkeits-Bezeigungen u. ſ. w. Dergleichen Zeichen müſſen daher, wie eine fremde Sprache, erlernt werden, z. B. das Hauchen über die leere flache Hand, als Zeichen, daß da, wo etwas vermuthet wurde, nichts ſey. Die Gefühle ſelbſt, aus denen die natürlichen Zeichen hervorgehen, ſind verſchieden nach dem Geſchlechte, dem Temperament, dem Stande und der Erziehung, dem Alter und Geſundheits-

zuſtände, ſo wie nach der ganzen Eigenthümlichkeit der Perſon. Wie verſchieden iſt z. B. das Lachen und der Zorn einer alten Jungfer, eines raſchen feurigen Mädchens, eines Laffen, eines geiſtvollen Mannes, eines Phlegmatikers! — Dieſe Gefühle haben im Entſtehen, Wachſen und Verſchwinden verſchiedene Grade der Stärke, — und nach allen dieſen Umſtänden richtet ſich nun der Ausdruck der Geberdenſprache. Zwiſchen den einzelnen Zeichen der Hände, der Mienen und der Augen muß aber Uebereinſtimmung herrſchen, d. h. alle Zeichen müſſen ſich leicht zur Einheit verbinden laſſen. Das Auge darf alſo nicht weinen, wenn ſich der Mund zum Lachen verzieht; die Hand nicht drohen, wenn das Geſicht freundlich iſt; der Kopf nicht hängen, wenn das Geſicht hohe Freude ausdrückt: ſonſt würde ein offenbarer Widerſpruch entſtehen. Wer die menſchliche Natnr ſtudirt, und gute Muſter beobachtet, wird vor ſolchen Fehlern geſichert ſeyn. So wenig man übrigens alles in der Wortſprache geradezu ausdrucken darf, eben ſo wenig darf man es in der Geberdenſprache. Da, wo ein ſtarker Affect, wie Neid, Zorn ꝛc. ꝛc. eintritt, würde die natürliche lebendige Darſtellung widrig und ekelhaft ſeyn: man darf dieſen Zuſtand, der ſchon an und für ſich zum unangenehmen Ausdrück hinneigt, nur andeuten, nicht aber durch Geberdenſprache verſtärken. Ueberhaupt muß alles was den guten Geſchmack beleidigt, aus der mimiſchen Darſtellung entfernt bleiben.

§. 186. 2) Beſondere Regeln über die Geberdenſprache:

a) Stellung des Körpers (attitude). — Der Declamator iſt kein Schauſpieler, der ſeinen Standort nach dem Charakter ſeiner Rolle verändert, und ſeine Action mit langſameren und raſcheren Bewegungen auf der Bühne begleitet; ſondern er hat, als Redner, einen nur kleinen Raum, auf den er die ganze Wirkſamkeit ſeines Körpers beſchränken muß. — Er trete auf in

einer geraden, ungezwungenen Stellung, mit einer ſchicklichen Verbeugung, die weder Grobheit noch Kriecherei verräth, die Arme ohne Verlegenheit in anſtändiger Ruhe liegend, die Füße in der dritten Stellung, ſo daß der Körper nicht nur einen feſten Standpunkt hat, ſondern auch alle nöthige Bewegungen leicht und frei machen kann. Denn nach dem Inhalt des Stücks, und den verſchiedenen Eindrücken des Affects, wird der Declamator ſeinen Körper bald mehr nach den Zuhörern hinwenden, bald ihn zurückziehen, bald ſeitwärts ſich neigen, und alſo auch die Stellung des erſten Auftretens durch vorgeſetzten oder zurückgezogenen Fuß mehr oder weniger verändern müſſen. Nur müſſen alle dieſe — freilich ſehr beſchränkten — Bewegungen immer behutſam, und mit dem Charakter der darzuſtellenden Gedanken und Empfindungen übereinſtimmend ſeyn. So wird z. B. der Affect des Muths den Körper ſpannen und die Bruſt heraustreten laſſen, dagegen die Furcht und Schwäche ein leiſes Zurückziehen und allmähliches Erſchlaffen nothwendig machen muß;

b) Geſticulation. — Die Geſticulation, oder Bewegung der Hände, kann mehr oder weniger bezeichnend ſeyn. Denn der Declamator hat, wie jeder Handelnde, auch gewiſſe willkürliche Zeichen der Thätigkeit, die, um den Worten Leben zu geben, da eintreten, wo ein ruhiger leidenſchaftloſer Vortrag keine beſtimmte Action erfodert. Hiebei ſind Freiheit, Leichtigkeit und zwangloſes Weſen, ſo wie Abwechſelung die vorzüglichſten Erfoderniſſe. Nur hüte man ſich, mit beiden Händen zu ſchnell und gleichſam in einem beſtimmten Zeitmaße zu wechſeln, weil ſonſt ſchläfrige Einförmigkeit entſtehen, und die ganze Geſticulation charakterlos ſeyn würde. Wichtiger ſind indeſſen diejenigen Bewegungen, die durch den Inhalt der Rede und die Empfindungen des Declamators hervorgebracht werden. Hier gibt es der mannichfachen Formen ſo viele, daß er ſie kaum zu

erſchöpfen

erſchöpfen vermag. Er kann die Hände flach, halb und ganz offen oder geſchloſſen halten; er kann ſie in der höheren, mittleren und niederen Region bewegen, und ſie in dieſen Räumen bald in gerader Linie, bald ſeitwärts, bald vor ſich hinſtreichen laſſen, bald ſie nach ſich zeihen, den Arm mehr oder weniger krümmen, drohend den Finger erheben u. ſ. w., und alle dieſe Bewegungen raſcher oder langſamer, mit einer Hand, oder mit beiden zugleich vornehmen.

Bei dieſen verſchiedenen Formen der Hände aber kommt alles darauf an, zu wiſſen: wann und wie der Declamator ſie gebrauchen ſoll? Sehen wir zuerſt auf das wann, ſo läßt ſich hier nur die allgemeine Regel feſtſetzen: der Declamator verſinnliche alles, was wichtig iſt, und was mit Anſtand durch Zeichen der Hände verſinnlicht werden kann. Dahin gehört: theils das, was den Begriff der körperlichen und geiſtigen Größe, der Kraft und der Stärke mit ſich führt, theils das, was gewiſſe Empfindungen und Gemüthsbewegungen in uns hervorbringt, in welchem Falle der Declamator durch ſeine Geſticulation zeigt, wie er von den Gegenſtänden, die auf ihn wirken, berührt wird. So beugt ſich z. B. bei einem Gegenſtande der Furcht und des Ekels der Körper zurück, das Geſicht wendet ſich ſeitwärts, die Hände ziehen ſich gegen die Schultern, oder ſie bemühen ſich, den Gegenſtand zu entfernen. Bei der Liebe aber und der zärtlichen Zuneigung ſtrebt der Körper nach vorne hin, die Arme dehnen ſich aus, man iſt im Begriff, den Gegenſtand zu umfaſſen. — Nie aber darf die Geſticulation früher oder ſpäter als die Empfindung kommen; ſie muß mit ihr zu gleicher Zeit eintreten, wenn nicht das Ganze zerſtückelt werden ſoll. Sehen wir zweitens auf das wie, ſo hängt dies ganz von dem Gegenſtande ab, den der Declamator bezeichnen, und von der Empfindung, die er ausdrucken will. So wie nämlich in der Declamation jede Em-

pfindung ihren eigenen Ton hat, ſo hat ſie auch in der Mimik ihren eigenen Ausdruck der Hände. Wir ſtellen daher für den mimiſchen Darſteller die Regel feſt: daß er jedesmal diejenige Bewegung wähle, welche als natürliches oder verabredetes Zeichen den Gegenſtand und die Gemüthsbewegung, welche ausgedruckt werden ſoll, am ſicherſten und deutlichſten bezeichnet, ſo, daß nicht nur nie zwiſchen Rede und körperlichem Ausdruck ein Widerſpruch entſtehe, ſondern daß auch bloß aus der Geberde ſchon der jedesmalige Gemüthszuſtand mit Sicherheit erkannt werden könne. — Auch hier leuchtet es ein, wie nothwendig es iſt, daß der mimiſche Darſteller die einzelnen Theile ſeines Stücks durchdacht haben, und in die Feinheiten ſeines Kunſtwerkes eingedrungen ſeyn müſſe. — Möge man ſich beſonders vor der Unart und Geſchmackloſigkeit einiger Declamatoren hüten, die ihre Hände hoch über den Kopf hinausſchwingen, ſo wie vor der Steifheit derer, die mit feſt angeſchloſſenem Arm ihre Hände in der Nähe der Rocktaſchen ſpielen laſſen.

c) Ausdruck des Geſichts oder Mime. — Die Mime äußert ſich in den Bewegungen der Augen, der Stirn, der Wangen und des Mundes. Unter dieſen Theilen ſind die Augen zum charakteriſtiſchen Ausdruck beſonders geſchickt; denn es gibt keine Gemüthsbewegung, die nicht durch ſie bezeichnet werden könnte, und keinen Theil des Geſichts, der den Gemüthszuſtand wahrer und ausdrucksvoller darſtellen könnte als ſie. Sie glänzen in der Freude und ſind trübe in der Traurigkeit; ſie verrathen Beſcheidenheit, Hochmuth, Grauſamkeit, Mitleid, Ueberlegung, Zerſtreuung; ihr Blick iſt feſt, geſpannt, matt, ſtier, wild, ſchmachtend, ſtutzend, lüſtern, ſchwimmend, frei, niedergeſchlagen, drohend; — kurz, in ihnen liegt die Seele des Menſchen. Es iſt daher einer der größten Fehler des Declamators, wenn er ſeine Augen nicht zu gebrauchen weiß. Auf der andern Seite aber iſt es eben ſo tadelnswerth, den Blick

kühn und frech umher zu werfen, als wolle man alles beherrſchen, oder ihn prüfend bald rechts und bald links auf die Zuhörer zu heften, als wolle man ſie muſtern. Der Blick verrathe vielmehr den beſcheidenen, anſtändigen, freien, ernſten, gebildeten Mann, der ſeine Würde fühlt, aber ſeinen Werth weder zu hoch noch zu gering anſchlägt, und es weiß, daß, und welche Achtung er ſeinen Zuhörern ſchuldig iſt. Dennoch muß der ganze Ausdruck des Geſichts ſowohl dem Alter, Stande und Charakter des Declamators, als dem Charakter ſeines Stückes und jeder einzelnen Stelle deſſelben angemeſſen ſeyn. Dem Jüngling z. B. ſteht Beſcheidenheit, dem Manne Feſtigkeit, dem Vornehmen Herablaſſung, dem Großen Würde am beſten. Wer eine Trauerode declamiren ſoll, darf nicht mit dem lachenden Auge einer Aſpaſia kommen, und wer ein ſcherzhaftes Mährchen erzählt, darf nicht den ſtrafenden Ernſt eines Cato mitbringen. Daſſelbe läßt ſich von dem Ausdruck der Stirn, der Lippen und der Wangen ſagen. Dieſe ſind gleichſam dienende Gehilfen für die verſchiedenen Bewegungen der Augen, und ſchmiegen ſich mit ihnen in alle die Formen, welche jene nach dem jedesmaligen Charakter der Rede annehmen; durch ſie zeigen wir uns bald demüthig, bald drohend, bald unzufrieden, bald freudig, bald aufgeweckt, bald niedergeſchlagen; wir haſſen, verachten, lächeln — kurz jede Bewegung unſers Innern druckt ſich in ihnen und durch ſie aus, und wir dürfen nur natürlich ſeyn, um dieſen Ausdruck wahr und richtig zu beobachten, und alle Bewegungen des Geſichts übereinſtimmend wahrnehmen zu laſſen. Indeſſen hat der Declamator bei dem Geſichtsausdruck die Behutſamkeit anzuwenden, daß er nichts ſehen laſſe, was widrig und unangenehm iſt. Gewiſſe Affecte daher, die an ſich ſchon einen ſtarken Eindruck machen, dürfen nur ſchwach angedeutet, und müſſen ſo viel als möglich veredelt werden. Auch hier zeige ſich der Declamator nur als Dar-

ſteller der ſchönen Natur, und verbinde mit Wahrheit und Treue auch Anmuth und Grazie.

Alle dieſe Regeln laſſen ſich nur dann glücklich anwenden, wenn der Declamator ſein Stück ſorgfältig durchdacht und genau auswendig gelernt hat. Im entgegengeſetzten Falle wird er den Ausdruck verfehlen, und ſeine eigene Verlegenheit auch auf den Zuhörer übertragen, der, ſtatt ihm mit der Empfindung zu folgen, nur für ihn fürchten, ſtatt auf die Sache zu achten, ſich nur mit ſeiner Perſon beſchäftigen muß.

Schlußbemerkung.

Es ſcheint nöthig, vorſtehendem Abſchnitt noch eine Anmerkung über das Maß in der Anwendung der gegebenen Regeln auf die verſchiedenen Arten des mündlichen Vortrages anzufügen.

Wir müſſen nämlich drei Arten des mündlichen Vortrages wohl unterſcheiden: den theatraliſchen Vortrag des Schauſpielers, den declamatoriſch-mimiſchen des Redners, und den rein-declamatoriſchen des Vorleſers.

Sehen wir

1) auf den theatraliſchen Vortrag, ſo iſt dieſer, ſeiner Natur nach, der freieſte. Der Schauſpieler arbeitet gleichmäßig für Aug' und Ohr; er ſtellt einen beſtimmten Charakter dar, den er in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit, durch Coſtum, Haltung des Körpers, Ton und Bewegung, nach der Natur oder nach einem Ideal wiedergeben ſoll, und kann ſeinen Standpunkt auf der Bühne nach allen Richtungen hin nehmen, ſtehen, ſitzen, gehen, wie ſeine Rolle es ihm erlaubt. Die declamatoriſche und mimiſche Kunſt muß ſich innig verſchmelzen, um die beabſichtigte Wirkung des Dichters hervorzubringen. Nicht ganz ſo iſt es

2) bei dem declamatoriſch-mimiſchen Vortrag des Redners. Dieſer, mag er einen ſelbſt ausgearbeiteten Vortrag halten, oder ein Gedicht ſprechen, iſt in dem körperlichen Ausdruck viel beſchränkter als der Schauſpieler. Er iſt angewieſen auf einen beſtimmten Raum (Kanzel, Katheder), und gibt entweder bloß ſeine eigene Perſönlichkeit,

in der er den Geſetzen des Sittlichen und Schicklichen ſtreng unterworfen iſt, oder miſcht in dieſelbe von dem Charakter, den ſein proſaiſches oder poetiſches Stück enthält, nur ſo viel ein, als die eigene und allgemeine Empfindung ſeiner Hörer von der Eigenthümlichkeit des fremden Charakters fodert. Er hat es zunächſt und hauptſächlich mit dem Ohre zu thun, denn er ſieht in ſeinem Publikum mehr die Hörer als die Schauer, und will daſſelbe eben ſo innerhalb der Grenzlinie ſeiner Kunſt halten, als ſich ſelbſt. Hieraus folgt zwar, daß er den Hauptausdruck in Ton und Stimme lege, und auch den Ausdruck des höhern Affects gegen den Schauſpieler herabſtimme; nicht aber, daß er der mimiſchen Beihilfe ganz entbehren könne. Dieſe muß dem Redner in allen den Fällen bleiben, wo er nach ſeinem eigenen Gefühl oder nach dem Gefühl des Dichters, den er repräſentirt, das Bedürfniß empfindet, durch Kopf, Hand und Blick den Ausdruck der Stimme zu begleiten, und die Lebhaftigkeit der Vorſtellungen auch für den ſinnlichen Theil ſeines Publikums eindringlich zu machen. Denn der Redner nimmt einen erhöhten Standort ein, von wo er den Blicken ſeiner Zuhörer ganz, oder dem größern Theile ſeines Körpers nach, ſichtbar wird, und wo, da er Aug' und Hand (als die wirkſamſten Mittel der äußern Beihilfe) in freier Gewalt hat, er kalt und bewegungslos erſcheinen würde, wenn er jene mitwirkenden Werkzeuge in müßiger Ruhe laſſen wollte. Aber er muß ſich beherrſchen, und nie vergeſſen, daß die Würde des Gegenſtandes, der Zweck ſeiner Rede, Ort und Verſammlung ihm nur geſtatten, das anzudeuten, was der Schauſpieler vollkommen ausdrucken kann. Sparſamkeit und Mäßigung ſind ſeine Geſetze. Noch beſchränkter iſt

3) der rein declamatoriſche Vortrag des Vorleſers. Dieſer hat nur Stimme, nicht Geberde. Er iſt bloß Organ ſeines Schriftſtellers (Dichters), und ſein ganzes Beſtreben kann nur dahin gehen, die Schönheit des Gedankens durch den angemeſſenen Ausdruck der Stimme zu erhalten, alſo nur mitzutheilen, was in der Seele des Schriftſtellers (Dichters) ſelbſt lag. Er kann auch nicht mehr geben, denn ſein Körper iſt in einer ruhenden Stellung, oft nur von einem kleinen Theile ſeiner Zuhörer geſehen, ſeine Hand hält das

Buch, ſein Auge weilt auf dem Papiere. Nichts hat er mit ſeinem Publikum zu thun, denn er wendet ſich nicht an ſeine Zuhörer, wie der Redner, oder an ſeine Umgebung, wie der Schauſpieler; nur der Schriftſteller (Dichter) und deſſen Begeiſterung beſchäftigt, belebt, beſeelt ihn. Aber eben darum, weil er bloß ihm angehört, und auf den ſinnlichen Ausdruck des Körpers Verzicht leiſtet, muß er auch um ſo größern Fleiß auf ſeine Declamation wenden, doch nie überſehen, daß auch er, wie der Redner, die äußerſten Grade der Affecte auf ein bloßes Empfindniß herabzuſtimmen hat.

Wenn dies im Allgemeinen gilt, ſo darf man doch auch dem Vorleſer einigen ſinnlichen Ausdruck geſtatten, ſobald der Stoff von der Art iſt, daß er zur Bewirkung eines beſtimmten Eindrucks die mimiſche Mitwirkung fodert. Dies wird z. B. bei Vorleſung dramatiſcher Dichtungen, beſonders bei komiſchen Charakteren, nicht ſelten von den Zuhörern erwartet und gewünſcht werden, und auch der Vorleſer wird ſich oft unwillkürlich durch die Natur ſeines Stoffs dazu hingezogen fühlen.

Der Dichter.

Einleitung.

1. Unterſchied zwiſchen Proſa und Poeſie.

§. 1.

Der Proſa iſt die Poeſie entgegengeſetzt. Der Unterſchied beider liegt theils in dem Zweck, theils in den Mitteln zur Erreichung deſſelben.

§. 2.

Die Proſa bezweckt, als Sprache des Verſtandes, die Thätigkeit des Vorſtellungs-Vermögens, und hat alſo die Abſicht zu lehren (§. 12.); die Poeſie dagegen bezweckt die Belebung des Gefühls, und hat alſo die Abſicht, das Gemüth im Hoffen und Glauben an das unendlich Wahre, Schöne und Gute zu erheben (§. 10).

§. 3.

In der Proſa ſehen wir den Menſchen im Zuſtande allgemeiner Betrachtungen, worin er ſeine Thätigkeit mehr nach außen richtet; in der Poeſie erblicken wir ihn im Zuſtande eines beſtimmten Gefühls, worin er ſeine Kraft mehr in ſich ſelbſt richtet, und ſich mit ſeinem Inneren beſchäftigt.

§. 4.

Die Proſa wird durch irgend einen äußeren Zweck beſtimmt und bedingt, und bedient ſich zur beſſeren Erreichung deſſelben des Schönen nur als Mittels; die Poeſie aber iſt eine freie Kunſt, die nur das Schöne darſtellen will, und der alſo das Schöne einziger und höchſter Zweck iſt.

§. 5.

Beide, der Proſaiker und der Dichter, bedienen ſich zur Erreichung ihres Zweckes der Sprache, haben alſo ein und daſſelbe Mittel der Darſtellung. Aber der Proſaiker, der das Gedachte darſtellt, hält ſich an die deutliche und beſtimmte Bezeichnung der Begriffe, wie ſie dem Verſtande erkennbar ſind; der Dichter, der das Gefühlte darſtellt, hüllt die Begriffe in ein ſinnliches Gewand, und übergibt ſie der Phantaſie unter der Form eines Bildes.

§. 6.

Der Proſaiker ſpricht, d. h. er gibt die Vorſtellungen ſo, wie ſie in ſeinem Verſtande entſpringen; der Dichter aber gleitet mit ſeiner Stimme in Tönen, die dem Geſange ſich nähern, denn er gibt Gefühle, die erſt bei dem Uebergang in Worte zu Vorſtellungen werden. Seine Sprache hat Rhythmus, Klang und Sylbenmaß; daher heißt er auch Sänger.

§. 7.

Die Poeſie wäre alſo nach dem Geſagten: die Kunſt, beſtimmte Gefühle nach dem Geſetze der Schönheit durch möglichſt klangreiche Sprache darzuſtellen. Das Erzeugniß der Poeſie nennen wir ein Gedicht, d. h. eine Rede, welche ein beſtimmtes Gefühl ausſpricht.

§. 8.

Hieraus ergibt ſich zugleich, daß die Poeſie — ihrem Weſen nach — nicht gelehrt und erlernt werden kann*). Denn Gefühle laſſen ſich nicht geben, und das Schöne läßt ſich nicht begreiflich machen. Nur wer die Fähigkeit beſitzt, ſich in einen beſtimmten Gefühlszuſtand zu verſetzen, und aus eigener Kraft Vorſtellungen und Bilder hervorgehen zu laſſen, d. h. wer poetiſches Genie beſitzt und ſolches durch Begeiſterung zu äußern vermag, kann ein Dichter genannt werden.

*) Poëta non fit, sed nascitur. (Hor.)

§. 9.

Es bedarf aber der Dichter außer dieſer angeborenen Fähigkeit auch noch gewiſſer Kenntniſſe, die ſich erwerben laſſen. Dieſe Kenntniſſe gibt ihm die Poetik, d. h. der Inbegriff dichteriſcher Vorſchriften, alſo eine Theorie, welche aus der Erfahrung entlehnte Betrachtungen und Regeln über die Poeſie überhaupt und die einzelnen poetiſchen Darſtellungen beſonders enthält, ſo wie Regeln über den Mechanismus des Gedichts, d. h. über die Quantität der Sylben, ihre Vereinigung zu Füßen, die Nebeneinanderſtellung derſelben zu Verſen, und deren Verbindung zu Sylbenmaßen. Dieſen Theil der Poetik nennt man Proſodie oder Metrik, wovon die Sprachlehre (S. Teut, 1r Theil) handelt.

§. 10.

Indeſſen gab es ſchon in den älteſten Zeiten Dichter, früher noch, als an proſaiſche Werke zu denken war. Nur war die Dichtkunſt nichts weiter als ungebildeter natürlicher Ausdruck des Gefühls, der aber ſchon durch Gehör und Wohllaut abgemeſſen war. Die Religion, die Geſetzgebung und Geſchichte boten den Stoff zu Gedichten dar.

§. 11.

Die erſten zugleich trefflichen Spuren dieſer Dichtkunſt finden wir bei den Hebräern in einigen Büchern der heiligen Schrift; vorzüglicher aber und kunſtvoller erſcheint die Dichtkunſt bei den Griechen, bei denen die Poeſie mit der Religion und Politik aufs innigſte verwebt war, und deren Werke in der Folge die Grundlage poetiſcher Kunſtregeln wurden. Ihnen eiferten ſpäterhin die Römer nach, die in dem Auguſteiſchen Zeitalter die bewährteſten Muſter der Poeſie aufſtellten.

§. 12.

Die Deutſchen, ſpät erſt gebildet durch neuere Völker, beſonders durch die Franzoſen, hatten ihre blühendſte Periode im zwölften und dreizehnten Jahrhundert unter den

Schwäbiſchen Kaiſern in der Zeit der Minneſinger. Allein dieſer beſſere Geiſt verlor ſich unter den nächſtfolgenden Meiſterſängern, bis die Reformation die ſchlafende Kraft erweckte, die dann durch die Schleſiſchen Dichter, und namentlich durch Opitz, auf einige Zeit ganz Deutſchland belebte, aber nach ihm wieder ermattete, bis endlich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein tieferes und gründlicheres Eindringen in das klaſſiſche Alterthum einen beſſern Geſchmack herbeiführte, den Klopſtock, Leſſing, Wieland und ihnen verwandte Geiſter durch ihre unſterblichen Werke allgemein und herrſchend machten, und als Lehrer des Volks die beſſeren Köpfe entzündeten, welche in neueren Zeiten die Ehre der Deutſchen und die Ehre ihrer Sprache vollkommen gerettet haben (S. Teut, Bd. 4.).

2. Verſchiedene Dichtungsarten.

§. 13.

Der Dichter kennt in Anſehung des Stoffes, den er wählt, keine andere Beſchränkung, als die ihm ſeine Kunſt ſelbſt auferlegt. Dieſe fodert, daß der Stoff poetiſch, d. h. einer Verſinnlichung fähig ſey. Alſo auch das Geiſtige, in ſo fern es ſich für Einbildungskraft und Gefühl bearbeiten läßt, iſt nicht davon ausgeſchloſſen. Auch ſteht es ihm frei, ſeine Gegenſtände ſowohl aus der wirklichen als der idealiſchen Welt zu entlehnen, obwohl er überall das am liebſten wählen wird, was in ſich ſelbſt ſchon den Stoff zu einer lebhafteren Darſtellung und höheren Verſinnlichung trägt.

§. 14.

So mannichfaltig nun dieſer Stoff iſt, ſo mannichfaltig iſt auch die Behandlungsart deſſelben, die ſich nach jenem richtet, und der jedesmaligen Abſicht des Dichters gemäß von ihm gewählt wird. Hieraus entſtehen denn die verſchiedenen Formen oder Dichtungsarten,

die wir nach dem verſchiedenen Stoff und den Abſichten des Dichters ordnen wollen.

§. 15.

Der Dichter hat es nämlich entweder zu thun
I. mit ſeinen perſönlichen Gefühlen, oder
II. mit äußeren Gegenſtänden.

Stellt er beſtimmte ſubjective Gefühle dar, ſo entſteht die lyriſche Poeſie, die eben darum auch ſubjective oder Gefühls-Poeſie genannt wird; richtet er aber ſeine Thätigkeit auf Gegenſtände der Außenwelt, ſo entſteht die objective oder Anſchauungs-Poeſie. Und hier ſind drei Fälle möglich; nämlich entweder

1) er ſtellt Handlungen vernünftiger Weſen in einer Reihe von Begebenheiten dar, — erzählende Poeſie, oder
2) Gegenſtände der lebloſen Natur, der Kunſt und der Sitten — beſchreibende Poeſie, oder
3) ein Syſtem von Begriffen und Wahrheiten, alſo allgemeine Betrachtungen — didaktiſche Poeſie.

Wir hätten alſo vier Hauptgattungen oder Formen der Poeſie: 1) die lyriſche, 2) die erzählende, 3) die beſchreibende, 4) die didaktiſche Form, die mit ihren Unterarten den Gegenſtand nachfolgender Unterſuchungen ausmachen werden.

Anm. Man hat auf verſchiedene Art die Werke der Poeſie bald nach dem Stoffe, bald nach der Form einzutheilen geſucht; indeſſen treffen die Eintheilungen in der Hauptſache doch zuſammen. Eine völlig erſchöpfende Abklaſſung iſt nicht leicht zu erwarten, theils, weil manche Gedichte zu mehr als einer Klaſſe gezählt werden können, theils aber auch, weil das poetiſche Genie auf das Vorhandene nicht beſchränkt, und in der Hervorbringung neuer Formen nicht gebunden iſt. Man thut daher gut, nur auf die weſentlichen und nicht auf die zufälligen Formen Rückſicht zu nehmen.

Erſtes Kapitel.

Von der lyriſchen Poeſie.

§. 16. Die lyriſche Poeſie iſt der Ausdruck eines gerührten Gemüths, das uns die Stärke ſeiner Empfindungen ſchildert. Seiner Beſtimmung nach ſoll das lyriſche Gedicht geſungen werden, denn es hat ſeinen Namen von der Lyra, einem Tonwerkzeuge, womit die Griechen in den älteſten Zeiten ihren Geſang begleiteten. Daher verbindet ſich mit ihm eine beſtimmte, für den Geſang paſſende Abmeſſung der Verſe, die in Strophen, und zwar gewöhnlich von einerlei Sylbenmaß, getheilt werden.

§. 17. Da die Empfindungen, welche der Lyriker zu ſeinem Stoffe wählt, verſchiedener Art ſind, und ſich ſowohl durch ihre Stärke als durch die Veranlaſſung unterſcheiden: ſo entſtehen daraus verſchiedene lyriſche Formen, von denen wieder jede ihren beſtimmten Charakter hat. Wir rechnen dahin:

1) die Ode,
2) die Hymne,
3) die Dithyrambe,
4) das Lied,
5) die Elegie,
6) die Heroide,
7) die Cantate,
8) das Sonnet,
9) das Triolet,
10) das Rondeau,
11) das Madrigal,

12) die Seſtinen,
13) die Stanzen.
14) die Epiſtel.

Anm. Die lyriſche Poeſie kann ſich auch mit den übrigen Dichtungsarten vermiſchen, ſo daß es nicht bloß rein-lyriſche Gedichte gibt, ſondern auch epiſch-lyriſche, didaktiſch-lyriſche, wie der Klopſtock'ſche Meſſias und die Tiedge'ſche Urania.

1) Die Ode.

§. 18. Die Ode (ein Griechiſches Wort, das überhaupt Geſang, Lied bedeutet) iſt der höchſte lyriſche Ausdruck einer beſtimmten lebhaften Empfindung, in dem Zuſtande der Begeiſterung, da der Dichter, ſeiner Endlichkeit vergeſſend, ſich zu dem Idealiſchen und Unendlichen zu erheben ſucht.

§. 19. Dieſer Zuſtand erzeugt jene großen, erhabenen Vorſtellungen und Gefühle, die ſich in den kühnſten, kräftigſten, und bilderreichſten Ausdrücken darſtellen, und lyriſcher Schwung genannt werden. Da nun der Dichter in der Stärke ſeines Gefühls nicht auf einen regelrechten ſyſtematiſchen Ideen-Gang denken kann: ſo entſteht daraus ein ſcheinbarer Mangel an Verknüpfung der Gedanken, den man, obwohl nicht ſehr paſſend mit dem Namen der lyriſchen Unordnung zu belegen pflegt; denn die Einheit der Empfindungen, — als ein nothwendiges Erfoderniß der Ode, — darf auch bei dem kühnſten Schwung der Phantaſie und der feurigſten Begeiſterung nicht fehlen. Dagegen erlaubt die Ode manche kurze Abſchweifungen und Einſchaltungen, ſobald ſolche nur mit der herrſchenden Empfindung verträglich ſind.

§. 20. Die gewöhnlichen Sylbenmaße der Oden im Deutſchen ſind die Griechiſchen und Lateiniſchen vierzeiligen Strophen, die aber noch immer mit neuen vermehrt werden können, und namentlich von Klopſtock vermehrt worden ſind; auch gebrauchte man ſonſt gereimte

Sylbenmaße von mancherlei Art, wie die Ramlerſchen Oden beweiſen.

§. 21. Die beſten Deutſchen Odendichter ſind: Klopſtock, Denis, Ramler, v. Kleiſt, Kretſchmann, Cramer, Uz, Voß, Willamow, Hölty, die beiden Stolberge, Matthiſſon, Koſegarten.

Beiſpiele.

1. Fragen.

Von Klopſtock.

Veracht' ihn, Leyer, welcher den Genius
In ſich verkennet! und zu des Albion,
Zu jedem edlern Stolz unfähig,
Fern, es*) zu werden, noch immer nachahmt!

Soll Hermanns Sohn, und Leibnitz, dein Zeitgenoß,
(Des Denkers Leben lebet noch unter uns!)
Soll der in Ketten denen nachgehn,
Welchen er, kühner, vorüberflöge?

Und doch die Wange niemals mit glühender
Schamvoller Röthe färben? nie feuriger,
Sieht er des Griechen Flug, ausrufen:
Wurde zum Dichter nur er geboren?

Nicht zürnend weinen, weinen vor Ehrbegier,
Wenn er's nicht ausrief? gehen, um Mitternacht
Auffahren? nicht an ſeiner Kleinmuth
Sich durch unſterbliche Werke rächen?

Zwar, werther Hermanns, hat die beſtäubte Schlacht
Uns oft gekrönet! hat ſich des Jünglings Blick
Entflammt! hat laut ſein Herz geſchlagen,
Brennend nach kühnerer That gedurſtet!

Deß Zeug' iſt Höchſted, dort, wo die dunkle Schlacht
Noch donnert, wo, mit edlen Britanniern,
Gleich würdig ihrer großen Väter,
Deutſche dem Gallier Flucht geboten!

Das

*) fähig.

Das Werk des Meiſters, welches von hohem Geiſt
Geflügelt hinſchwebt, iſt, wie des Helden That,
Unſterblich! wird, gleich ihr, den Lorber
Männlich verdienen und niederſehen!

2. Genuß der Gegenwart. An Thomann.

Von Matthiſſon.

Stürme ſauſen im Eichwald; ſeine Pfade
Deckt des rauſchenden Laubes brauner Teppich;
Einſam trauern die Pfeiler der zerſtörten
Schattengewölbe.

Wenig kümmern am Herd' uns Winterſtürme!
Sind des kehrenden Lenzes wir doch ſicher,
Der aus himmliſcher Urne des Entzückens
Fülle vergeudet.

Thomann! Aber wie wenn ſein linder Odem
Statt im Nachtigallbuſch, uns Blüthenblätter
In die Gläſer zu ſtreun, auf unſrer Grüfte
Raſen ſie wehte?

Heute duftet der Becher, heute röthet
Uns die Gluth der Geſundheit! Spende Salben,
Spende Myrthen zum Kranz! dem Herd' entlodre
Knatternd die Flamme!

Raſch im Fluge die Freud' umarmen, leiſe
Nur den Mund ihr berühren, wie die Biene
Nektarblumen berührt, o Freund, verſetzt uns
Unter die Götter.

2) Die Hymne.

§. 22. Die Hymne gehört eigentlich zur Ode, und iſt die erſte und älteſte Form derſelben. Bei den Griechen, unter denen ſie entſtand, war ſie ein Lobgeſang auf eine Gottheit, und wurde unter muſikaliſcher Begleitung bei Opferfeſten geſungen. Ihr Eigenthümliches beſteht darin, daß ſie ſich die Gottheit ſelbſt, oder

ein als Gottheit perſonificirtes Weſen (Tugend, Wahrheit ꝛc.) zum Gegenſtand der Darſtellung wählt.

§. 23. Der Charakter der Hymne iſt alſo nicht bloß hoher lyriſcher Schwung, wie in der Ode, ſondern auch eine religiöſe Feierlichkeit, die aus einem von Andacht glühenden Gemüth hervorbricht.

§. 24. Unter den Deutſchen Dichtern haben ſich die §. 21. genannten Odendichter auch in der Hymne ausgezeichnet. Unſere gewöhnlichen Kirchengeſänge aber ſind dahin nicht zu rechnen; dieſe ſind mehr Lieder und andächtige Betrachtungen in gereimten Sylbenmaßen, weil ein höherer Schwung ſich mit ihrer Beſtimmung nicht vertragen würde.

Beiſpiele.

1. Zum Preiſe Gottes.

Von Ew. Chr. v. Kleiſt.

Groß iſt der Herr! die Himmel ohne Zahl
Sind ſeine Wohnungen;
Seine Wagen ſind die donnernden Gewölk',
Und Blitze ſein Geſpann.

Die Morgenröth' iſt nur ein Wiederſchein
Von ſeines Kleides Saum;
Und gegen ſeinen Glanz iſt alles Licht
Der Sonne Dämmerung.

Er ſieht mit gnäd'gem Blick von ſeiner Höh'
Zur Erd' herab; ſie lacht;
Er ſchilt: es fähret Feu'r vom Felſen auf,
Des Erdballs Axe bebt.

Lobt den gewaltigen, den gnäd'gen Herrn,
Ihr Lichter ſeiner Burg!
Ihr Sonnenheere, flammt zu ſeinem Ruhm!
Ihr Erden, ſingt ſein Lob!

Erhebet ihn, ihr Meere! Brauſt ſein Lob!
Ihr Flüſſe, rauſchet es!

Es neige ſich der Zedern hohes Haupt
Und jeder Wald vor ihm!

Ihr Löwen, brüllt zu ſeiner Ehr' im Hain!
Singt ihm, ihr Vögel, ſingt!
Seyd ſein Altar, ihr Felſen, die er traf,
Eu'r Dampf ſey Weihrauch ihm!

Der Wiederhall lob' ihn, und die Natur
Sing' ihm ein froh Konzert!
Und du, der Erden Herr, o Menſch, zerfleuß
In Harmonieen ganz!

Dich hat er, mehr als alles ſonſt, beglückt:
Er gab dir einen Geiſt,
Der durch den Bau des Ganzen dringt und kennt
Die Räder der Natnr.

Erheb' ihn doch, zu deiner Seligkeit!
Er braucht kein Lob zum Glück;
Die niedern Neigungen und Laſter fliehn,
Wenn du zu ihm dich ſchwingſt.

Die Sonne ſteige nie aus rother Fluth,
Und ſinke nie darein,
Daß du nicht deine Stimm' vereinigſt mit
Der Stimme der Natur.

Lob' ihn im Regen und in dürrer Zeit,
Im Sonnenſchein und Sturm!
Wann's ſchneit, wann Froſt aus Waſſer Brücken baut,
Und wann die Erde grünt.

In Ueberſchwemmungen, in Krieg und Peſt
Trau' ihm, und ſing' ihm Lob!
Er ſorgt für dich; denn er erſchuf zum Glück
Das menſchliche Geſchlecht.

Und o! wie liebreich ſorgt er auch für mich!
Er gab, ſtatt Gold's und Ruhm's,
Vermögen mir, die Wahrheit einzuſehn,
Und Freund' und Saitenſpiel.

Erhalte mir, o Herr, was du verliehſt,
Mehr brauch' ich nicht zum Glück.
Durch heil'gen Schau'r will ich, ohnmächtig ſonſt,
Dich preiſen ewiglich.

In finſtern Wäldern will ich mich allein
Mit dir beſchäftigen,
Und ſeufzen laut, und nach dem Himmel ſehn,
Der durch die Zweige blickt.

Und irren an's Geſtad des Meers, und dich
In jeder Woge ſehn,
Und hören dich im Sturm, bewundern in
Der Au' Tapeten dich.

Ich will entzückt auf Felſen klimmen, durch
Zerrißne Wolken ſehn,
Und ſuchen dich den Tag, bis mich die Nacht
In heil'ge Träume wiegt.

2. Pſalm.

Von Klopſtock.

Um Erden wandeln Monde,
Erden und Sonnen,
Aller Sonnen Heere wandeln
Um eine große Sonne.
Vater unſer, der du biſt im Himmel!

Auf allen dieſen Welten, leuchtenden und erleuchteten,
Wohnen Geiſter, an Kräften ungleich und an Leibern,
Aber alle denken Gott, und freuen ſich Gottes.
Geheiligt werde dein Name!

Er, der Hocherhabene,
Der allein ganz ſich denken,
Seiner ganz ſich freuen kann,
Machte den tiefen Entwurf
Zur Seligkeit aller ſeiner Weltbewohner.
Zu uns komme dein Reich!

Wohl ihnen, daß nicht ſie, daß er
Ihr Jetziges und ihr Zukünftiges ordnete,
Wohl ihnen, wohl!
Und wohl auch uns!
Dein Wille geſcheh',
Wie im Himmel, alſo auch auf Erden.

Er hebt mit dem Halme die Aehr' empor;
Reifet den goldnen Apfel, die Purpurtraube;
Weidet am Hügel das Lamm, das Reh im Walde:
Aber ſein Donner rollet auch her,
Und die Schloſſe zerſchmettert es
Am Halme, am Zweig, an dem Hügel und im Walde!
Unſer tägliches Brod gib uns heute.

Ob wohl hoch über des Donners Bahn
Sünder auch, und Sterbliche ſind?
Dort auch der Freund zum Feinde wird?
Der Freund im Tode ſich trennen muß?
Vergib uns unſere Schuld,
Wie wir vergeben unſern Schuldigern.

Geſonderte Pfade gehen zum hohen Ziel,
Zu der Glückſeligkeit;
Einige krümmen ſich durch Einöden,
Doch ſelbſt an dieſen ſproßt es von Freuden auf,
Und labet den Durſtenden.
Führ' uns nicht in Verſuchung,
Sondern erlöſ' uns vom Uebel.

Anbetung dir, der die große Sonne
Mit Sonnen, und Erden und Monden umgab,
Der Geiſter erſchuf,
Ihre Seligkeit ordnete,
Die Aehre hebt,
Der dem Tode ruft,
Zum Ziele durch Einöden führt, und den Wanderer labt.

Anbetung dir!
Denn dein iſt das Reich, und die Macht,
Und die Herrlichkeit. Amen.

3) Die Dithyrambe.

§. 25. Die Dithyrambe führt ihren Namen von dem Bacchus, bei deſſen Feſten ſie von den Griechen geſungen wurde. Es iſt alſo eine Art Hymne, die ſich aber durch die wildeſte, trunkenſte Begeiſterung charakteriſirt, in die der Dichter durch den Genuß des Weins und durch die Verehrung ſeines erſten Anbauers verſetzt wird. Daher herrſcht denn auch in ihr die kühnſte, bilderreichſte Sprache, ein regelloſes, immer wechſelndes Sylbenmaß, und die größte lyriſche Unordnung. Was die Alten in dieſer Gattung gedichtet, iſt verloren gegangen.

Anm. 1. Willamow gab 1763 lyriſche Gedichte heraus, die er, wegen der darin herrſchenden hohen Begeiſterung, Dithyramben nannte. Da für uns die Veranlaſſung zu ſolchen Gedichten wegfällt, ſo können wir auch in dem Sinne der Alten keine Dithyramben haben. Doch wählte Klopſtock für ſein Odengebäude Wingolf den dithyrambiſchen Ton, den er aber nachher in der Umarbeitung verwiſchte; auch machten einige andere Dichter Verſuche in dieſer Gattung.

Anm. 2. Horaz bezeichnet Od. 4, 2. die von Pindar verfertigten Dithyramben durch drei Züge:

— per audaces nova Dithyrambos
verba devolvit uumerisque fertur
Lege ſolutis.

Anm. 3. Eine, der Ode und Hymne, und in der dichteriſchen Form auch der dithyrambiſchen ähnliche, aber wenig angebaute Dichtart iſt die Rhapſodie, in der aber der dargeſtellte Gegenſtand, wegen ſeiner Unermeßlichkeit oder wegen der durch ihn bewirkten zu großen Erſchütterung des Gefühlvermögens und der Einbildungskraft, bloß in allgemeinen Umriſſen verzeichnet, alſo nicht erſchöpfend durchgeführt wird.

Beiſpiele.

Dithyrambe.

Von Friedr. Müller.

Ha! dort rauſcht der Zug vom Hügel!
Auf der Sehnſucht Feuerflügel,

Brüder! Brüder! ſtürm' ich hin!
Seht ihr ſchön bekränzt Lyäen
Nicht auf goldnem Wagen ſtehen?
Wie des Siegers Wangen glühn!
Wie vor ihm die Tieger knien!
Ha! dort rauſcht der Zug vom Hügel!
Auf der Sehnſucht Feuerflügel,
Brüder! Brüder! ſtürm' ich hin!
Darf, du hoher Gott der Reben,
Darf auch ich den Thyrſus heben?
Darf ich mit am Wagen ziehn?
Jubelnde Triumphgeſänge,
Die der Nymphen Chor ihm zollt,
Strömen durch die Epheugänge!
Wie ſein ſtolzer Wagen rollt!
Wie ihm Leu und Pardel brüllen!
Ha! den ganzen Erdkreis füllen
Seines Preiſes Luſtakkorde,
Bis zum fernſten Meeresborde!

4) Das Lied.

§. 26. Das **Lied** iſt, wie die Ode und Hymne, der Ausdruck eines beſtimmten angenehmen Gefühls, das aber hier mit der Kraft des Dichters im Ebenmaß ſteht, ſo daß er ſich den Gegenſtand ſeiner Darſtellung als erreichbar vorſtellt, und ſeine Empfindungen in den Schranken der Mäßigung hält.

§. 27. Die Seelenſtimmung des Liederdichters iſt unbefangen, ſanft, gleichförmig und rein; daher auch der Grundcharakter des Liedes in einer gewiſſen Einfachheit und Leichtigkeit beſteht, die ſich ſowohl in den Gedanken als in der Sprache und der Art der Darſtellung abdruckt.

§. 28. Zum Inhalt kann man jeden Gegenſtand wählen, der reine Freude erwecken kann; alſo Freundſchaft, Liebe, Geſelligkeit, Natur, Kunſt, und alles, was dem Dichter lieb und werth iſt, und was er ent-

weder ſchon beſitzt, oder doch ſicher und ohne Furcht zu erlangen hoffen kann.

§. 29. Da das Lied unter allen lyriſchen Dichtarten am meiſten zum Geſang und zur muſikaliſchen Begleitung beſtimmt iſt, ſo fodern wir auch von dem mechaniſchen Bau deſſelben vorzüglichen Wohllaut. Das gewöhnliche Sylbenmaß ſind kurze Strophen von trochäiſchen und jambiſchen Verſen. Häufig findet man auch am Ende ſo genannte Refrains; oder das Ganze ſchließt mit einem Chor, der die letzte Strophe wiederholt.

§. 30. Nach der Verſchiedenheit des Inhalts theilt man die Lieder in geiſtliche, d. h. in ſolche, die zur religiöſen Erbauung in chriſtlichen Gemeinen beſtimmt, und in Gedanken und Ausdruck vorzüglich edel und allgemein verſtändlich ſind, und in weltliche (profane), die durch Vorgänge des gewöhnlichen Lebens veranlaßt werden. Zu dieſer letzten Klaſſe gehören die Volks- und Geſellſchafts-Lieder, Namen, die nur die nächſte Beſtimmung dieſer Lieder mit Hinſicht auf ihren Inhalt und Ton andeuten ſollen, ſo wie viele der ſogenannten Gelegenheitsgedichte, die alle mehr oder weniger Lieb' und Wein, geſellige Freude und Ereigniſſe des häuslichen oder öffentlichen Lebens zum Gegenſtand haben.

§. 31. Um den geiſtlichen Geſang haben ſich außer Luther, Dach, Flemming und Gerhard, in neuern Zeiten vorzüglich verdient gemacht: Gellert, Uz, Klopſtock, Joh. Andr. Cramer, Lavater, Zollikofer, Funk, J. H. Voß, Niemeyer, Dietrich. In den neueſten Zeiten iſt dieſe Dichtart vernachläſſigt. Der weltlichen oder profanen Liederdichter aber iſt eine große Zahl, in der die Namen Gleim, J. G. Jacobi, Weiße, v. Gerſtenberg, Gotter, v. Göckingk, v. Göthe, Voß, Hölty, Herder, v. Schiller, v. Salis, v. Matthiſſon, Overbeck, v. Halem, A. W. v. Schlegel, Müchler, Soph. Mereau und Tieck hervorſtrahlen. Jeder Tag mehrt die

Zahl der Liederdichter, deren Geſänge unſere Zeitſchriften bewahren.

Beiſpiele.

1. Geiſtliches Lied.

Gott iſt die Liebe.

Von J. H. Voß.

Gott iſt die Lieb'! Ihr Himmel, hallet:
Die Lieb' iſt Gott! im Sternenchor!
Aus unſers Herzens Tiefen wallet
Geſang: die Lieb' iſt Gott! empor!
Er warf wie Staub der Sonnen Sonnen;
Und Welten kreiſten rings in Wonnen:
In matter Erdenfreude kreiſt,
In Wonne bald, des Menſchen Geiſt.

Gott iſt die Lieb', auch in Gewittern,
Wenn hoch der Städte Flamme ſauſt!
Wenn aufgewühlt die Berge zittern,
Und hoch in's Land die Woge brauſt.
Gott iſt die Liebe, wenn umnachtet
Auch Krieg und Peſt die Völker ſchlachtet;
Wenn auch der grauſe Geiſtestod
Der Völker Licht zu löſchen droht.

Gott iſt die Liebe! Bald erſtehet
Der edle Geiſt in junger Kraft.
Der Morgenröthe Fittig wehet,
Und heiter ſtrahlt die Wiſſenſchaft.
Bald höher ſteigt und höher immer
Die Menſchlichkeit, der Gottheit Schimmer;
Von Menſchenlieb' und Menſchenluſt,
Der Wonnen Vorſchmack, bebt die Bruſt.

Ob auch der Geiſt ſich endlos hübe;
Vor dir iſt, Gott, ſein Wiſſen Dunſt!
Die reinſte Gluth der Menſchenliebe
Iſt nur ein Fünklein deiner Brunſt!

Einſt hebſt du uns vom Lebenstraume
Zu deines Urlichts fernſtem Saume!
Wir nah'n mit Zittern deinem Licht,
Und hüllen unſer Angeſicht.

2. Weltliches Lied.
Von Hölty.

Wer wollte ſich mit Grillen plagen,
So lang' uns Lenz und Jugend blühn?
Wer wollt' in ſeinen Blüthentagen
Die Stirn in düſtre Falten ziehn?

Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dies Pilgerleben gehn:
Sie bringt uns ſelbſt den Kranz entgegen,
Wenn wir am Scheidewege ſtehn.

Noch rinnt und rauſcht die Wieſenquelle;
Noch iſt die Laube kühl und grün;
Noch ſcheint der Liebe Mond ſo helle,
Wie er durch Adams Bäume ſchien!

Noch macht der Saft der Purpurtraube
Des Menſchen krankes Herz geſund;
Noch ſchmecket in der Abendlaube
Der Kuß auf einen rothen Mund!

Noch tönt der Buſch voll Nachtigallen
Dem Jüngling hohe Wonne zu;
Noch ſtrömt, wenn ihre Lieder ſchallen,
Selbſt in zerrißne Seelen Ruh.

O wunderſchön iſt Gottes Erde.
Und werth, darauf vergnügt zu ſeyn!
Drum will ich, bis ich Aſche werde,
Mich dieſer ſchönen Erde freun!

5) Die Elegie.

§. 32. Die Elegie (Klagelied) iſt ein lyriſches Gedicht, welches ein gemiſchtes Gefühl der Freude und der

Traurigkeit ſo darſtellt, daß dieſes von jenem überwältigt wird. Dies iſt das Gefühl der ſüßen Wehmuth, die aus dem Verſchmelzen des Vergnügens und Mißvergnügens entſteht, und allemal da eintritt, wo ſich die Seele ein Gut vergegenwärtigt, das ihr ohne eigene Schuld verloren gegangen oder nicht erreichbar iſt. In ſo fern nun durch die Kraft der Phantaſie die Vorſtellung der Zukunft und der Vergangenheit den Schmerz der Gegenwart beſiegt, wird der Dichter mit jenem ſchwärmeriſchen Entzücken erfüllt, das ihn beruhigt, und das Gefühl der Traurigkeit allmählich überwältigt.

§. 33. Der Ton der Elegie iſt alſo weder reine Freude noch bloße Traurigkeit, es iſt der Ton einer ermatteten, leidenden Kraft, die ſich nicht mit der Gewalt der Ode zur höchſten Begeiſterung zu erheben vermag, die aber doch gern bei dem Gegenſtand der Begeiſterung verweilt; und eben durch dieſen ſchwächern Grad der lyriſchen Kraft unterſcheidet ſie ſich von der Ode, ſo wie ſie auch, kunſtloſer in Ausdruck und Vortrag, alle ſtarken Bilder und Gleichniſſe verſchmähend, nur durch eine ſanfte Sprache des Herzens zu rühren ſucht.

§. 34. Die Gegenſtände der Elegie können aus dem Gefühls- und Begehrungsvermögen entlehnt ſeyn, und theils unglückliche, hoffnungsloſe Liebe und Sehnſucht, theils eigenes oder fremdes Leiden, theils den Verluſt geliebter Perſonen, theils Vorſtellungen moraliſch geſunkener Menſchen, oder Vorſtellungen des Wechſels der Dinge und der Vernichtung enthalten. Auch kann der Elegiker über die Zukunft und Vergangenheit gebieten, nur muß die Gegenwart bei der Zuſammenſtellung mit jenen verlieren, da er in ihnen allein den Troſt findet, der den Schmerz der Gegenwart beſiegt.

§. 35. Das gewöhnliche Sylbenmaß iſt das elegiſche der Alten von wechſelnden Hexametern und Pentametern; jedoch iſt der Elegiker daran nicht gebunden,

und kann eben ſowohl abwechſelnde weibliche und männliche trochäiſche Verſe wählen, die ſich ihres ſchwermüthigen und ſanften Ganges wegen ſehr gut dazu ſchikken, und daher auch von mehrern mit Glück gebraucht worden ſind.

§. 36. Die Deutſchen ſind in der elegiſchen Dichtungsart reich an vortrefflichen Muſtern. Ausgezeichnet haben ſich: Klopſtock, Hölty, v. Göthe, Koſegarten, v. Matthiſſon, Kl. Schmidt, v. Salis, v. Schiller und Tiedge.

Beiſpiel.

Klaglied auf ein Landmädchen.

Von Hölty.

Schwermuthsvoll und dumpfig hallt Geläute
Vom bemooſten Kirchenthurm herab.
Väter weinen, Kinder, Mütter, Bräute;
Und der Todtengräber gräbt ein Grab.
Angethan mit einem Sterbekleide,
Eine Blumenkron' im blonden Haar,
Schlummert Röschen, die der Mutter Freude,
Die der Stolz des Dorfes war.

Ihre Lieben, voll des Mißgeſchickes,
Denken nicht an Pfänderſpiel und Tanz,
Stehn am Sarge, winden, naſſen Blickes,
Ihrer Freundin einen Todtenkranz,
Ach! kein Mädchen war der Thränen werther,
Als du, gutes, frommes Mädchen biſt,
Und im Himmel iſt kein Geiſt verklärter,
Als die Seele Röschens iſt.

Wie ein Engel ſtand im Schäferkleide
Sie vor ihrer kleinen Hüttenthür;
Wieſenblumen waren ihr Geſchmeide,
Und ein Veilchen ihres Buſens Zier;
Ihre Fächer waren Zephhyr's Flügel,
Und der Morgenhain ihr Putzgemach,

Dieſe Silberquellen ihre Spiegel,
Ihre Schminke dieſer Bach.

Sittſamkeit umfloß, wie Mondenſchimmer,
Ihre Roſenwangen, ihren Blick;
Nimmer wich der Seraph Unſchuld, nimmer
Von der holden Schäferin zurück.
Jünglingsblicke taumelten voll Feuer
Nach dem Reiz des lieben Mädchens hin;
Aber keiner, als ihr Vielgetreuer,
Rührte jemals ihren Sinn;

Keiner als ihr Wilhelm! Frühlingsweihe
Rief die Edlen in den Buchenhain;
Unter'm Grün, durchſtrahlt von Himmelsbläue,
Folgten ſie dem deutſchen Ringelreihn.
Röschen gab ihm Bänder mancher Farbe,
Kam die Aernt', an ſeinen Schnitterhut,
Saß mit ihm auf Einer Weizengarbe,
Lächelt' ihm zur Arbeit Muth;

Band den Weizen, welchen Wilhelm mähte,
Band und äugelt' ihrem Liebling nach,
Bis die Kühlung kam, und Abendröthe
Durch die falben Weſtgewölke brach.
Ueber alles war ihm Röschen theuer,
War ſein Taggedanke, war ſein Traum;
Wie ſich Röschen liebten und ihr Treuer,
Lieben ſich die Engel kaum.

Wilhelm! Wilhelm! Sterbeglocken hallen,
Und die Grabgeſänge heben an;
Schwarzbeflorte Trauerleute wallen,
Und die Todtenkrone weht voran.
Wilhelm wankt mit ſeinem Liederbuche,
Naſſen Auges, an das off'ne Grab,
Trocknet mit dem weißen Leichentuche
Sich die hellen Thränen ab.

Schlummre ſanft, du gute, fromme Seele,
Bis auf ewig dieſer Schlummer flieht!

Wein' auf ihrem Hügel, Philomele,
Um die Dämmerung ein Sterbelied!
Weht wie Harfenliſpel, Abendwinde,
Durch die Blumen, die ihr Grab gebar!
Und im Wipfel dieſer Kirchhoflinde
Niſt' ein Turteltaubenpaar!

6) Die Heroide.

§. 37. Die Heroide iſt als eine Untergattung der Elegie zu betrachten, denn ſie ſchildert die inneren Leiden einer Perſon, meiſt eines Heros oder einer Heroin (daher der Name), die aber ihren Gefühlszuſtand ſelbſt mittheilt, ſo, daß der Dichter hier nicht in ſeiner eignen Perſon auftritt. Für die Darſtellung wählt man die Briefform, wodurch denn auch der höhere lyriſche Schwung dieſer Dichtungsart gemildert wird; in ſo fern ſie aber auch Monolog iſt, verträgt ſie zugleich hier und da auch die leidenſchaftliche Sprache.

§. 38. So wie das Alterthum uns in dieſer Dichtungsart nur ein einziges Muſter aufſtellt, den Ovid, ſo hat auch die neuere Zeit nur wenig Heroiden aufzuweiſen. Die beſten verdanken wir Wieland, Schiebeler und Eſchenburg, ſo wie Bürgern eine vortreffliche Ueberſetzung der Heroide Pope's von Heloiſe an Abälard.

7) Die Cantate.

§. 39. Die Cantate (Singgedicht), von der das Alterthum nichts wußte, gehört zur lyriſchen Form der Poeſie, denn ſie hat es mit der Darſtellung von Gefühlen zu thun, unterſcheidet ſich aber von den übrigen lyriſchen Gedichten dadurch, daß ſie nothwendig die Begleitung der Muſik erfodert, für die ſie in der Anlegung und Durchführung des Ganzen berechnet iſt. Der Dichter muß daher in ihr nicht nur nach dem höchſten Wohllaut der Sprache ringen, ſondern auch in der Be-

handlung ſeines Stoffs dem Componiſten vorarbeiten, alſo nur das ſchildern, was einer muſikaliſchen Darſtellung fähig iſt, und zugleich diejenige Abwechſelung der Sylbenmaße beobachten, welche der muſikaliſche Ausdruck der wechſelnden Gefühle nöthig macht. Ueberhaupt muß er durch den Schwung ſeiner Phantaſie den Componiſten beleben, und ihn durch den Reichthum ſeiner Bilder, wie durch die Wärme und Innigkeit ſeines Gefühls ſo begeiſtern, daß beide, dieſer durch Worte, jener durch Töne, ſich in einem und demſelben Gefühle harmoniſch bewegen. Dieſe Vollendung iſt indeſſen nur dann zu erwarten, wenn der Dichter auch Kenner der Muſik, und der Componiſt auch Kenner der Dichtkunſt iſt.

Anm. Zum Drama gehört die Cantate nicht, obgleich ſich das Dramatiſche mit dem Lyriſchen miſchen kann. Gewöhnlich ſtellt der Dichter darin eigene oder fremde Gefühle dar, durch Perſonen, die abwechſelnd auftreten, ohne eine eigentliche Handlung vorzunehmen. Letztere kann indeſſen doch da ſeyn, und findet ſich z. B. in Niemeyer's Abraham auf Moria und in Patzke's Tod Abels.

§. 40. Aus den wechſelnden Graden der Empfindung und der Leidenſchaft in den Perſonen der Cantate entſteht die äußere Form derſelben. Ihre Haupttheile ſind Recitativ und Arien, wozu auch noch der Chor zu kommen pflegt.

§. 41. Das Recitativ macht den größten Theil der Cantate aus. Es iſt beſchreibend oder erzählend, und hält das Mittel zwiſchen Geſang und Declamation, denn es hat den Zweck, die darzuſtellenden Gefühle vorzubereiten, und die Stimmung anzukündigen, in welche das Kunſtwerk verſetzen ſoll. Daher iſt der Ausdruck gemäßigter als in den übrigen Theilen der Cantate, das Sylbenmaß aber gewöhnlich ungleich und abwechſelnd, und kann des Reimes entbehren. Mit ſteigender Empfindung aber begleitet die volle Muſik die Worte, wenn das obligate Recitativ entſtehen ſoll, welches öfters noch in das Arioſo übergeht, wo Sylbenmaß und

Muſik mehr Melodie haben, das aber nur aus wenigen Zeilen beſtehen kann, die in der Mitte oder am Schluſſe des Recitativs angebracht werden.

§. 42. Die Arie iſt ein, aus zwei Hälften zuſammengeſetztes, lyriſches Stück, in welchem ſich das ganze aufgeregte Gefühl in Eine einzige überwiegende und beſtimmte Empfindung zuſammendrängt. Je nachdem die Arie von einer, zwei, drei und mehreren Perſonen geſungen wird, entſteht ein Solo, Duett, Terzett, Quartett.

§. 43. Der Chor druckt die Geſammtempfindung aller ſingenden Perſonen aus, und iſt als der Stellvertreter der innern Stimmung einer ganzen Verſammlung zu betrachten. Gewöhnlich macht er den Schluß des Ganzen, oder, in längeren Cantaten, den Schluß der einzelnen Abſchnitte aus, worüber der Inhalt und die Ideen des Dichters entſcheiden. Am beſten iſt der Chor, wenn er aus kurzen, lyriſch-freien Sätzen beſteht.

§. 44. In Hinſicht des Inhalts theilt man die Cantaten in geiſtliche und profane. Jene ſind ausgeführtere Singgedichte unter dem Namen Oratorien, und enthalten den Ausdruck religiöſer Empfindungen, denen auch eine Handlung aus der bibliſchen Geſchichte zum Grunde liegen kann. Zu den beſten Oratorien gehören „der Tod Jeſu“ und „die Hirten bei der Krippe zu Bethlehem“ von Ramler, ſo wie „Lazarus, oder die Feier der Auferſtehung,“ und „Abraham auf Moria,“ beide von Niemeyer. Auch Gerſtenberg, Gieſeke und Jacobi haben uns treffliche Muſter geliefert.

Beiſpiel.

Die Hirten bei der Krippe zu Bethlehem.

Von Ramler.

Recitativ.

Hier ſchläft es, — o wie ſüß! — und lächelt in dem Schlafe,

Das

Das holde Kind.
Hier ſchläft das Kind vom Stamm des Hirten David.
Hier ſchläft auf weichem Klee, auf friſchgemähten Blumen
Der Hirten Gott.

Ja, ja! der Hirten Gott!
Bald wird man Ströme Milch auf allen Auen ſehen,
Wo Lämmer mit den Müttern gehen.
Die Felſen gießen Oehl herab.
Die goldnen Aernten brechen
Aus ungepflügter Erd' hervor.
Aus hohlen Weiden an den Bächen
Rinnt Honig in die Fluth.
Wenn Tabor ſich und Hermon ſich
In neue Blüthen hüllen,
Trägt Karmel dort ſein Haupt von Früchten ſchwer empor.
Der Treiber bindet ſeine Füllen
An einen Weinbeerbaum,
Und wäſchet ſeines Kleides Saum
In Traubenblut.

Arie.

Hirten aus den goldnen Zeiten
Blaſt die Flöten, rührt die Saiten,
Euer Tagewerk ſey Freude,
Euer Leben ſey Geſang!

Gott der Hirten, deſſen Macht
Aus der Wüſte Sin und Kades
Einen Garten Gottes macht,
Ach! mit welchen Zungen
Wird dein Lob geſungen? —
Nimm zum Lobe meine Freude,
Meine Freude ſey mein Dank!

Hirten aus den goldnen Zeiten,
Blaſt die Flöten, rührt die Saiten!
Euer Tagewerk ſey Freude,
Euer Leben ſey Geſang!

Recitativ.

A.

Der Löwe wiegt in ſeinen Klauen
Das kleine Lamm;
Aus Einer Hürde gehn die Kühe, die Löwinnen,
Und ihre Jungen ſpielen drinnen:
Denn Schilo weidet, und ſein Stab
Iſt ſanft, und ſeiner Nieren Gurt iſt Friede.

B.

Die Bogen ſind zerbrochen,
Die Wagen ſind verbrannt:
Die Schwerter fällen Saaten nieder;
Des Krieges Lanze ſteht, und wurzelt in das Land,
Und ſtrebet in die Luft und wird ein Oehlbaum wieder:
Denn Schilo weidet, und ſein Stab
Iſt ſanft, und ſeiner Nieren Gurt iſt Friede.

Duett.

A.

Kehre wieder, holder Friede!
Mache doch die Kreatur,
Wie ſie war in Edens Flur!
Ihrer Zwietracht iſt ſie müde.

B.

Kehre wieder, holder Friede!
Komm von deines Gottes Thron,
Wo du vormals hingeflohn!
Unſrer Zwietracht ſind wir müde.

A. B.

Erd' und Himmel ſey, wie vor,
Ein Geſang, ein Chor!

Recitativ.

Die Peſtilenz darf ferner nicht
In Finſterniſſen ſchleichen;
Der heiße Mittag tödte nicht,
Und ſende keine Seuchen.

Jehovah fähret durch den Himmel,
Und ſieht ſein ſeliges Geſchlecht.
Unſchädlich rollt ſein ehrner Wagen,
Hoch über unſern Häuptern hin;
Wir ſehen Majeſtät, und ſagen:
„Im Himmel wird Jehovah thronen,
„Und unſer Schilo wird bei ſeinen Hirten wohnen!“

Arie.

Schönſtes Kind aus Juda Samen,
Wachſe bald!
Daß es bald ein Himmel werde,
Dieſes weite Rund der Erde,
Dein gebenedeites Land.

Lobt, ihr Stummen! hüpft, ihr Lahmen!
Wie die Rehe durch den Wald!
Hört, ihr Tauben, unſre Lieder!
Blinde, ſeht die Schöpfung wieder!
Schmerz und Plage ſind verbannt.

Schönſtes Kind aus Juda Samen,
Wachſe bald!
Daß es bald ein Himmel werde,
Dieſes weite Rund der Erde,
Dein gebenedeites Land.

Recitativ.

Ach ſeht! das Kind erwacht,
Es ſtrahlt ein Gott aus ſeinen Augen.
Ach! welch ein Gott! —
Er tritt auf Magogs Bauch:
Blut klebt an ſeiner Ferſe.
Sie ſtürzen in den Abgrund,
Die Geiſter aus der alten Nacht!
Der Abgrund ſchließt ſich hinter ihnen;
Die Welt iſt rein, die Schöpfung lacht.
Nein, keinen Erdenſohn,
Den erſtgebornen Gottesſohn
Hat uns in dieſer Mitternacht

Der Oberſte der Seraphinen,
Eloa, kundgemacht.
Wir lagen ſchaudernd auf dem Boden:
Urplötzlich ward es licht.
Ein ganzes Heer verklärter Himmelsſöhne,
Stand auf der Luft, und ſang.

Vergeſſ' ich dieſes Liedes
In meinem ganzen Leben:
So müſſe meine Zunge
An meinem Gaumen kleben.

Stimmt an das Lied der Oberwelt!
Damit es unſer Held,
Der neugeborne Heiland, höre.

Chor.

Ehre! Ehre! Ehre!
Ehre ſey Gott in der Höhe!
Friede ſey auf Erden!
Ein Wohlgefallen den Menſchen!

8) Das Sonett.

§. 45. Das Sonett (sonetto) iſt Italiäniſchen Urſprungs, und ſeinem Charakter nach ebenfalls lyriſch, denn es ſtellt ein beſtimmtes Gefühl dar. Es unterſcheidet ſich aber von allen übrigen lyriſchen Gedichten durch einen ihm eigenthümlichen Mechanismus der Form, indem es aus vierzehn gleich langen Verſen beſteht, von denen die acht erſten in zwei vierzeilige Strophen, die ſechs letzten in zwei dreizeilige Strophen getheilt ſind. In den vierzeiligen dürfen nur zwei Reime ſein, ſo daß jeder Reim viermal wiederkehrt, und zwar wechſelnd vier männliche und vier weibliche Endſylben. In den dreizeiligen Strophen, oder den folgenden ſechs Zeilen, gehören wieder drei Zeilen männlichen Reimen und drei Zeilen weiblichen. Gemeinhin läßt man hier drei Reime ſich in einander verſchlingen. Die Füße können Trochäen

oder Jamben, und die Verſe bald kürzer, bald länger ſeyn; gewöhnlich wählt man fünffüßige Trochäen.

§. 46. Am meiſten eignet ſich das Sonett zur Darſtellung einer ſanften und ſchwärmeriſchen Empfindung, obwohl auch ein höherer Gedanke darin ausgedruckt werden kann, nur muß die gewählte Idee, in ſich ſelbſt vollendet, ein kleines Ganzes bilden. Das höchſte Muſter in dieſer Dichtungsart iſt der Italiäner Petrarca, deſſen vocalreiche, muſikaliſche Sprache den künſtlichen Mechanismus eines Sonetts mehr begünſtigt; doch haben auch die ältern Deutſchen, z. B. Opitz, Flemming, Gryph, v. Hoffmannswaldau, mehrere glückliche Verſuche darin gemacht, die unter dem Namen der Klinggedichte bekannt ſind, ſo wie unter den Neuern beſonders Bürger, die beiden Schlegel, Tieck, Novalis und Theodor Körner dieſe Dichtungsart auf's Neue wieder eingeführt und fleißig bearbeitet haben.

Beiſpiele.

Die Trauerſtille.

Von Bürger.

O wie öde, ſonder Freudenſchall,
Schweigen nun Palläſte mir, wie Hütten,
Flur und Hain, ſo munter einſt durchſchritten,
Und der Wonneſitz am Waſſerfall!

Todeshauch verwehte deinen Hall,
Melodie der Liebesred' und Bitten,
Welche mir in Ohr und Seele glitten,
Wie der Flötenton der Nachtigall!

Leere Hoffnung! Nach der Abendröthe
Meines Lebens einſt im Ulmenhain
Süß in Schlaf durch dich gelallt zu ſeyn!

Aber nun, o milde Liebesflöte,
Wecke mich beim letzten Morgenſchein
Lieblich, ſtatt der ſchmetternden Trompete.

Abſchied vom Leben.

Von Th. Körner.

Die Wunde brennt; — die heißen Lippen beben. —
Ich fühl's an meines Herzens mattem Schlage,
Hier steh' ich an den Marken meiner Tage. —
Gott, wie du willſt! Dir hab' ich mich ergeben. —

Viel goldne Bilder ſah' ich um mich ſchweben;
Das ſchöne Traumbild wird zur Todtenklage. —
Muth! Muth! — Was ich ſo treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben! —

Und was ich hier als Heiligthum erkannte,
Wofür ich raſch und jugendlich entbrannte,
Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte:

Als lichten Seraph ſeh ich's vor mir ſtehen; —
Und wie die Sinne langſam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenrothen Höhen.

9) Das Triolett.

§. 47. Das Triolett iſt eine kleinere, unter den Deutſchen nicht ſehr übliche, Dichtungsart, die, einen Hauptgedanken enthaltend, ſich auf 8 — 12 Zeilen beſchränkt, und das Eigenthümliche hat, daß die erſte Zeile in der Mitte und am Ende auf eine ſinnreiche und überraſchende Weiſe wiederholt wird. Dergleichen Spielarten der lyriſchen Gattung erfodern beſonders Natürlichkeit, Leichtigkeit und muſikaliſchen Ausdruck. Die beſten Verſuche in dieſer Art verdanken wir v. Hagedorn, v. Göthe, Tiedge und Schmidt.

Beiſpiel.

Sehnſucht nach Ruhe.

Von Tiedge.

Fließ hinab, mein ſtilles Leben!
Hier iſt nicht das Thal der Ruh.
Trüb und ſchleichend zitterſt du,

Von Cypreſſen-Nacht umgeben,
Deinem Waſſerfalle zu.

Fließ, o fließ hinab mein Leben,
Wo die Segnungen der Ruh
Um ein ſtill'res Ufer ſchweben!
Fließ, o fließ hinab mein Leben,
Dort, wie ſtill! was zögerſt du?

10) Das Rondeau.

§. 48. Das Rondeau iſt eine, dem Triolett verwandte, Form, in welcher nur zwei Reime abwechſelnd vorkommen, und zwar ſo, daß die erſte Zeile nach der dritten wiederkehrt, und die Anfangsworte als Refrain am Ende jeder Strophe wiederholt werden. In neueren Zeiten iſt dieſe Form wenig angebaut worden.

Beiſpiel.

Die Empfindung des Frühlings.

Von Hagedorn.

Du Schmelz der bunten Wieſen!
Du neubegrünte Flur!
Sey ſtets von mir geprieſen,
Du Schmelz der bunten Wieſen!
Es ſchmückt dich und Cephiſen
Der Lenz und die Natur.
Du Schmelz der bunten Wieſen!
Du neu begrünte Flur!

Du Stille voller Freuden!
Du Neigung ſüßer Luſt!
Wie biſt du zu beneiden,
Du Stille voller Freuden!
Du mehreſt in uns beiden
Die Sehnſucht treuer Bruſt!
Du Stille voller Freuden!
Du Neigung ſüßer Luſt!

Ihr ſchnellen Augenblicke!
Macht euch des Frühlings werth!
Daß euch ein Kuß beglücke,
Ihr ſchnellen Augenblicke!
Daß uns der Kuß entzücke,
Den uns die Liebe lehrt.
Ihr ſchnellen Augenblicke!
Macht euch des Frühlings werth!

11) Das Madrigal.

§. 49. Das Madrigal war ſonſt, gleich dem Sonett und Triolett, auf einen beſtimmten Mechanismus in der Zahl der Zeilen beſchränkt, indem es nie unter ſechs und nie über elf Zeilen lang war. Jetzt belegt man mit dieſem Namen jedes kleinere Lied, das im Ton der Idylle gedichtet iſt, ohne auf jene Form ängſtliche Rückſicht zu nehmen. Glückliche Verſuche darin haben gemacht: v. Hagedorn, Götz, J. G. Jacobi, v. Göthe, Voß und Manſo.

Beiſpiele.

Aufmunterung zum Vergnügen.

Von Hagedorn.

Erlern' von muntern Herzen
Die Kunſt, beglückt zu ſcherzen,
Die Kunſt, vergnügt zu ſeyn.
Verſucht es. Laßt uns ſingen,
Das Alter zu verjüngen,
Die Jugend zu erfreun.
Macht neue Freundſchaftsſchlüſſe!
Ihr Kinder, gebt euch Küſſe!
Ihr Väter, gebt euch Wein!

An Eliſen.

Von Jacobi.

Als in dem Frühlingsthale
Du zwiſchen Blumen lagſt,

Als du zum erſtenmale
Den Mutternamen ſprachſt;
Da küßten umher, in frohem Gewimmel
Liebesgötter und Engel ſich;
Da ſtiegen heilige Mädchen vom Himmel,
Sie kühlten mit ihrem Kranze dich,
Und Grazien gaben
Den heiligen Mädchen und Knaben
Mit ſüßem Vertrauen die Hand.
In jener ſeligen Stunde verband
Die Liebe ſich in deinem Herzen
Mit unſchuldsvollen Scherzen.
Dein erſtes Lächeln ſah die Flur,
Dies erſte Lächeln war ein Schwur,
Nicht eine der Grazien zu entfernen,
Und, ewig getreu der ſchönen Natur,
Das reine Leben der Engel zu lernen.

12) Die Seſtinen.

§. 50. Die Seſtinen ſind ein Gedicht, das aus ſechs Strophen beſteht, von denen jede ſechs Zeilen hat, mit dem charakteriſtiſchen Merkmal, daß die ſechs Endwörter der erſten Strophe, die ſich aber nicht reimen, zu Ende der Verſe der andern Strophe in beſtimmter Folge wiederkehren müſſen, ſo daß das letzte Wort der vorhergehenden Strophe das Endwort des erſten Verſes der folgenden Strophe wird, wodurch nach und nach alle ſechs Wörter zu Ende des erſten Verſes einer Strophe zu ſtehen kommen. Das Ganze ſchließt eine dreizeilige Strophe, worin drei jener ſechs Wörter am Ende, und drei in der Mitte der drei Verſe ſich befinden. Man ſieht, daß dieſe Form eine künſtliche und mühſame Spielerei iſt, daher ſie auch unter den Deutſchen nicht gebräuchlich geworden, und nur in Ueberſetzungen aus dem Italiäniſchen vorkommt.

13) Die Stanzen.

§. 51. In einer weiteren Bedeutung verſteht man unter Stanzen die Strophenabtheilung eines Gedichts; in der engern und hier gemeinten aber ein, dem Italiäner abgeborgtes, ſehr wohlklingendes Sylbenmaß, das, bekannt unter dem Namen Ottava Rima, im 14. Jh. von Boccaccio ſeine regelmäßige Geſtalt erhielt, und ſeit jener Zeit ſtehende Form für das Italiäniſche Epos geworden iſt. Es beſteht aus acht elfſylbigen Verſen, von denen der erſte, dritte und fünfte ſich reimen, und ſo wieder der zweite, vierte und ſechſte, wie auch die beiden letzten. Göthe, Schiller, die beiden Schlegel, Tieck, Gries, Fouqué, E. Schulz haben uns vortreffliche Stanzen geliefert. Im Italiäniſchen ſind es nur weibliche Reime; im Deutſchen wechſeln häufig weibliche und männliche ab.

Beiſpiel.

Nun iſt der Vorzeit hohe Kraft zerronnen,
Man wagt es, ſie der Barbarei zu zeihen.
Sie haben enge Weisheit ſich erſonnen;
Was Ohnmacht nicht begreift, ſind Träumereien.
Doch mit unſeligem Gemüth begonnen,
Will nichts, was göttlich iſt von Art, gedeihen.
Ach dieſe Zeit hat Glauben nicht noch Liebe:
Wo wäre denn die Hoffnung, die ihr bliebe?

(Weibliche und männliche Reime.)

Der iſt nicht einſam, der noch Schmerzen fühlet,
Verlaſſen von den Freunden und der Welt,
Wenn er die heiße Angſt in Trauer kühlet,
Und des Verluſtes Bild im Herzen hält,
Vergangenheit noch kindlich um ihn ſpielet,
Und Zukunft einen Spiegel vor ihn ſtellt:
Dem ſind die Schmerzen Freunde und die Thränen,
Und er genießt ſich ſelbſt im ſtillen Sehnen.

14) Die Epiſtel.

§. 52. Die Epiſtel oder der poetiſche Brief iſt bald zur didaktiſchen, bald zur erzählenden, bald zur lyriſchen Poeſie gerechnet, und eben deshalb von Einigen als eine gemiſchte poetiſche Form betrachtet worden. Allerdings hat ſie es eben ſo oft mit Wahrheiten und Begebenheiten als mit Gefühlen zu thun; aber letztere ſind doch in ihr vorherrſchend, wenn gleich minder ſtark als in den übrigen Dichtungsarten der lyriſchen Poeſie, indem das Gefühl durch die Briefform gemildert wird.

§. 53. Der Charakter der Epiſtel beruht darauf, daß der Dichter in der Einen Perſon, zu der er ſpricht, die ganze Menſchheit vor Augen hat, denn er ſtellt nur dar, was dem Einzelnen als Theil ſeiner Gattung beigelegt wird, obwohl er ſich ſolches unter ſubjectiven Beziehungen denkt. Daher idealiſirt ſich der Dichter die Perſon, an die er ſich wendet, ſo daß dieſe den Menſchen überhaupt, nur in beſtimmten Verhältniſſen, bezeichnet. In ſo fern alſo die Epiſtel in einem Einzelweſen die Menſchheit darſtellt, unterſcheidet ſie ſich von dem gewöhnlichen proſaiſchen Brief, mit dem ſie indeß darin übereinkommt, daß beide ſich den Einzelnen in einem beſtimmten Verhältniſſe denken. Eben dieſes letzteren Umſtandes wegen muß die Sprache leicht, einfach und prunklos ſeyn.

§. 54. Das gewöhnliche Sylbenmaß iſt das epiſtolariſche, das in abwechſelnden vier-, fünf- und ſechsfüßigen Jamben beſteht, die auch öfters mit Anapäſten und Spondeen gemiſcht ſind, mit wechſelnden männlichen und weiblichen Reimen. Ausgezeichnet haben ſich in dieſer Dichtungsart unter den Deutſchen: v. Göckingk, Gleim, J. G. Jacobi, Gotter, Manſo, Pfeffel, Kl. Schmidt und Tiedge.

Beiſpiel.

An ſeinen Bedienten.

Von Göckingk.

Endlich muß ich doch es einmal ſagen,
Was ich länger nicht verſchweigen kann,
Treuer Heinrich! Von den guten Tagen,
Die du hatteſt, naht der letzt' heran!
Täglich ſiehſt du wachſen meine Jungen,
Und die Zahl von ihren Foderungen,
Aber, Heinrich, meine Renten nicht.
Kahl gebürſtet haſt du meine Kleider,
Und mein Hut, du weißt es ſelber, bricht.
Dennoch, wie ſo oft auch du den Schneider
Rufeſt, riefſt du doch für mich ihn nicht.
Aber wenn ich in dem alten Rocke
So da ſteh' an dem Renettenbaum,
Und die Jungen kommen auf dem Stocke,
Meinen Aktenriemen ſtatt den Zaum,
Ihrer Mutter Strumpfband ſtatt der Peitſche,
Angeritten — ha! das geht durchs Mark!
Alle reiche Kleider, die der Deutſche
Von Paris holt, ſind dagegen Quark!

Wie du weißt, verſchenkt ich meinen Bleſſen;
Und doch war der Bleſſe mir ſo werth!
Für den Hafer, den er ſonſt gefreſſen,
Kauft' ich Fritzen manch gemahltes Pferd:
Ging zu Fuß im Feld umher ſpazieren,
Und mit Freuden war ich lendenlahm,
Wenn am Abend nur mit ſeinen Thieren
Fritz mir im Galopp entgegen kam,
Aller Nationen Pferde kannte,
Aller Arten Hunde Namen nannte,
Und vom Tiegerthier in Afrika
Schreckliche Geſchichten mir erzählte,
Und mich küſſend, und mich ſtreichelnd quälte:
Nun erzähl' du auch mir was, Papa!

Werde, guter Heinrich, drum nicht böſe,
Daß ich auch von dir mich trennen muß.
Ich, der nie Fortunens Gürtel löſe,
Dem ſie ſelten einen lauen Kuß
Nur erlaubet, ſoll ich armen Bauern
Guten Rath, nach Louisd'orgewicht,
Künftig geben? und ſie kalt bedauern,
Wenn für ſie kein fetter Truthahn ſpricht?
Soll ich um ein Höschen für die Jungen
Mit dem Schneider lärmen, zanken, drohn,
Bis ich noch den Groſchen abgedrungen,
Ach! vielleicht des Mannes ganzen Lohn!
Willſt du mich vor Sonnenaufgang wecken,
Noch ein Licht auf meinen Leuchter ſtecken,
Wann bei keinem Nachbar Licht mehr brennt,
Jede Meß' ein Büchlein auszuhecken,
Das man in der nächſten nicht mehr kennt?

Sieh! dies alles, was ich ohne kalten
Schauer kaum einmal recht denken kann,
Müßt' ich thun, dich länger zu behalten,
Darum faſſe dich, und ſey ein Mann!
Wolteſt du nicht oft von mir ſonſt wiſſen,
Was man Weisheit nenne? Höre mich!
Wenn es ſeyn muß, ſelbſt auch das zu miſſen,
Was man liebt und ſchätzet, wie ich dich!
Haſt du nichts bei mir gelernt, ſo lerne
Wenigſtens dies Eine noch von mir.
O! Zufriedenheit folgt in die Ferne
Dann gewiß auf jedem Schritte dir.
Komm nur morgen früh herauf und ſiehe,
Ob ich mich nicht hurtiger als du,
Ohne Murren ob der kleinen Mühe,
Anziehn will, vom Kopf bis auf die Schuh.

Der du dich für mich des Schlafes gerne,
Wie ſo ſüß der Dein' auch iſt, entſchlugſt,
Und in hohem Schnee die Blendlaterne
Vor mir her ſo raſch und willig trugſt,
Als ich die, die ich nun ganz beſitze,

Nur zu ſehen, keine Nacht faſt ſchlief,
Und durch Flüſſ' und Wald, in Froſt und Hitze,
Oft mit dir in dunklen Nächten lief:
O du müſſeſt, wär' er noch ſo ſelten,
Doch den Herrn bald finden, der fortan
Freund, wie ich, dir ſey, und das vergelten,
Was ich, leider! nur verdanken kann!

Zweites Kapitel.

Von der erzählenden Poeſie.

§. 55. Unter erzählender oder hiſtoriſcher Poeſie verſtehen wir die Darſtellung von Begebenheiten und Handlungen vernünftig-ſinnlicher Weſen nach der Idee von Zwecken.

§. 56. Da es gleichgiltig iſt, ob dieſe Handlungen wahr oder erdichtet ſind, ſo iſt der Dichter in der Wahl ſeines hiſtoriſchen Stoffs nicht wie der Proſaiker auf die Wirklichkeit beſchränkt. Sein höchſtes Geſetz iſt vielmehr die Wahrſcheinlichkeit oder poetiſche Wahrheit, die nur in der inneren Möglichkeit einer Sache nach gewiſſen angenommenen Vorausſetzungen beſteht, daher er ſogar wirkliche Begebenheiten nach dieſem Geſetze umgeſtalten kann, wenn ſolche an ſich einer poetiſchen Darſtellung nicht fähig ſeyn ſollten.

§. 57. Die hiſtoriſche Poeſie zerfällt in zwei Haupttheile. Der Dichter ſchildert nämlich 1) entweder nur eine Hauptbegebenheit des Helden, oder 2) einen großen Theil ſeines Lebens. Thut er jenes, ſo kann es in einer zwiefachen Form geſchehen; entweder a) dadurch, daß der Dichter ſelbſt ſpricht, und alſo zugleich ſeine Perſönlichkeit innerhalb ſeiner Darſtellung erſcheinen, oder b) daß er bloß ſeine Individuen handeln und reden läßt, ſo daß von ſeiner eigenen Perſon nichts

wahrgenommen wird. Daraus bilden ſich folgende drei Gattungen der hiſtoriſchen Poeſie mit ihren Unterarten:

I. Die epiſche Poeſie, wohin
 1) die Romanze (Ballade),
 2) die Legende,
 3) die Erzählung,
 4) das Epos (Heldengedicht).

II. Die dramatiſche Poeſie, wohin
 1) das Trauerſpiel,
 2) das Schauſpiel,
 3) das Luſtſpiel,
 4) das Singſpiel.

III. Die romantiſch-erzählende Poeſie, wohin
 1) der Roman,
 2) die Novelle,
 3) das Mährchen gehört.

I. Die epiſche Poeſie.

§. 58. Die epiſche Poeſie ſtellt aus dem Leben eines Helden eine Hauptbegebenheit auf, in deren Darſtellung man die Subjectivität des Dichters und ſeine Theilnahme an den Schickſalen ſeines Helden wieder erkennt. Es gehört dazu

1) Die Romanze (Ballade).

§. 59. Die Romanze oder Ballade *) iſt die poetiſche Erzählung einer romantiſchen Begebenheit in Liederform. Sie ſteht zwiſchen der lyriſchen und epiſchen Poeſie mitten inne; denn von jener entlehnt ſie die Form, von dieſer den Inhalt, daher Bürger ſie ſehr bezeichnend ein epiſch-lyriſches Gedicht nennt.

Anm. *) Beide Namen bezeichnen bei uns gewöhnlich eine und dieſelbe Dichtart. Sehen wir aber auf ihren Urſprung, ſo iſt die Romanze eine von den Troubadours geſungene Dichtung der romaniſchen Sprache (lingua volgare), die ſich durch Miſchung des Germaniſchen mit

dem Lateiniſchen im Süden von Europa gebildet hatte, deren Inhalt eine romantiſche Begebenheit in volksthümlicher Weiſe behandelte. Ballade bedeutet bei den Italiänern ſeit dem zwölften Jahrhundert einen aus mehreren gleichen Strophen beſtehenden Geſang, der Liebesklagen enthält, und in ſeinem Rhythmus entweder dem Tanze glich, oder beim Tanze geſungen wurde, daher der Name ballata (von ballare tanzen).

§. 60. Der Stoff kann entlehnt ſeyn aus der Mythologie, der Ritterzeit, dem Kloſterleben, oder auch aus den Vorgängen unſerer Zeit ſelbſt, ſobald er nur romantiſch iſt, d. h., ſobald ſich der Charakter der Liebe mit dem Außerordentlichen und Wunderbaren miſcht. Gerade in dieſer Miſchung nämlich offenbart ſich das Eigenthümliche dieſer Dichtungsart, indem ſie den Kampf des liebenden Gefühls gegen äußere Schwierigkeiten darſtellt, und den Ausgang deſſelben nicht, wie in dem Epos, von der Stärke des freien Willens abhängig macht. Daher iſt es denn auch gleichgiltig, ob ſich der Kampf tragiſch oder erfreulich ende, denn das Wohlgefallen an der Macht des Gefühls kann durch den Sieg der Gewalt über daſſelbe nicht gemindert werden.

§. 61. Der Verſchiedenheit des Stoffs gemäß iſt der Ton der Darſtellung bald tragiſch oder komiſch, bald ernſthaft oder ſcherzend. Die Sprache aber muß immer, wie die Sprache des Liedes, leicht und fließend, und das Gedicht in geſangartige Strophen getheilt ſeyn.

§. 62. Unter den Europäern haben dieſe Dichtungsart die Spanier am frühſten bearbeitet. Von ihnen entlehnten denn auch die Deutſchen einen ſanftern Inhalt und ein geſangartiges Sylbenmaß, ſo wie das Kräftige und Starke von den Engländern und Schotten. Seit Bürger hat ſich der Geſchmack für dieſe Dichtungsart allgemeiner verbreitet, und unter uns mehrere treffliche Muſter erzeugt, von denen die Balladen von Schiller, Fr. und A. W. Schlegel, Tieck, Göthe, Tiedge und Langbein vorzugsweiſe zu nennen ſind.

Anm. Treffliche Beiſpiele zu dieſer Dichtart ſind: Bür-

ger's

ger's Lied vom braven Manne, Schiller's Ring des Polykrates, deſſen Kraniche des Ibycus, die Bürgſchaft, der Taucher, Hero und Leander, der Gang nach dem Eiſenhammer ꝛc.; Göthe's Hochzeitlied; A. W. Schlegel's Arion, und Langbein's Richard Löwenherz und Blondel. Von dieſen ſey hier als Beiſpiel herausgehoben:

Der Gang nach dem Eiſenhammer.

Von Schiller.

Ein frommer Knecht war Fridolin,
Und in der Furcht des Herrn
Ergeben der Gebieterinn,
Der Gräfinn von Savern.
Sie war ſo ſanft, ſie war ſo gut,
Doch auch der Launen Uebermuth
Hätt' er geeifert zu erfüllen,
Mit Freudigkeit, um Gotteswillen.

Früh von des Tages erſtem Schein
Bis ſpät die Veſper ſchlug,
Lebt' er nur ihrem Dienſt allein,
That nimmer ſich genug.
Und ſprach die Dame: „mach dir's leicht!"
Da ward ihm gleich das Auge feucht,
Und meinte ſeiner Pflicht zu fehlen,
Dürft' er ſich nicht im Dienſte quälen.

Drum vor dem ganzen Dienertroß,
Die Gräfin ihn erhob,
Aus ihrem ſchönen Munde floß
Sein unerſchöpftes Lob.
Sie hielt ihn nicht als ihren Knecht,
Es gab ſein Herz ihm Kindesrecht,
Ihr klares Auge mit Vergnügen
Hing an den wohlgeſtalten Zügen.

Darob entbrannt' in Roberts Bruſt,
Des Jägers, gift'ger Groll,
Dem längſt von böſer Schadenluſt
Die ſchwarze Seele ſchwoll,

Und trat zum Grafen, raſch zur That,
Und offen des Verführers Rath,
Als einſt vom Jagen heim ſie kamen,
Streut' ihm in's Herz des Argwohns Saamen:

„Wie ſeyd ihr glücklich, edler Graf,"
Hub er voll Argliſt an,
„Euch raubet nicht den goldnen Schlaf
Des Zweifels gift'ger Zahn;
Denn ihr beſitzt ein edles Weib,
Es gürtet Schaam den keuſchen Leib;
Die fromme Treue zu berücken
Wird nimmer dem Verſucher glücken."

Da rollt der Graf die finſtern Braun'n:
Was red'ſt du mir, Geſell?
Werd' ich auf Weibestugend baun,
Beweglich wie die Well'?
Leicht locket ſie des Schmeichlers Mund,
Mein Glaube ſteht auf feſterm Grund,
Vom Weib des Grafen von Saverne
Bleibt, hoff' ich, der Verſucher ferne."

Der Andre ſpricht: „So denkt ihr recht.
Nur euren Spott verdient
Der Thor, der, ein geborner Knecht,
Ein ſolches ſich erkühnt,
Und zu der Frau, die ihm gebeut,
Erhebt der Wünſche Lüſternheit." —
„Was?" fällt ihm jener ein und bebet,
„Red'ſt du von einem, der da lebet?" —

„Ja doch, was aller Mund erfüllt,
Das bärg' ſich meinem Herrn!
Doch weil ihr's denn mit Fleiß verhüllt,
So unterdrück' ich's gern."
„Du biſt des Todes, Bube, ſprich!"
Ruft jener ſtreng und fürchterlich.
„Wer hebt das Aug' zu Kunigonden?"
„Nun ja, ich ſpreche von dem Blonden."

„Er iſt nicht häßlich von Geſtalt,“
Fährt er mit Argliſt fort,
Indem's dem Grafen heiß und kalt
Durchrieſelt bei dem Wort.
„Iſt's möglich, Herr? Ihr ſaht es nie,
Wie er nur Augen hat für ſie?
Bei Tafel eurer ſelbſt nicht achtet,
An ihrem Stuhl gefeſſelt ſchmachtet?“

„Seht da die Verſe, die er ſchrieb,
Und ſeine Glut geſteht,“
„Geſteht!“ — „und ſie um Gegenlieb',
Der freche Bube! fleht.
Die gnäd'ge Gräfinn, ſanft und weich,
Aus Mitleid wohl verbarg ſie's euch;
Mich reuet jetzt, daß mir's entfahren,
Denn, Herr, was habt ihr zu befahren?“

Da ritt in ſeines Zornes Wuth
Der Graf in's nahe Holz,
Wo ihm in hoher Oefen Glut
Die Eiſenſtufe ſchmolz.
Hier nährten früh und ſpat den Brand
Die Knechte mit geſchäft'ger Hand,
Der Funke ſprüht, die Bälge blaſen,
Als gält' es Felſen zu verglaſen.

Des Waſſers und des Feuers Kraft
Verbündet ſieht man hier,
Das Mühlrad von der Flut gerafft,
Umwälzt ſich für und für.
Die Werke klappern Nacht und Tag,
Im Takte geht der Hämmer Schlag,
Und bildſam von den mächt'gen Streichen
Muß ſelbſt das Eiſen ſich erweichen.

Und zweien Knechten winket er,
Bedeutet ſie und ſagt:
„Den erſten, den ich ſende her,
Und der euch alſo fragt:

Habt ihr befolgt des Herren Wort?
Den werft mir in die Hölle dort,
Daß er zu Aſche gleich vergehe,
Und ihn mein Aug' nicht weiter ſehe."

Deß freut ſich das entmenſchte Paar
Mit roher Henkersluſt,
Denn fühllos wie das Eiſen war
Das Herz in ihrer Bruſt.
Und friſcher mit der Bälge Hauch
Erhitzen ſie des Ofens Bauch,
Und ſchicken ſich mit Mordverlangen,
Das Todesopfer zu empfangen.

Drauf Robert zum Geſellen ſpricht
Mit falſchem Heuchelſchein:
„Friſch auf, Geſell, und ſäume nicht,
Der Herr begehret dein."
Der Herr, der ſpricht zu Fridolin:
„Mußt gleich zum Eiſenhammer hin,
Und frage mir die Knechte dorten,
Ob ſie gethan nach meinen Worten?"

Und jener ſpricht: „Es ſoll geſchehn,"
Und macht ſich flugs bereit.
Doch ſinnend bleibt er plötzlich ſtehn:
„Ob ſie mir nichts gebeut?"
Und vor die Gräfinn ſtellt er ſich:
„Hinaus zum Hammer ſchickt man mich,
So ſag', was kann ich dir verrichten?
Denn dir gehören meine Pflichten."

Darauf die Dame von Savern
Verſetzt mit ſanftem Ton:
„Die heil'ge Meſſe hört' ich gern,
Doch liegt mir krank der Sohn.
So gehe denn, mein Kind, und ſprich
In Andacht ein Gebet für mich,
Und denkſt du reuig deiner Sünden,
So laß auch mich die Gnade finden."

Und froh der vielwillkommnen Pflicht,
Macht er im Flug ſich auf,
Hat noch des Dorfes Ende nicht
Erreicht im ſchnellen Lauf:
Da tönt ihm von dem Glockenſtrang
Hellſchlagend des Geläutes Klang,
Das alle Sünder, hochbegnadet,
Zum Sakramente feſtlich ladet.

„Dem lieben Gotte weich' nicht aus,
Find'ſt du ihn auf dem Weg!"
Er ſpricht's und tritt in's Gotteshaus,
Kein Laut iſt hier noch reg!
Denn um die Aernte war's, und heiß,
Im Felde glüht der Schnitter Fleiß,
Kein Chorgehilfe war erſchienen,
Die Meſſe kundig zu bedienen.

Entſchloſſen iſt er alſobald,
Und macht den Sacriſtan;
„Das," ſpricht er, „iſt kein Aufenthalt,
Was fördert himmelan."
Die Stola und das Cingulum
Hängt er dem Prieſter dienend um,
Bereitet hurtig die Gefäße,
Geheiliget zum Dienſt der Meſſe.

Und als er dies mit Fleiß gethan,
Tritt er als Miniſtrant
Dem Prieſter zum Altar voran,
Das Meßbuch in der Hand,
Und knieet rechts und knieet links,
Und iſt gewärtig jeden Winks,
Und als des Sanctus Worte kamen,
Da ſchellt er dreimal bei dem Namen.

Drauf als der Prieſter fromm ſich neigt,
Und, zum Altar gewandt,
Den Gott, den gegenwärt'gen, zeigt
In hocherhabner Hand,

Da kündet es der Sacriſtan
Mit hellem Glöcklein klingend an,
Und alles kniet und ſchlägt die Brüſte,
Sich fromm bekreuzend vor dem Chriſte.

So übt er jedes pünktlich aus,
Mit ſchnell gewandtem Sinn,
Was Brauch iſt in dem Gotteshaus,
Er hat es alles inn,
Und wird nicht müde bis zum Schluß,
Bis beim Vobiscum Dominus
Der Prieſter zur Gemein' ſich wendet,
Die heil'ge Handlung ſegnend endet.

Da ſtellt er jedes wiederum
In Ordnung ſäuberlich,
Erſt reinigt er das Heiligthum,
Und dann entfernt er ſich,
Und eilt in des Gewiſſens Ruh,
Den Eiſenhütten heiter zu,
Spricht unterwegs, die Zahl zu füllen,
Zwölf Paternoſter noch im Stillen.

Und als er rauchen ſieht den Schlot,
Und ſieht die Knechte ſtehn,
Da ruft er: „Was der Herr gebot,
Ihr Knechte, iſt's geſchehn?"
Und grinzend zerren ſie den Mund,
Und deuten in des Ofens Schlund:
„Der iſt beſorgt und aufgehoben,
Der Graf wird ſeine Diener loben."

Die Antwort bringt er ſeinem Herrn,
In ſchnellem Lauf zurück.
Als der ihn kommen ſieht von fern,
Kaum traut er ſeinem Blick:
„Unglücklicher! wo kommſt du her?" —
„Vom Eiſenhammer." — „Nimmermehr!
So haſt du dich im Lauf verſpätet?" —
„Herr, nur ſo lang, als ich gebetet.

Denn als von eurem Angeſicht
Ich heute ging, verzeiht!
Da fragt' ich erſt nach meiner Pflicht,
Bei der, die mir gebeut.
Die Meſſe, Herr, befahl ſie mir
Zu hören, gern gehorcht' ich ihr,
Und ſprach der Roſenkränze viere
Für euer Heil und für das ihre."

In tiefes Staunen ſinket hier
Der Graf, entſetzet ſich:
„Und welche Antwort wurde dir
Am Eiſenhammer? Sprich!"
„Herr, dunkel war der Rede Sinn,
Zum Ofen wies man lachend hin:
Der iſt beſorgt und aufgehoben,
Der Graf wird ſeine Diener loben."

„Und Robert?" fällt der Graf ihm ein,
— Wird glühend und wird blaß —
„Sollt' er dir nicht begegnet ſeyn,
Ich ſandt' ihn doch die Straß'!" —
„Herr, nicht im Wald, nicht in der Flur
Fand ich von Robert eine Spur" —
„Nun, ruft der Graf, und ſteht vernichtet,
Gott ſelbſt im Himmel hat gerichtet!"

Und gütig, wie er nie gepflegt,
Nimmt er des Dieners Hand,
Bringt ihn der Gattinn tiefbewegt,
Die nichts davon verſtand.
„Dies Kind, kein Engel iſt ſo rein,
Laßt's eurer Huld empfohlen ſeyn,
Wie ſchlimm wir auch berathen waren,
Mit dem iſt Gott und ſeine Schaaren."

2) Die Legende.

§. 63. Unter Legende verſtehen wir die poetiſche Erzählung einer frommen Handlung, die mit einem

wunderbaren Erfolg gekrönt wird *). Die Handlung ſelbſt gehört der kirchlichen Sage an, und der wunderbare Erfolg gibt ihr den Charakter des Epiſchen. Beides aber muß in einem äſthetiſchen Zuſammenhange ſtehen.

*) Die Thaten der Heiligen (acta Sanctorum) wurden in der katholiſchen Kirche vorgeleſen, daher ſie legenda genannt wurden.

§. 64. Nach dem Geiſt des Mittelalters, in dem die Legenden entſtanden, faßten ſie nebſt den Ritterbüchern die Blüte menſchlicher Ausbildung in ſich. Die Reformation vernichtete ihren Einfluß auf Religion und Moral; aber die Aeſthetik nahm ſich der Verſtoßenen an, und Herder erwarb ſich das Verdienſt, auf die Poeſie und den tiefen Sinn, der in vielen Legenden liegt, zuerſt wieder aufmerkſam zu machen. Und allerdings iſt es nicht zu läugnen, daß die Sagengeſchichte der Vorzeit einen reichhaltigen Stoff für die poetiſche Behandlung darbietet, ſobald man dabei mit Auswahl verfährt, und nur das aufnimmt, was ſich zu einem Bilde nach dem Geſetze der Wahrſcheinlichkeit vereinigen läßt.

§. 65. Man kann die Legende in einer ernſten und komiſchen Einkleidung erſcheinen laſſen. In jener Form haben wir mehrere ſehr gelungene Arbeiten von Herder, Juſti und Koſegarten; in der komiſchen von dem Meiſterſänger Hans Sachs (z. B. Sanct Peter mit der Gaiß), von Göthe, Pfeffel und Langbein.

Beiſpiele.

Das Amen der Steine.

Von Koſegarten.

Von Alter blind, fuhr Beda dennoch fort
Zu predigen die neue, frohe Botſchaft.
Von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorfe wallte
An ſeines Führers Hand der fromme Greis,
Und predigte das Wort mit Jünglingsfeuer.

Einſt leitet' ihn ſein Knabe in ein Thal,
Das überſä't war mit gewalt'gen Steinen.
Leichtſinnig mehr als boshaft, ſprach der Knabe:
„Ehrwürd'ger Vater, viele Menſchen ſind
Verſammelt hier und warten auf die Predigt."

Der blinde Greis erhub ſich alſobald,
Wählt' einen Text, erklärt' ihn, wandt' ihn an,
Ermahnte, warnte, ſtrafte, tröſtete,
So herzlich, daß die Thränen mildiglich
Ihm niederfloſſen in den grauen Bart.
Als er beſchließend drauf das Vaterunſer,
Wie ſich's geziemt, gebetet und geſprochen:
„Dein iſt das Reich, und dein die Kraft, und dein
Die Herrlichkeit bis in die Ewigkeiten,"
Da riefen rings im Thal viel tauſend Stimmen:
Amen, ehrwürd'ger Vater, Amen, Amen!

Der Knab' erſchrack; reumüthig kniet' er nieder,
Und beichtete dem Heiligen die Sünde.
Sohn, ſprach der Greis, haſt du denn nicht geleſen:
„Wenn Menſchen ſchweigen, werden Steine ſchrein?
Nicht ſpotte künftig, Sohn, mit Gottes Wort!
Lebendig iſt es, kräftig, ſchneidet ſcharf,
Wie kein zweiſchneidig Schwert. Und ſollte gleich
Das Menſchenherz ſich ihm zum Trotz verſteinen,
So wird im Stein ein Menſchenherz ſich regen!"

Der Ziegenbock.

Von Langbein.

Der heilige Patriz vertrieb ſich oft die Zeit
Durch Spiel und Scherz mit einem Ziegenbocke.
Matz war auch wunderſam geſcheid,
Und meckerte wie eine Silberglocke.
An ſeinen Sprüngen fand der alte, gute Mann
Ein immer neues Wohlbehagen;
Doch ließ er auch den Schäker dann und wann
Zur Küche Holz und Waſſer tragen.

Einſt kam das Böcklein nicht nach Haus,
Ein Räuber metzelt' und zerſtückte
Das arme Thier für ſich zum Schmaus.
Der hochbeſtürzte Biſchof ſchickte
Die Schwärme ſeiner Diener aus;
Allein ſie kehrten heim mit traurigem Verkünden,
Daß es nicht möglich ſey, den Räuber auszufinden.

Ein Donnerſchlag für unſers Prieſters Ohr!
Er ſtand vor Schrecken ſtarr gleich einem Meilenſteine,
Und trug am Sonntag der Gemeine
Das Schelmſtück von der Kanzel vor.
Der Schnapphahn ſaß dabei und ſuchte ſich zu faſſen,
Doch ihn verrieth Erröthen und Erblaſſen.

Schon längſt verdächtig war der Mann.
Drum ſah der Biſchof ihm mit Grimme
Scharf ins Geſicht, und rief mit eines Löwen Stimme:
„Matz! Matz, wo biſt du? Sag' es an!" —

O Wunder, kaum begann er ſo zu fragen,
Da meckerte das Böcklein aus dem Magen
Des Diebes hell und klar herauf,
Der Bube floh im vollen Lauf:
Man hielt ihn aber feſt am Kragen,
Und es gelang ihm nicht, ſich durch das Volk zu ſchlagen.
Er ward dem Biſchof vorgeführt,
Und beichtete, dem Schein nach, tief gerührt,
Er habe, leider! höchſt vermeſſen
Den werthen Bock geſchlachtet und gegeſſen.
„Schuft!" rief Patriz, von Zorn entbrannt:
„Wo iſt die Haut? Haſt du ſie auch gefreſſen?"
„O nein, ſie liegt verſcharrt in meines Kellers Sand!"
Erwiederte der Arreſtant!
Und ſchnell, auf einen Wink des Oberprieſters, machten
Sich Leute fort, die bald das ſcheckige Gewand
Des Todten glücklich überbrachten.

Der Biſchof gab das Fell in ſeiner Diener Hand,
Ließ es fein ſäuberlich entfalten,
Und, wie im Leben ausgeſpannt,
Dicht an den Mund des Räubers halten.

Dann hob er ſeinen krummen Stab,
Und ſprach das Machtwort aus: „Komm Matz, verlaß dein
Grab!“ —

Urplötzlich ſah man jetzt des diebiſchen Geſellen
Verſchrumpften Häringsleib, wie eine Pauke, ſchwellen,
Und drin entſtand ein gräßlicher Rumor.
Der Mund zerriß von Ohr zu Ohr,
Und raſch, zum höchſten Volksvergnügen,
Kam durch dies angelweite Thor
Der Bock in ſeine Haut geſtiegen,
Sprang munter und geſund an ſeinem Herrn empor,
Und Meiſter Dieb lag in den letzten Zügen.

Nun wandte ſich, mit heiterm Sinn,
Der Biſchof zu dem Volke hin,
Und ſprach: „Dies Beiſpiel mag euch lehren,
Das Eigenthum der Geiſtlichkeit zu ehren!“ —

3) Die Erzählung.

§. 66. Die Erzählung iſt die poetiſche Darſtellung einer (zuſammengeſetzten) Handlung, in der nicht, wie im wirklichen Epos, der Held die Hauptſache iſt, ſondern die Handlung ſelbſt, um deretwillen die Perſon in die Darſtellung aufgenommen wird. Von der proſaiſchen Erzählung unterſcheidet ſich die poetiſche dadurch, daß dieſe in Anſehung des Stoffs nicht gebunden iſt; denn ſie kann ſolchen entlehnen aus der wirklichen Geſchichte wie aus der Ideenwelt, und ſelbſt wirkliche Begebenheiten frei nach ihren Zwecken geſtalten.

§. 67. Eben dieſe Freiheit in der Wahl des Stoffs verſtattet denn auch eine freiere und lebhaftere Behandlung deſſelben. Dieſe zeigt ſich theils in einer größeren Ausführlichkeit, theils in einer anſchaulicheren Darſtellung, theils in gewiſſen gelegentlichen Nebenbetrachtungen. Der poetiſche Erzähler wird nämlich auf Phantaſie und Empfindung um ſo mehr einwirken, wenn er alle mitwirkende Umſtände des Orts, der Zeit, der Perſonen be-

nutzt, und uns bald durch Schilderungen und Gemälde vergnügt, bald uns durch eingeſtreute Bemerkungen Gelegenheit zu moraliſchen Betrachtungen darbietet. Eine glückliche und anziehende Behandlung läßt ſich indeß nur von dem erwarten, der einen tiefen pſychologiſchen Blick in das menſchliche Herz zu thun vermag.

§. 68. Die poetiſche Erzählung theilt ſich in zwei Hauptarten, in die ernſthafte und komiſche. In jener herrſcht beſonders Sentimentalität (Empfindſamkeit), d. h. eine höhere Lebhaftigkeit des Empfindungsvermögens der darin handelnden Perſonen, daher ſie denn auch das Abenteuerliche und Wunderbare verſchmäht. Oft gibt ſie uns das Ideal eines Familienlebens, indem ſie die Anſprüche der Moral an den Menſchen, als Mitglied einer Familie, darſtellt, alsdann ſie eine moraliſche Erzählung (häusliches Gemälde) iſt. In der komiſchen will der Dichter beluſtigen, welches auch dann ſein Zweck iſt, wenn er Thorheiten und Fehler der Menſchen darſtellt. Beide können in Proſa und in einem beſtimmten Sylbenmaße vorgetragen werden, welches aber weder ein weſentliches Erfoderniß iſt, noch einen weſentlichen Unterſchied in der Darſtellung macht.

§. 69. Die Deutſchen ſind in dieſer Dichtungsart ſehr reich. Muſter ernſthafter Erzählungen in poetiſcher Form geben: Gellert, Kleiſt, Wieland, der jüngere v. Stolberg, v. Schiller, v. Nicolay, und v. Halem; in Proſa: Huber, Pfeffel, v. Halem, Becker, Anton Wall, Lafontaine, v. Kotzebue, Starke, Rochlitz, Engel, Mahlmann, Steigenteſch, v. Fouqué, und in beiden Formen Kind. Komiſche poetiſche Erzählungen verdanken wir beſonders Wieland, Pfeffel, v. Göckingk, v. Nicolay, Langbein; proſaiſche: Muſäus, Fr. Schulz, Jünger, Fr. Laun.

4) Das Epos (Heldengedicht).

§. 70. Unter Epos (Epopöe) verſtehen wir die poetiſche Darſtellung einer Handlung in dem Leben eines Helden. Es zerfällt nach ſeinem Inhalt und ſeiner Behandlung in vier Gattungen: in das höhere, romantiſche, idylliſche und komiſche Epos.

a) Das höhere Epos.

§. 71. Das höhere Epos (gewöhnlich das ernſte genannt, im Gegenſatze des komiſchen) iſt die Darſtellung einer großen Begebenheit, in welcher die menſchliche Freiheit im Kampf mit dem Schickſal erſcheint, gleichviel, ob es ein Kampf der körperlichen oder ſittlichen Kraft iſt.

§. 72. Der Stoff des Epos iſt nämlich eine wichtige und folgenreiche Begebenheit aus einem entfernten, am Beſten mythiſchen Zeitalter, welche die Mitwirkung der ganzen Natur erfodert, ſo daß der Dichter alles Sichtbare zwiſchen Himmel und Erde umfaßt. Er zieht aber auch das Unſichtbare mit hinein, denn die Geſchichte verliert ſich in's Unbegreifliche, und unbekannte Mächte nehmen Theil an der Handlung.

§. 73. Wir erblicken in dem Epos einen Helden, der, wenn nicht ausgezeichnet durch äußere Würde, doch durch Stärke des Charakters und Geiſtes, in einer gewiſſen idealiſchen Größe als Hauptperſon der Handlung da ſteht, um den ſich alle übrige Perſonen als untergeordnet bewegen, und auf den alle Ereigniſſe in naher oder entfernter Beziehung hinwirken. Wir ſehen ihn ankämpfen gegen die Macht des Schickſals, d. h. gegen Hinderniſſe, die von außen her auf ihn eindringen, mögen dies Naturkräfte, oder feindſelige Menſchen, oder höhere Weſen ſeyn, und die durch den Widerſtand ſeine Kraft in Thätigkeit ſetzen; und in dieſem Kampf zweier Kräfte, der inneren gegen eine äußere, beſteht das Weſentliche des Epos.

§. 74. Dieſe Kräfte erſcheinen aber in einem gleichmäßigen Verhältniſſe, ſo daß keine als überwiegend gedacht werden kann. Denn wäre das Schickſal ſtärker, ſo würden wir den Ausgang des Kampfs mit Gewißheit vorherſehen, und darüber alle Theilnahme verlieren; wäre aber die Kraft des Helden gegen das anſtrebende Schickſal überwiegend, ſo würde unſre Bewunderung geſchwächt werden. Wir fodern daher ein gewiſſes verhältnißmäßiges Gleichgewicht beider, und erwarten, ob der Held ſiegen oder fallen werde.

§. 75. So wie ein Held, ſo darf auch nur eine Haupthandlung im Epos ſeyn. Es kann nämlich nicht die ganze Lebensgeſchichte des Helden erzählt werden, ſondern es darf nur ein Hauptmoment ſeyn, der ein aus mehreren vereinten Theilen gebildetes Ganzes ausmacht. Dies ſchließt aber mehrere Nebenhandlungen (Epiſoden) eben ſo wenig als die Nebenperſonen aus, nur müſſen ſie alle durch die Haupthandlung herbeigeführt werden, oder ſich doch auf ſie beziehen, und ihr, gleich den Nebenfiguren eines Gemähldes, an Ausführlichkeit und Intereſſe nachſtehend, nur in ihrer Wirkung zu Hilfe kommen.

§. 76. Die Handlung hat ihre Verwickelungen und ihre Auflöſung Dieſe Verwickelungen (Knoten) ſind die Hinderniſſe und Gefahren, welche ſich dem Helden entgegenſtellen, und dadurch die ganze Theilnahme des Leſers erregen, der nun mit den handelnden Perſonen wegen der Beſiegung und Folgen der Hinderniſſe beſorgt, und nach dem Ausgang begierig iſt. Daß dieſer glücklich ſey, iſt der Wirkung des Ganzen vortheilhaft, doch nicht nothwendig; immer aber muß er uns beruhigen, auch dann, wenn der Held dem Schickſale erlegen iſt, ſo fern er nur bis auf den letzten Augenblick ſeinem Charakter treu bleibt.

§. 77. Außer der Einheit der Hauptperſon und der Handlung fodern wir auch Einheit der Zeit.

Das Epos nimmt gewöhnlich nur einen kleinen Zeitraum ein, von einigen Monaten, oft ſogar nur von einigen Tagen. Dennoch hat es einen großen Umfang, denn es ſtellt die äußere Welt dar, und die ganze Sichtbarkeit iſt ſein Schauplatz. Nie kann daher die Handlung ſtille ſtehen, ſie geht fort, wenn auch langſam. – Auch Einheit des Orts hat der epiſche Dichter in ſo fern zu beobachten, daß er nie plötzlich von einem Ort in den andern verſetzt, ſondern uns den Weg dahin beſchreibt: ſonſt ſteht ihm die ganze Welt zum Schauplatz offen.

§. 78. Dem Großen uud Würdevollen des Epos muß auch die Darſtellung entſprechen. Der Ton iſt daher meiſt ernſt, der Ausdruck edel und gewählt, doch einfach und natürlich. Die Sprache verſtattet den Gebrauch aller Figuren und Bilder; vorzüglich liebt ſie Gleichniſſe, ausführliche Schilderungen nnd Beſchreibungen. An ſchicklichen Orten aber unterbricht der Dichter ſeine Erzählung dadurch, daß er die handelnden Perſonen ſelbſt reden läßt, wodurch ſein Gedicht ſtellenweiſe dramatiſch wird.

§. 79. Den Anfang des Heldengedichts macht eine kurze und beſcheidene Ankündigung des Hauptinhalts, wodurch die Handlung angezeigt wird, deren Erzählung den Dichter und Leſer beſchäftigen ſoll. Gemeinhin folgt dann die Anrufung irgend einer Gottheit oder Muſe, wodurch der Dichter ſich das Recht verſchafft, Vorfälle und Wirkungen zu erzählen, die über die beſchränkte menſchliche Kraft hinausgehen. Beides, Ankündigung und Anrufung, kann ſchicklich mit einander verbunden werden, worauf dann der Leſer ſogleich mitten in die Begebenheiten eingeführt wird.

§. 80. Das gewöhnliche Sylbenmaß des Deutſchen Epos iſt der von den Griechen entlehnte Hexameter, der daher auch der heroiſche Vers genannt wird. Er ſchickt ſich dazu am beſten wegen ſeines ruhigen, kräftigen

Ganges, und iſt daher den Alexandrinern und fünffüßigen Jamben, die man ſonſt dazu wählte, ſehr vorzuziehen.

§. 81. Des großen Umfangs wegen theilt man das Epos in gewiſſe Abſchnitte, die in den Homeriſchen Gedichten Rhapſodien, bei den Neueren Bücher und Geſänge heißen. Die Zahl derſelben beſtimmt der Umfang des Ganzen, den Ort aber ein ſchicklicher Ruhepunkt in der Handlung ſelbſt, oder irgend ein Uebergang.

§. 82. Das größte Epos der Deutſchen iſt Klopſtock's Meſſias, der ſeinen Stoff aus der heiligen Geſchichte entlehnt hat, daher es ein religiöſes Epos heißt. Nächſt ihm kann noch die früher erſchienene, jetzt nicht mehr genießbare, Noachide von Bodmer bemerkt werden. Ein neueres, und in mehrfacher Hinſicht ſchätzenswerthes Epos, iſt das Weltende von Sonnenberg. Unter den jüngſten Dichtungen dieſer Art zeichnet ſich vortheilhaft aus: Bacchus. Ein Epos von Carl Baron v. Nordeck. Berlin 1827 (aber unvollendet).

Anm. 1. Homer's Iliade und Odyſſee, wie Virgil's Aeneide, ſtehen als die erſten Muſter des klaſſiſchen Alterthums da. Unter den Deutſchen ſind die Nibelungen (aus dem 13 Jahrhundert) das erſte und geſchätzteſte Werk des Mittelalters. Die Briten nennen mit Achtung Milton's verlornes Paradies, die Franzoſen Voltaires Henriade.

Anm. 2. Klopſtock's Meſſiade in 20 Geſängen (1773 vollendet) hat als Gedicht den höchſten Ruf in der Deutſchen Litteratur, wenn gleich die Paßlichkeit des Stoffes zu einem Epos von mehreren Kunſtkennern aus Gründen bezweifelt wird. Eine Ueberſicht deſſelben nebſt mehreren ausgewählten Bruchſtücken findet ſich in Th. Heinſius Epiſch-dramatiſcher Blumenleſe (dem 4. Th. des Bardenhains). Berlin und Poſen 1825.

b) Das romantiſche Epos.

§. 83. Das romantiſche Heldengedicht oder das Ritterepos, iſt die poetiſche Erzählung abenteuerlicher wunderbarer Begebenheiten aus den Zeiten des Ritterweſens, ſo daß das Romantiſche darin die Hauptſache iſt. Es hält daher die Mitte zwiſchen der ernſt-

haften

haften und komiſchen Epopöe; denn der Rittergeiſt, den es darſtellt, iſt ein Gemiſch des höchſten kriegeriſchen Enthuſiasmus und der Frömmigkeit, — eine Verbindung von Tapferkeit und Religion, zwiſchen denen die Liebe die Vermittlerinn macht, und woraus jene Abenteuer erwuchſen, in denen Ernſt und Scherz mit einander wechſeln.

§. 84. Dem Inhalt des Ritterepos und dem romantiſchen Geiſte gemäß, herrſcht nun auch in dieſer Dichtungsart das Wunderbare, das ſich durch Geiſter, Zauberer, Feen, Rieſen und Gnomen äußert, die man nach dem Volksglauben damaliger Zeit für Urheber alles Ungewöhnlichen und Außerordentlichen anſah. Mittelſt dieſer Maſchinen wirkt der Dichter vorzüglich auf die Phantaſie ſeiner Leſer, die auch, bekannt mit dem Glauben des Mittelalters, ſich willig ergeben, und ſich der dichteriſchen Täuſchung ſo lange überlaſſen, als ſolche nicht geradezu in das Gebiet des Ungeheuern hineinführt.

§. 85. Auch in der Einheit der Handlung und des Orts iſt der Dichter des romantiſchen Epos weniger beſchränkt; er kann einen größeren Zeitraum umfaſſen, ſeine Plane verwickelter anlegen, und ſelbſt ſeinen Ton zuweilen herabſtimmen. In der äußeren Einrichtung aber iſt das Heldengedicht dem höheren Epos gleich. Das gewöhnliche Sylbenmaß ſind die Stanzen (§. 51.), nach dem Vorgange der Italiäner, denen wir dieſe Dichtart nachgeahmt haben.

§. 86. Der erſte, der das Ritterepos auf Deutſchen Boden verpflanzte, iſt Wieland. Noch immer ſcheint er unübertroffen in ſeinem Idris, dem neuen Amadis und vorzüglich in ſeinem Oberon. Ihm folgte v. Nicolay in ſeinen dem Arioſt nachgebildeten Gedichten Richard und Meliſſe, Zerbin und Bella, ſo wie v. Alxinger in ſeinem Doolin von Mainz und beſonders im Bliomberis. Die neueſten Verſuche

verdanken wir A. Müller im Richard Löwenherz und Alfonſo.

c) Das idylliſche Epos.

§. 87. Das idylliſche Epos iſt der Gegenſatz des romantiſchen und höheren; denn es erzählt Begebenheiten unſerer Zeit aus dem Gebiete des gewöhnlichen Lebens, und bedarf daher weder des Wunderbaren und der Mitwirkung höherer Weſen, noch verträgt es große Verwickelungen. Ein einfacher Plan, und eine kleine Zahl mitwirkender Perſonen ſind dem Charakter dieſer Dichtart am angemeſſenſten. Was aber der Handlung an Würde und Wichtigkeit abgeht, das muß ihr die Kunſt des Dichters in der Darſtellung zu erſetzen wiſſen. Das gewöhnliche Sylbenmaß iſt der Hexameter.

§. 88 Die bekannteſten Muſter dieſer Gattung, die den Deutſchen eigenthümlich angehört, ſind Voß Luiſe und Göthe's Hermann und Dorothea, — jenes mehr Idylle, dieſes mehr Epos. Minder treu dem Charakter dieſer Gattung iſt Baggeſens Parthenais, weil hier das Wunderbare mit eingemiſcht wird. Auch die Schweſtern von Lesbos von Amalie von Imhof, ſo wie Jucunde und die Inſelfahrt von Koſegarten, können nebſt mehreren anderen hieher gerechnet werden.

d) Das komiſche Epos.

§. 89. Das komiſche Epos ſteht dem höheren oder ernſthaften entgegen, und iſt die poetiſche Erzählung einer entweder an ſich unwichtigen, komiſchen Begebenheit im Tone des ernſthaften Epos, oder einer wichtigen Handlung in einer lächerlichen und niedrigen Sprache. Alſo Inhalt und Darſtellung, jedes für ſich, und beides zuſammen, machen das Heldengedicht zu einem komiſchen. Die Hauptquellen ſeines Stoffs und ſeiner Behandlung ſind das Lächerliche und Scherzhafte.

§. 90. Die Darſtellung kann allen Arten des Komiſchen angehören, alſo rein lächerlich oder ironiſch, humoriſtiſch und burlesk, ſelbſt ſatyriſch ſeyn, welches letztere beſonders bei den älteren Deutſchen Gedichten der Fall iſt. Zur Erhöhung dieſes Lächerlichen dient das Wunderbare, deſſen Quellen die Mythologie und das fabelhafte Syſtem der Geiſterwelt, der Feen, Sylphen und Gnomen ſind.

§. 91. Was die Einheit der Handlung, die Verwickelung und Auflöſung, die Charakterzeichnung und poetiſche Verzierung betrifft, ſo iſt alles dies wie im höheren Epos, obwohl die Anwendung dieſer Beſtandtheile von der Beſchaffenheit des Stoffs und der Abſicht des Dichters abhängt, die hier auf Spott und Beluſtigung gerichtet iſt. Auch die äußere Form und das Sylbenmaß kann daſſelbe ſeyn.

§. 92. Unter den älteren komiſchen Heldengedichten der Deutſchen aus dem 18 Jahrh. ſind Zachariä's komiſche Epopöen: der Renomiſt, die Verwandlungen, das Schnupftuch, der Phaëton, der Murner in der Hölle, noch jetzt nicht ganz ohne Werth; eben ſo der Sieg des Liebesgottes von Utz, das aber mehr beſchreibend als epiſch iſt. Dagegen iſt Thümmel's Wilhelmine wirklich ein Muſter der komiſchen Epopöe, in der ein unwichtiger Gegenſtand ernſthaft dargeſtellt wird; ſo wie in der burlesk-ſatyriſchen Manier Melchior Striegel von Ratſchky und der Neue Froſchmäusler als glückliche Bereicherungen des komiſchen Epos betrachtet werden können.

Anm. 1. Aus dem 15. und 16. Jahrh. beſitzen wir zwei komiſch-epiſche Gedichte: den Reineke Fuchs (von Nicol. Baumann) und den Froſchmäuſeler (von Georg Rollenhagen), von denen jenes, mehr ſatyriſches Fabelgedicht, Jahrhunderte hindurch ein Lieblingsbuch des Deutſchen Volks war.

Anm. 2. Von Zachariä's Phaëton findet ſich eine genaue Angabe des Inhalts nebſt den vorzüglichſten Stellen aller fünf Geſänge in Th. Heinſius Epiſch-dramatiſcher Blumenleſe ꝛc. 1825.

II. Die dramatiſche Poeſie.

§. 93. Die dramatiſche Poeſie unterſcheidet ſich von der epiſchen beſonders dadurch, daß ſie nicht, wie dieſe, eine Handlung als bereits geſchehen erzählt, ſondern vielmehr ſolche vor unſern Augen erſt geſchehen läßt, und daß der Dichter hier völlig verſchwindet, indem ſtatt ſeiner die Perſonen ſelbſt, unter denen die Handlung vorgeht, reden und handeln.

§. 94. Da die Handlung in der dramatiſchen Poeſie die Hauptſache iſt, ſo nannten die Griechen ein ſolches Gedicht Drama; die Deutſchen nennen es Schauſpiel (im weitern Sinne des Worts), weil es zur Darſtellung und Aufführung auf der Bühne beſtimmt iſt, alſo nicht bloß geleſen und gehört, ſondern geſchaut werden ſoll.

§. 95. Unter Handlung aber verſtehen wir hier den Inhalt eines dramatiſchen Gedichts, oder die Begebenheit, die nach ihrem Anfang, Fortgang und Ende dargeſtellt werden ſoll. In dieſer Bedeutung iſt es ſo viel als Fabel. Will man aber, wie einige Kunſtrichter thun, beides unterſcheiden, ſo gibt die Fabel nur den Stoff, und die Handlung die Wirklichkeit, d. h., die Fabel iſt dann die geſchehene Sache, und die Handlung das, wodurch ſie geſchieht.

§. 96. Die Handlung kann von dem Dichter ſelbſt erfunden oder aus der Geſchichte entlehnt werden. Im erſten Falle erdichtet er ſich ſowohl die Umſtände als die Perſonen, und ſchafft ſich Zeit und Ort nach ſeiner Willkür. Im zweiten Falle kann der Dichter Inhalt, Perſonen und Charaktere, wie er ſie in der Geſchichte findet, beibehalten; jedoch darf ihm, ſo wenig als dem Romanendichter, das Recht genommen werden, ſeine hiſtoriſchen Charaktere zu idealiſiren; denn er iſt nicht an die hiſtoriſche Wahrheit, ſondern nur an die pſychologiſche Wahrſcheinlichkeit gebunden.

§. 97. Welchen Stoff aber auch der dramatiſche Dichter wählen mag, immer iſt Einheit der Handlung, wie im Epos, weſentlich nothwendig. Wir fodern nämlich, daß in jedem Drama eine Hauptbegebenheit zum Grunde liege, auf welche ſich alle einzelne Vorfälle beziehen. Aus dieſer Eigenſchaft entſpringt dann von ſelbſt die Einheit der Abſicht, die der Dichter vor Augen hat, die Einheit des Intereſſe, das unter ſeinen Zuſchauern bewirkt werden ſoll, ſo wie die Einheit des Erfolgs oder der durch alle Umſtände bewirkten Glücksveränderung.

§. 98. Auch die Einheit der Zeit und des Orts kann man dem Dramatiker nicht ganz erlaſſen, wenn ſie gleich der Phantaſie minder weſentlich erſcheinen mag, und ſelbſt in ausgezeichneten Dichtungen nicht ſelten verletzt iſt. Denn die Handlung im Drama geht ihren raſchen Gang fort, weil ſie nur die, jeden Augenblick ſich ändernde, Gegenwart und deren Erſcheinungen darſtellt, die, wie die Worte, nur von flüchtiger Dauer ſind. Es umfaßt nur einen kleinen Zeitraum von wenigen Stunden, höchſtens einigen Tagen, und ſelbſt dieſen kurzen Zeitraum drängt es noch zuſammen, denn alles geht hier ſchneller von Statten als in der Wirklichkeit. Was die Einheit des Orts betrifft, ſo kann man ſich freilich eher zuſammen denken, was in der Gegenwart im Raume neben einander da iſt, als was in der Zeit auf einander folgt; aber eine zu ſchnelle Veränderung des Orts, eine Verſetzung aus einem Welttheil in den andern, würde uns doch gewaltſam aus unſerer Täuſchung herausreißen.

§. 99. Die Täuſchung nämlich, oder die Illuſion, iſt es, was der Dramatiker in dem Zuſchauer zu bewirken ſtrebt. Er muß daher alle Umſtände, Perſonen, Reden und Handlungen ſo zuſammenſtimmend und naturgemäß einrichten, daß man darüber die Kunſt vergeſſen, und alles für Leben und Wirklichkeit halten kann.

Durch Mitwirkung der Schauſpielkunſt wird dieſe Täuſchung ſehr erhöht; doch darf ſie nie ſo weit gehen, daß der Zuſchauer aufhört, ſich ihrer bewußt zu ſeyn.

§. 100. Was die handelnden Perſonen im Drama betrifft, ſo hängt die Wahl und Menge derſelben von dem Dichter ab, der darüber nach ſeinem Plan beſtimmt. Mag er indeß mehr oder weniger aufnehmen, nie dürfen müßige Perſonen vorkommen, die zum Gange und zur Entwickelung des Drama nichts beitragen.

§. 101. Unter dieſen Perſonen muß, wie im Epos, eine Hauptperſon ſeyn, die im Mittelpunkt der ganzen Darſtellung ſteht, und mit beſonderem Fleiß gezeichnet ſeyn will. Der Charakter derſelben wird aber nicht geſchildert, ſondern er entwickelt und äußert ſich von ſelbſt in den vom Dichter herbeigeführten Situationen (Zuſtänden) durch Handlungen und Reden. Eben ſo haben auch alle übrige Perſonen ihre beſtimmten Charaktere, oder ihre eigenthümliche, ihren Verhältniſſen zum Ganzen anpaſſende Art, zu reden und zu handeln. Die Reden aber dürfen im Schauſpiel nur kurz ſeyn; viel Worte und wenig Handlung iſt undramatiſch.

§. 102. Die äußere Einrichtung des Drama, nach welcher es in Acte (Aufzüge) und Scenen (Auftritte) getheilt wird, iſt nicht zufällig, ſondern ſie geht hervor aus der Anlegung des Ganzen, und aus der äſthetiſch-berechneten Folge der Begebenheiten, ſo daß jeder Act einen wichtigen Theil der Haupthandlung enthalten muß.

§. 103. Ueber fünf Acte dehnt man ein Drama nicht aus; der erſte enthält die Expoſition, oder die Hindeutung auf den Hauptinhalt des Ganzen, welches aber nicht, wie im epiſchen Gedichte, durch Erzählung, ſondern durch Geſpräch und Thätigkeit der handelnden Perſonen geſchieht. Dann folgt die Verwickelung, welche durch die folgenden drei Acte mit ſteigender Lebhaftigkeit fortgeht, bis endlich im fünften Act die Auf-

löſung und das Ende der Handlung erfolgt. Derſelbe Fall iſt es, wenn ein Stück aus vier oder drei Acten beſteht. Zwei Acte ſind dem Weſen des Drama eben nicht günſtig, weil ſie gewöhnlich die Handlung zerſchneiden; wohl aber kann man kleinere Handlungen recht gut in Einem Act darſtellen, wie auch in den meiſten Vor- und Nachſpielen, kleinen Poſſen und Operetten geſchieht. — Die Anzahl der Auftritte und deren Länge richtet ſich ganz nach der Beſchaffenheit der Handlung. Der Dichter muß ſie aber gehörig verketten, und nie eine Lücke auf der Bühne eintreten laſſen.

§. 104. Für die Einkleidung oder den Vortrag wählt der dramatiſche Dichter die dialogiſche Form, denn er beabſichtiget die möglichſte Verſinnlichung und Vergegenwärtigung der Gegenſtände. Der herrſchende Ton im Dialog richtet ſich nach der Gattung des Schauſpiels, und ſchattet ſich wieder in jeder einzelnen Rolle nach den Geſinnungen, dem Stande, Alter und den Eigenthümlichkeiten jeder Perſon ab. Ueberall aber muß der Dialog leicht und lebhaft ſeyn, und in einem richtigen Verhältniß zur Handlung ſtehen. Monologe paſſen, als laute Ausbrüche der Empfindungen, nur für ſolche Situationen, in welchen die Seele von der höchſten leidenſchaftlichen Bewegung ergriffen, oder in wichtigen Betrachtungen vertieft iſt, daher ſie nur im Trauer- und Schauſpiel Anwendung finden können. Ihrer Natur nach fodern ſie einen kurzen, kräftigen und lebendigen Ausdruck.

§. 105. Die Aufführung des Drama, oder die eigentliche Schauſpielkunſt, alſo das Coſtüm, die Pantomime, die Decoration, die theatraliſche Muſik, iſt nicht die Sache des Dichters. Da er indeſſen ſein Stück für die theatraliſche Darſtellung bearbeitet, ſo muß er auch darauf Rückſicht nehmen, und nicht nur das vermeiden, was der Aufführung hinderlich ſeyn würde, ſondern auch dem darſtellenden Künſtler durch

Winke und Belehrungen die Hand bieten: nie aber darf er ſich auf Theatercoups und Pomp, als auf eine Nachhilfe verlaſſen wollen, die, wenn ſie auch den lüſternen Schauer ergötzen möchte, doch dem Dichter keine Lorbeeren bringen kann.

Anm. Wenn die Schauluſt des neueſten Volksgeſchmacks die Aufführung zur Hauptſache macht, und wenn die Bühnen mit einander wetteifern, durch die Künſte der Maſchinerie und Decoration jenen Ungeſchmack zu nähren: ſo darf und ſoll dies den wahren Dramatiker nur beſtimmen, durch tieferes Studium ſeiner Kunſt und durch echte Werke ſeines Genie's und ſeines Fleißes den edleren Geſchmack wieder zu beleben.

§ 106. Das Drama zerfällt in mehrere Unterarten, die zum Theil mit, zum Theil ohne Muſik aufgeführt zu werden beſtimmt ſind. Zu dieſen gehört das Trauer-, Luſt- und Schauſpiel, zu jenem das Singſpiel, wozu die Oper, die Operette und das Melodrama gerechnet werden *).

Anm. *) In ſo fern die Trauer-, Luſt- und Schauſpiele dem Epiſchen am nächſten liegen, die Oper, die Operetten und das Melodrama aber dem Lyriſchen verwandt ſind, ſprechen einige Theoretiker von einer epiſch-dramatiſchen und einer lyriſch-dramatiſchen Poeſie.

1) Das Trauerſpiel.

§. 107. Das Trauerſpiel oder die Tragödie iſt die dramatiſche Darſtellung einer tragiſch-heroiſchen Handlung. Heroiſch nennen wir die Handlung, in welcher die menſchliche Freiheit im Kampfe mit dem durch Leidenſchaften oder Verkettung der Umſtände herbeigeführten Schickſale erſcheint *); tragiſch iſt, was die Empfindung des Mitleids und der Beſorgniß erregt.

*) Anm. Mehrere Kunſtphiloſophen, wie Eberhard in ſeiner Aeſthetik (B. 4.), unterſcheiden zwiſchen Schickſals- und Leidenſchaftstragödie, und belegen nur jene, als die höhere Gattung, mit dem Namen Tragödie, dagegen ſie dieſe Trauerſpiel genannt wiſſen wollen. Nach ihnen iſt das Trauerſpiel ein Drama, welches die tragiſche Wirkung auf das Gemüth bloß durch Darſtellung menſchlicher Leidenſchaften hervorbringt; die Tra-

gödie aber ein ſolches Drama, welches jene Wirkung durch die Idee eines Verhängniſſes oder einer überſinnlichen Nothwendigkeit in wechſelnder Verbindung mit der menſchlichen Freiheit erzeugt. Solche Schickſals-Tragödien gab uns Aeſchylus, der Vater des Griechiſchen Trauerſpiels, und durch dies Beiſpiel unterſtützt, erklärte ſich auch die tragiſche Kunſt der Neuern dafür. Aus dieſer Idee entſtanden Schiller's Braut von Meſſina und Müllner's Schuld.

§. 108. Wir erblicken nämlich in der Tragödie einen Helden, der ſich im Kampf mit dem Schickſale oder ſeinen Leidenſchaften befindet. Es iſt alſo dieſe Dichtungsart dem Epos nahe verwandt, unterſcheidet ſich aber von ihm dadurch, daß dieſes bloße Erzählung iſt, in welcher ſich die Perſönlichkeit des Dichters abſpiegelt, die Tragödie dagegen eine ſinnliche, lebendige Darſtellung, wodurch die Eindrücke weit ſtärker und wirkſamer werden.

§. 109. Ueberdies muß der Held der Tragödie nothwendig dem Schickſale oder der Leidenſchaft unterliegen, und zwar durch eigene Schuld. Er darf eben ſo wenig ein vollkommen tugendhafter, als laſterhafter Charakter ſeyn, ſondern ein fehlender, den das, mit der Schuld verknüpfte, Verhängniß trifft, und der ſein Vergehen, wenn auch nicht gerade mit dem Leben, büßt. Dies iſt nothwendig, denn das menſchliche Herz und die tragiſche Kunſt fodern eine Beendigung, wodurch die Leidenſchaft geſtillt, und das aufgeregte Gefühl mit dem Schickſal verſöhnt wird.

§. 110. Hieraus läßt ſich denn auch das Vergnügen erklären, das wir an der Tragödie empfinden. Der Held erregt in uns ein gemiſchtes Gefühl der Luſt und Unluſt, die beide unaufhörlich gegen einander anſtreben. Jenes wird genährt durch das Mitgefühl, das uns zu dem Helden hinzieht, und durch die Thatkraft, die wir an ihm bewundern; dieſes aber wird hervorgebracht durch die Uebermacht des Schickſals, das ſich einem Menſchen, für den ſich unſer Inneres hingibt, in den Weg wirft. Sobald nun der entſcheidende Moment

eintritt, in welchem der Held dem Schickſal erliegt, ſo ſteigt auch das Wohlgefallen an der Größe des Geſunkenen um ſo ſtärker, und wir beruhigen uns über ſeinen Fall, da er bis zum letzten Augenblick uns befriedigt, und der Phantaſie ein ſchönes Bild der Kraft hinterlaſſen hat, bei dem ſie gern verweilt.

§. 111. Die Perſonen der Tragödie müſſen, durch Würde und Größe, der Wichtigkeit der Handlung angemeſſen ſeyn; daher nimmt man dazu gewöhnlich Könige und Fürſten. Indeſſen iſt dies nicht durchaus nothwendig; die Leidenſchaften ſind bei allen Menſchen dieſelben, und das Schickſal waltet über alle Stände; nur würden gar zu niedrige Perſonen, die man ſich in das Große nicht leicht verflochten denken kann, auch zu wenig Theilnahme erregen. Auf dieſe Bemerkung gründet ſich die Eintheilung des Trauerſpiels in das heroiſche und bürgerliche, zu welcher letztern Art z. B. Schiller's Kabale und Liebe gehört. Welche Perſonen nun aber der Dichter auch wählen mag, immer müſſen ſie durch ſittliche Würde und Seelenſtärke ausgezeichnet ſeyn.

§. 112. Die gewöhnliche Leidenſchaft, welche in unſern Trauerſpielen dargeſtellt wird, iſt die Liebe, weil der höhere Grad derſelben, die Liebe in Verzweiflung und gegen Hinderniſſe kämpfend, der tragiſchen Kunſt am vortheilhafteſten iſt. Indeſſen kann der Tragiker auch andere Leidenſchaften benutzen, wie denn die Griechen alle mächtige Leidenſchaften in ihren Tragödien darſtellten.

§. 113. Uebrigens finden alle Regeln, die für das Drama überhaupt gelten, vorzüglich ihre Anwendung im Trauerſpiel. Die Einheit der Handlung, der Zeit und des Orts müſſen hier um ſo ſtrenger beobachtet werden, da ohne ſie der Ernſt und die Würde des Stücks leiden würde*). Je einfacher Handlung und Plan, deſto beſſer. Das Ueberraſchende und Unerwartete findet hier nicht Statt.

*) Anm. Will man ſich auf große Dichter berufen, die,

wie Shakespeare, die Einheit nicht immer beobachteten, ſo bedenke man, daß auch dieſe die wohl begründeten Regeln nicht umſtoßen können, daß man aber an ihnen gewiſſe Mängel über ihren weit größeren Tugenden leichter überſieht.

§. 114. Was Sprache und Ausdruck der Tragödie betrifft, ſo müſſen ſolche mit der Würde der Perſonen und ihrem Charakter übereinkommen. Da ſie ſelbſt ſprechen, und zwar in der höchſten Leidenſchaft, ſo erhebt ſich ihre Sprache auch über das Epos; ſie grenzt an das Lyriſche, und liebt alſo die ſtärkſten Figuren und die höchſte Würde des Ausdrucks, die aber nie in das Pomphafte und Schwülſtige ausarten darf. Daher iſt denn auch die metriſche Einkleidung der Proſa vorzuziehen, obwohl dieſe für ein bürgerliches Trauerſpiel, wie z. B. Leſſing's Emilia Galotti, nicht unzweckmäßig iſt. Gewöhnlich bedient man ſich jetzt der fünffüßigen Jamben, die man oft, um ihnen mehr Mannichfaltigkeit und Klang zu geben, an bedeutenden Stellen, beſonders am Schluſſe der Scenen und Acte, ſich reimen, und auch wohl in den Momenten der höchſten Leidenſchaft mit lyriſchen Sylbenmaßen abwechſeln läßt.

§. 115. Man hat außer den heroiſchen und bürgerlichen Trauerſpielen theils noch ſo genannte Bardiete, wie Hermanns Schlacht und Hermanns Tod von Klopſtock, deren Gegenſtand aus der Welt der alten Deutſchen entlehnt iſt, theils Rittertragödien. Letztere haben indeſſen gewöhnlich einen weiteren Umfang als die Tragödie, indem ſie ſich nicht ſowohl auf einen einzelnen Moment in dem Leben eines Helden beſchränken, als vielmehr ſeinen ganzen heroiſchen Charakter entwickeln. Daher vertragen ſolche Stücke auch einen gemiſchteren Ton, eine größere Anzahl von Perſonen, und mehr Verwickelung in den Begebenheiten; auch können ſie in der Aufführung mehr äußeren Pomp haben. Muſter ſolcher Dichtungen ſind: Göthe's Götz von Berlichingen, Schiller's Jungfrau von

Orleans und Wallenſtein, ſo wie die Söhne des Thales von Werner.

§. 116. Zu den erſten Tragikern der Deutſchen gehören (außer den älteren, nun freilich nicht mehr ganz genügenden, J. E. Schlegel, v. Cronegk und Weiße) Klopſtock, in ſeinem Tod Adams, David, Salomo, und ſeinen drei Bardieten Hermanns Schlacht, Hermann und die Fürſten und Hermanns Tod (die indeſſen für die Aufführung nicht berechnet ſind); v. Gerſtenbergs Ugolino und Minona; Leiſewitz Julius v. Tarent; v. Göthe Clavigo, Taſſo, Egmont, Iphigenia; v. Schiller's Räuber, Kabale und Liebe, Fiesko's Verſchwörung, Don Karlos, die Braut v. Meſſina, Wallenſtein, W. Tell; Leſſing's Emilia Galotti und Miß Sara Sampſon; Babo's Otto von Wittelsbach; Collin's Regulus und Coriolan, ſo wie mehrere andere von Klinger, Körner, Oehlenſchläger, Grillparzer, Raupach ꝛc. ꝛc. Beſondere Erwähnung dürften verdienen: Werner's Kreuz an der Oſtſee und der vier und zwanzigſte Februar, ſo wie Müllner's Schuld.

§. 117. Zum Schluſſe dieſes Abſchnitts iſt noch zu bemerken, daß die antike Tragödie ſich von der modernen beſonders durch einen Chor unterſcheidet. Dieſer beſtand aus einer Anzahl Perſonen, die an der Handlung ſelbſt keinen weſentlichen Theil halten, ſondern theils den Dichter als lyriſche Perſon darſtellten, die ihre Empfindungen, Bemerkungen und Rathſchläge den ſpielenden Perſonen in den Mund legte, theils das Volk ſelbſt, das man ſich bei den Handlungen gegenwärtig dachte. Dieſer Chor war um ſo nöthiger, da, bei der Darſtellung von Nationalbegebenheiten an den Feſten der Gottheiten, oft eine Maſſe von zwanzig tauſend Menſchen gegenwärtig war, die kein Schauſpielhaus faſſen konnte, und denen die Stimme der einzelnen Schauſpieler zu

oft ganz entgangen ſeyn würde, wenn nicht der Chor, verbunden mit Muſik und Tanz, die Handlung fortgeführt hätte. Ohnedies erſetzte dieſer Chor bei den Alten die ihnen fehlende Pauſe zwiſchen den Acten. — Hieraus geht hervor, daß die neue Tragödie, ihres veränderten Charakters wegen, auch des Chors nicht nothwendig bedarf. Schiller hat ihn indeſſen in ſeiner Braut von Meſſina zuerſt und mit Glück angewandt, und ſeitdem haben ſich mehrere Stimmen für die allgemeine Einführung deſſelben erhoben, doch ohne die Sache völlig entſchieden und gefördert zu haben.

Anm. Beiſpiele, die hier keinen Platz finden können, enthält Heinſius epiſch-dramatiſche Blumenleſe (Berlin 1825), wo Leſſing's Emilia, Göthe's Egmont, Schiller's Wallenſtein, Kabale und Liebe, Braut von Meſſina und Müllner's Schuld fragmentariſch, und in fortlaufender Erzählung mitgetheilt ſind.

2) Das Luſtſpiel.

§. 118. Das Luſtſpiel oder die Komödie iſt die dramatiſche Darſtellung einer Handlung, welche das Gefühl des Lächerlichen oder Komiſchen erregt. Das Komiſche entſpringt theils aus dem Stoffe ſelbſt, theils aus der Behandlung deſſelben, und bleibt hier durchaus die Hauptſache, da der Dichter überall dahin ſtrebt, das Gefühl der Luſt zu wecken und zu erhalten.

§. 119. Es ſteht dem Luſtſpieldichter frei, die Handlung, wie gewöhnlich geſchieht, zu erfinden oder aus der Geſchichte zu entlehnen. Am beſten iſt es, wenn er das tägliche Leben dazu benutzt, und ſolche Vorfälle, Sitten und Perſonen wählt, die der Zuſchauer als gleichzeitig mit ſich erkennt, wodurch ſie an Lebhaftigkeit und Intereſſe gewinnen.

§. 120. Nach den verſchiedenen Arten des Komiſchen hat man auch verſchiedene Arten des Luſtſpiels zu unterſcheiden, von denen jede ihre beſonderen Regeln erfodert. Die Hauptarten ſind

a) das fein-komiſche, und

b) das niedrig-komiſche Luſtſpiel.

§. 121. Das fein-komiſche Luſtſpiel ſtellt eine Handlung des bürgerlichen Lebens auf eine lächerliche Art dar. In ſo fern hier das Komiſche vorzüglich in der Zeichnung eines Hauptcharakters liegt, zu deſſen Entwickelung und Darſtellung der ganze Lauf der Handlung abzweckt, ſo entſteht ein Charakter-Gemälde; in ſo fern es aber hervorgeht aus der Verwickelung der Handlung, und der unerwarteten und überraſchenden Auflöſung, ſo entſteht ein Intriguen-Stück. Beides ſollte indeſſen immer vereinigt ſeyn, denn Charaktere können ſich nur in Situationen durch Handlungen lächerlich zeigen.

§. 122. Alles faßt hier der Dichter von der lächerlichen Seite auf, wozu ihm der Unverſtand, die Unnatur und Thorheit in dem menſchlichen und bürgerlichen Leben hinlänglichen Stoff geben. Nur müſſen dieſe Thorheiten keine wirklichen Laſter ſeyn, denn dieſe ſind kein Gegenſtand des Lächerlichen; wohl aber können ſie, ohne Nachtheil, greller als in der Wirklichkeit dargeſtellt werden, wenn nur die Grundzüge den Sitten und dem Coſtüm der Zeit und des Landes treu bleiben.

§. 123. Die Handlung muß ebenfalls Einheit haben und raſch fortgehen, doch verſtattet ſie mehr und längere Epiſoden, ſobald ſolche nur der Haupthandlung untergeordnet bleiben, und von dem herrſchenden Ton derſelben nicht abweichen. Die Sprache iſt der Ton des edleren geſellſchaftlichen Umgangs, daher iſt die Proſa hier mehr an ihrer Stelle, als die metriſche Sprache. Der Name des Stücks kann von der Hauptperſon, von der Intrigue oder der Entwickelung entlehnt ſeyn, nur muß er nichts verrathen, um nicht die Ueberraſchung zu ſtören.

§. 124. Die Deutſchen haben an guten Muſtern dieſer Gattung noch immer Mangel. Die älteren von Schlegel, Gellert, Krüger wollen, ſowohl ihrer

unpoetiſchen Darſtellung als der veränderten Sitten wegen, uns nicht mehr zuſagen. Kaum noch gefallend ſind die Luſtſpiele von Brandes, Stephani, Wetzel, und beſonders Weiße; ein regeres Leben haben Leſſing, Gotter, A. Wall, Jünger, Schröder, Kotzebue, Iffland und Rochlitz. In den neueſten Zeiten hat man ſich größtentheils mit Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen begnügt.

§. 125. Das niedrig-komiſche Luſtſpiel enthält entweder eine wirklich niedrig-komiſche Handlung, oder ſtellt ſie auf niedrig-komiſche Art dar. Der Dichter hat hier ein freieres Spiel, ſowohl was die Wahl und Behandlung des Stoffs, als die Zeichnung der Charaktere und den Ausdruck betrifft, er kann alles mehr zur Caricatur verzerren, und den Zufall willkürlich ſchalten laſſen.

§. 126. In ſo fern in ſolchem Luſtſpiel niedrigkomiſche Perſonen auftreten, oder höhere traveſtirt ſind, nennt man es eine Poſſe (Farce). Dafür hat jedes Volk ſeinen eignen Charakter; der Deutſche ſeinen Hanswurſt oder Kasperle, der, nachdem ihn ein unrecht angebrachter Ernſt eine Zeitlang vom Theater verbannt hatte, wieder auf daſſelbe zurückgeführt worden iſt. Am beſten paſſen ſich zu ſolchen Stücken die Knittelverſe.

Anm. Zu dieſer Gattung gehören auch die im Mittelalter üblichen Faſtnachtſpiele, worin ſich beſonders Hans Sachs, das Haupt aller Meiſterſänger, groß zeigte.

3) Das Schauſpiel.

§. 127. Schauſpiel im weiteren Sinne bezeichnet überhaupt jede dramatiſche Darſtellung. In der engeren und hier gemeinten Bedeutung iſt es eine ſolche dramatiſche Darſtellung, in welcher eine ernſte Handlung ein gemiſchtes Gefühl anregt, das ſich am Ende in Freude auflöſt. Es ſteht alſo in der Mitte zwiſchen Tragödie und Komödie, denn jener nähert es ſich durch die Aufre-

gung des tragiſchen Gefühls, dieſer durch das Gefühl der Luſt, das am Ende die Oberhand behält; jener ſteht es indeſſen an tragiſcher Kraft nach, dieſer an dem herrſchenden Gefühl der Freude.

§. 128. Auch iſt der Held des Schauſpiels ein anderer als in der Tragödie. Es iſt gewöhnlich eine Perſon aus dem Kreiſe des häuslichen und bürgerlichen Lebens, die gegen Kabale und Bosheit ankämpft, ſich durch ſtille bürgerliche Tugend, wie durch Muth und Geduld in Ertragung der Leiden bewährt, und endlich, als geprüfte Tugend und Unſchuld, bewundert und gerechtfertigt aus ihrem Kampfe hervorgeht. Der unſchuldig leidende Tugendfreund alſo iſt es, der den Schauſpieldichter beſchäftigt.

§. 129. Die Alten kannten dieſe Art des Drama nicht. In neueren Zeiten fühlte man das Bedürfniß derſelben, und ihre Erſcheinung war um ſo willkommner, da ſie theils unſern alltäglichen Verhältniſſen näher liegt und uns über die wirklichen Vorfälle des Lebens belehrt und beruhigt; theils aber auch uns weniger erſchüttert als das Trauerſpiel, unſer Gefühlsvermögen aber wieder mehr beſchäftigt als das Luſtſpiel.

§. 130. Was von dem Trauer- und Luſtſpiel gilt, in Anſehung der Einheit, der ſorgfältigen Charakterzeichnung und der, dem Stücke und der Perſon anpaſſenden, Sprache, findet auch hier ſeine Anwendung. Ein ernſthafter Vortrag und ein edler Styl, ohne Pomp und heftige Declamation, ſind dem Schauſpiele am angemeſſenſten; ſo wie auch die Proſa für den ruhigeren und natürlicheren Gang der Begebenheiten ſich mehr als ein beſtimmtes Sylbenmaß paßt.

§. 131. Die beſten Deutſchen Muſter ſind: Leſſing's Minna v. Barnhelm; Engel's dankbarer Sohn und Edelknabe; v. Göthe's Geſchwiſter und Stella; Schröder's Fähnrich; v. Gemmingen's Deutſcher Hausvater; Iffland's Jäger,

Mün-

Mündel, Verbrechen aus Ehrſucht; Babo's die Strelitzen; Kotzebue's Menſchenhaß und Reue; Werner's Weihe der Kraft und mehrere andere. Von einem höheren Standpunkte aus wollen geſehen ſeyn: Göthe's Iphigenia, und deſſen Torquato Taſſo, in denen, vorzugsweiſe in jenem, ein altklaſſiſcher Geiſt weht, der ſie über das gewöhnliche Schauſpiel erhebt *).

Anm. *) Auch davon ſind Proben gegeben in Heinſius epiſch-dramatiſcher Blumenleſe.

4) Das Singſpiel.

§. 132. Das Singſpiel iſt die dramatiſche Darſtellung eines hiſtoriſchen Stoffs in Verbindung mit Muſik. In letzterer Hinſicht hat es Aehnlichkeit mit der Cantate, unterſcheidet ſich aber von ihr dadurch, daß in jener die lyriſche, im Singſpiel aber die hiſtoriſche Form die herrſchende iſt. So wie jene aber, muß auch dieſes durchgängig auf muſikaliſche Begleitung angelegt und berechnet ſeyn.

Die Untergattungen des Singſpiels ſind

a) die Oper,
b) die Operette,
c) das Melodrama.

a) Die Oper.

§. 133. Die Oper iſt ein dramatiſches Gedicht, das eine Vereinigung der Muſik und aller Künſte erfodert, ſo daß auch Mimik, Tanzkunſt, Malerei und Baukunſt Antheil daran nehmen, um Reiz und Täuſchung hervorzubringen. Wir haben zwei Gattungen der Oper: eine ernſthafte und komiſche.

§. 134. Die ernſthafte Oper (opera seria, auch die große genannt) gleicht in der Wahl des Stoffes dem Epos, denn ſie hat ebenfalls einen wunderbaren Inhalt, indem ſie Gottheiten und mythologiſche Perſo-

nen zu ihren handelnden Weſen macht; die **komiſche Oper** (opera buffa) entſpricht dem komiſchen Epos und dem Luſtſpiel, und verſinnlicht Thorheiten und Fehler.

§. 135. Plan, Handlung und Charakterzeichnung der Perſonen in beiden Gattungen können nur einfach ſeyn, da die Muſik ſelbſt das Spiel verlängert und dieſes eigentlich nur um jener willen vorhanden iſt. Indeſſen muß der Dichter ſeine Perſonen doch in mannichfachen Situationen zeigen, damit die begleitende Muſik die verſchiedenen Grade und Abſtufungen der Leidenſchaft naturgemäß ausdrucken könne. Die Sprache iſt lyriſch, und hat, außer im Rezitativ, ein beſtimmtes Sylbenmaß.

§. 136. Wir haben im Deutſchen wenig Opern, die als Werke der Dichtkunſt Muſter genannt werden könnten, obgleich wir an trefflichen Compoſitionen von **Mozart**, **Reichart** ꝛc. nicht arm ſind. Die beſten ernſten Opern ſind: **Wieland's Alceſte** und **Roſamunde**; **Göthe's Erwin und Elmire**; **Gotter's Romeo und Julie** und die **Geiſterinſel**. Die neueſten Zeiten haben große Muſter in muſikaliſcher Beziehung aufzuweiſen. Dahin: **Spohr's Jeſſonda**, **Maria v. Weber's Euryanthe**, **Spontini's Alcidor**, **Olympia**, **Nurmahal** ꝛc. Doch bedarf es durchaus der Vereinigung zweier Genies in der Dichtkunſt und Compoſition, um etwas Vollkommenes in dieſer Gattung zu liefern.

b) Die Operette.

§. 137. Die **Operette** iſt aus der Oper entſtanden, und beſteht in der dramatiſchen Darſtellung von Scenen des bürgerlichen Lebens in einem meiſt proſaiſchen Dialog mit eingemiſchten Arien und Chören. Sie unterſcheidet ſich daher von der Oper, in der die poetiſche und muſikaliſche Darſtellung ein ſich gegenſeitig unterſtützendes und ununterbrochenes Ganzes bildet, dadurch,

daß bei ihr die muſikaliſche Begleitung durch Dialog unterbrochen wird, während welcher Zeit die Muſik ſchweigt.

§. 138. Betrachtet man die Operette als Kunſtwerk der Rede, ſo iſt ſie, mag ihr Inhalt ernſthaft oder luſtig ſeyn, immer ein unnatürliches Erzeugniß, das alle Täuſchung ſtört, da wir dieſelben Menſchen, die ſich kurz vorher auf gewöhnliche Art unterredet hatten, bald darauf ſich ſingend mittheilen hören. Indeſſen iſt der Geſchmack an dieſer Unart faſt ſo allgemein geworden, daß auch unſere beſſeren Componiſten kein Bedenken tragen, ihre Kunſt ſogar an elende Machwerke zu verſchwenden. Die beſten Operetten verdanken wir Weiße, Gotter, Meißner, Bürde, v. Göthe, Herklots ꝛc. Die neueſten ſind, wie die Opern, größtentheils Ueberſetzungen oder Nachbildungen Franzöſiſcher Operetten.

c) Das Melodrama.

§. 139. Das Melodrama, nach der Zahl der ſpielenden Perſonen auch Monodrama und Duodrama genannt, iſt ein dramatiſches Gedicht, das durch abwechſelnd eintretende Muſik unterbrochen wird. Von der Oper und Operette unterſcheidet es ſich dadurch, daß die Perſonen nicht darin ſingen, ſondern declamiren, und die Muſik nur die Pauſen ausfüllt, indem ſie die in der Rede ausgedruckten Gefühle theils vorbereitet, theils fortführt. Der Inhalt iſt meiſt ernſt und leidenſchaftlich, und der Stoff aus der Mythologie entlehnt. — Man hat mit Recht gegen dieſes Kunſtwerk bemerkt, daß es zu wenig Abwechſelung und Mannichfaltigkeit gewähre, und daß die Muſik die Einförmigkeit des Eindrucks verſtärke, indem ſie durch Töne nur das wiedergebe, was ſchon durch Worte dargeſtellt iſt. Auch wird dadurch der Gang der Empfindung unterbrochen, und dem Schauſpieler während der Muſik die ſchwierige Aufgabe geſtellt, wie er ſeine Pauſen ſchicklich durch Mimik ausfüllen ſoll.

§. 140. Die beſten Deutſchen Melodramen, durch Benda's Compoſitionen verewigt, ſind: Brandes Ariadne, Gotter's Medea, Ramler's Cephalus und Prokris. In neueren Zeiten hat ſich der Geſchmack an dieſer Dichtart verloren.

III. Die romantiſch-erzählende Poeſie.

§. 141. Die romantiſch-erzählende Poeſie hat das Eigenthümliche, daß ſie nicht, wie das Epos und Drama, Eine Hauptbegebenheit erzählt, ſondern eine ganze Reihe von Begebenheiten, oder das ganze Leben eines Helden. Wir haben drei Gattungen derſelben:

1) Den Roman.
2) Die Novelle.
3) Das Mährchen.

1) Der Roman.

§. 142. Unter Roman verſtehen wir eine ausführliche Erzählung, in welcher das Romantiſche im Kampf mit der Convenienz und dem bürgerlichen Leben dargeſtellt wird. Ohne dieſes Romantiſche (§. 60.) wäre es eine bloße Erzählung alltäglicher und gewöhnlicher Begebenheiten, die wohl den Stoff zu einer moraliſchen Abhandlung, aber nicht zu einem Kunſtwerke geben würden.

§. 143. Dieſe Dichtungsart hat, ſowohl ihrem Inhalt als ihrer Bearbeitung nach, die meiſte Aehnlichkeit mit dem Epos. Allein ſie unterſcheidet ſich von ihm weſentlich dadurch, daß die Handlung des Romans weniger wichtig und folgenreich iſt, indem ihr eine Begebenheit des Privatlebens zum Grunde liegt, und daß ſie alſo auch das Wunderbare verſchmäht, das ſich in das Epos einmiſcht.

§. 144. Der Stoff des Romans kann verſchieden ſeyn; zuweilen hiſtoriſch, meiſtentheils aber erdichtet.

So wie beim Epos gibt es auch hier zwei Hauptgattungen, den ernſthaften und komiſchen Roman, von denen die letztere die Caricaturen des gemeinen Lebens ſchildert, und das Lächerliche an ihnen darſtellt. Zwiſchen beiden ſteht der Ritterroman, von dem eigentlich alle Romane ausgingen, indem er bei den abendländiſchen Völkern herrſchender Geſchmack war, und auch in neueren Zeiten in Deutſchland wieder aufzutauchen verſuchte.

§. 145. Bei allen dieſen Romanen kommt es beſonders auf die gute Wahl des Thema oder auf die Haupthandlung an, die anziehende Lagen und Vorfälle enthalten muß; ſo wie auf gute Zeichnung der Charaktere, die ſich hier durch Worte und Handlungen ſelbſt ausſprechen müſſen. Es können übrigens ſchwache und ſchlechte Charaktere als Helden auftreten. In der Ausführung hat der Romandichter vorzüglich zu ſehen auf vortheilhafte Anordnung und Stellung der Begebenheiten, und auf glückliche Schürzung und Auflöſung des Knotens, damit er die Aufmerkſamkeit des Leſers erhalte; ſo wie er alles vermeiden muß, was den Verſtand verwirren, und das Gefühl, ſtatt zu verfeinern, verderben könnte.

§. 146. Form und Einkleidung des Romans ſind gleichgiltig; man kann die erzählende, dialogiſche und Briefform wählen, obwohl die erſtere die gewöhnlichſte und beliebteſte iſt. Unter allen Dichtungen iſt der Roman die einzige, die kein beſtimmtes Sylbenmaß verträgt, theils ihres Umfangs, theils ihres, aus dem bürgerlichen Leben entlehnten, Stoffes wegen. Dennoch verlangt er eine blühende und edle Schreibart, die ſich zuweilen ſogar bis zur Poeſie erheben darf. Dem komiſchen Roman iſt alles erlaubt, was den komiſchen Gedichten überhaupt frei ſteht; nur dürfen Sprache und Ausdruck nicht zur gemeinen Natur herabſinken.

§. 147. Unter der zahlloſen Menge von Deutſchen

Romandichter nennen wir beſonders v. Göthe (Leiden des jungen Werthers, Wilhelm Meiſter, und die Wahlverwandtſchaften), v. Schiller (Geiſterſeher, der leider unvollendet iſt), Jacobi (Woldemar und Allwill), Tieck (Franz Sternbalds Wanderungen), Fr. Schlegel (Florentin); Klinger, v. Hippel, Rochlitz, Heinſe, Huber, Lafontaine, Mahlmann, Miller, Fr. Schulz, Jean Paul Richter, Thümmel, Caroline Pichler, Kind, Fouqué, Laun, Schilling (Jung) und Benedikte Naubert, Verfaſſerin des Walther v. Montbarry, der Thekla von Thurn, des Herrmann von Unna, der Eudoxia ꝛc.; im komiſchen Roman haben ſich ausgezeichnet: Muſäus, Jünger, Knigge und Schummel. Keine Gattung der Dichtkunſt hat aber auch ſo viel Mittelmäßiges, Schlechtes, oft Verderbliches in unſere Literatur gebracht, als dieſe.

2) Die Novelle.

§. 148. Die Novelle iſt ebenfalls eine Erzählung, die durch romantiſche Darſtellung des geſellſchaftlichen Lebens vergnügen ſoll. Sie hat alles mit dem Roman gemein, und unterſcheidet ſich von ihm nur durch einfachere Handlung und geringern Umfang des Stoffes, der übrigens gewöhnlich ein Liebesabenteuer enthält. Die Deutſchen haben dieſe Dichtart von den Spaniern und Italiänern entlehnt, daher unſere Novellen größtentheils Nachahmungen oder Ueberſetzungen ſind. Am gelungenſten ſind einige Dichtungen dieſer Art von Lafontaine, Huber, Tieck und Mahlmann.

3) Das Mährchen.

§. 149. Das Mährchen iſt eine hiſtoriſche Dichtung, in welcher ſich das Natürliche mit dem Uebernatürlichen miſcht. Sie entſtand aus den mündlichen Erzählungen der Völker in den frühеſten Zeiten der

Bildung, wo man anfing, über den Urſprung der Welt und die Erſcheinungen in der Natur nachzudenken. Da man dies nur auf eine ſehr unvollkommene Art vermochte, und es eben ſo bilderreich ausdruckte, als man es ſich ſinnlich dachte: ſo gingen daraus allerlei Dichtungen hervor, die, durch Ueberlieferung fortgepflanzt, den Anſtrich des Wunderbaren erhielten, und — in ſo fern ſie wirkliche Begebenheiten betrafen — an Ort und Zeit angeknüpft wurden.

§. 150. Obwohl kein Volk dieſer Dichtungen ganz entbehrt, und ſolche faſt überall als die Anfänge der epiſchen Poeſie und endlich der wirklichen Geſchichte zu betrachten ſind: ſo iſt doch ein Land reicher daran als das andere. Am bekannteſten aber ſind die morgenländiſchen Mährchen; denn im Orient blieb Alles mündliche Erzählung, und von dort aus verbreitete ſich das Geiſter= und Wunderweſen durch die Araber in die Abendländer, wo ſich denn endlich der nordiſche Volksglaube an Elfen, Feen und ähnliche Schickſalsweſen, damit vermiſchte, woraus die Feenmährchen hervorgingen.

§. 151. Man würde dieſe Dichtungsart herabwürdigen, wenn man ſie bloß als ein Spielwerk der ungeregelten Phantaſie betrachten wollte. Herder nennt ſie einen zauberiſchen Traum der Wahrheit, aus dem wir ungern erwachen, indem wir uns durch ſie im Reiche der Geiſter befinden, und meint, daß in ihnen eine reiche Ernte von Weisheit und Lehre liege, und daß keine andere Dichtung dem menſchlichen Herzen ſo feine Dinge ſo fein zu ſagen verſtehe. Auch möchten ſie allerdings für die Bildung der Kinderſeelen mit einigem Nutzen gebraucht werden können.

§. 152. Inhalt und Darſtellung des Mährchens ſind theils ernſthaft, theils komiſch und ſelbſt ſatyriſch. Der Stoff kann aus der wirklichen Sagengeſchichte entlehnt oder auch frei erdichtet werden; nur muß das Romantiſche und Wunderbare, womit ſich eine

gewiſſe Unbefangenheit verbindet, darin herrſchend ſeyn. Die Einkleidung kann poetiſch ſeyn, iſt es aber gewöhnlich nicht; die proſaiſche Schreibart gleicht dem Styl des Romans. Die beſten Muſter dieſer Dichtung verdanken wir Wieland, Herder, vorzüglich aber Muſäus (in ſeinen Volksmährchen), Tieck und Mahlmann.

Drittes Kapitel.

Von der beſchreibenden Poeſie.

§. 153. Die beſchreibende Poeſie hat mit der erzählenden das gemein, daß ſie äußere Gegenſtände darſtellt; unterſcheidet ſich aber von ihr dadurch, daß ſie die Gegenſtände im Raum und nicht in der Zeit betrachtet. Ihr Weſen beſteht alſo darin, Gegenſtände, die neben und mit einander da ſind, als ein beharrliches Ganzes zu zeigen.

§. 154. Da alſo die beſchreibende Poeſie ihren Stoff in Erſcheinungen findet, denen, als ſolchen, ſchon für die äußere Anſchauung ein hoher Grad von Verſinnlichung zukommt: ſo arbeitet ſie beſonders für die Phantaſie, und der beſchreibende Dichter muß es daher verſtehen, das Mannichfaltige der äußeren Erſcheinung zu Einem ſchönen Bilde für die Phantaſie zu vereinigen. Dies geſchieht, ungeachtet die einzelnen Theile nicht in nothwendigem Zuſammenhange ſtehen, und die Sprache nur nach und nach ſchildert, dadurch, daß der Ton des Ganzen durch Eine herrſchende Empfindung beſtimmt, und alle Bilder durch ſie verbunden werden. Daher hat dieſe Dichtungsart den Anhauch des Lyriſchen, und liebt nur kurze Formen, oder theilt Werke von größerem Umfang in eine Menge kleiner Gemählde, von denen jedes ein für ſich beſtehendes Ganzes bildet.

§. 155. Das beſchreibende Gedicht gibt entweder

den Charakter eines Dinges ganz kurz und in möglichſt kleiner Form an, und dann entſteht das Epigramm; oder es ſchildert ausführlich, und in dieſem Falle hat es entweder mit der ſinnlichen Natur zu thun, und dann entſteht die Landſchaftspoeſie, oder mit der ſittlichen, und dies gibt die charakteriſirende Poeſie. Die ſittliche Natur aber kann ſich der Dichter als rein und unverderbt, alſo in einem idealiſchen Zuſtande denken — Idyll; oder wie ſie wirklich unter uns vorhanden iſt, und in dieſem Falle wieder in einer höheren Reinheit — mimiſches Gedicht; oder bloß in Hinſicht auf ihre Fehler und Thorheiten — Satyre. Hieraus entſtehen alſo fünf Unterarten der beſchreibenden Poeſie:

1) Epigramm,
2) Landſchaftspoeſie,
3) Idyll,
4) mimiſches Gedicht,
5) Satyre.

1) Das Epigramm.

§. 156. Das Epigramm iſt, nach Herder, die Darſtellung eines Bildes oder einer Empfindung über einen einzelnen gegenwärtigen Gegenſtand, der für den Anſchauenden reizend war, und durch dieſe Darſtellung in Worten auch einem andern gleichgeſtimmten oder gleichgeſinnten Weſen anziehend werden ſoll. Dieſe Erklärung bezieht ſich indeſſen mehr auf das Griechiſche Epigramm, das in einer Aufſchrift auf Tempeln, Grabmählern und Kunſtwerken beſtand, und eben ſo die Neugier des Beſchauers erregte, wie das Denkmal ſelbſt.

§. 157. Die Neueren ahmten das Epigramm den Griechen nach, änderten aber damit auch den Charakter deſſelben, und verwandelten es in ein witziges oder ſatyriſches Sinngedicht, das nicht ſowohl für Phantaſie und Empfindung als für den Verſtand darſtellen will*).

Unſer jetziges Epigramm würde daher mehr als ein ſolches poetiſches Erzeugniß zu betrachten ſeyn, das einen hervorſtechenden, witzigen Gedanken auf die möglichſt kürzeſte Art zu verſinnlichen, und Perſonen und Handlungen nach ihrer ſittlichen Unvollkommenheit zu charakteriſiren ſucht.

*) Eben daher wird es von mehreren Theoretikern zur didaktiſchen Poeſie gerechnet.

§. 158. Es kommt alſo bei dem Epigramm beſonders darauf an: daß es nur Einen Gedanken enthalte, daß dieſer durch die möglichſt kleinſte Form verſinnlicht werde, und daß es die Erwartung ſpanne, und ſie durch einen Aufſchluß befriedige. Dieſer, den man gewöhnlich die Spitze (Pointe) des Epigramms nennt, und bei einem ſatyriſchen Epigramm den Stachel, iſt gewiſſermaßen der Punkt der Wirkung, auf den die ganze Darſtellung hinarbeitet, um den Gedanken in einem neuen und auffallenden Lichte zu zeigen. Allemal muß dieſer Schluß ſinnteich ſeyn, wenn auch der Gedanke nicht immer neu und ſcharf iſt.

§. 159. Die äußere Form des Epigramms iſt abhängig von der Willkür des Dichters und der Beſchaffenheit des Hauptgedankens, ſo, daß dieſer bald ſchildernd und betrachtend vorgetragen, bald in eine kleine Erzählung oder in einen kurzen Dialog eingehüllt wird. Das gewöhnliche Metrum bei den Griechen und Römern war das elegiſche und jambiſche Sylbenmaß; des letzteren bedienen ſich auch gewöhnlich die Deutſchen, und verſtärken den Eindruck des Gedankens durch den Reim.

§. 160. Wir haben von den älteren Deutſchen Dichtern manche vortreffliche Stücke dieſer Dichtungsart erhalten, beſonders von Logau, Wernike, Opitz, Andr. Chriſt. Gryph; unter den Neuern und Neuſten beſonders von Hagedorn, Ewald, Käſtner, v. Kleiſt, Leſſing, v. Göckingk, Kretſchmann, v. Göthe,

Voß, v. Schiller, Pfeffel, v. Einem, Haug, Langbein und Anderen.

Beiſpiel.

Griechheit.

Von Schiller.

Kaum hat das kalte Fieber der Gallomanie uns verlaſſen,
Bricht in der Gräkomanie gar noch ein hitziges aus.
Griechheit, was war ſie? Verſtand und Maß und Klarheit! drum dächt' ich,
Etwas Geudld noch, ihr Herrn, eh' ihr von Griechheit uns ſprecht!
Eine würdige Sache verfechtet ihr, nur mit Verſtande,
Bitt' ich, daß ſie zum Spott und zum Gelächter nicht wird.

Der Stachelreim.

Von Leſſing.

Eraſt, der gern ſo neu als eigenthümlich ſpricht,
Nennt einen Stachelreim ſein leidig Sinngedicht,
Die Reime hör' ich wohl, den Stachel fühl' ich nicht.

Der Redner.

Von Göckingk.

Und böte man mir zehn Dukaten
Für eine Red': ich hielte dennoch keine!
So ſagte Stax; doch hielt er für zwei Pfennig eine,
Als ihn zwei Bettler jüngſt um die zwei Pfennig baten.

Der Regent.

Von Pfeffel.

Im Polſterſtuhl des Fürſten dehnte
Sich einſt ſein Hofnarr aus, und gähnte.
Zum Unglück kam der Fürſt dazu,
Geführt, wie immer, vom Veziere.
Ei, rief er, Kerl, was treibeſt du?
Ach nichts! ſprach Niclas, ich regiere.

Die Bauern vor dem Bilde ihres Gerichtshalters.

Von Langbein.

Katt.

Ach, wie er leibt und lebt! doch warum zog der Mann,
Der ihn gepinſelt hat, ihm nicht auch Handſchuh an?

Toms.

Kann ſie nicht brauchen, Nachbar Katt,
Weil er die Hände ſtets in unſern Beuteln hat.

Anm. Zur epigrammatiſchen Dichtung gehören auch die Xenien, worunter die Griechen und Römer Gaſtgeſchenke verſtanden. Martial gab dieſen Namen dem 13. Buch ſeiner Epigramme zur Ueberſchrift, welches eine Anzahl Diſtichen enthält, die er ſeinen Freunden widmete. Schiller's Muſenalmanach für das Jahr 1797 (Tübingen) gibt über 400 ſolcher Diſtichen.

2) Die Landſchafts-Poeſie.

§. 161. Die Landſchafts-Poeſie (mahleriſche Dichtung, Naturgemählde) hat es mit der Darſtellung der lebloſen Natur zu thun. Da nun aber die Formen derſelben nicht den Charakter einer feſten Beſtimmtheit haben, und in der Verbindung derſelben Willkür und Zufall herrſchen: ſo würde der Dichter theils auf Beſtimmtheit Verzicht leiſten, theils die Phantaſie in ihrer Freiheit beſchränken müſſen. Er macht alſo die lebloſe Natur zum Symbol der beſeelten, menſchlichen, und behandelt ſie entweder als Ausdruck der Empfindungen oder der Ideen. Als Ausdruck der Empfindungen behandelt er ſie, wenn ſein Gemählde als Muſik auf uns einwirkt, welches durch übereinſtimmende Bilder, durch Abwechſelung des Ganzen und durch metriſchen Wohllaut geſchieht; als Ausdruck der Ideen, wenn ſich in der Darſtellungsweiſe der ſinnlichen Gegenſtände die Stimmung eines rein-ſittlichen Gemüths ausdruckt.

§. 162. Wenn ſchon hierdurch das Gemählde Leben und Anſchaulichkeit erhält, ſo gewinnt es noch beſonders dadurch, daß der Dichter nicht das Beharrliche und

Bleibende in der Natur, ſondern das Bewegte, nicht das Zuſammenſeyende, ſondern das Aufeinanderfolgende ſchildert; oder daß er die Gegenſtände vor unſern Augen werden und vollenden läßt; oder daß er die todte Welt durch eine natürliche Ideenverbindung mit geiſtigen Weſen, oder mit Erinnerung aus der Vorzeit belebt.

§. 163. Bei größeren Gedichten dieſer Art ſtehen dem Dichter auch noch zwei Hilfsmittel zu Gebote; er kann nämlich die Reihe von Gemählden zuweilen durch Betrachtungen, kleine Erzählungen und Dialogen unterbrechen, und die einzelnen Gemählde ſo zuſammenſtellen, daß die Wirkung verſtärkt wird, welches z. B. durch den Gegenſatz geſchieht. Alle Theile des Ganzen aber müſſen nach einem gemeinſchaftlichen Ziele hinſtreben, und ſich in einem Hauptpunkt vereinigen.

§. 164. Das paſſendſte Sylbenmaß für größere Gedichte dieſer Art iſt der Hexameter; kleineren iſt ein lyriſches angemeſſen. Die Deutſchen beſitzen an von Haller's Alpen und v. Kleiſt's Frühling einige ausführliche Muſter dieſer Gattung, denen auch noch Zachariä's Tageszeiten beigefügt werden können. Kleinere Naturgemählde verdanken wir beſonders Matthiſſon, v. Salis dem jüngern, v. Stolberg (Hellebeck), Koſegarten und Jean Paul Richter.

3) Die Idylle.

§. 165. Die Idylle (das Idyll, die Ekloge, das Hirten-, Schäfer-, bukoliſche Gedicht) iſt ein Bildchen, oder eine poetiſche Darſtellung der unſchuldigen und friedlich-glücklichen Menſchheit. Da der Dichter dieſe nicht vorfindet, ſo verſetzt er ſich mit ſeiner Phantaſie in das entflohene goldene Zeitalter, in welchem ſich die Menſchen bei einer einfacheren und naturgemäßeren Lebensweiſe auch in größerer Unſchuld und Sittenreinheit erhielten. In jener Zeit wußten die Menſchen noch nichts von unſerm bürgerlichen Elend; denn in dem einfachen

Stande des Hirtenlebens, des Landbaues, der Jagd und Fiſcherei bewahrt ſich der Menſch vor dem Gifte der Geſellſchaft, die ſeinen Verſtand mit Vorurtheilen umnebelt, und die Wahrheit und Innigkeit ſeines Gefühls verwiſcht. — Auch ſeine Natur iſt eine andere; ſie iſt noch rein und ſchön, wie ſie aus Gottes Hand hervorging, und noch nicht verkünſtelt durch menſchlichen Einfluß; Thier und Menſch leben friedlich und theilen gemeinſchaftlich den Beſitz der Erde und ihre reichlich ſich darbietenden Gaben.

§. 166. Freilich ſind dieſe Menſchen den allgemeinen Leiden und Schwächen auch unterworfen. Sie ſind krank, arm, ſelbſt nicht immer fromm und unſchuldig; aber ſie ſind frei von den bürgerlichen Gebrechen des Luxus, der Ehrbegierde, der Verſchwendung, des Betruges, der Verfolgung und jeder ausgeſuchten Sinnlichkeit; ſie fehlen nur, weil ſie von Natur unvollkommen, nicht weil ſie verführt ſind, und erſcheinen alſo gegen die Wirklichkeit der Gegenwart rein, unſchuldig, leidenſchaftlos und tugendhaft. Solchen Abſtich bildet jene entflohene Welt mit der unſrigen.

§. 167. Aus dieſem Stande der Unſchuld entnimmt der Idyllendichter ſeinen Stoff und ſeine für die Idylle paſſenden Perſonen. Dieſe mögen nun Schäfer und Hirten, Jäger, Landleute oder Gärtner ſeyn, immer müſſen ſie, ihrem Charakter nach, jenem Bilde von ſittlicher Güte entſprechen und in ihrem Denken, Empfinden und Handeln den Gegenſatz des Künſtlichen, Studirten und Gezwungenen bilden, dabei aber doch natürlichen Beobachtungsgeiſt, geſunden Verſtand, warme Einbildungskraft, und eine gewiſſe Maſſe von Natur, und Kunſt-Kenntniſſen beſitzen.

§. 168. Solchem Charakter gemäß müſſen nun auch Sprache und Vortrag eingerichtet ſeyn. Dieſe dürfen nicht über das Gebiet nnd die Gefühle eines Naturmenſchen hinausgehen; überall ſanft und ruhig, ohne

künſtlichen Schmuck, ohne ſtudirte Wendung, in einfältigen ungeſuchten Naturbildern, und doch nicht platt und gemein, nicht leidenſchaftlich, und doch warm und lebhaft: ſo fodert es der Bildungszuſtand dieſer Menſchen.

Anm. Unſer Schriftenthum hat auch ſogenannte Schäferepopöen, Schäferromane und Schäferſchauſpiele aufzuweiſen. Geßner dichtete dergleichen, aber der Geſchmack daran hat ſich verloren, weil der Stoff ſolcher Dichtungen für den großen Umfang derſelben zu einfach iſt, und das Ganze theils langweilt, theils den Charakter eines Idylls verliert, indem es in das Romantiſche hinüberſpielt.

§. 169. Der Hexameter und der vier- oder fünffüßige reimloſe Jambe ſind die ſchicklichſten Sylbenmaße für die Idylle. Geßner ſchrieb ſogar in Proſa, und lange iſt er das unerreichte Muſter in dieſer Gattung geweſen, bis Voß, Göthe und Andere, das Gebiet dieſer Dichtung erweiternd, ihn verdunkelten. Auch E. v. Kleiſt, Blum, J. F. Schmidt, Brückner, Bronner verdienen hier mit Achtung genannt zu werden.

Beiſpiele.

Mirtil.

Von Geßner.

Bei ſtillem Abend hatte Mirtil noch den Mond beglänzten Sumpf beſucht: die ſtille Gegend im Mondſchein und das Lied der Nachtigall hatten ihn im ſtillen Entzücken aufgehalten. Aber jetzt kam er zurück in die grüne Laube von Reben vor ſeiner einſamen Hütte, und fand ſeinen alten Vater ſanft ſchlummernd am Mondſchein hingeſunken, ſein graues Haupt auf den einen Arm hingelehnt. Da ſtellt er ſich, die Arme in einander geſchlungen, vor ihn hin. Lang ſtand er da; ſein Blick ruhte unverwandt auf dem Greiſe; nur blickt er zuweilen auf, durch das glänzende Reblaub zum Himmel, und Freudenthränen floſſen dem Sohn vom Auge.

O du! ſprach er jetzt, du, den ich nächſt den Göttern am meiſten ehre! Vater! wie ſanft ſchlummerſt du da! Wie lächelnd iſt der Schlaf des Frommen! Gewiß ging dein zit-

ternder Fuß aus der Hütte hervor, im ſtillen Gebete den Abend zu feiern, und betend ſchlieſeſt du ein. Du haſt auch für mich gebetet, Vater! Ach wie glücklich bin ich! die Götter hören dein Gebet; oder warum ruhet unſere Hütte ſo ſicher in den von Früchten gebogenen Aeſten? warum iſt der Segen auf unſerer Heerde und auf den Früchten unſers Feldes? Oft, wenn du bei meiner ſchwachen Sorge für die Ruhe deines matten Alters Freudenthränen weineſt; wenn du dann gen Himmel blickeſt, und freudig mich ſegneſt, — ach was empfind' ich dann, Vater! ach dann ſchwellt mir die Bruſt, und häufige Thränen quellen vom Auge! Da du heut an meinem Arm aus der Hütte gingeſt, an der wärmenden Sonne dich zu erquicken, und die frohe Heerde um dich her saheſt, und die Bäume voll Früchte, und die fruchtbare Gegend umher, da ſprachſt du: meine Haare ſind unter Freuden grau worden, ſeyd immer geſegnet, Gefilde! nicht lange mehr wird mein dunkelnder Blick euch durchirren, bald werd' ich euch an ſeligere Gefilde vertauſchen! Ach Vater! beſter Freund! bald ſoll ich dich verlieren: trauriger Gedanke! Ach dann — — — dann will ich einen Altar neben dein Grab hinpflanzen, und dann, ſo oft ein ſeliger Tag kommt, wo ich Nothleidenden Gutes thun kann, dann will ich, Vater, Milch und Blumen auf dein Grabmahl ſtreuen.

Jetzt ſchwieg er und ſah' mit thränendem Aug' auf den Greis. Wie er lächelnd da liegt und ſchlummert! ſprach er jetzt ſchluchzend: es ſind von ſeinen frommen Thaten im Traum vor die Stirne geſtiegen. Wie der Mondſchein ſein kahles Haupt beſcheint und den glänzend weißen Bart! O daß die kühlen Abendwinde dir nicht ſchaden und der feuchte Thau! Jetzt küßt er ihm die Stirne, ſanft ihn zu wecken, und führt ihn in die Hütte, um ſanfter auf weichen Fellen zu ſchlummern.

I r i n.

Von Kleiſt.

An einem ſchönen Abend fuhr
Irin, mit ſeinem Sohn, im Kahn
Aufs Meer, um Reuſen in das Schilf
Zu legen, das ringsum den Strand

Von

Von nahen Eilanden umgab.
Die Sonne tauchte ſich bereits
Ins Meer, und Flut und Himmel ſchien
Im Feuer zu glühen.

O wie ſchön
Iſt jetzt die Gegend! ſagt' entzückt
Der Knabe, den Irin gelehrt,
Auf jede Schönheit der Natur
Zu merken. Sieh, ſagt er, den Schwan,
Umringt von ſeiner frohen Brut,
Sich in den rothen Widerſchein
Des Himmels tauchen! Sieh, er ſchifft,
Zieht rothe Furchen in die Flut,
Und ſpannt des Fittigs Segel auf. —
Wie lieblich fliſtert dort im Hain
Der ſchlanken Espen furchtſam Laub
Am Ufer, und wie reizend fließt
Die Saat in grünen Wellen fort,
Und rauſcht vom Winde ſanft bewegt. —
O was für Anmuth haucht anjetzt
Geſtad' und Meer und Himmel aus!
Wie ſchön iſt Alles! und wie froh
Und glücklich macht uns die Natur! —

Ja, ſagt Irin, ſie macht uns froh
Und glücklich, und du wirſt durch ſie
Glückſelig ſeyn dein Lebelang,
Wenn du dabei rechtſchaffen biſt,
Wenn wilde Leidenſchaften nicht
Von ſanfter Schönheit das Gefühl
Verhindern. O Geliebteſter!
Ich werde nun in Kurzem dich
Verlaſſen und die ſchöne Welt,
Und noch in ſchönern Gegenden
Den Lohn der Redlichkeit empfahn.
O, bleib der Tugend immer treu!
Und weine mit den Weinenden,
Und gib von deinem Vorrath gern
Den Armen; hilf, ſo viel du kannſt,

Zum Wohl der Welt; ſey arbeitſam,
Erheb' zum Herren der Natur,
Dem Wind und Meer gehorſam iſt,
Der Alles lenkt zum Wohl der Welt,
Den Geiſt! Wähl' lieber Schand' und Tod,
Eh' du in Bosheit willigeſt.
Ehr', Ueberfluß und Pracht iſt Tand;
Ein ruhig Herz iſt unſer Theil.
Durch dieſe Denkungsart, mein Sohn,
Iſt unter lauter Freuden mir
Das Haar verbleichet. Und wiewohl
Ich achtzigmal bereits den Wald
Um unſre Hütte grünen ſah;
So iſt mein langes Leben doch
Gleich einem heitern Frühlingstag
Vergangen, unter Freud' und Luſt. —
Zwar hab' ich auch manch Ungemach
Erlitten. Als dein Bruder ſtarb,
Da floſſen Thränen mir vom Aug',
Und Sonn' und Himmel ſchien mir ſchwarz —
Oft auch ergriff mich auf dem Meer
Im leichten Kahn der Sturm, und warf
Mich mit den Wellen in die Luft:
Am Gipfel eines Waſſerbergs
Hing oft mein Kahn hoch in der Luft:
Und donnernd fiel die Flut herab,
Und ich mit ihr. Das Volk des Meers
Erſchrak, wenn über ſeinem Haupt
Der Wellen Donner tobt', und fuhr
Tief in den Abgrund. Und mich dünkt,
Daß zwiſchen jeder Welle mir
Ein feuchtes Grab ſich öffnete.
Der Sturmwind taucht' dabei ins Meer
Die Flügel, ſchüttelte davon
Noch eine See auf mich herab. —
Allein bald legte ſich der Zorn
Des Windes, und die Luft ward hell,
Und ich erblickt' in ſtiller Flut
Des Himmels Bild. Der blaue Stör

Mit rothen Augen ſahe bald
Aus einer Höl' im Kraut der See,
Durch ſeines Hauſes gläſern Dach:
Und vieles Volk des weiten Meers
Tanzt auf der Flut im Sonnenſchein;
Und Ruh und Freude kam zurück
In meine Bruſt. — Jetzt wartet ſchon
Das Grab auf mich. Ich fürcht' es nicht.
Der Abend meines Lebens wird
So ſchön als Tag und Morgen ſeyn.
O Sohn, ſey fromm und tugendhaft,
So wirſt du glücklich ſeyn wie ich;
So bleibt dir die Natur ſtets ſchön.

Der Knabe ſchmiegt ſich an den Arm
Irin's, und ſprach: Nein, Vater! nein,
Du ſtirbſt noch nicht! Der Himmel wird
Dich noch erhalten, mir zum Troſt,
Und viele Thränen floſſen ihm
Vom Aug'. — Indeſſen hatten ſie
Die Reuſen ausgelegt. Die Nacht
Stieg aus der See, ſie ruderten
Gemach der Heimath wieder zu. —

Irin ſtarb bald. Sein frommer Sohn
Beweint' ihn lang, und niemals kam
Ihm dieſer Abend aus dem Sinn.
Ein heil'ger Schauer überfiel
Ihn, wenn ihm ſeines Vaters Bild
Vors Antlitz trat. Er folgete
Stets ſeinen Lehren. Segen kam
Auf ihn. Sein langes Leben dünkt
Ihm auch ein Frühlingstag zu ſeyn.

4) Das mimiſche Gedicht.

§. 170. Das **mimiſche** oder nachahmende Gedicht iſt die poetiſche Darſtellung einer menſchlichen Lebensweiſe in der wirklichen Welt. Es unterſcheidet ſich alſo von der beſchränkteren Idylle dadurch, daß es ſeine Per-

15 *

ſonen nicht aus einer idealiſchen Welt entlehnt, ſondern aus den wirklich vorhandenen Sitten; nähert ſich aber der Idylle doch ſehr, indem es die Menſchen in ihren unſchuldigſten Verhältniſſen zeigt. Der Dichter kann ſeine Perſonen aus allen Ständen hernehmen; nur muß er das Gemeine und Grobe der niederen Klaſſen, wie das Verkünſtelte und Unnatürliche der höheren verbergen, denn er darf nur das äſthetiſch Gefallende darſtellen.

§. 171. Form, Styl und Ton ſind wie in der Idylle, nur muß die Sprache hier noch weniger geſchmückt ſeyn als dort. Auch kann ſie, eben weil ſie einfache Sitten ſchildert, manche landſchaftliche Wörter aufnehmen. Wenige, aber gute, Muſter dieſer Art haben wir von Voß (Luiſe), von v. Göthe (Hermann und Dorothea), und einige kleinere von Kl. Schmidt und Koſegarten.

Beiſpiel.

Der ſiebzigſte Geburtstag.

Von Voß.

Auf die Poſtille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens,
Saß der redliche Tamm in dem Lehnſtuhl, welcher mit Schnitzwerk
Und braunnarbigem Jucht voll ſchwellender Haare geziert war:
Tamm, ſeit vierzig Jahren in Stolp, dem geſegneten Freidorf,
Organiſt, Schulmeiſter zugleich, und ehrſamer Küſter;
Der faſt Allen im Dorf, bis auf wenige Greiſe der Vorzeit
Einſt Taufwaſſer gereicht, und Sitte gelehrt und Erkenntniß,
Dann zur Trauung geſpielt, und hinweg ſchon manchen geſungen.
Oft nun faltend die Händ', und oft mit lauterem Murmeln
Las er die tröſtenden Sprüch' und Ermahnungen. Aber allmählich
Starrte ſein Blick, und er ſank in erquickenden Mittagsſchlummer.
Feſtlich prangte der Greis in geſtreifter kalmankener Jacke;
Und bei entglittener Brill', und ſilberfarbenem Hauptthaar
Lag auf dem Buche die Mütze von violettenem Sammet,

Mit Fuchspelze verbrämt, und geſchmückt mit goldener Troddel,
Denn er feierte heute den ſiebzigſten frohen Geburtstag,
Froh des erlebten Heils. Sein einziger Sohn Zacharias,
Welcher als Kind auf dem Schemel gepredigt, und von dem Pfarrer
Auserſehn für die Kirche, mit Noth vollendet die Laufbahn,
Durch die Lateiniſche Schul' und die theure Akademie durch,
Der war jetzt einhellig erwählter Pfarrer in Merlitz,
Und ſeit Kurzem vermählt mit der wirklichen Tochter des Vorfahrs.
Fernher hatte der Sohn zur Verherrlichung ſeines Geburtstags
Edlen Tabak mit der Fracht und ſtärkende Weine geſendet,
Auch in dem Briefe gelob't, er ſelbſt und die freundliche Gattin:
Hemmeten nicht Hohlweg' und verſchneiete Gründe die Durchfahrt,
Sicherlich kämen ſie beide, das Feſt mit dem Vater zu feiern,
Und zu empfahen den Segen von ihm und der würdigen Mutter,
Eine verſiegelte Flaſche mit Rheinwein hatte der Vater
Froh ſich geſpendet zum Mahl, und mit Mütterchen auf die Geſundheit
Ihres Sohns Zacharias geklingt, und der freundlichen Gattinn,
Die ſie ſo gern noch ſähen, und Töchterchen nennten, und bald auch
Mütterchen, ach! an der Wiege der Enkelinn, oder des Enkels!
Viel noch ſprachen ſie fort von Tagen des Grams und der Tröſtung,
Und wie ſich Alles umher auflöſ't in behagliches Alter:
„Gutes gewollt, mit Vertrau'n und Beharrlichkeit, führet zum Ausgang!
Solches erfuhren wir ſelbſt, du Trauteſte; ſolches der Sohn auch!
Hab' ich doch immer geſagt, wenn du weinteſt! Frau, nur geduldig!
Bet' und vertrau'! Je größer die Noth, je näher die Rettung!
Schwer iſt aller Beginn: wer getroſt fortgehet, der kommt an."
Feuriger rief es der Greis, und las die erbauliche Predigt

Nach, wie den Sperling ernähr' und die Lilie kleide der Vater.
Doch der balſamiſche Trank, der altende, lös'te dem Alten
Sanft den behaglichen Sinn, und duftete ſüße Betäubung.
Mütterchen hatte mit Sorg' ihr freundliches Stübchen gezieret,
Wo von der Schule Geſchäft ſie ruheten, und mit Bewirthung
Rechtliche Gäſt' aufnahmen, den Prediger und den Verwalter:
Hatte gefegt und geuhlt *), und mit feinerem Sande geſtreuet,
Reine Gardinen gehängt um Fenſter und luftigen Alkov,
Mit rothblumigen Teppich gedeckt den eichenen Klapptiſch,
Und das beſtäubte Gewächs am ſonnigen Fenſter gereinigt,
Knospende Roſ' und Levkoj' und ſpaniſchen Pfeffer und Goldlack,
Sammt dem grünenden Korb Maililien hinter dem Ofen.
Ringsum blinkten geſcheuert die zinnernen Teller und Schüſſeln
Auf dem Geſimſ'; auch hingen ein Paar Stettiniſche Krüge
Blaugeblümt an den Pflöcken, die Feuerkieke **) von Meſſing,
Deſem ***) und Mangelholz ****) und die zierliche Elle von Nußbaum,
Aber das grüne Klavier, vom Greiſe geſtimmt und beſaitet,
Stand mit bebildertem Deckel, und ſchimmerte; unten befeſtigt
Hing ein Pedal: es lag auf dem Pult ein offnes Choralbuch.
Auch den eichenen Schrank mit geflügelten Köpfen und Schnörkeln,
Schraubenförmigen Füßen, und Schlüſſelſchilden von Meſſing,
(Ihre ſelige Mutter, die Küſterinn, kauft' ihn zum Brautſchatz)
Hatte ſie abgeſtäubt, und mit glänzendem Wachſe gebohnet.
Oben ſtand auf Stufen ein Hund und ein züngelnder Löwe,
Beide von Gyps, Trinkgläſer mit eingeſchliffenen Bildern,
Zween Theeköpfe von Zinn, und irdene Taſſen und Aepfel.

---

*) Uhlen, nur in Niederſachſen gebräuchlich, heißt: mit der Uhle, d. i. mit dem borſtigen Wandbeſen (Rauhkopf genannt) den Staub abfegen.

**) Ein aus Meſſingblech beſtehendes Kohlenbecken, deſſen ſich alte Leute zum Erwärmen der Füße bedienen.

***) Eine Art Handwage.

****) Ein hölzernes Küchengeräth, um den Kuchenteig damit zu rollen.

Als ſie den Greis wahrnahm, wie er ruht' in athmendem Schlummer:
Stand das Mütterchen auf vom binſenbeflochtenen Spinnſtuhl
Langſam, trippelte dann auf knirrendem Sande zur Wanduhr
Leiſ', und knüpfte die Schnur des Schlaggewichts an den Nagel,
Daß ihm den Schlaf nicht störte das klingende Glas und der Kukuk.
Jetzo ſah ſie hinaus, wie die stöbernden Flocken am Fenſter
Rieſelten, und wie der Oſt dort wirbelte, dort in den Eſchen
Rauſcht' und die Spuren verwehte der hüpfenden Krähen am Scheunthor.
Lange mit ernſtem Geſicht, ihr Haupt und die Hände bewegend,
Stand ſie vertieft in Gedanken, und fliſterte halb, was ſie dachte:
Lieber Gott, wie es ſtürmt, und der Schnee in den Gründen ſich aufhäuft!
Armer, wer jetzt auf Reiſen hindurch muß, ferne der Einkehr!
Auch wer, Weib zu erwärmen und Kind, auswandert nach Reisholz,
Hungrig oft und zerlumpt! Kein Menſch wol jagte bei ſolchem
Wetter den Hund aus der Thüre, wer ſeines Vieh's ſich erbarmet!
Dennoch kommt mein Söhnchen, das Feſt mit dem Vater zu feiern!
Was er wollte, das wollt' er von Kind auf! Gar zu beſonders
Wühlt mir das Herz! und ſeht, wie die Katz' auf dem Tritte des Tiſches
Schnurrt, und das Pfötchen ſich leckt, und Bart und Nacken ſich putzet!
Das bedeutet ja Freude, nach aller Vernünftigen Urtheil!
Sprach's, und trat an den Spiegel, die feſtliche Haube zu ordnen,
Welche der Vater verſchob, mit dem Kuß ausgleichend den Zwieſpalt;
Denn er leerte das Glas auf die Enkelinn, ſie auf den Enkel.

Nicht ganz ſchäme ſich meiner die Frau im modiſchen Kopfzeug!
Dachte ſie leiſ' im Herzen und lächelte ſelber der Thorheit.
Neben dem ſchlummernden Greiſ' an der andern Ecke des Tiſches,
Deckte ſie jetzo ein Tuch von fein gemodeltem Drillich,
Stellete dann die Taſſen mit zitternden Händen in Ordnung;
Auch die blecherne Doſ', und darin großklumpigen Zucker,
Trug ſie hervor aus dem Schrank', und ſcheuchte die ſumſenden Fliegen,
Die ihr Mann mit der Klappe verſchont zur Wintergeſellſchaft;
Auch dem Geſimſ' enthob ſie ein Paar Thonpfeifen mit Poſen,
Grün und roth, und legte Tabak auf den zinnernen Teller.
Als ſie drinnen nunmehr den Empfang der Kinder bereitet,
Ging ſie hinaus vorſichtig, damit nicht knarr'te der Drücker.
Aus der Geſindeſtube darauf, vom rummelnden Spulrad,
Rief ſie, die Thür' halb öffnend, Marie, die geſchäftige Hausmagd,
Welche gehaspeltes Garn von der Wind' abſpulte zum Weben,
Haſtiges Schwungs, von dem Weber gemahnt, und eigenem Ehrgeiz.
Heiſer ertönte der Ruf; und gehemmt war plötzlich der Umſchwung:
„Flink, lebendige Kohlen, Marie, aus dem Ofen geſcharret,
Dicht an die Platte der Wand, die den Lehnſtuhl wärmet im Rücken.
Daß ich friſch (denn er ſchmeckt viel kräftiger) brenne den Kaffee!
Heize mit Kien dann wieder und Torf, und buchenem Stammholz,
Ohne Geräuſch, daß nicht aus dem Schlaf erwache der Vater.
Sinkt das Feuer in Glut, dann ſchiebe den knorrigen Klotz nach,
Der in der Nacht fortglimme dem leidigen Froſte zur Abwehr.
Siebzigjährige ſind nicht Fröſtlinge, wenn ſie im Sommer
Gern an der Sonn' ausruhn, und am wärmenden Ofen im Winter.
Auch für die Kinderchen wol braucht's gründliche Wärme zum Aufthaun."

Und der Ermahnenden folgte Marie, und ſprach im Heraus-
gehn:
Barſch durchkältet der Oſt; wer im Sturm luſtreiſet, iſt un-
klug;
Nur ein wähliges Paar, wie das unſrige, dammelt hindurch
wohl.
Wärmenden Trank auch bracht' ich den Kälberchen heut und
den Milchküh'n,
Auch viel wärmende Streu in das Fach. Schönmädchen
und Blüming
Brummten am Trog, und leckten die Hand, und ließen ſich
kraueln." *)
Sprach's; und ſobald ſie dem Ofen die funkelnden Kohlen
entſcharret:
Legte ſie Feurung hinein und weckte die Glut mit dem Blas-
balg,
Huſtend, und ſchimpfte den Rauch, und wiſchte die thränenden
Augen.
Emſig ſtand an dem Heerde das Mütterchen, braunte den
Kaffee
Ueber der Glut in der Pfann', und rührte mit hölzernem
Löffel:
Knatternd ſchwitzten die Bohnen, und bräunten ſich: während
dicker
Duftender Qualm aufdampfte, die Küch' und die Diele **)
durchräuchernd.
Sie nun langte die Mühle herab vom Geſimſe des Schorn-
ſteins,
Schüttete Bohnen darauf, und feſt mit den Knieen ſie zwän-
gend
Hielt ſie den Rumpf in der Linken, und dreht in der Rechten
den Knopf um;
Oft auch hüpfende Bohnen vom Schooß haushälteriſch ſam-
melnd,
Goß ſie auf graues Papier den grobgemahlenen Kaffee.
Plötzlich hemmte ſie nun die raſſelnde Mühl' in dem Umlauf.

---

*) Krauelu, d. i., liebkoſen, ſtreicheln.

**) Diele, d. i., Hausflur.

Und zu Marie, die den Ofen verſpündete, ſprach ſie gebietend:
Eile, Marie, und ſperre den wachſamen Hund in das Backhaus,
Daß, wenn der Schlitten ſich naht, das Gebell nicht ſtöre den Vater.
Denkt auch Thoms an die Karpfen für unſern Sohn und den Paſtor,
Der uns zu Abend beehrt, ihr Lieblingseſſen von Alters?
Holt er vor dunkeler Nacht? ſonſt geht ihm der kitzlige Fiſcher
Schwerlich zum Hälter *) hinab. Aus Vorſicht bring' ihm den Beutel.
Wenn er auch trockenes Holz für die Bratgans, die wir geſtopfet,
Splitterte! Bring' ihm das Beil, und bedeut' ihn. Dann im Vorbeigehn
Steig' auf den Taubenſchlag, und ſieh, ob der Schlitten nicht ankommt.
Kaum geſagt, ſo enteilte Marie, die geſchäftige Hausmagd,
Nehmend von rußiger Mauer das Beil und den maſchigen Beutel;
Lockte den treuen Monarch mit Geburtstagsbrocken zum Backhaus,
Fern an den Garten hinab, und ſchloß mit der Krampe den Kerker.
Anfangs kratzte der Dogg' und winſelte, aber ſobald er
Wärme roch vom friſchen Gebäck des feſtlichen Brodes,
Sprang er behend' auf den Ofen, und ſtreckt' ausruhende Glieder.
Jene lief in die Scheune, wo Thoms mit gewaltiger Arbeit
Häckerling ſchnitt, denn ihn fror! und ſie ſagt' in der Eile den Auftrag:
Splittere Holz für die Gans, und hol' in dem Beutel die Karpfen,
Thoms, vor dunkeler Nacht; ſonſt geht dir der kitzlige Fiſcher
Schwerlich zum Hälter hinab, trotz unſerm Sohn und dem Paſtor!

---

*) Hälter, d. i., der Fiſchkaſten.

Thoms antwortete drauf, und ſtellte die Häckerlinglad' hin:
Splitter, Marie, und Karpfen verſchaff' ich dir, früher denn
Noth iſt.
Wenn an dem heutigen Tage ſich kitzelig zeiget der Fiſcher,
Treib' ich den Kitzel ihm aus, und bald iſt der Hälter ge-
öffnet!
Alſo der rüſtige Knecht; dann rannte ſie durch das Geſtöber,
Stieg auf den Taubenſchlag, und puſtete, rieb ſich die Hände,
Steckte ſie unter die Schürz', und ſchlug ſie über die Schultern.
Als ſie mit ſchärferem Blick in des Schnees umnebelnden
Wirbeln
Spähete, ſiehe, da kam's mit verdecktem Geſtühl' wie ein
Schlitten,
Welcher vom Berg' in das Dorf herklingelte. Schnell von
der Leiter
Stieg ſie herab und brachte der emſigen Mutter die Bot-
ſchaft,
Welche der Milch abſchöpfte den Rahm zu feſtlichem Kaffee:
Mutter, es kommt wie ein Schlitten; ich weiß nicht ſicher,
doch glaub' ich!
Alſo Marie. Da verlor die erſchrockene Mutter den Löffel:
Unter ihr bebten die Kniee, und ſie lief mit klopfendem Her-
zen,
Athemlos; ihr entflog im haſtigen Lauf der Pantoffel.
Jene lief zu der Pfort', und öffnete. Näher und näher
Kam das Gekling', und das Klatſchen der Peitſch' und der
Pferde Getrampel.
Nun, nun lenkten herein die muthigen Roſſ' in den Hofraum,
Blank geſchirrt; und der Schlitten mit halb ſchon offnem
Verdeckſtuhl
Hielt an der Thür, und es ſchnoben beſchneit und dampfend
die Renner.
Mütterchen rief: Willkommen! daher: Willkommen, ihr
Kindlein!
Lebt ihr noch? und reicht' die Händ' in den ſchönen Ver-
deckſtuhl;
Lebt in dem grimmigen Oſt mein Töchterchen? Dann von
den Kindern
Selbſt ſich zu ſchonen, ermahnt: Laßt Kinderchen! ſprach ſie:
dem Sturmwind.

Wehret das Haus! ich bin ja vom eiſernen Kerne der Vorwelt!
Stets war unſer Geſchlecht ſteinalt, und Verächter des Wetters;
Aber die jüngere Welt iſt zart und ſcheuet die Zugluft.
Sprach's und den Sohn, der dem Schlitten entſprang, umarmte ſie eilig,
Hüllte das Töchterchen dann aus bärenzottigem Fußſack,
Und liebkoſete viel, mit Kuß und bedauerndem Streicheln,
Zog dann beid', in der Linken den Sohn, in der Rechten die Tochter,
Raſch in das Haus, dem Geſinde des Fahrzeugs Sorge vertrauend.
Aber wo bleibt mein Vater? Er iſt doch geſund am Geburtstag?
Fragte der Sohn. Schnell tuſchte mit winkendem Haupte die Mutter:
Still! das Väterchen hält noch Mittagſchlummer im Lehnſtuhl!
Laß mit kindlichem Kuß dein junges Gemahl ihn erwecken;
Dann wird wahr, daß Gott im Schlafe die Seinigen ſegnet!
Sprach's, und führte ſie leiſ' in der Schule geſäubertes Zimmer,
Voll von Tiſch' und Geſtühl', Schreibzeug und bezifferten Tafeln:
Wo ſie an Pflöck' aufhängte die nordiſche Wintervermummung,
Mäntel, mit Flocken geweißt, und der Tochter bewunderten Leibpelz,
Auch den Flor, der die Wangen geſchirmt, und das ſeidene Halstuch.
Und ſie umſchloß die Enthüllung mit ſtrömender Thräne der Inbrunſt:
Tochter und Sohn, willkommen! an's Herz willkommen noch Einmal!
Ihr, uns Altenden Freud', in Freud' auch altet und greiſet,
Stets einmüthiges Sinns, und umwohnt von gedeihenden Kindern!
Nun mag brechen das Auge, da dich wir geſehen im Amtsrock,

Sohn, und die ihm vermählt, du friſch aufblühendes Herz-
blatt!
Armes Kind, wie das ganze Geſicht roth glühet vom Oſt-
wind!
O du Seelengeſicht! denn ich duze dich, weil du es foderſt!
Aber die Stub' iſt warm, und gleich ſoll der Kaffee bereit
ſeyn.
Ihr um den Nacken die Arme geſchmiegt, liebkoſte die
Tochter:
Mutter, ich duze dich auch, wie die leibliche, die mich ge-
boren:
Alſo geſchah's in der Bibel, da Herz und Zunge vereint
war:
Denn du gebarſt und erzogſt mir den wackeren Sohn Za-
charias;
Der an Wuchs und Gemüth, wie er ſagt, nachahmet dem
Vater.
Mütterchen, habe mich lieb: ich will auch artiges Kind ſeyn.
Fröhliches Herz und rothes Geſicht, das hab' ich beſtändig,
Auch wenn der Oſt nicht weht. Mein Väterchen ſagte mir
oftmals,
Klopfend die Wang', ich würde noch krank vor lauter Ge-
ſundheit.
Jetzo ſagte der Sohn, ſein Weib darſtellend der Mutter:
Mütterchen, nehmt ſie auf Glauben. So zart und geſchlank,
wie ſie daſteht,
Iſt ſie mit Leib und Seele vom edelſten Kerne der Vorwelt.
Daß ſie der Mutter nur nicht das Herz abſchwatze des Va-
ters!
Komm denn, und bring' als Gabe den zärtlichſten Kuß zum
Geburtstag.
Schalkhaft lächelte drob, und ſprach die treffliche Gattin:
Nicht zur Geburtstagsgabe! Was Beſſeres bring' ich im
Koffer,
Unſerm Vater zur Luſt, und dem Mütterchen, ohne dein
Wiſſen.
Sprach's, und faßte dem Manne die Hand; die führende
Mutter
Oeffnete leiſe die Thür', und ließ die Kinder hineingehn.

Aber die junge Frau, voll Lieb' im lächelnden Antlitz,
Hüpfte voraus, und küßte den Greis. Mit verwunderten Augen
Sah er empor, und hing in der trauteſten Kinder Umarmung.

5) Die Satyre.

§. 172. Die Satyre, als eine eigene Art von Gedichten, welche die Römer erfanden, iſt eine poetiſche Darſtellung ſittlicher Unvollkommenheiten der wirklichen Welt, im Gegenſatze der idealiſchen. Sie ſteht alſo der Idylle geradezu entgegen; denn dieſe ſtellt ein Urbild von Vereinigung der Sinnlichkeit und Vernunft auf, jene aber ſchildert ein Leben, in welchem beide mit einander entzweit ſind. Von der Moral aber unterſcheidet ſich die Satyre dadurch, daß jene die Unvollkommenheiten aus Gründen, dieſe aber vermittelſt einer verſinnlichten Darſtellung rügt, ſo daß die Unvollkommenheiten in einem vollendeten Bilde erſcheinen, wodurch die Satyre erſt zur Poeſie wird.

Anm. Man leitet das Wort Satyre am richtigſten von dem lateiniſchen satur, d. i. allerlei, ab, welches ſich auf die Miſchung der Gegenſtände und Versmaaße in den früheren Dichtungen dieſer Art bezieht. Denn urſprünglich war die Satyre bei den Griechen und auch bei den Römern eine Art von Schauſpiel, das ernſthafte Gegenſtände auf eine rührende und komiſche Weiſe zugleich behandelte, und als Nachſpiel hinter den Tragödien zur Erholung der Zuſchauer gegeben wurde.

§. 173. Die Unvollkommenheiten können von zwei Seiten dargeſtellt werden, als Fehler des Verſtandes (Irrthümer, Thorheiten, Verirrungen), und als Fehler des Willens oder als wirklich moraliſche Gebrechen (Laſter). Darauf gründet ſich die Eintheilung der Satyre in die ſtrafende (ernſthafte), worin Juvenal und Perſius, und die ſcherzhafte (muntere), worin Horaz das Muſter unter den Alten iſt.

§. 174. Die ſtrafende Satyre gehört nur für die moraliſchen Gebrechen; ſie ſtellt das Laſter, das kein

Gegenſtand des Scherzes ſeyn kann, in ſeiner gehäſſigen und verderblichen Geſtalt dar, und züchtiget ſolches mit Ernſt und Nachdruck. Jedes Laſter, auch das abſcheulichſte und empörendſte, kann den Stoff dazu darbieten, nur muß das Ekelhafte vermieden werden, und der Unwille des Dichters keine Bitterkeit und Rachſucht verrathen, ſondern aus einem reinen und heiligen Gemüth fließen, das von ſeinem Urbilde ganz erfüllt iſt. Daher erſcheint der Satyriker nicht bloß als entſchiedener Feind des Böſewichts, ſondern auch als hoher Freund der Wahrheit und Tugend, dem das ſittliche Wohl der Menſchheit ſehr am Herzen liegt *). Und eben darum iſt auch ſeine Sprache kräftig, würdevoll und lyriſch, voll kühner Bilder und Figuren.

*) Klopſtock redet ſeinen Freund Rabener in dem zweiten Liede der Ode Wingolf mit den Worten an: Der Thorheit Haſſer, aber auch Menſchenfreund.

§. 175. Die ſcherzhafte Satyre hat es nur mit dem Unverſtande und der Thorheit zu thun, alſo mit ſolchen Fehlern, die nicht ſowohl die Sittlichkeit angehen, als vielmehr das äußere Betragen in der Geſellſchaft, und die Verirrungen in bürgerlichen Einrichtungen und Anordnungen, doch nur in ſo weit, als ſie in das Gebiet der Leſer gehören, oder zu den Sitten unſerer Zeit und dem Kreiſe unſerer Erfahrungen paſſen. Dieſe Fehler ſtellt der Satyriker von ihrer lächerlichen, ungereimten und beſchwerlichen Seite dar, und bewirkt dadurch in denen, die ſich getroffen fühlen, Schaam und Beſſerung, und in Andern den Vorſatz, ſich davor zu hüten. Dies geſchieht durch lebhafte Schilderungen der Thorheiten, durch einen leichten, muntern und ſcherzhaften Ton, und durch natürlichen ungeſuchten Witz. Uebrigens darf der Satyriker, da er als Dichter auftritt, die darzuſtellenden Unvollkommenheiten auch vergrößern und anders geſtalten, als ſie in der Wirklichkeit erſcheinen, denn er kann ja alles ſatyriſiren, was ſeinem

Urbilde von geiſtiger und ſittlicher Vollkommenheit zuwider ſtrebt.

§. 176. Welche Unvollkommenheiten aber auch dargeſtellt werden mögen, immer müſſen ſie zu irgend einer Zeit, unter einem Volke oder in einem Stande herrſchend geweſen ſeyn. Einzelne Fehler, die eine beſtimmte Perſon bezeichnen, ſind perſönliche Satyre (Pasquill, Schmähſchrift), und eine ſolche würde — wenn ſie auch hie und da bei politiſchen Verbrechern angewandt ſchiene — doch nicht für ein Gedicht gelten können. Denn der Satyriker ſoll es überhaupt nicht wie der Pasquillant, mit den Verbrechern und Thoren ſelbſt zu thun haben, ſondern nur mit ihren Laſtern und Fehlern; nur dieſe zeichnet er, und ſtellt damit einen idealiſchen Böſewicht und Thoren auf, deſſen Charakterzüge, in ein beſtimmtes Bild aufgefaßt, eine ganze Gattung bezeichnen.

§. 177. Hieraus ergibt ſich denn zugleich, daß in dem Satyriker viel gute Eigenſchaften ſich vereinigen müſſen. Nicht genug, daß er von Liebe zur Wahrheit und Tugend durchglüht ſeyn muß (§. 174.), ſoll er auch vorzüglichen Scharfſinn in der Auffaſſung menſchlicher Fehler und Thorheiten beſitzen, alſo eine ſolche Kenntniß der Welt oder der Menſchen, die ſich über alle Stände und Verhältniſſe erſtreckt, einen richtigen pſychologiſchen Blick, geſunden Witz, ein treffendes Combinations-Vermögen, eine geübte Urtheilskraft, und eine völlige Gewandtheit der Sprache, um die bemerkten Fehler auch treffend zu zeichnen. Mit dieſen Erforderniſſen ausgerüſtet, wählt er ſich dann Eine beſtimmte Thorheit oder Ein beſtimmtes Laſter zum Gegenſtande, worauf ſich alle Theile ſeines Gedichts beziehen müſſen, und führt ihn mit Hinſicht auf Zeit, Volk und Umſtände ſo durch, daß die moraliſch gewürdigte Unvollkommenheit, der bezweckten Wirkung gemäß, verhöhnt oder verlacht wird.

§. 178. Form und Einkleidung der Satyre ſind verſchieden. Sie läßt ſich in Briefe, Erzählungen, Dialogen, Dramen, Lieder und Epopöen bringen, und zwar als Hauptinhalt oder als einzelner Antheil. Wir haben daher ſatyriſche Romane, wie Wieland's Abderiten, ſatyriſche Epopöen, wie Roſt's Vorſpiel, ſatyriſche Lehrgedichte, wie Falk's Gräber zu Rom, ſatyriſche Fabeln von Pfeffel u. ſ. w. Die gewöhnlichſte Form iſt die didaktiſche, die man aber gern durch eingemiſchte Reden und Dialogen unterbricht. Zum Sylbenmaße wählten die Alten Hexameter und Jamben, die Neueren bedienten ſich außerdem auch des Alexandriners.

§. 179. Die beſten Satyriker der Deutſchen ſind Liskow (deſſen Satyre aber zu viel Perſönlichkeit hat), Rachel, Neukirch, Rabener, Wieland, Lichtenberg, Jean Paul Richter, E. T. W. Hoffmann, die meiſt in Proſa geſchrieben haben; Rachel, v. Haller, v. Hagedorn, Michaelis, der jüngere Stolberg und Falk, in Poeſie.

Anm. Reich an ſatyriſchen Schriften iſt das 15te und 16te Jahrhundert, in welche Zeit Reineke Fuchs, das Narrenſchiff von Sebaſtian Brand, und die Schriften von Thomas Murner fallen.

Beiſpiele.

Kleider machen Leute.

Von Rabener.

In dieſen drei Worten liegt eine unerſchöpfliche Weisheit verborgen. Sie ſind der Schlüſſel zu den erſtaunlichſten Begebenheiten des menſchlichen Lebens, welche ſo vielen, und den Philoſophen am meiſten, unbegreiflich vorkommen. Sie ſind das wahre, das einzige Mittel, alle diejenigen Glückſeligkeiten zu erlangen, um welche ſich ein großer Theil der Menſchen vergebens bemüht. Thoren ſind es, welche ſich und Andern weiß machen, daß nur die wahren Verdienſte, die

Liebe zum Vaterlande, die Redlichkeit, daß nur die Tugend glückſelig, und uns zu wahrhaftig großen und berühmten Leuten macht. Wie unverantwortlich und grauſam ſind unſere Moraliſten zeither mit uns umgegangen! Was brauchen wir alle die ängſtlichen Bemühungen? Kleider, glückſelige Erfindung! nur Kleider machen das, was Tugend und Verdienſte, Redlichkeit und Liebe zum Vaterlande vergebens unternehmen. Nunmehr iſt mir nichts ſo lächerlich, als ein ehrlicher Mann in einem ſchlechten Anzuge; und das iſt mir ganz unerträglich, wenn ein ſolcher Mann darum, weil er ehrlich iſt, angeſehen und bewundert zu ſeyn verlangt. Wie lange muß er ſich durch Hunger und Verachtung hindurch winden, ehe er es nur ſo weit bringt, daß er von Leuten, welche ihre Kleider vorzüglich machen, einigermaßen gelitten wird! Eine ängſtliche Bemühung, ſeinen Pflichten Genüge zu thun, bringt ihn in dreißig Jahren zu der Hochachtung nicht, zu welcher er durch ein prächtiges Kleid in vier und zwanzig Stunden gelangen kann. Man ſtelle ſich einen ſolchen Mann vor, welcher mit ſeinen altväteriſchen Tugenden und einförmiger Kleidung ſich in eine Geſellſchaft von vornehmen Kleidern zum erſtenmale wagt. Er muß ſehr glücklich ſeyn, wenn ihm der Thürſteher nicht den erſten Schritt ins Haus verwehrt. Drängt er ſich auch bis in das Vorzimmer: ſo hat er ſich noch durch eine Menge von Bedienten durchzuarbeiten, wovon ihn die meiſten lächerlich finden, viele gleichgültig anſehen, und die billigſten gar nicht merken. Er verlangt, Seiner Excellenz aufzuwarten. Man antwortet ihm nicht. Er verlangt, Seiner Excellenz unterthänigſt aufzuwarten. Ein Lakey weiſ't ihn an den andern, und keiner meldet ihn an. Er ſteht beſchämt am Kamine, und ſteht Allen im Wege. Er ſieht endlich den Kammerdiener. Er bittet gehorſamſt, ihm die hohe Gnade zu verſchaffen, daß er Seiner Excellenz ſeine ganz unterthänigſte Aufwartung machen dürfe. Komme der Herr morgen wieder; es iſt heute Geſellſchaft im Zimmer! — Aber wäre es nicht möglich! — Kurz, nein! Seine Excellenz hätten viel zu thun, wenn ſie jede Bettelviſite annehmen wollten: der Herr kann morgen wieder kommen. Da ſteht der tugendhafte, der ehrliche, der gelehrte Mann, der Mann von großen Verdienſten, welcher ſich redlich und mühſam

nährt, ſeinem Fürſten treu dient, hundert Leute durch ſeinen guten Rath glücklich gemacht hat, mit ängſtlicher Sorgfalt die Rechte gedrückter Wittwen und Waiſen ſchützt, niemanden um das Seinige bringt; da ſteht der rechtſchaffenſte Patriot. Sein ſchlechter Anzug drückt alle Verdienſte nieder. Er ſchleicht ſich beſchämt zur Thüre, um ſich der Verachtung des Vorzimmers zu entziehen. Man ſtößt ihn mit Gewalt von derſelben weg, man reißt beide Flügel mit einer ehrfurchtsvollen Beſchäftigung auf, alle Bediente kommen in Bewegung, alle richten ſich in eine demüthige Stellung, der Kammerdiener fliegt ins Zimmer ſeines Herrn; es wird Lärm darinnen, man wirft die Karten hin. Seine Excellenz eilen entgegen, und wem? einem vergoldeten Narren, welcher die Treppe herauf gefaſelt kömmt, und den Schweiß ſeines betrogenen Gläubigers auf der Weſte trägt. Sein Kopf, ſo leer er iſt, wird bewundert, weil er gut friſirt iſt; ſein Geſchmack beſteht in der Kunſt, ſich artig zu bücken. Hätte er Verſtand, ſo würde er alle ſechszehn Ahnen beſchämen, und nur aus kindlicher Hochachtung gegen ſeine Vorfahren hat er ſich in Acht genommen, verſtändiger zu werden, als ſie geweſen ſind. Sein Herz iſt boshaft, ſo viel ihm ſeine vornehme Dummheit zuläßt. Er hat das Geringſte nicht gelernt, womit er dem Vaterlande, oder ſich ſelbſt dienen könnte; und womit er jemanden dient, das ſind leere Gnadenverſicherungen. Er borgt, er betrügt! er küßt, er pfeift, er lacht, ſpielt gern und unglücklich, und Seine Excellenz freuen ſich mit offenen Armen über die Ehre ſeines Zuſpruchs. Nun iſt unſer redlicher Mann ganz vergeſſen, und es iſt ein Glück für ihn, daß er noch ohne Schaden aus dem ehrfurchtsvollen Gedränge entrinnen, und die Treppe hinunter kommen können. Es geſchieht ihm Recht. Der Thor! Warum hat er nicht beſſere Kleider, und geringere Verdienſte? ꝛc.

Aus den Abderiten.

Von Wieland.

Die Athenienſer waren von jeher ein muntres und geiſtreiches Volk, und ſind es noch, wie man ſagt. Athenienſer, nach Jonien verſetzt, gewannen unter dem ſchönen Himmel,

der dieſes von der Natur verzärtelte Land umfließt, wie Burgunder-Reben durch Verpflanzung aufs Vorgebirge. Vor allen andern Völkern des Erdbodens waren die Joniſchen Griechen die Günſtlinge der Muſen. Homerus ſelbſt war, der größten Wahrſcheinlichkeit nach, ein Jonier. Die Erotiſchen Geſänge, die Mileſiſchen Fabeln (die Vorbilder unſerer Novellen und Romane) erkennen Jonien für ihr Vaterland. Der Horaz der Griechen, Alcäus, die glühende Sappho, Anakreon, der Sänger, — Aſpaſia, die Lehrerin, — Apelles, der Maler — der Grazien, waren aus Jonien; Anakreon ſogar ein geborner Tejer. Dieſer letzte mochte etwa ein Jüngling von achtzehn Jahren ſeyn (wenn anders Barnes recht gerechnet hat), als ſeine Mitbürger nach Abdera zogen. Er zog mit ihnen; und zum Beweiſe, daß er ſeine, den Liebesgöttern geweihte Leyer nicht zurückgelaſſen, ſang er dort das Lied an ein thraziſches Mädchen (in Barneſens Ausgabe das Ein und ſechzigſte), worin ein gewiſſer wilder Thraziſcher Ton mit der Joniſchen Grazie, die ſeinen Liedern eigen iſt, auf eine ganz beſondere Art abſticht.

Wer ſollte nun nicht denken, die Tejer — in ihrem erſten Urſprung Athenienſer — ſo lange Zeit in Jonien einheimiſch — Mitbürger eines Anakreons — ſollten auch in Thracien den Charakter eines geiſtreichen Volkes behauptet haben? Allein (was auch die Urſache davon geweſen ſeyn mag) das Gegentheil iſt außer Zweifel. Kaum wurden die Tejer zu Abderiten, ſo ſchlugen ſie aus der Art. Nicht, daß ſie ihre vormalige Lebhaftigkeit ganz verloren, und ſich in Schöpſe verwandelt hätten, wie Juvenal ſie beſchuldigt. Ihre Lebhaftigkeit nahm nur eine wunderliche Wendung; und ihre Einbildung gewann einen ſo hohen Vorſprung über ihre Vernunft, daß es dieſer niemals wieder möglich war, ſie einzuholen. Es mangelte den Abderiten nie an Einfällen; aber ſelten paßten ihre Einfälle auf die Gelegenheit, wo ſie angebracht wurden, oder kamen erſt, wenn die Gelegenheit vorbei war. Sie ſprachen viel, aber immer ohne ſich einen Augenblick zu bedenken, was ſie ſagen wollten, oder wie ſie es ſagen wollten. Die natürliche Folge hiervon war, daß ſie ſelten den Mund aufthaten, ohne etwas Albernes zu ſagen. Zum Unglück erſtreckte ſich die ſchlimme Gewohn-

heit auf ihre Handlungen; denn gemeiniglich ſchloſſen ſie den Käficht erſt, wenn der Vogel entflogen war. Dies zog ihnen den Vorwurf der Unbeſonnenheit zu; aber die Erfahrung bewies, daß es ihnen nicht beſſer ging, wenn ſie ſich beſannen. Machten ſie (welches ziemlich oft begegnete) irgend einen ſehr dummen Streich, ſo kam es immer daher, weil ſie es gar zu gut machen wollten; und wenn ſie in den Angelegenheiten ihres gemeinen Weſens recht lange und ernſtliche Berathſchlagungen hielten, ſo konnte man ſicher darauf rechnen, daß ſie unter allen möglichen Entſchließungen die ſchlechteſte ergreifen würden. Sie wurden endlich zum Sprichwort unter den Griechen. Ein Abderitiſcher Einfall, ein Abderiten-Stückchen war bei dieſen ungefähr, was bei uns ein Schildbürger- oder bei den Helvetiern ein Lalleburger-Streich iſt. Zum Exempel: es fiel ihnen ein, daß eine Stadt, wie Abdera, billig auch einen ſchönen Brunnen haben müſſe. Er ſollte in die Mitte ihres großen Marktplatzes geſetzt werden, und zur Beſtreitung der Koſten wurde eine neue Auflage gemacht. Sie ließen einen berühmten Bildhauer von Athen kommen, um eine Gruppe von Statuen zu verfertigen, welche den Gott des Meeres auf einem von vier Seepferden gezogenen Wagen, mit Nymphen, Tritonen und Delphinen umgeben, vorſtellte. Die Seepferde und Delphinen ſollten eine Menge Waſſers aus ihrer Naſe hervorſpritzen. Aber wie alles fertig ſtand, fand ſich, daß kaum Waſſer genug da war, um die Naſe eines einzigen Delphins zu befeuchten; und als man das Werk ſpielen ließ, ſah es nicht anders aus, als ob alle dieſe Seepferde und Delphinen den Schnupfen hätten. Um nicht ausgelacht zu werden, ließen ſie alſo die ganze Gruppe in ihr Zeughaus bringen; und ſo oft man ſolche einem Fremden wies, bedauerte der Aufſeher des Zeughauſes ſehr ernſthaft im Namen der löblichen Stadt Abdera, daß ein ſo herrliches Kunſtwerk aus Kargheit der Natur unbrauchbar bleiben müſſe.

Ein andermal erhandelten ſie eine ſehr ſchöne Venus von Elfenbein, die man unter die Meiſterſtücke des Praxiteles zählte. Sie war ungefähr fünf Fuß hoch, und ſollte auf einen Altar der Liebesgöttinn geſtellt werden. Als ſie angelangt war, gerieth ganz Abdera in Entzücken über die Schönheit ihrer Venus; denn die Abderiten gaben ſich für feine Ken-

ner und ſchwärmeriſche Liebhaber der Künſte aus. Sie iſt zu ſchön, riefen ſie einhellig, um an einem niedrigen Platze zu ſtehen. Ein Meiſterſtück, das der Stadt ſo viele Ehre macht, und ſo viel gekoſtet hat, kann nicht zu hoch aufgeſtellt werden; ſie muß das Erſte ſeyn, was dem Fremden beim Eintritt in Abdera in die Augen fällt. Dieſem glücklichen Gedanken zufolge ſtellten ſie das kleine niedliche Bild auf einen Obelisk von achtzig Fuß; und wiewohl es nun unmöglich war, zu erkennen, ob es eine Venus oder eine Waſſernymphe vorſtellen ſollte, ſo nöthigten ſie doch alle Fremden zu geſtehen, daß man nichts Vollkommneres ſehen könne.

§. 180. Zur Satyre gehört auch die Parodie und Traveſtie. Beide haben den Zweck, ein vorhandenes Kunſtwerk, das einen ernſthaften Gegenſtand behandelt, ſo zu verändern, daß dadurch ein neues äſthetiſches Erzeugniß hervorgehe, welches durch Vergleichung mit jenem Lachen erregen ſoll. Dies geſchieht nun entweder dadurch, daß man die Form des vorhandenen Kunſtwerks beibehält, aber das ernſthafte Object in ein komiſches verwandelt, und dadurch entſteht die Parodie; oder, daß man das Object des ernſthaften Kunſtwerks beibehält, es aber unter einer komiſchen Umgebung und Einkleidung erſcheinen läßt, und in dieſem Falle iſt es Traveſtie.

§. 181. Man kann alle Dichtungsarten parodiren und traveſtiren; beſonders aber ſind die epiſchen und dramatiſchen dazu geeignet. Indeſſen ſcheint ſolche Behandlung eines ernſten Stoffs eine Herabwürdigung des Schönen und Guten, und iſt auch wirklich eine: denn durch eine Parodie wird uns der wahre Genuß des ernſthaften Kunſtwerks verkümmert, weil wir uns dabei wider Willen an die luſtigen Einfälle des parodirenden Dichters erinnern. Daher ſollte man nur das Fehlerhafte parodiren, und nicht ſowohl ein einzelnes Werk, als vielmehr eine falſche Manier und einen verderbten Geſchmack lächerlich machen wollen.

§. 182. Man hat indeſſen eben ſowohl die klaſſiſchen Werke ausgezeichneter als ſchlechter Schriftſteller parodirt und traveſtirt. Beweiſe davon ſind die Aeneide von Blumauer (der es übrigens, ihrer Plattheiten ungeachtet, nicht an lebhaftem Witz fehlt); die traveſtirte Jungfrau v. Orleans und Nathan der Weiſe (beide unter aller Kritik). Die beſte Parodie iſt: Herodes von Bethlehem, von Mahlmnn, gegen Kotzebue's Huſſiten vor Naumburg.

Viertes Kapitel.

Von der didaktiſchen Poeſie.

---

§. 183. Didaktiſche Poeſie oder Lehrpoeſie ſcheint einen Widerſpruch in ſich zu tragen; denn die Poeſie hat es zu thun mit der Darſtellung des Schönen, der Zweck des Lehrens aber iſt Nutzen. Indeſſen läßt ſich allerdings eine Vereinigung beider Begriffe denken. Die didaktiſche Poeſie trägt zwar Begriffe und allgemeine Wahrheiten vor, aber nicht, um ſolche zu lehren (wie der proſaiſch-didaktiſche Schriftſteller thut), ſondern um ſolche zu verſinnlichen und als Gegenſtand des Gefühls zu behandeln. Die didaktiſche Poeſie iſt alſo wirkliche Poeſie; ſie erdichtet aber nicht die Begriffe, die ſie darſtellt, ſondern ſie bringt nur das, was in das Gebiet des Vorſtellungs-Vermögens gehört, in das Gebiet des Gefühls, und erhebt es, um dafür zu intereſſiren, durch die äſthetiſche Form zu einem Bilde für die Phantaſie.

§. 184. Um aber allgemeine Wahrheiten poetiſch darzuſtellen, trägt ſie ſolche nicht als ein vorhandenes Syſtem vor, ſondern als eben in der Seele des Dichters werdend und aus ſeinem Innern hervorgehend, und ſchildert ſie mit aller Anſchaulichkeit und Lebendigkeit, ſo daß das Gefühl der Wahrheit erweckt wird. Es kommt

alſo hiebei nicht bloß auf Styl und äußern Schmuck an, ſondern das Poetiſche liegt vielmehr in der ganzen Art der Auffaſſung und Behandlung des Stoffs, der freilich einer poetiſchen Darſtellung fähig ſeyn muß, und, je höher er über den Kreis ſinnlicher Wahrnehmung hinausgeht, oft ſelbſt ſchon Poeſie, oder doch mit dieſer nahe verwandt iſt. Daher ſind die Wahrheiten der Religion, die das höchſte poetiſche Leben in ſich tragen, für ein didaktiſches Gedicht auch am paſſendſten.

§. 185. In ſo fern man auf den Stoff der didaktiſchen Poeſie ſieht, theilt man das Lehrgedicht in das philoſophiſche und ſcientiviſche. Jenes ſtellt theoretiſche oder praktiſche Wahrheiten dar, dieſes behandelt jeden wiſſenſchaftlichen und äſthetiſchen Gegenſtand der menſchlichen Erkenntniß, ſobald er an ſich einer höheren Verſinnlichung fähig iſt. Sieht man aber auf die Darſtellung, ſo bekommt man einen andern und beſſeren Eintheilungsgrund; denn die Lehrpoeſie ſtellt ihre Wahrheiten entweder unter einer ſinnbildlichen Einkleidung dar oder nicht. In jenem Falle iſt ſie allegoriſche Poeſie, in dieſem didaktiſche Poeſie im engeren Sinne.

1. Allegoriſche Poeſie.

§. 186. Allegoriſche Poeſie nennen wir diejenige, welche ihre Begriffe, moraliſche Wahrheiten und Lehren unter einem Bilde darſtellt. Der Zweck dieſer ſinnbildlichen Darſtellung iſt, dem Begriff mehr Kraft und Lebhaftigkeit zu geben, ihn alſo anſchaulicher zu machen. Es gehören dazu drei Unterarten: die Aeſopiſche Fabel, die Parabel und die Allegorie im engeren Sinne.

a) Die Aeſopiſche Fabel.

§. 187. Die Aeſopiſche Fabel iſt eine poetiſche Erzählung, worin eine praktiſche Lehre oder ein allge-

meiner Erfahrungsſatz durch ein Sinnbild anſchaulich gemacht wird. Mann nennt ſie, zum Unterſchied von einer andern erdichteten Begebenheit, die Aeſopiſche, weil ſie dem älteſten und merkwürdigſten Fabuliſten unter den Griechen, dem Aeſop, obwohl fälſchlich, zugeſchrieben wird.

§. 188. Zu jeder Fabel gehören alſo nothwendig zwei Stücke: eine Lehre und ein Bild, in welchem ſie mitgetheilt wird. Die Lehre iſt der Stoff, den der Dichter behandelt, und der eigentliche Zweck der Fabel; das Bild iſt die Form, oder das poetiſche Mittel, die Lehre anſchaulich zu machen, und eben dieſe Form iſt es, welche die Fabel zu einem Gedicht erhebt.

§. 189. Die Lehre, welche die Fabel enthält, mag moraliſch, oder ein Erfahrungsſatz, oder eine Klugheitslehre ſeyn: immer muß ihre Wahrheit ohne Beweis einleuchten. Je wichtiger ſie iſt, deſto beſſer; alltägliche gemeine Wahrheiten bedürfen nicht der Einkleidung, um ſie anſchaulich zu machen. Ob die Lehre ausdrücklich am Anfang oder Schluß der Fabel angegeben wird, iſt ziemlich gleichgiltig; am beſten iſt es, wenn ſie ſich aus der Fabel dem Leſer von ſelbſt darbietet.

§. 190. Die handelnden Weſen, deren ſich der Fabuliſt in ſeinem aufgeſtellten Bilde bedient, ſind ſelten Menſchen, am häufigſten Thiere, oft auch lebloſe Geſchöpfe, denen alsdann Vernunft und Sprachfähigkeit nach einer angenommenen Vorausſetzung beigelegt wird. So ſonderbar dies ſcheint, ſo gewährt doch der Gebrauch der Thiere und lebloſen Körper dem Dichter einen weſentlichen Vortheil; denn nicht zu gedenken, daß bei Erzählungen aus der moraliſchen Welt ſich ſo leicht unſere Leidenſchaften mit in's Spiel miſchen, und die Ueberzeugung von der Wahrheit verhindern, ſind ja die Charaktere und Verhältniſſe, auf die der Dichter ſeine Erzählung gründet, in der thieriſchen und lebloſen Welt für immer feſt und unveränderlich beſtimmt, und bedürfen

daher keiner weitern Schilderung. So iſt z. B. der Fuchs liſtig und der Dornbuſch hämiſch, der Eſel träge und der Stein unempfindlich.

§. 191. Eben aus dieſer Beſtimmtheit der Charaktere aber folgt auch, daß der Dichter ſie nicht willkürlich verändern darf. Er kann zwar den Thieren Sprachfähigkeit und Freiheit des Willens beilegen, und ſie in menſchlichen Verbindungen als Richter, Kläger und Könige erſcheinen laſſen; dies ſind angenommene Vorausſetzungen, die dem Dichter frei ſtehen; aber den Naturtrieb läßt er, wie er ihn findet, oder er dichtet Eigenſchaften auf eine dem beſtimmten Naturcharakter gemäße Art. Die Thiere müſſen alſo immer als Thiere, nie menſchlich, doch menſchenähnlich handeln.

§. 192. Man hat die Fabeln verſchiedentlich eingetheilt. Am ſcharfſinnigſten iſt die Herder'ſche Eintheilung in intellectuelle (verſtandbildende), ſittliche (ethiſche) und dämoniſche (Schickſalsfabeln). Intellectuelle Fabeln ſind ihm die, welche eine theoretiſche Lehre anſchaulich darſtellen [ſo iſt es in der Welt]; ſittliche, weche uns unſere Pflichten als Geſetze der Glückſeligkeit alles Lebendigen, in einer für ſich kämpfenden, aber dem Ganzen ſich aufopfernden Liebe darſtellen [ſo ſoll es in der Welt gehen]; dämoniſche, die den Gang des höheren Schickſals unter den Lebendigen bezeichnen, das als Zufall oder als gerechte Vergelterin in die Begebenheiten eingreift, zur Warnung [ſo kann es in der Welt gehen].

§ 193. Der Styl der Fabel muß einfach, edel, leicht und natürlich ſeyn, und nicht durch ſtarken Schmuck und Verzierung die Einbildungskraft oder Empfindung auf Koſten der ruhigen Betrachtung und Verſtandes-Belehrung unterhalten wollen. Glänzende Schilderungen, lange Einleitungen und Epiſoden ſind mit dem Zweck und Charakter der Fabel, die immer nur ein Kunſtwerk von kleinem Umfang bilden kann, unverträglich. Die

Form kann proſaiſch und poetiſch ſeyn; im letzten Falle wählt man das epiſtolariſche Sylbenmaß, oder noch beſſer die vierfüßigen gereimten Jamben. Auch iſt der Fabuliſt nicht nothwendig an die erzählende Form gebunden, er kann auch die dialogiſche wählen.

§. 194. Die Deutſchen haben viel gute und ausgezeichnete Fabeldichter. Unter den älteren ſind Boner und Burkard Waldis die merkwürdigſten; unter den neueren und neueſten v. Hagedorn, Gellert, Lichtwehr, Gleim, Leſſing (der einfachſte, der dem Aeſop am nächſten kommt), Michaelis, Willamow (der ſeine Fabeln dialogiſirte), v. Nicolay und beſonders Pfeffel, der ſeinen Fabeln häufig einen politiſchen Zweck gibt. Die wenigſten haben aber in ihren Sammlungen Fabel und Erzählung ſorgfältig geſchieden, und jene von unnützem Schmuck nur ſelten frei erhalten.

Beiſpiele.

Der Wolf auf dem Todbette.

Von Leſſing.

Der Wolf lag in den letzten Zügen und ſchickte einen prüfenden Blick auf ſein vergangenes Leben zurück. Ich bin freilich ein Sünder, ſagte er, aber doch, hoffe ich, keiner von den größten. Ich habe Böſes gethan; aber auch viel Gutes. Einſtmals, erinnere ich mich, kam mir ein blökendes Lamm, welches ſich von der Heerde verirrt hatte, ſo nahe, daß ich es gar leicht hätte würgen können; und ich that ihm nichts. Zu eben dieſer Zeit hörte ich die Spöttereien und Schmähungen eines Schafes mit der bewundernswürdigſten Gleichgiltigkeit an, ob ich ſchon keine ſchützende Hunde zu befürchten hatte.

Und das alles kann ich dir bezeugen, fiel ihm Freund Fuchs, der ihn zum Tode bereiten half, in's Wort. Denn ich erinnere mich noch gar wohl aller Umſtände dabei. Es war zu eben der Zeit, als du dich an dem Beine ſo jäm-

merlich würgteſt, das dir der gutherzige Kranich aus dem Schlunde zog.

Der Löwe. Die Verſammlung der Thiere. Der Fuchs.

Von Willamow.

Löwe. Ihr Stützen meines Reichs, Genoſſen meiner Macht!
Ihr Elephanten, Parder, Tiger!
Sehr weiſe Räthe, tapfre Krieger!
Und alle, die darauf bedacht,
Mein Anſehn ſo, wie ihren Ruhm, zu mehren!
Jetzt ſollt ihr meinen Rath zum Wohl des Staates hören!
Oft hab' ich königlich die Sachen überlegt,
Die unſre Sicherheit betreffen.
Wie lange ſoll der Menſch, das ſchwache Thier, uns äffen,
Der nur durch Liſt die Macht zu Boden ſchlägt?
Die Liſt allein an ihm iſt unſer Schrecken,
Drum müſſen wir durch Macht uns decken,
Wir müſſen feſt vereint
Zuſammen uns zur Hilfe leben,
Das wird uns über ihn erheben.
Sprecht, was ihr hierzu meint.
Die Verſammlung. Ja Herr! das ſchützet uns allein!
Wenn wir nur alle einig wären,
Wir würden leicht das Volk der Menſchen ganz verheeren.
Der Fuchs. Ja freilich, wenn wir einig wären!
Doch wann wird dieſes möglich ſeyn!

Die Klugheit.

Von Pfeffel.

Durch eines Fiſchers Liſt berückt,
Ward in ſein Garn ein junger Hecht verſtrickt.
Das Sprichwort ſagt; die Noth bricht Eiſen.
Der Kriegsgefangne nagt ſo lang,
Bis daß es ihm zuletzt gelang,
Sich aus den Banden loszureißen.
Jetzt ſprach er bei ſich ſelbſt: Ei, ei,

Ich dacht' es nicht, bei meiner Ehre,
Daß hier ein Netz verborgen wäre.
Je nun, ich bin ja wieder frei,
Kein Henker ſoll zum zweitenmal mich kriegen.
Doch ſtill! Was ſeh' ich dort vor jenem Boot
Im Waſſer hin und wieder fliegen?
Beim Element, ein fetter Biſſen Brod!
Er ſchnappt ihn auf, und läßt, dem Netze kaum entgangen,
Sich nun durch eine Angel fangen.

b) Die Parabel.

§. 195. Von der Fabel muß man die Parabel unterſcheiden, die wir als eine Gleichnißrede betrachten, in der uns ein ähnlicher Fall als Sinnbild gegeben wird. Sie ſteht zwiſchen der Fabel und Allegorie in der Mitte. Das Wort iſt Griechiſchen Urſprungs, und wird durch unſer Deutſches Gleichniß nur zum Theil erklärt. Denn jenes heißt eigentlich Nebeneinanderſtellung, und iſt folglich von einem größern Umfange. Bei den alten Griechen hatte das Wort Parabel bloß die Bedeutung eines erdichteten Beiſpiels oder Gleichniſſes, das den Zweck hat, eine praktiſche allgemeine Lehre anſchaulich zu machen; bei der Hebräiſchen Nation aber iſt es von einer höheren Bedeutung und einem größeren Umfang, denn der Geiſt des Hebräiſchen Alterthums iſt myſtiſch. Die Hebräiſche Parabel kann ſich über das niedere Gebiet zu dem höheren und Ueberſinnlichen erheben: ſie führt alsdann dem Menſchen, als einem Mitgliede dieſes höheren, unſichtbaren Reichs, die Natur vor, als ein Bild, das ihm nicht deßhalb vorgehalten wird, damit er allgemeine Wahrheiten und Erfahrungsſätze daraus lerne und erkenne, ſondern damit er das Höchſte und Ueberſinnliche in ihr erſchaue oder erſchauen lerne. Und ſo dient alſo die Parabel dem dichtenden Lehrer nicht bloß zu einem Mittel, einzelne moraliſche Wahrheiten zu lehren und zu verſinnlichen (in welchem Falle ſie ſich der Fabel nähert), ſondern dazu, um den Jünger auf des

Lehrers höheren Standpunkt und zur Anſchauung des Ueberſinnlichen zu erheben.

Anm. Die Bibel enthält mehrere treffliche Beiſpiele, z. B. die Parabel Jeſu vom verlornen Sohn.

§. 196. Als Kunſtwerk betrachtet bedarf die Parabel nicht nothwendig der Einheit, ſie kann mehr als eine Lehre enthalten. Auch hat ſie nicht das Ueberzeugende der Fabel, da ihr die innere Nothwendigkeit der Sache fehlt; ſie macht nur wahrſcheinlich. In Rückſicht des Vortrags und Styls aber ſteht ſie höher, denn ſo wie ſie, ihrem Inhalt nach, ſich über die Fabel erhebt, und lebhafter auf das Gefühl und die Einbildungskraft wirkt, ſo iſt auch ihre Einkleidung feierlicher und ernſter, und verträgt mehr Schmuck und Verzierung in der Sprache. Die beſten Parabeln, ganz im orientaliſchen Geiſte gedichtet, verdanken wir Herder und Krummacher, von welchem letzteren nachſtehende Beiſpiele gedichtet ſind:

Beiſpiele.

Das Krokodil.

Von Krummacher.

In der grauen Urzeit wandelte eine Schaar Menſchen aus ihren alten Wohnſitzen und zog hernieder in das Land, welches der Nil durchſtrömt, Sie freuten ſich des herrlichen Stromes und ſeines lieblichen Waſſers, und bauten ſich Wohnungen an ſeinen Geſtaden. Aber bald ſtieg aus ſeinen Fluten das gewaltige Unthier, Krokodil genannt, und zermalmte Menſchen und Thiere mit ſeinem furchtbaren Gebiß. Da flehten die Menſchen mit lauter Stimme zu ihrem Gott Oſiris, und baten ihn, ſie von dem Ungeheuer zu befreien. Aber Oſiris antwortete durch den Mund der weiſen Prieſter und ſprach: iſt es nicht genug, daß die Gottheit euch Kraft und Verſtand verlieh? Wer ſie um Hülfe anruft, wo er ſelbſt helfen kann, der fleht vergebens!

— — —

Nun ergriffen ſie Schwerter und Stangen, und beſtürmten das Ungeheuer in ſeiner Schilfwohnung; errichteten

Schutzwehren und Dämme, und vollendeten in wenig Tagen Werke, die ſie ſich vorher nicht zugetraut hatten. Und ſo wurden ſie der inneren verborgenen Kraft ſich bewußt, welche in ſpäteren Zeiten die gewaltigen Pyramiden und Spitzſäulen gründete, und ſie erfanden manche Kunſt und manches Geräthe, die ſie noch nicht gekannt hatten.

Denn der Kampf mit dem Mächtigen wecket und veredelt die ſchlummernden Kräfte des Menſchen.

— — —

Aber noch fehlt es den Nilbewohnern an Werkzeugen, um das bepanzerte Ungeheuer in ſeinen Fluten völlig zu beſiegen. Sie konnten es nur auf kurze Zeit zurückdrängen, und hiemit begnügten ſie ſich. —

Allmählich aber verließ ſie der Eifer des Widerſtandes. Das Unthier ward größer und vermehrte ſich. Furchtbarer ward auch ſein Grimm. Da beſchloß das thörichte und erſchlaffende Volk, das Krokodil zu verehren. Man brachte freiwillig ihm fette Opfer, und das Unthier ward mächtiger, als je, aber das Volk verſank in Unthätigkeit und Stumpfſinn.

Denn Frohn und Sklavenſinn macht niederträchtig und feige.

— — —

Endlich bricht der überſpannte Bogen, und den Tyrannen erreicht die Rache. Oſiris nahm ſich der Verlaſſenen an, und foderte durch den Mund des weiſen Prieſters zum neuen Kampfe ſie auf. Der Streit begann, und der Strom ward roth von dem Blute der Erſchlagenen. Schon begonnen die Kämpfer zu ermüden, da flehte der Prieſter und das bedrängte Volk Oſiris um Hilfe an, und die Gottheit erhörte ihr Flehen. — Ein kleines Thier, Tezerdah genannt, ſtand am Ufer des Nilſtroms. Seht, rief der Prieſter, hier ſendet Oſiris euch Hilfe! — Wie! ſpotteſt du unſer? rief ihm die Schaar des Volkes entgegen.

Da antwortete der Prieſter und ſprach: harret des Ausganges und vertrauet der höheren Macht. In ihrer Hand vermag das kleinſte Mittel die größte Noth zu enden!

— — —

Die Zahl der ſchrecklichen Nilungeheuer nahm bald ſichtbar ab. Das Volk ſah mit Bewunderung dem kleinen Thiere

zu. In ſtiller Thätigkeit ſpürte es den Eiern und der Brut des Krokodils nach. Alſo zerſtörte es in einem Augenblick die Keime von hundert Furchtbaren und befreiete das Land von ſeiner Plage, was ſo viele Köpfe und Hände nicht vermocht hatten.

Seht, ſagte darauf der weiſe Prieſter, wollet ihr ein Uebel vernichten, ſo greifet es im Keim und in der Wurzel an; dann wird ein kleines Mittel leicht bewirken, was ſpäterhin ein Heer nicht vermag. —

Der Apfel.

Von demſelben.

Es war ein reicher Mann am Hofe des Königs Herodes, der war ſein Oberkämmerer, und kleidete ſich in Purpur und köſtliche Leinewand, und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Da kam zu ihm aus fernem Lande ein Freund ſeiner Jugend, den er in langen Jahren nicht geſehen hatte. Und der Kämmerer ſtellte ihm zu Ehren ein großes Gaſtmahl an, und lud alle ſeine Freunde. Auf dem Tiſche aber ſtanden viele herrliche Speiſen in Gold und Silber, und viele köſtliche Gefäße mit Salben und Wein von allerlei Art. Und der reiche Mann ſaß oben am Tiſch und war guter Dinge, und zu ſeiner Rechten ſaß ſein Freund, der aus fernem Lande gekommen war, und ſie aßen und tranken, und wurden ſatt.

Da ſprach der Mann aus fernem Lande zu dem Kämmerer des Königs Herodes: ſolch eine Herrlichkeit und Pracht, wie in deinem Hauſe iſt, erſcheint mir nicht in meinem Lande weit und breit! Und er rühmete alle Pracht, und preiſete ihn glücklich vor allen Menſchen auf Erden.

Aber der reiche Mann, der Kämmerer des Königs, nahm einen Apfel von einem goldenen Gefäße. Der Apfel aber war groß und ſchön und röthlich von außen, wie Purpur. Und er nahm den Apfel und ſprach: ſiehe, dieſer Apfel ruhete auf Gold, und ſeine Geſtalt iſt ſehr ſchön: und reichte ihn dem Fremdling und Freund ſeiner Jugend. Der Fremdling aber durchſchnitt den Apfel, und ſiehe! in ſeiner Mitte war ein Wurm! —

Da ſchauete der Fremdling ſeitwärts auf den Kämmerer hin — der Oberkämmerer aber blickte hernieder zur Erde und ſeufzte. —

Der Tempel zu Memphis.

Von demſelben.

Als Pythagoras, der Weiſe von Samos, in Aegypten verweilte, um Weisheit aus alter heiliger Quelle zu ſchöpfen, begleiteten ihn die Prieſter in den Tempel zu Memphis. Ruhig und groß, wie ein Gebirge, lag das Wundergebäu in der Dämmerung des Morgens. —

Wie haben Menſchenhände dieſe Felſenmaſſen empor gehoben? rief der Grieche voll Erſtaunen. Die vereinte Kraft, antwortete der Prieſter, vermag alles, wenn ein Geiſt ſie leitet.

Jetzt thaten ſich die gewaltigen Thorflügel des Tempels auf, wie die Thore des Schattenreichs. Sie wandelten hinein und ſtanden ſchweigend zwiſchen den erhabenen Pfeilern, und es wehete ein Säuſeln durch die unermeßlichen Hallen, wie Geiſterſtimmen.

Da ergriff ein Schauder den jungen Weiſen von Samos, daß ihn ein Zittern ankam, und er legte ſich an das Gemäuer und weinte.

Da trat ein Prieſter zu ihm und ſprach: was weineſt du?

Pythagoras aber ſchwieg. Eine Weile darauf antwortete er: Ach, laſſet mich! Fühle ich mich nicht hier in der furchtbaren Nähe des Weſens, deſſen Namen ich nicht auszuſprechen wage!

Da ſprach der Prieſter: Heil dir, mein Sohn, in deiner Demuth! Sie führt dich zur Gottheit, der dieſes Heiligthum erbauet ward. Wohlan, des Gebäudes hehre Geſtalt führe dich nun auch wieder verſöhnend zur Menſchheit zurück.

Bedenke, daß dieſer Tempel in eines Menſchen Bruſt war, ehe er aus dem Felſen empor ſtieg. Trockene deine Thränen und wandle fröhlich!

c) Die Allegorie.

§. 197. Die Allegorie, als Gedicht, unterſcheidet ſich von der rhetoriſchen Figur deſſelben Namens

(S. 79, §. 97.). Hier verſtehen wir darunter die ſinnbildliche Darſtellung einer Reihe von Begriffen oder Gegenſtänden, welche nicht ausgedruckt, ſondern bloß im Bilde dargeſtellt werden, ſo daß das Aehnliche durch das Aehnliche angeſchaut und gefühlt witd.

§. 198. Der allegoriſche Dichter ſchafft ſich alſo zuerſt ein vollendetes Bild von einem Gegenſtande, ſey dies eine Perſon, eine Handlung oder ein Gefühl; da er aber dieſes Bild nicht ſelbſt in die Darſtellung aufnehmen kann, ſo erzeugt ſeine Phantaſie ein Gegenbild zu demſelben, in welchem man das Urbild wieder erkennt, ſo daß dieſes, ohne dargeſtellt zu ſeyn, doch vor der Seele des Anſchauenden ſteht, ſobald er den Sinn der Allegorie aufgefaßt hat. Zwiſchen beiden aber muß die genaueſte Uebereinſtimmung herrſchen, wenn das Ganze ſeinen Zweck nicht verfehlen ſoll: daher muß das Urbild in ſeiner ganzen Vollendung vor der Seele des Dichters ſchweben, und die Phantaſie deſſelben ſtark genug ſeyn, ſich ſogleich das Gegenbild davon zu ſchaffen, um ſolches als ein poetiſches Ganzes darzuſtellen. Dem Leſer bleibt alsdann die Auffindung und Vergleichung der Aehnlichkeit beider Bilder überlaſſen.

§. 199. Da nur das Erhabene einer ſolchen allegoriſchen Darſtellung fähig iſt, ſo iſt die Allegorie auch die höchſte Dichtungsart, denn das Erhabenſte, das Göttliche, kann der Menſch nur ſinnbildlich darſtellen. In dieſem Charakter grenzt ſie daher an das Myſtiſche, indem ſie das Unendliche und Unbegrenzte durch das Endliche und Begrenzte in einem Bilde darſtellt; daher iſt Einkleidung, Vortrag und Sylbenmaß lyriſch, und die Darſtellung, ſo viel Anſchaulichkeit ſie auch haben muß, von einem gewiſſen heiligen Dunkel umſchattet. Wenn aber auch der Dichter eine andere Art des Schönen auffaßt, die ihn nicht zu dem höchſten Punkte erhebt, ſo wird auch in dieſer niederen Allegorie ſein Dichtungsvermögen mehr als irgendwo ſchöpferiſch und thä-

tig ſeyn; nur iſt die Darſtellung dann mehr erzählend als lyriſch, das Sylbenmaß unbeſtimmt, und der Ton der Empfindung bald leicht und munter, bald ernſt und rührend.

§. 200. In der höheren allegoriſchen Poeſie haben die Deutſchen nur kleinere Gedichte von F. und A. W. Schlegel, Schiller, Conz, Tieck und Novalis; in der niederen mehrere treffliche Stücke von Götz, Galliſch, Kretſchmann und beſonders Herder (Paramythien, in ſ. zerſtr. Blättern).

Beiſpiele.

Der Tempel.

Eine Allegorie, von A. W. Schlegel,

welche die Griechiſche Kunſt bezeichnet.

Am freien Hügel hebt ein Tempel ſich
Mit ſchlanken Säulen freudig himmelan,
Geweiht von ſeiner blüh'nden Prieſterinn,
Die ſelbſt mit Lieb' und zartem Bildnergeiſte
Dies Denkmal ihren Göttern auserſann.
Der Grund erbebt und öffnet ſich und ſchlingt
Des Daches Stützen halb hinab, den Bau
Mit wüſter Willkür durcheinander werfend.
Die Prieſterinn entſetzt ſich nicht; ſie bleibt.
Es wohnt forthin nun keine Gottheit dort.
Sie ſelber wird des ſtillen Ortes Göttinn,
Und Roſenbüſche keimen aus den Spalten
Des Marmors auf; die pflegt die Prieſterinn.
Da naht ein lebensmüder Wanderer
Sich ehrfurchtsvoll; ſie reicht ihm eine Roſe,
In deren friſchem Duft ihm Ahnungsſchauer
Entgegen ſäuſeln. —
O Göttinn, Du! ich ſah den Tempel nicht,
Er mußte ſchön und wunderherrlich glänzen;
Allein die Trümmer ſchatten doppelt heilig
Und doppelt liebevoll.

2. Die eigentlich didaktiſche Poeſie.

§. 201. Die eigentlich didaktiſche Poeſie, oder die Lehrpoeſie in engerer Bedeutung, unterſcheidet ſich von der allegoriſchen dadurch, daß ſie nicht, wie dieſe, ihre Wahrheiten in einem Sinnbilde darſtellt, ſondern ſie geradezu, obwohl mit Anſchaulichkeit und Lebendigkeit, vorträgt, ſo daß ſie dem Verſtande ſogleich erkennbar ſind. Wir rechnen dahin a) die gnomiſche Poeſie und b) das eigentliche Lehrgedicht.

a) Die gnomiſche Poeſie.

§. 202. Gnomen oder Denkſprüche ſind kurz und kräftig ausgedruckte Lehren der Weisheit, aus Erfahrung gebildet und in eine anziehende Form gekleidet. Sie ſind gleichſam, wie Herder ſagt, das ganze Ergebniß des beobachtenden menſchlichen Verſtandes; nur muß man Verſtand haben, ihren Verſtand zu faſſen, und Gefühl, die Schönheiten ihres Ausdrucks zu fühlen. Eine Zuſammenſtellung mehrerer ſolcher Gnomen ohne nähere Verbindung gibt die gnomiſche oder Spruchpoeſie.

§. 203. Der Charakter dieſer Poeſie fodert, daß die Lehren ſich beſonders auf Sittlichkeit und Lebensweisheit beziehen, und nicht bloß wahr, einleuchtend und wichtig, ſondern auch neu oder doch wenigſtens neu geſagt und poetiſch dargeſtellt ſeyn müſſen. Außerdem fodert man von ihnen beſonders eine epigrammatiſche Kürze, ſowohl in der Idee als in der ſtyliſtiſchen Einkleidung derſelben. Das ſchicklichſte Sylbenmaß iſt das elegiſche, oder auch fünffüßige reimloſe Jamben und Reime.

§. 204. Der Orient war reich an herrlichen Gnomen, deren unſere Bibel noch viel treffliche bewahrt. Die neueren Zeiten ſind verhältnißmäßig ärmer daran; doch haben die Deutſchen viele Denkſprüche, die theils als Kern-Reden in größeren Gedichten, beſonders in

Oden und Tragödien vorkommen, theils in eigenen Gedichten dieſer Art. Vorzüglich ſpruchreich ſind Klopſtock, Schiller, Göthe, Gleim (in ſeinem Halladat), Gellert (in ſeinen moraliſchen Gedichten), und Jean Paul.

Beiſpiele.

Aus Klopſtock's Ode an Ebert.

Lindernde Thränen, euch gab die Natur dem menſchlichen Elend
weiſ' als Geſellinnen zu,
wäret ihr nicht, und könnten die Menſchen ihr Leiden nicht weinen,
ach, wie ertrügen ſie's da?

Der Schlüſſel.

Von Schiller.

Willſt du dich ſelber erkennen, ſo ſieh' wie die andern es treiben,
Willſt du die andern verſteh'n, blick in dein eigenes Herz.

Von demſelben.

Zwei ſind der Wege, auf denen der Menſch zur Tugend emporſtrebt,
Schließt ſich der eine dir zu, thut ſich der andre dir auf;
Handelnd erringt der Glückliche ſie, der Leidende duldend.
Wohl ihm, den ſein Geſchick liebend auf beiden geführt.

b) Das eigentliche Lehrgedicht.

§. 205. Das Lehrgedicht iſt die poetiſche Darſtellung zuſammenhangender Wahrheiten, die ſich auf ein gemeinſchaftliches Ziel hinführen laſſen. Durch dieſen Zuſammenhang unterſcheidet es ſich von der Spruchpoeſie, und durch die poetiſche Darſtellung von dem proſaiſchen Vortrage eines Syſtems. Dieſe Darſtellung zeigt ſich, wie ſchon bemerkt worden, nicht bloß in der Ausſchmückung einzelner Theile und der dichteriſchen Ein-

kleidung, ſondern vielmehr in der ganzen Behandlung der Lehren, die in das Gebiet der Gefühle gebracht, und durch die äſthetiſche Form als ein Ganzes für die Phantaſie dargeſtellt werden.

§. 206. So wenig hier nun auch von einem logiſch-ſyſtematiſchen Plan und einer erſchöpfenden Vollſtändigkeit die Rede ſeyn kann, ſo ſind doch Plan, Ordnung, Wahrheit und Deutlichkeit ſehr nothwendige Eigenſchaften des Lehrgedichts; nur ſind die Verbindungen und Uebergänge der Gegenſtände nicht regelrechte Schlüſſe und Folgerungen, ſondern ſie werden hervorgebracht durch Gefühl und Phantaſie, denn nur dasjenige kann aus einem Syſtem für das Lehrgedicht ausgewählt werden, was einer poetiſchen Darſtellung fähig iſt.

Anm. Hiedurch zerfällt der Einwand einiger Kunſtrichter, daß ein Lehrgedicht kein Gedicht ſey, in ſich ſelbſt. Nicht der Stoff, ſondern die Form iſt es, worauf es hier ankommt. Virgil's Landbau, Lukrez Gedicht von der Natur, und Pope über den Menſchen werden immer für Gedichte gelten müſſen, wenn gleich der Stoff ein Gegenſtand praktiſcher oder theoretiſcher Erkenntniß iſt.

§. 207. Die allgemeinen Wahrheiten und Grundſätze eines Lehrgedichts ſind entweder philoſophiſche (theoretiſche, oder praktiſche, unter dieſen beſonders moraliſche), oder ſcientiviſche, (artiſtiſche), welche aus einer Wiſſenſchaft oder Kunſt, oder irgend einem andern Gegenſtande der menſchlichen Erkenntniß entlehnt ſind. Hierauf gründet ſich die gewöhnliche Eintheilung in das philoſophiſche und ſcientiviſche Lehrgedicht. Dieſe Benennungen ſcheinen aber nicht paſſend, da auch die Philoſophie in einem ſcientiviſchen Lehrgedicht vorgetragen werden kann. Nach einer genauern Eintheilung von Clodius (Syſtem. Poet. Th. II. S. 707) zerfällt das Lehrgedicht in das höhere und niedere. Jenes ſtellt nach ihm den Verſtand in der Aufſuchung der allgemeinſten Principien dar, durch welche Welt und Daſeyn überhaupt als ein Ganzes begreiflich wird;

dieſes beſchäftigt ſich mit der Darſtellung eines Syſtems von Regeln über eine Kunſt oder Wiſſenſchaft.

§. 208. Das höhere Lehrgedicht wählt alſo nur das Höchſte und Heiligſte der Menſchheit, das ſchon an ſich ſelbſt Poeſie iſt; daher muß auch die Hauptempfindung, die darin herrſcht, das Große, und der Styl demſelben durch lyriſche Hoheit angemeſſen ſeyn. Das niedere Lehrgedicht charakteriſirt ſich beſonders durch Grazie, und fodert daher mehr Weichheit, Fluß und Wohllaut der Schreibart, ſo wie auch Epiſoden zur Belebung des trockenen Stoffs hier ſehr nöthig ſind. Das ſchicklichſte Sylbenmaß für beide iſt der heroiſche Hexameter, und das epiſtolariſche Sylbenmaß, das beſonders für das niedere Lehrgedicht paßt.

§. 209. So wenig es den Deutſchen an Lehrgedichten fehlt, ſo gibt es doch nur wenige, die als Muſter aufgeſtellt werden können. Zu der höheren Gattung gehören von Haller's Lehrgedichte, denen es indeſſen oft an Poeſie der Sprache gebricht, und beſonders Tiedge's Urania; zu den niederen, außer mehreren nicht ganz gelungenen von Käſtner, Lichtwehr und Leſſing, der Künſtler von Schiller, Wieland's Muſarion, Neubeck's Geſundbrunnen und Schreiber's Harmonia. Auch kann man hieher mehrere philoſophiſche oder Lehroden von Uz, Cramer, Klopſtock und Denis rechnen, in denen ſich das Didaktiſche mit dem Lyriſchen verbindet.

Beiſpiele.

Fragment aus Tiedge's Urania.

(2 Geſ. v. 141—259.)

Was heilig iſt, das Wort von Pflicht und Recht, iſt nicht
Im Buche der Natur zu leſen.
Ein feierlicher Ruf des innern Menſchen ſpricht:
„Sohn der Natur, du biſt ein Sohn der Pflicht;“

Vor dieſem Rufe beugt ſich tief mein ganzes Weſen!
Gott iſt es, der durch ihn zu meinem Geiſte ſpricht.

Ob auch die Lebensbahn im Nebelmeer verſchwimme,
Geſichert leitet uns das Wort der innern Stimme;
Sie ruft empor den Geiſtesblick,
Empor von den befangnen Sinnen,
Sie tönet laut in uns von Innen
Hinaus in die Natur, und hallt aus ihr zurück.

Was weint in uns, wenn ſtill und rührend
Die Unſchuld kämpft mit Mangel, Hohn und Spott?
Was jauchzt in uns, wenn triumphirend
Die Tugend ſiegt? — Der Glaub' an Gott!
Was ſpricht, wie Geiſterruf, zum Harme?
Was wirft den Zweifler ſelbſt, wenn ihn kein Troſt mehr hält,
Wenn er ſchon aus dem Arm der letzten Hoffnung fällt,
Dem Aberglauben in die Arme? —
Der Glaub' an Gott und an die Geiſterwelt!
Der Aberglaube ſelber iſt ein Schatten,
Den innre Wahrheit auf das Leben warf:
Er borgt von ihr die Kraft, den Frieden zu erſtatten,
Den unvertilgbar das Gemüth bedarf.

Der Glaube war's, der ſich im Staub darnieder warf
Und andachtsvoll das Taggeſtirn begrüßte.
Schau Iſis Prieſter dort, wie betend er ſich weiht!
Die Sonne kommt, ſie tritt aus ihrer heil'gen Wüſte!
Ja, das iſt Gottes Herrlichkeit!
Das Höchſte hat dem Seher ſich verkündet,
Das Heiligſte, wonach die Seele ringt.
Horch! ſein Geſang, vom Gottgefühl entzündet,
Wie Feuer bricht er aus; der Hymnen Chorus ſingt:

„In Flammen naht ſich Gott! empfangt ihn, Morgentöne!
Fall an ſein Herz, Natur, mit einem Wonnelaut!
Auf! ſchmücke dich mit deiner ganzen Schöne,
Du, ſeine Tochter, ſeine Braut!

Sie ſtrömt auf dich herab die königliche Feier,
Die hochzeitfeſtlich deinen Gott umfängt.

Ver-

Verhülle dich in den Vermählungsſchleier,
Der ſtrahlenreich von ſeinen Schultern hängt!

Ruf ihm entgegen! dort durch leuchtende Gefilde
Des blauen Aethers wandelt er!
Schau, wie das Licht von ſeinem Flammenſchilde,
So geht Entzücken vor ihm her!
Die Himmel, die in ſeinem Glanze ſchwimmen,
Umfeiern ſeinen wundervollen Gang!
Ihr Morgenlüfte, werdet Stimmen!
Ihr Bäum' und Bäche, Harfenklang! —"

So, Freund, begeiſterte der Glaube die Altäre
Des dunkeln Heiligthums am Nil der alten Welt!
Und, o wie tröſtend ſpricht ſein Wort zur frommen Zähre,
Die von der Tugend Wange fällt!

Es ſey kein Gott, die Tugend ein verhaßter,
Ein öder Lebenszwang, der jede Freud' entwürzt;
Ein Himmel ſey die Luſt, der Gott darin das Laſter;
Die Menſchenwürde ſey von ihrem Thron geſtürzt:
O! dann iſt nirgend Licht und Leben,
Der Menſch, ein dumpfes Seyn, um das Phantome ſchweben,
Und Schatten fahren wild durch ſtumme Wüſten hin.
Es herrſcht ein blindes Heer zerſtörender Gewalten,
Das große Traumgeſicht der Welt iſt ohne Sinn,
Und zwecklos wogt in uns ein Chaos von Geſtalten,
Und was Bedeutung lügt, täuſcht zur Vernichtung hin.
Es raſ't in uns ein Trieb, der Trieb, empor zu ringen,
Dem ſich das Herz doch nicht entretten kann;
Und Laſter iſt es, ſich der Tugend aufzudringen;
Das Streben der Vernunft, den Knoten zu entſchlingen,
Iſt Thorheit! Thorheit klagt und ſtaunt den Zufall an.

So hat das Göttliche des Menſchen keine Rechte?
Verdammt iſt die Vernunft, dem Wechſel zuzuſchaun? —
Ach! immer dunkler wälzt das Graun
Herauf die ſchwarzen Mitternächte,
Dein armes Daſeyn zu verbaun!

Du ſiehſt den Frevel ſtolz den Kelch der Wonne leeren;
Das Laſter prunkt in Glanz, die Tugend wird verkannt;

Der Frechheit folgt das Glück, die Wahrheit wird verbannt;
Die Weiſen bauen auf, damit die Narrn zerſtören.
Hier iſt's, wo ſich dein Herz, dein ganzes Herz empört.
Wenn's Zufall iſt, was blind den Gang des Rechtes ſtört;
Vernunftlos, wie er iſt, wie mag er dich empören! —
Allein du kannſt dich hier des Glaubens nicht erwehren,
Daß einer Welt des Rechts die Tugend angehört,
Die ſich aus eigner Kraft entfaltet.
Dich reißt der Glaube fort, daß eine Gottheit waltet,
Die, unbegreiflich dir, die Seelenhoheit ehrt.
Uns ward ein Tugendſinn und Trieb nach Lebenswonne;
Sie ſind der Doppelſtrahl, der in dies Leben fällt.
Woher der Strahl? Er zeigt von einer höhern Sonne,
Und weiſ't uns mächtig hin auf eine Geiſterwelt.

Es iſt ein Gott! und ſieh! die Nebel ſind zerfloſſen
Vor dieſem Sonnenſtrahl; ein großer Lebenstag,
Ein Auferſtehungstag iſt ausgegoſſen,
Wo dumpfe Mitternacht, voll Todesgeiſter, lag.
O, Menſch! vermiſſe dieſen Glauben,
Und fühle, was dein Heiligſtes vermißt!
Du würdeſt die Vernunft ſelbſt ihres Lichts berauben:
Gott iſt, weil eine Tugend iſt!

STADTBIBLIOTHEK

Berlin, gedruckt bei A. Petſch.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Geſchichte
der Deutſchen Literatur,
oder
der Sprach-, Dicht- und Redekunſt
der
Deutſchen,
bis auf unſere Zeit.

Von

Dr. Theodor Heinſius,
ordentl. Profeſſor am Berliniſchen Gymnaſium, Ehrenmitgliede der Deutſchen Geſellſchaft in Leipzig ꝛc.

Fünfte, durchweg umgearbeitete und mit vielen Zuſätzen vermehrte Ausgabe.

Berlin,
bei Duncker und Humblot.
1835.

Teut,

oder

theoretiſch-praktiſches

Lehrbuch

der geſammten

Deutſchen Sprachwiſſenſchaft.

Von

Dr. Theodor Heinſius,

ordentl. Profeſſor am Berliniſchen Gymnaſium, Ehrenmitgliede der Deutſchen Geſellſchaft in Leipzig ꝛc.

Vierter Theil.

Fünfte Ausgabe.

Berlin,
bei Duncker und Humblot.
1835.

Vorwort.

Die neue Ausgabe dieſer Literatur-Geſchichte kann als ein neues Werk betrachtet werden, dem die vierte Ausgabe vom Jahre 1829 nur zum Grunde liegt. Die Veränderungen, welche von mir für nöthig gehalten wurden, betreffen durchweg Inhalt und Form und ſind ſo zahlreich, daß kaum eine Blattſeite dieſelbe geblieben iſt. Ich habe weggenommen, berichtiget, zugeſetzt, erweitert, anders geformt und angeordnet, und den Stoff, der in der letzten Periode ſich darbot, bis auf die neueſte Zeit fortgeführt. So wurden aus den 36 Bogen der vorigen Ausgabe 44, durch welche Vermehrung die freiſinnige Verlagshandlung dem Publikum ein Opfer bringt.

Ob aber dieſe Umarbeitung nicht eine gewiſſe Ungleichheit in der Behandlung des Stoffes bewirkt habe, iſt eine Frage, die ich ſelbſt nicht gerade verneinen mag. Ich wollte zwei Klaſſen von Leſern dienen, Lehrern und Schülern (zu letztern auch die Autodidakten gerechnet). Eine ſolche Vereinigung aber iſt ſchwierig, und ſchon **Käſtner** hat durch die Worte:

Wenn Newton Lehrer lehrt,
Lieſt ihn der Schüler nicht,

auf die Gefahr des Schriftſtellers hingewieſen, der ein entgegen geſetztes Publikum in's Auge faßt. Dennoch glaubte ich, daß die Schwierigkeiten, einen Vereinigungspunkt in dem Geſchichtlichen unſerer Literatur zu finden, weniger bedeutend ſein möchten, als in der Mathematik und Naturphiloſophie, die

dem Dichter zunächſt vorſchweben mochten. Ich behandelte daher den Stoff, der einer frühern Zeit angehört, und den, der eine entſchiedenere und höhere Wichtigkeit in ſich trägt, ausführlicher und umſtändlicher, weil in dem Bedürfniß und Intereſſe deſſelben beide Klaſſen der Leſer ſich wohl begegnen möchten; aber den Stoff der neueren und neueſten Zeit gab ich, mit Ausnahme des Wichtigſten, mehr in Andeutungen, theils weil die Geſammtbildung und der Anflug des literariſchen Lebens hier helfend hinzutritt, theils weil Schulen für ausführliche Mittheilung der neueſten Erſcheinungen keine Zeit finden. Die oft zahlreichen biographiſchen und literariſchen Bemerkungen ſind nur für die, welche tiefer in die Geſchichte unſerer Literatur eindringen wollen. Und ſo darf ich glauben, daß beide Klaſſen von Leſern hier finden werden, was ſie zum Lehren und Lernen wünſchen möchten, um ſo mehr, als ich überall eine populaire Darſtellung feſtzuhalten mich bemüht habe. Sollte man einen älteren oder neueren Schriftſteller von Bedeutung vermiſſen, der hier wirklich ein Anrecht auf Nennung ſeines Namens hätte, ſo bitte ich, ſolche Lücke theils auf die große Liſte der Unvollkommenheit aller menſchlichen Schöpfungen zu ſetzen, theils auch zu bedenken, daß eine Erſchöpfung des reichen Stoffs hier weniger an Ort und Stelle iſt als eine Beſchränkung. So möge denn dieſes Werk in ſeiner neuen Geſtaltung noch fernerhin mitwirken, Kenntniß und Werthſchätzung Deutſcher Literatur zu fördern, die, für ſich ſelbſt ſchon anziehend und wichtig genug, den Deutſchen Jüngling vorzugsweiſe beſchäftigen ſollte!

Berlin den 15. Auguſt 1835.

Th. Heinſius.

Ueberſicht des Inhalts
nach den Haupt-Rubriken.

Seite

Einleitung. Literatur-Geſchichte der Deutſchen. Perioden derſelben 1

Erſte Periode.

Heidniſches und chriſtlich-gothiſches Zeitalter.

§. 1. Vorbemerkung 5
— 2. Germaniſche Bildung überhaupt 5
— 3. Poetiſche Bildung 6
— 4. Barden 7
— 5. Beſchaffenheit ihrer Geſänge 8
— 6. Ulphilas 10
— 7. Seine Bibelüberſetzung und Schriftzeichen . . 10
— 8. Urkunden dieſer Bibelüberſetzung 12
— 9. Ausgaben 14
— 10. Sprachprobe 16
— 11. Althochdeutſche Denkmäler 18
— 12. Weſſobrunner Gebet 19
— 13. Literatur 19

Zweite Periode.

Das Fränkiſche Zeitalter.

§. 1. Sprache 21
— 2. Karls des Gr. Bemühungen um Deutſche Bildung 22
— 3. Hinderniſſe u. Begünſtigung Deutſcher Bildung ꝛc. 24
— 4. Otfried's Evangelienharmonie 26
— 5. Althochdeutſche Sprachprobe aus Otfried . . 27
— 6. Das Hildebrand's- und Ludwigslied 28

Seite
§. 7. Tatian, Notker und Williram 31
— 8. Hroswitha 31

Dritte Periode.
Das Zeitalter der Minneſänger.

§. 1. Sprache und Poeſie im engen Zuſammenhang . 33
— 2. 3. 4. Allgemeine Urſachen eines edlern Geſanges unter den Schwäbiſchen Kaiſern 34
— 5. 6. Beſondere Urſachen 36
— 7. Minneſänger oder Schwäbiſche Dichter . . . 38
— 8. Schöne Eigenthümlichkeit derſelben 39
— 9. Begränzung ihres dichteriſchen Werths . . . 40
— 10. Geſchichte ihrer Wiederauffindung ꝛc. . . . 41
— 11. Handſchriftliche Sammlungen 43
— 12. Gedruckte Sammlungen, Erklärungen ꝛc. . . 44
— 13. Nachrichten von einigen der merkwürdigſten Minneſänger 48
— 14. Ueberſicht ihrer Gedichte 53
I. Epiſche Gedichte.
1) Volksthümliche Deutſche Heldendichtungen.
a) die Nibelungen, (nebſt einer Probe) . 53
— 15. b) das Heldenbuch 66
— 16. 2) Nachbildungen Alt-franzöſiſcher Dichtungen. 67
a) Gedichte aus dem Sagenkreiſe Karl's des Großen 68
b) Gedichte aus dem Sagenkreiſe Arthur's. 70
c) Der heilige Gral 72
— 17. 3) Nachbildungen antiker Götter- und Heldenſagen 74
— 18. Kleinere epiſche Dichtungen ꝛc. 76
II. Didaktiſche Gedichte 79
— 19. Gnomen 79
III. Lyriſche Gedichte und Proben derſelben . 81
— 20. Eigentlicher Minnegeſang 81
— 21. Der Krieg auf der Wartburg 92

Seite
§. 22. Proſa 94
Der Sachſen- und Schwabenſpiegel 94
— 23. Predigten Berthold's 97
— 24. Literariſche Hülfsmittel ꝛc. 97

Vierte Periode.

Das Zeitalter der Meiſterſänger.

§. 1. Vorbemerkung 98
— 2. 3. Politiſche Urſachen eines allmähligen Verfalls des Minnegeſanges 100
— 4. Praktiſche und wiſſenſchaftl. Richtung d. Zeit . 101
— 5. Verſchlechterung der poet. Spr. u. Verskunſt . 102
— 6. Nothwendiger Gang dieſer Entartung . . . 102
— 7. Bürgerliche Meiſterſänger. 103
— 8. Eigenthümlichkeit derſelben 104
— 9. Würdigung derſelben. (Proben.). 109
— 10. I. Poetiſche Erzeugniſſe 114
— 11. Liederpoeſie 115
— 12. Didaktiſche Poeſie 117
— 13. Boner (Proben). 118
— 14. Spruchgedichte, Satiren und Präambeln . . 122
— 15. Epiſche Poeſie. a) Reineke Fuchs 126
— 16. Inhalt deſſelben, und Beſtimmung ſeines Werths. 129
— 17. Ausgaben deſſelben 131
— 18. Ueberſetzungen deſſelben. (Proben.). 134
— 19. b) Melchior Pfinzings Tewrdanck 143
— 20. Ausgaben ꝛc. deſſelben 145
— 21. c) Kleinere epiſche Gedichte ꝛc. 148
— 22. Entſtehung der dramatiſchen Poeſie 149
— 23. Dramatiſche Dichter 150
a) Hans Schnepper und H. Volz 150
— 24. b) Theodor Schernberg 151
— 25. II. Proſaiſche Erzeugniſſe 152
— 26. 27. Hiſtoriſche Proſa ꝛc. 152

Seite
§. 28. Didaktiſche Proſa 155
— 29. Oratoriſche Proſa 156

Fünfte Periode.

Das Zeitalter wieder erwachender Wiſſenſchaftlichkeit.

§. 1. Einleitung 158
— 2. Vorbereitung einer höheren wiſſenſchaftlichen Bildung 160
— 3. Luther als a) Reformator und Schriftſteller überhaupt 163
— 4. b) als Proſaiker 165
— 5. c) als Bibelüberſetzer 168
— 6. Vier Proben vorlutheriſcher Bibelüberſetzung ꝛc. 172
— 7. d) als Kirchenliederdichter 175
— 8. Ulrich von Hutten 178
— 9. Schriften deſſelben 182
I. Poetiſche Erzeugniſſe.
— 10. Hans Sachs ꝛc. 184
— 11. Anzahl ſeiner Gedichte, Ausgaben derſelben ꝛc. . 188
— 12. Urtheile über Hans Sachs als Dichter ꝛc. . . 190
— 13. Nähere Kenntniß ſeiner Gedichte (Proben) . . 194
— 14. Seine Theilnahme an der Reformation 205
— 15. Johann Fiſchart, Menzer genannt 209
— 16. 17. 18. Seine wichtigſten Schriften 211
— 19. Georg Rollenhagen 220
— 20. Burkard Waldis und Barthol. Ringwaldt . . 222
— 21. Thomas Murner 225
— 22. Schriften deſſelben 226
— 23. Dramatiſche Poeſie 229
— 24. Volkslieder (Proben) 232
II. Proſaiſche Erzeugniſſe.
— 25. Volksromane 235
— 26. Rein geſchichtliche Proſa 237
— 27. Didaktiſche und oratoriſche Proſa 239

Seite
§. 28. 29. 30. Anfänge zur grammatiſch-lexikaliſch-philoſophiſchen Bearbeitung der Sprache . . 240
— 31. Vielſeitige wiſſenſchaftliche Beſtrebungen . . 250
— 32. Ueber die Kanzelberedſamkeit ſeit Karl dem Großen ꝛc. (Proben) 253

Sechste Periode.

Das Zeitalter widerſtrebender Meinungen.

§. 1. 2. Einleitung 264

Erſter Abſchnitt.
bis auf Albrecht v. Haller.

— 3. I. Poetiſche Erzeugniſſe 267
— 4. Uebergang aus dem vorigen Zeitraum ꝛc. durch Weckherlin 268
— 5. Friedr. von Spee 271
— 6. Joh. Val. Andreä 271

Erſte Schleſiſche Schule.

— 7. Mart. Opitz v. Boberfeld. 273
— 8. Seine Schriften, und Ausgaben derſelben . . 277
— 9. Nähere Kenntniß ſeiner Gedichte (Probe) . . 279
— 10. Seine Anweiſung zur Deutſchen Dichtkunſt . 285

Epiſche und lyriſche Dichter.

— 11. Dietrich v. d. Werder 286
— 12. Jul. W. Zinkgref 287
— 13. Ernſt Chriſt. Homburg 288
— 14. Paul Flemming 289
— 15. S. Dach und P. Gerhard 294
— 16. J. Riſt und G. Neumark 299
— 17. A. Tſcherning 301
— 18. A. Scultetus. 302
— 19. Joh. Scheffler 303
— 20. Friedrich von Logau 305
— 21. 22. Laurenberg und Rachel (Proben). 307
— 23. 24. J. Klaj und Andr. Gryph 314

Seite

II. Proſa.

§. 25. 26. Zuſtand der Sprache und Proſa ꝛc. 323
— 27. Ph. Harsdörfer 328
— 28. D. G. Morhof 330
— 29. J. Böhme 333
— 30. H. M. Moſcheroſch und J. B. Schuppe . . 336
— 31. Ad. Olearius 337
— 32. Ph. v. Zeſen 338
— 33. Zeſen's Schriften 343
— 34. Deutſche Geſellſchaften 345

Zweite Schleſiſche Schule.

— 35. Uebergang 349
— 36. Chr. Hoffmann v. Hoffmannswaldau 349
— 37. D. C. v. Lohenſtein 352
— 38. Anhänger der Hoffmannswaldau-Lohenſteinſchen Manier 356
— 39. Poetiſche Erſchlaffung 357
— 40. Einige Dichter der erſchlaffenden Partei . . . 358
— 41. Bemerkenswerthe Dichter der gemäßigten Partei 360
— 42. Anregende Fehde zwiſchen Wernike, Poſtel und Hunold 366
— 43. Schriften der Dichter Wernike und Poſtel . . 368
— 44. Kasp. Fr. Renner 375
— 45. Hiſtoriſche Proſa 378
— 46. Begründung philoſoph. Forſchungen 379
— 47. Freiſinnige Bekämpfung des Aberglaubens . . 383

Zweiter Abſchnitt.

— 48. Vorbereitende Heranbildung eines edleren Geſchmacks 386
— 49. Albr. v. Haller 386
— 50. Friedr. v. Hagedorn 390
— 51. Namhafte Dichter ähnlichen Strebens . . . 393
— 52. 53. Liter. Fehde zwiſchen Gottſched u. Bodmer 394
— 54. Gottſched's literar. Charakter 398
— 55. Bodmer's literar. Charakter. Breitinger . . . 405

Seite
§. 56. 57. Ausgezeichnete Gegner der Gottſchedianer . 410
— 58. Zwei Sächſiſche Dichtervereine 416
— 59. Dichter des erſten Sächſiſchen Vereins . . . 417
— 60. 61. 62. Dichter des zweiten S. Vereins . . 420
Proſaiſche Erzeugniſſe.
— 63. 64. 65. Grammat.-lexikal.-philoſ. Bearbeitung der Sprache 440
— 66. Vielſeitige Anregung wiſſenſchaftl. Bildung. . 457
— 67. Zuſtand der Kanzelberedſamkeit 458

Siebente Periode.
Das Zeitalter klaſſiſcher Literatur.
§. 1. Einleitung. 462
Erſter Abſchnitt.
— 2. Friedrich der Große ꝛc. 464
— 3. 4. 5. 6. 7. Friedr. G. Klopſtock 470
— 8. 9. 10. Ch. M. Wieland 492
— 11. 12. Gotth. Ephr. Leſſing 507
— 13. Dichter und Proſaiker des Klopſtock-Wieland-Leſſingſchen Zeitalters 518
I. Dichter.
— 14. Lyriker 519
— 15. 16. 17. 18. Preuß. Lyriker 520
— 19. 20. Deutſche Lyriker überhaupt 544
— 21. 22. Dramatiſche Dichter 548
— 23. 24. Idyllendichter 558
— 25. Didaktiker 562
— 26. 27. 28. 29. Romanen-Literatur 565
— 30. 31. Humoriſtiſche Schriftſteller 573
II. Proſaiker.
— 32. 33. Geſchichtliche Proſa 580
— 34. 35. 36. 37. Didaktiſche Proſa 586
— 38. Pädagogiſche Schriftſteller 595
— 39. Oratoriſche Proſa 599
— 40. Deutſche Grammatik, Lexikographie ꝛc. . . . 601

Seite

Zweiter Abſchnitt.

§. 41. 42. Wolfgang v. Goethe 603
— 43. Joh. G. v. Herder 616
— 44. 45. 46. Friedr. v. Schiller 620
— 47. Der Hainbund 632
— 48. 49. Gleichzeitige Dichter, die keiner beſtimmten Schule angehören 639
— 50. 51. Schule der Goethiſchen Romantik 645
— 52. 53. 54. Neuere Dichter in verſchiedenen Gattungen 651
— 55. Proſa 656
— 56. Hiſtoriſche Proſaiker 657
— 57. Didaktiſche Proſaiker 662
— 58. Pädagogiſche Schriftſteller 666
— 59. Syſtematiſch-philoſophiſche Schriftſteller . . . 667
— 60. Oratoriſche Proſaiker 672
— 61. Sprachkunde 673
— 62. Beförderer philologiſcher Studien 677
Anhang und Schlußwort 679

Einleitung.

Literatur-Geſchichte der Deutſchen. — Perioden derſelben.

Unter Literatur (literae, Schriften, Wiſſenſchaften) eines Volks verſtehen wir den Inbegriff ſeiner ſchriftlichen Geiſteserzeugniſſe, deren nähere Kenntniß wir Bücherkunde nennen. Sieht man dabei auf die Verſchiedenheit des Inhalts, ſo begränzt man ihren Begriff durch die Prädicate philoſophiſch, hiſtoriſch, aeſthetiſch, in Bezug auf ihren abſoluten Werth aber durch den ehrenden Namen klaſſiſch, der zwar zunächſt und vorzugsweiſe von der Literatur der Griechen und Römer, aber auch von den Muſterſchriften jedes neueren Volks gebraucht wird.

Literatur-Geſchichte würde hiernach die Geſchichte der Geiſtes-Bildung eines Volks ſein, in ſo fern dieſe aus den ſchriftlichen Denkmälern deſſelben erkannt wird. Dadurch bezeichnet ſie ſich als Zweig der Culturgeſchichte, welche die Geſammtbildung eines Volks in Sitte, Kunſt, Handel und Gewerbe, ſo wie in ſeiner ganzen politiſchen Verfaſſung in ſich begreift; dage-

gen ſich die Literatur-Geſchichte auf das theoretiſche Wiſſen, das ſich nur in Sprache und Schrift zu erkennen gibt, alſo auf literariſche Cultur, beſchränkt.

In dieſer Bedeutung ſtellt ſie uns ein anſchauliches Bild auf von dem Entſtehen und Fortſchreiten, dem Verfall und dem Wiederaufleben der geſammten Gelehrſamkeit, mit Angabe aller bedeutenden Schriftwerke in dem Gebiete der Wiſſenſchaft, und mit Entwickelung aller äußern Umſtände, welche günſtig oder ungünſtig auf die wiſſenſchaftliche Fortbildung eines Volks eingewirkt haben.

Gewöhnlich aber verengen wir den Begriff, beſonders in der neueren Literatur, dadurch, daß wir ihn vorzugsweiſe von der Geſchichte der ſchönen Redekünſte gebrauchen, weil ſich in dieſen der wiſſenſchaftliche Bildungszuſtand der ganzen Nation am ſicherſten ausſpricht, indem ſolche nicht als Eigenthum einer Gelehrten-Kaſte, ſondern als Mittel- und Vereinigungspunkt des ganzen geiſtigen Volkslebens zu betrachten ſind.

Wenden wir dieſe engere Bedeutung auf die Deutſche Literatur-Geſchichte an, ſo würde ſie uns alſo ein Bild geben von den verſchiedenen Zuſtänden Deutſcher Sprach-, Dicht- und Redekunſt, d. h. von dem Entſtehen und Wachſen, dem Rückſchreiten und Wiederaufleben derſelben, wie es ſich aus den noch vorhandenen Schriftwerken aller Zeiträume herausſtellt.

Die Wichtigkeit Deutſcher Literatur ergibt ſich theils aus dem hohen Alterthum und den reichen Eigenthümlichkeiten der Sprache und Schriftwerke ſelbſt, theils aus dem durch mannliche Kraft, Klarheit des Verſtandes, Naturſinn, Liebe und chriſtliche Milde ſtark bezeichneten Charakter des Volks, der ſich in Sprache und Rede, wie in Leben und Thatkraft (wovon die politiſche Geſchichte zeugt) unverkennbar abdruckt. Sie bildet daher das Mittelglied

zwiſchen der Griechiſchen, deren Charakter das Verkörperte und Plaſtiſche iſt, und der Nordiſchen, die ſich durch das Gigantiſche und Strenge kund gibt, indem ſie nach den verſchiedenen Gattungen der poetiſchen und proſaiſchen Rede Beides zu einem charakteriſtiſchen Dritten zu verſchmelzen weiß, das wir mit dem Namen des Romantiſchen belegen. Gründe genug für den Deutſchen Jüngling, ſich mit der Literatur-Geſchichte ſeines Vaterlandes näher zu befreunden.

Wir ſtellen hier nach dem verſchiedenen Charakter der Sprach- und wiſſenſchaftlichen Zuſtände folgende ſieben Perioden feſt:

Erſte Periode.

Heidniſches und chriſtlich-Gothiſches Zeitalter. Von der älteſten Zeit bis auf Karl den Großen, oder von X. bis 768 nach Chr. Geb. (Gothiſcher Dialekt.)

Zweite Periode.

Das Fränkiſche Zeitalter. Von Karl dem Großen bis zu den Schwäbiſchen Kaiſern, oder bis 1137. (Fränkiſcher Dialekt oder Althochdeutſch.)

Dritte Periode.

Das Zeitalter der Minneſänger oder der Schwäbiſchen Dichter. Von den Schwäbiſchen Kaiſern bis auf die Errichtung der erſten Deutſchen Univerſitäten, oder bis 1348. (Allemanniſcher Dialekt oder Mittelhochdeutſch.)

Vierte Periode.

Das Zeitalter der Meiſterſänger. Von der Gründung der erſten Deutſchen Univerſitäten bis zur Erſcheinung der vollſtändigen Lutheriſchen Bibelüberſetzung, 1534. (Miſchung der Dialekte, beſonders Allemanniſch und Niederdeutſch.)

Fünfte Periode.

Das Zeitalter wieder erwachender Wiſſenſchaftlichkeit. Von der Bibelüberſetzung bis auf Opitz, oder bis 1625. (Ausbildung des Neuhochdeutſchen, als Schrift- und National-Sprache.)

Sechſte Periode.

Das Zeitalter widerſtrebender Meinungen. Von Opitz bis auf Klopſtock, oder bis auf die vollſtändige Erſcheinung der Meſſiade, 1755—1773. (Sprachverderbniß und Sprachreinigung.)

Siebente Periode.

Das Zeitalter klaſſiſcher Literatur. Von Klopſtock bis auf Goethe's Tod, oder bis 1832. (Rhythmiſche und philoſophiſche Durchbildung der Sprache in Poeſie und Proſa.)

Dieſe Perioden zuſammengenommen, faſſen eine Zeit von etwa vierzehn Jahrhunderten in ſich.

Anhang.

Allſeitige Beförderung klaſſiſcher Literatur bis auf die neueſte Zeit.

Anmerk.

Die Feſtſtellung der Perioden iſt in der Literatur-Geſchichte wie in der politiſchen nicht in allen Lehrbüchern dieſelbe. Im Allgemeinen kann man nur fodern, daß die Eintheilung durch wichtige und einflußreiche Begebenheiten begründet ſei. Dergleichen aber gibt es oft verſchiedene, welche die Wahl erſchweren, beſonders in der Geſchichte der Literatur, wo ohnedies die Gränzſcheiden nicht ſo ſcharf gezogen ſein können, wie in der politiſchen Geſchichte. Daher ſind die Eintheilungen nicht nur bei den älteren Literatoren, z. B. bei Morhof, Ortloff, Adelung, Meiſter, Schlözer, Bouterwek, ſondern auch bei den neueſten, Reinbeck, Wachler und Andern, abweichend.

Erſte Periode.

Heidniſches und chriſtlich-Gothiſches Zeitalter.

Von X. bis auf Karl den Großen, oder bis 768.

§. 1. Vorbemerkung.

Da die frühſten Anfänge der Sprach- und wiſſenſchaftlichen Bildung unter jedem Volke, alſo auch unter den Deutſchen — von den Römern Germanen genannt, — nur wenig Denkwürdiges darbieten, und die Geſchichte von der erſten Erſcheinung Germaniſcher Völkerſchaften in dem Römiſchen Gebiete (113 v. Chr. Geb.*)) bis auf Karl den Großen, der größern Hälfte nach, in das tiefſte Dunkel gehüllt iſt: ſo müſſen wir uns bei dem Mangel an klaren Thatſachen mit Muthmaßungen und Schlüſſen begnügen, wie ſie aus einigen, oft dunkelen Nachrichten alter Römiſcher Schriftſteller hervorgehen.

*) Cimbern und Teutonen beſiegen fünf Römiſche Heere, werden aber 102 und 101 vom Marius geſchlagen.

§. 2. Germaniſche Bildung überhaupt.

Die Bildungsſtufe, welche die Germanen unter den heidniſchen Völkerſchaften im Alterthum einnahmen, ſteht in Allem, was Wiſſenſchaft und Kunſt heißt, weit unter der Cultur der Griechen und Römer. Dennoch waren ſie tüchtig, und keineswegs roh und ungebildet zu nennen,

wenn gleich leidenſchaftlich und ausſchweifend in Trunk und Spiel. Ihre ſittlich-geiſtige Bildung ging hervor aus ihrer Religion, ihren einfachen Sitten und guten Gewohnheiten. Sie verehrten ihre Gottheiten nicht unter Bildern, ſondern unſichtbar in der freien Natur [1]); ſie waren ehr- und freiheitliebend, und zeigten ſich in ihrem öffentlichen und Privatleben tapfer, treu, keuſch und gaſtfrei [2]), ja ſie hielten ſich, ſelbſt bei näherer Bekanntſchaft mit den Römern, ſo fern von den Laſtern der Weichlichkeit, daß Tacitus ſie ſeinem Volke als Muſter hinſtellen konnte.

1) S. Tac. Germ. 9.

2) Sowohl Tac. als Caesar de B. G. rühmen ihnen dieſe Tugenden in mehreren Stellen nach.

§. 3. Poetiſche Bildung.

Ueber ihre poetiſche Bildung (die uns hier zunächſt angeht) haben wir nur höchſt dürftige Nachrichten. Sie ſangen, gleich andern Völkern, bei ihren Mahlen und Schlachten Lieder, welche die Thatkraft und Rechtsgewohnheiten ihres Volkes prieſen, und zur Ermunterung der Kämpfenden dienten. Dies bezeugen die Römiſchen Schriftſteller einſtimmig.*)

Anmerk. *) Der Hauptſchriftſteller iſt Tacitus. Die Beweisſtellen finden ſich: Annal. lib. I. c. 65: Quum barbari feſtis epulis, laeto cantu, aut truci ſonore ſubjecta vallium ac reſultantis ſaltus complerent; vorzüglich aber: de ſitu, moribus et populis Germaniae, c. 3: Fuiſſe apud eos et Herculem memorant, primumque omnium virorum fortium ituri in proelium canunt. Sunt illis haec quoque *carmina, quorum relatu, quem Barritum* (Barditum) *vocant, accendunt animos, futuraeque pugnae fortunam ipſo cantu augurantur.* Terrent enim trepidantve, prout ſonuit acies. Nec tamen voces illae, quam virtutis concentus videntur. Affectatur praecipue aſperitas ſoni, et fractum murmur, objectis ad os ſcutis, quo plenior et gravior vox repercuſſu intumeſcat.

(Sie erzählen, es habe bei ihnen einen Herkules gegeben; dieſen beſingen ſie, ſobald ſie in die Schlacht gehen wollen, als den erſten aller tapfern Männer. Auch gibt es bei ihnen Geſänge, durch deren Vortrag, Barritus genannt, ſie die Gemüther anfeuern, und den Ausgang des kommenden Treffens durch den Geſang ſelbſt vorherverkünden; denn ſie erregen oder empfinden Schrecken, je nachdem das Schlachtgetöſe ertönt. Und ſo ſcheint dies nicht ſowohl ein Zuſammenklang der Stimme, als der Tapferkeit zu ſein. Vorzüglich befleißigen ſie ſich dabei der Rauhigkeit im Tone und eines gebrochenen Getöſes, indem ſie ſich die Schilde vor den Mund halten, damit die Stimme volltönender und nachdrücklicher durch die Erſchütterung anſchwelle.)

Daſſelbe bezeugt Ammianus Marcellinus lib. 16. c. 12.: clamorem fuisse maximum, qui ipso fervore certaminum exoriens identidem, paulatimque adolescens, ritu extollitur fluctuum cautibus illisorum; und lib. 26. c. 7: pro terrifico fremitu, quem barbari dicunt barritum. Auch Vegetius lib. 3. c. 18: clamor autem, quem quidam barritum vocant, non prius debet attolli, quam acies utraque se junxerit. Außerdem erwähnen des Geſanges Diodor (V, 31.) und Strabo (IV, 197.)

§. 4. Barden.

Daß aber die alten Deutſchen jemals Sänger gehabt, die, wie in dem benachbarten Gallien, unter dem Namen Barden[1]) einen beſondern Stand, eine eigene Geſellſchaft gebildet, deren Amt es mit ſich gebracht habe, die Geſchichte des Volkes in Liedern aufzubewahren, und dieſe bei Feierlichkeiten vorzuſingen: iſt wenigſtens aus den angeführten Stellen nicht zu erweiſen. Das mehrmals vorkommende Wort Barritus[2]), woraus man auf das Daſein der Barden hat ſchließen wollen, bezeichnet ganz deutlich nicht den Kriegsgeſang (carmina) ſelbſt, ſondern nur den Vortrag deſſelben (relatum, fremitum, cla-

morem), alſo das eigentliche Kriegsgeſchrei, wozu ſich auch das Geheul der Weiber geſellen mochte [3]).

Anmerk. 1) In Scandinavien heißen ſie Skalden, und waren die hiſtoriſchen Dichter des Volks. Woher dieſe ihre Cultur nahmen, wiſſen wir nicht. Ihre Geſänge aber reichen bis in's höchſte Alterthum hinauf, und die Sänger ſelbſt verſtummten erſt im 13ten Jahrhundert mit dem letzten Skalden Sturle Tordſon. Die vorzüglichſten unter ihnen waren die Isländiſchen, denen wir auch die Sammlungen alter poetiſcher Sagen unter dem Namen Edda verdanken.

2) Barritus, oder, wie Erneſti will, Barditus, trägt in ſeinen Endſylben itus die deutlichſte Spur Römiſcher Bildung, ähnlich den Wörtern hinnitus, tinnitus. Die erſte Sylbe bar iſt ſicher Deutſchen Urſprungs, wie Tacitus ſelbſt andeutet. Feſtus ſagt in ſeinem Werke, de veterum verborum ſignificatione: „Bardus gallice cantor appellatur, qui virorum fortium laudes canit, ita dictus a gente Bardorum." Ammianus verſichert, das Wort ſei barbariſchen Urſprungs: Gentilitate appellant barritum (nach Art wilder Völker nennt man den Schlachtgeſang ſo), und Apulejus nimmt es in der Bedeutung von Elephantengeſchrei. Lipſius und Adelung leiten den Namen von Baren her, welches im Frieſiſchen noch ſchreien und ſingen heißt. Auch wurde noch zur Zeit der Meiſterſänger Bar f. Geſang gebraucht.

3) Ut virorum cantu, feminarum ululatu ſonuit acies, ſagt Tacitus, Hist. Lib. 4. c. 11. als es zwiſchen dem Batavier Civilis und den Römern zum Treffen kam.

§. 5. Beſchaffenheit ihrer Geſänge.

Eben ſo wenig läßt ſich etwas ſagen über die Beſchaffenheit dieſer Geſänge. Die Schreibkunſt war zu Arioviſts und Hermanns Zeiten wohl wenig bekannt, [1]) und durch Ueberlieferung iſt nichts auf unſere Zeit herabgekommen. Wenn man indeſſen den Bildungsgrad des

Volks, ſeinen kriegeriſchen Sinn und ſeine harte Lebensweiſe bedenkt, ſo wird unſer Glaube an den innern Werth derſelben, eben ſo wie die Hoffnung ihrer Wiederauffindung nur ſchwach ſein können [2]). Auch ſcheinen ihre Geſänge auf den feiner Gebildeten eben keinen vortheilhaften Eindruck gemacht zu haben, da Julian ſie mit dem Geſchrei wilder Vögel vergleicht [3]), obwohl neuere Dichter ſich gern ein Ideal davon bildeten. [4])

Anmerk. 1) Möglich, daß ſie die Runenſchrift kannten, (§. 7. Anm. 2.) die, nach der Nordiſchen Sage, mit dem neuen Göttergeſchlecht der Aſen unter dem jüngern Odin in Scandinavien (Schweden und Norwegen) eingeführt wurde. Aber ſicher war ſie nicht allgemein, ſo wie ſie ſelbſt höchſt mangelhaft war. Denn das alte Runenalphabet beſtand nur aus ſechzehn Buchſtaben, welche zugleich die Zahlen ausmachen. Erſt in der Folge wurde es vermehrt, um ſich beſtimmter ausdrucken und fremde Wörter ſchreiben zu können. Ueberreſte davon finden ſich noch in dem alten Runencalender (aus Holztäfelchen und Stäben), wovon einer im Waiſenhauſe zu Halle (ſ. Gräter Iduna und Hermode, vom J. 1812), und einer in der Deutſchen Geſellſchaft zu Leipzig aufbewahrt wird. Vgl. W. Grimm über Deutſche Runen. Götting. 1821. 8. u. W. u. J. Grimm: Zur Literatur der Runen, in: Wiener Jahrb. d. Lit. 1828. 3. Hft. S. 1—42.

2) In Gräters Bragur, B. 6. Abtheil. 2. S. 246 wurde ein Preis von hundert Dukaten auf die Auffindung der alten Bardenlieder geſetzt, welche Karl der Große hatte ſammeln laſſen (ſ. zweit. Zeitr. §. 2. Anm. 3).

3) Enim vero barbaros eos, qui trans Rhenum incolunt, vidi rustica carmina, verbis facta similibus, clangorum, quos aspere clamantes aves edunt, studiose amplecti et carminibus delectari. (Julian. in Misopog. S. 337).

4) Klopſtock verſuchte in ſeinen drei Bardieten: Hermanns Schlacht, Hermann und die Fürſten, und Hermanns Tod, jene alten Bardenlieder zu Ehren Hermanns nachzubilden.

§. 6. Ulphilas.

Erſt um die Mitte des vierten Jahrhunderts finden wir ein Denkmal chriſtlich-Germaniſcher Schriftſtellerei, das älteſte und wichtigſte, das uns aus dieſem Zeitraume übrig geblieben iſt. In dieſer Zeit lebte Ulphilas[1]), der von den Jahren 360 bis 380 Biſchof der chriſtlichen (Weſt-) Gothen[2]) in Dacien, Thracien und Möſien (der jetzigen Wallachei) war, und bei ſeinem Volke als ein frommer und gelehrter Mann in großem Anſehen ſtand. Er hatte ſeine Bildung unter den Griechen erhalten, denn ſein Volk wohnte an und in den Grenzen des Griechiſchen Reichs, und ſtand mit den Griechen zu Conſtantinopel in einem großen Verkehr. Dieſe erlangte Einſicht benutzte er zur Verſittigung und Bildung ſeines Volkes.

Anmerk. 1) Von dem Gothiſchen Wulfs, der Wolf, daher von Einigen, wie Hugo Grotius, Wulphila oder Wulfila geſchrieben.

Anmerk. 2) In dem Kalender der Ambroſianiſchen Bibliothek kommt Gutthiuda (Gutvolk) vor, bei Pytheas Guttones.

§. 7. Seine Bibelüberſetzung und Schriftzeichen.

Das wichtigſte Verdienſt ſeines Lebens iſt ſeine Ueberſetzung der ganzen Bibel (mit Ausnahme der Bücher Samuels und der Könige) aus dem Griechiſchen in's Gothiſche, eine Sprache, die, wenn auch nicht als Mutter[1]), doch als Hauptſprößling des Germaniſchen Sprachſtammes zu betrachten iſt, und neben dem Ober- und Niederdeutſchen als das ausgebildetſte Idiom daſtand. Er überſetzte, wie aus den Conſtructionen ſeiner Arbeit hervorgeht, treu und wörtlich, mußte aber bei der Armuth ſeiner Sprache ſich ſelbſt Wörter bilden, oder ſie vielmehr aus dem Griechiſchen entlehnen (mit der die Germaniſche Sprache höchſt wahrſcheinlich einen gemeinſchaftlichen Urſprung hat), um Begriffe auszudrucken, welche die Gothen noch nicht kann-

ten. Dieſe Schwierigkeiten fand er auch bei den Schriftzeichen. Er legte zwar das damals bekannte Alphabet zum Grunde, half aber aus dem Griechiſchen da nach, wo Laute in ſeiner Sprache waren, für die das gewöhnliche Alphabet keine Zeichen hatte. Dies und nichts anders hat man ſich zu denken, wenn von Ulphilas Erfindung der Gothiſchen Buchſtaben die Rede iſt.[2])

Anmerk. 1) S. über die Gothiſche Sprache Maskov's Geſchichte der Deutſchen, 2. B. Anm. S. 51. f. f. — Hickes in ſeiner Möſogothiſchen Grammatik Cap. 8. hält die Gothiſche Sprache für die Mutter der meiſten nördlichen Sprachen, beſonders auch der Angelſächſiſchen und der Fränkiſch-Deutſchen. Unverkennbar iſt ihre Verwandtſchaft mit dem Niederdeutſchen, ſo wie ſie überhaupt in den meiſten grammatiſchen Formen von den Deutſchen Dialekten nicht weſentlich verſchieden iſt. Neuere Forſchungen haben ihre Verzweigung theils mit dem Sclaviſchen und Littauiſchen, theils mit dem Lateiniſchen und Helleniſchen gezeigt, ſie alle aber auf das Sanskrit zurückgeführt.

2) Wer hätte auch den Ulphilas leſen und verſtehen können, wenn er durchaus neue und unbekannte Schriftzüge erfunden hätte! Man darf indeſſen die Buchſtaben in dieſer Ueberſetzung nur einmal anſehen, um in mehrern die auffallende Aehnlichkeit mit den Griechiſchen Schriftzügen wahrzunehmen, ſo wie in unſrer jetzigen Schrift, die ſich erſt ſpäterhin in den Klöſtern gebildet hat, das Lateiniſche Alphabet als Mutter derſelben nicht zu verkennen iſt. Daß Ulphilas indeſſen auch die ſogenannte Runenſchrift, die nach Scandinavien gehört, mit benutzt, und ſie nur für die Gothen bequemer und brauchbarer eingerichtet habe, kann nicht wohl beſtritten werden. Lund in ſeiner diss. de Zamolxi primo Getarum legislatore hat es ſogar ſehr wahrſcheinlich gemacht. Auch in chriſtlicher Zeit wurden die Runen noch fortgebraucht, wie unter andern der chriſtliche Runencalender der Deutſchen Geſellſchaft in Leipzig beweiſet, der die

Feiertage und die Eintheilung in Wochen enthält, welche Kenntniß den Germanen doch erſt mit dem Chriſtenthum zukam.

§. 8. Urkunden dieſer Bibelüberſetzung.

Da dieſe Ueberſetzung das ſchätzbarſte Denkmal des Germaniſchen Alterthums, und die Urquelle aller Deutſchen Sprachunterſuchungen iſt: ſo erfodern auch die Urkunden derſelben eine genauere Aufmerkſamkeit. Wir haben deren zwei: den codex argenteus (ſilberne Handſchrift) zu Upſala in Schweden, und den codex carolinus zu Wolffenbüttel.

1. Der codex argenteus befand ſich zuerſt im Benedictiner-Kloſter Werden, in der Grafſchaft Mark in Weſtphalen. Wie er dahin gekommen, iſt nicht bekannt; doch läßt ſich erweiſen, daß er in Italien etwa im Anfang des 6ten Jahrhunderts geſchrieben worden. Von Werden kam er, wie Ihre ſagt, nebſt andern Schätzen des Kloſters, zur Zeit des dreißigjährigen Krieges nach Prag, um ihn ſicher zu ſtellen. Als nun der Graf von Königsmark nach der glücklichen Schlacht bei Prag 1648 dieſe Stadt eroberte, ſo fiel auch dieſer Codex als Kriegsbeute in ſeine Hände, und wurde von ihm nach Stockholm der Königinn Chriſtine zugeſchickt, die ihn der dortigen Bibliothek übergab. Hier aber blieb er nicht lange; denn 1655 verließ Iſaac Voſſius, Aufſeher der Königl. Bibliothek, Stockholm, und nahm die Handſchrift mit nach Holland. Hier erhielt ſie Franz Junius zu ſeinem Gebrauch, ſchrieb ſie ab, ſtudirte ſie gründlich, und gab ſie darauf zum erſten Male in Druck heraus. Der Codex befand ſich ſchon damals, wie Junius in ſeiner Zueignungsſchrift an den Schwediſchen Grafen de la Gardie berichtet, in ſchlechtem Zuſtande, und Junius brachte ihn erſt in ſeine jetzige Ordnung. Sobald der genannte Graf hörte, daß der Codex in Voſſius Hän-

den ſei, kaufte er ihm denſelben für 400 Rthl. (nach Einigen mehr) ab, ließ ihn ganz in Silber einbinden [1]), das Bild des Ulphilas darauf ſtechen, und ſchenkte ihn 1762 der Univerſität Upſala. Hier iſt er noch, aber in einem faſt ganz unbrauchbaren Zuſtande. Er iſt in 4. mit Unzialbuchſtaben und auf Pergament geſchrieben, das ſehr dünn und glatt polirt, und größtentheils purpurfarbig iſt. Der vorhandenen Blätter ſind nur noch 188; das Ganze beſtand aus 320. Es enthält nämlich jetzt nur noch die vier Evangelien, und auch dieſe nicht ohne große Lücken, und einige Bruchſtücke aus dem Briefe an die Römer [2]). Mehrere Buchſtaben, beſonders die, welche die Capitel anfangen, ſind größer und mit Goldblech belegt. (S. Anmerk. 1.)

2. Der codex carolinus in Wolfenbüttel. Ihn entdeckte daſelbſt 1756 in der herzoglichen Bibliothek Franz Anton Knittel, damals Archidiaconus, und zuletzt Conſiſtorialrath zu Wolfenbüttel. Hier befindet ſich nämlich eine alte, im 8ten oder 9ten Jahrh. in Spanien gemachte Abſchrift der Orig. Isidor. Hispalens., wovon ein Theil auf Pergamentblättern geſchrieben iſt. Auf dieſen Blättern hatte zuvor Ulphilas Ueberſetzung des Briefes an die Römer mit Gothiſchen Buchſtaben und daneben eine Lat. Ueberſetzung geſtanden. Dieſe hatte man ausgelöſcht und die Orig. Isidor. Hisp. darüber geſchrieben. Die neue Schrift aber war mehr vergangen als die alte, und ſo gelang es Knitteln, den Text herauszubringen, der einige Ueberreſte des Briefes an die Römer enthält. Er iſt übrigens mit den Buchſtaben des codex argenteus, nur nicht ſo ſchön geſchrieben, und überhaupt nicht ſo wichtig als dieſer.

Anmerk. 1) Nicht aber darum hat er das Beiwort argenteus. Schon früher wurde er ſo genannt, von den

mit Gold und Silber ausgelegten großen Buchſtaben, mit welchen mehrere Wörter geſchrieben ſind. Dieſe Sitte bewahren ſehr viele Werke des Mittelalters.

2) Eine allmählige Vervollſtändigung des Ulphilaniſchen Codex hat in der neuern Zeit begonnen. Majo entdeckte nämlich 1818 zu Mailand in der Ambroſiana ganze Bücher, namentlich die Epiſteln Pauli, Bruchſtücke der Evangelien, und ſogar Theile des Alten Teſtaments, aus den Büchern Nehemia und Eſra. Sein Fund iſt in folgenden drei Schriften bekannt gemacht worden: Ulphilae partium ineditar. in Ambrosianis palimpsestis ab Ang. Majo repertar. specimen, conjunctis curis ejusd. Maji et C. Octavii Castellionaei editum. Mediol. 1819. 4. mit 2 Kupf. — Ulphilae Gothica versio Epistolae divi Pauli ad Corinthios secundae quam ex Ambros. Bibl. Palimpsestis depromptam cum interpret. adnotationibus glossario edid. Car. Oct. Castillionaeus. Mediol., 1829. 4. — Gothicae versionis epistolarum divi Pauli ad Romanos, ad Corinthos primae, ad Ephesos, quae supersunt, ex Ambros. Bibl. Palimpsestis deprompta cum adnotationibus edid. Car. Oct. Castillionaeus. Mediol. 1834. 4. — Eine kritiſche Ausgabe alles deſſen, was von Ulphilas' Bibelüberſetzung erhalten iſt, mit einer lat. Verſion, einem Glossarium linguae gothicae und einer Grammatica gothica, iſt von H. C. von der Gabelentz und Dr. J. Löbe in Altenburg zu erwarten.

§. 9. Ausgaben des Ulphilas.

Mit Uebergehung der vollſtändigen Titel bemerken wir hier folgende Ausgaben:

1) von Franciscus Junius, Dortrecht 1665, 4. 2 Vol. und 1684 zu Amſterdam, mit Gothiſchen Buchſtaben, einer Angelſächſiſchen Ueberſetzung von Thomas Marrſchall und einem Gloſſar von Junius. Eine brauchbare und beſonders correcte Ausgabe;

2) von George Stiernhielm (der ſich aber nicht auf dem Titel genannt hat), Stockholm, 1671 in 4. Der Gothiſche Text mit Lat. Buchſtaben, daneben der Islän-

diſche und Schwediſche Text und die Vulgata. Iſt wegen vieler Druckfehler nicht recht brauchbar;

3) von Eduard Lye, Oxford 1750, kl. Fol. mit einer wörtlichen Lat. Ueberſetzung von Benzel und mehrern Anmerk. von ihm und dem Herausgeber, auch mit einer Sprachlehre des Letztern. Eine prachtvolle, correct gedruckte, jetzt ſehr ſeltene Ausgabe;

4) die Bruchſtücke aus dem Brief an die Römer, nach dem codex carolinus, veranſtaltet von F. A. Knittel, zu Braunſchweig 1761, gr. 4. Enthält den Gothiſchen Text mit beſonders dazu gegoſſenen Ulphilaniſchen Buchſtaben, mit Knittels Leſung und Ueberſezzung; auf der andern Seite daneben ſteht die im Codex befindliche alte Lat. Ueberſetzung, darunter die Vulgata, und unter derſelben der Griechiſche Text; auch ein weitläufiger kritiſcher Commentar, deſſen Schwächen Ihre berichtiget hat. Eine prachtvolle Ausgabe, die viel Fleiß verräth;

5) eine Ausgabe von Joh. Ihre, Upſala 1763, in 4. Iſt eine correctere Ausgabe des von Knittel aufgefundenen Textes, mit Latein. Buchſtaben und einer Latein. Ueberſetzung vom Herausgeber. — Schätzenswerth wegen Ihre's Verbeſſerungen und Anmerkungen. — Dieſe Fragmente ſind nachher noch mehrmals abgedruckt; beſonders verdient die Ausgabe von A. F. Büſching, Berlin, 1773. 4. bemerkt zu werden;

6) die letzte, neueſte und vorzüglichſte Ausgabe beider Codices iſt von Joh. Chriſtian Zahn, Weißenfels 1805. gr. 4. Sie iſt nach Ihre's Text mit einer wörtlichen Latein. Interlinear-Ueberſetzung, einer Sprachlehre und einem Gloſſar von Fulda, und mit Ihre's Lat. Ueberſetzung neben dem Texte, nebſt einer Kritik und erläuternden Anmerkungen, ſo wie einer hiſtoriſch-kritiſchen Einleitung vom Herausgeber.

§. 10. Sprachprobe des Ulphilas.

Um Ulphilas Sprache einigermaßen kennen zu lernen, möge hier das Vaterunſer nach der Zahnſchen Ausgabe (Ev. Matth. Cap. 6.) nebſt Fulda's wörtlicher Interlinear-Verſion einen Platz finden: [1])

Atta unsar thu in himinam. weihnai namo
Pater noster tu in coelis sanctificetur nomen
thein. Quimai thiudinassus theins. wairthai wilja
tuum. Veniat regnum tuum, fiat voluntas
theins. swe in himina jah ana airthai. Hlaif
tua. sicut in coelo et super terra. Panem
unsarana thana sinteinan gif uns himmadaga. Jah
nostrum τὸν perpetuum da nobis hodie Et
aflet uns thatei skulans sijaima. swaswe jah weis
remitte nobis quod rei simus. sicut et nos
afletam thaim skulam unsaraim. Jah ni briggais
remittimus τοῖς debitoribus nostris. Et non feras
uns in fraistubnjai. ak lausei uns af thamma ubilin.
nos in tentationi. sed libera nos a τῷ malo.
unte theina ist thiudangardi. jah maths. jah wul-
enim tua est regnum. et potentia. et glo-
tus. in aiwins. amen. [2])
ria. in aeternitates. amen.

Anmerk. 1) A. Zeune gab heraus: Gothiſche Sprachformen und Sprachproben. Berlin 1825. 4. 16 S. (Sehr brauchbar für Gelehrtenſchulen). — Ueber die Ausſprache des Gothiſchen und der übrigen Germaniſchen Dialekte belehrt: Altdeutſches Elementarbuch von A. Ziemann. Erſte Abth. Quedlinburg und Leipzig 1833. 8.

Anmerk. 2) Atta, Vater. — Iſt ein von der rohen Natur ſelbſt gebildetes Wort. Die Sylben ab, ac, ta, pa, am, ma, bezeichnen das erſte Stammeln des Kindes, daher ſie auch in den Vater- und Mutternamen ganz entlegener Völker ſich wiederfinden.

Un-

Unsar. — Die Stellung des Pronomens und Adjectivs hinter das Subſtantiv, die hier und in den vier erſten Bitten mehrmals vorkommt, iſt wohl eine Nachahmung des Griechiſchen.

Thu in himinam. — Die Auslaſſung des der und des biſt iſt ganz nach dem Griechiſchen. — Himinam iſt der Dativ Plur. von Himins, is, a, in, Plural: os, e, am, ans.

Weihnai, es werde heilig — iſt tert. pers. praes. conj., eben ſo quimai und wairthai, von weihan, quiman und wairthan.

Ana, auf. — Präpoſit. an, in, auf.

Airthai, Erde. — Dativ Singul. von Airtha, iſt ein, mehreren Sprachen gemeinſchaftliches Wort, wovon das im Tacitus vorkommende Hertha eine verwandte Form iſt.

Thana iſt der accus. singul. des Artikels thai, der.

Gif — Imperativ von giban, ſchon damals ſo irregulär, wie jetzt.

Himmadaga, heute. — Für hina Dag, dieſen Tag, d. i. unſer hint, heute.

Thatei iſt dunkel. Ihre hält es für den Artikel: sa, so, thata, der, die, das mit angehängtem ei.

Skulans der Plural von Skula, ein Schuldiger, Verbrecher.

Sijaima: pr. pers. plural. Praes. conjunct. vom irregul. wisan, ſein, weſen. Das Präſens Indicat. lautet Im, is, ist, Plural: Sijum, sijuth, sijud; im Conjunctiv: sijan, sijais, sijai, Plural: sijaima, sijaith, sijaina.

Thaim, buchſtäblich nach dem Griechiſchen τοῖς.

Briggais, bringe. — Imperativ von briggan, nach der Griechiſchen Orthographie für bringan. Dieſe Verdoppelung des g ſtatt des n findet ſich überall in der Ueberſetzung: Tuggo Zunge, Figgar Finger, Draggk Trank, ſiggwan ſingen u. ſ. w.

In Fraistubnjai, in Verſuchung, von fraisan, verſuchen. Die Endung ubnjai ſcheint unſer ung zu ſein.

Lausei, befreie, von lausgan, Griechiſch λῦσαι und dieſes von laus (los) frei.

Af, von, ab.

Wulthus, Herrlichkeit. — Im Angelſächſiſchen iſt Wuldor Glanz, verwandt mit dem Lat. fulgor.

Aiwins, Ewigkeit, von Aiv (das alte Ewe) aevum, Griechiſch αἰών.

Zu den Eigenheiten der Gothiſchen und nachfolgenden Fränkiſchen Sprache gehört auch noch, daß beide gleich dem Griechiſchen, Slaviſchen und Littauiſchen einen Dual haben.

Dem Ulphilaniſchen Denkmal zur Seite ſtehen die Gothiſchen Urkunden aus Italien, die eine aus Neapel, die andere aus Arrezzo. Beide wurden während der Herrſchaft der Gothen in Italien vor dem Ende des 5ten Jahrhunderts bis zum Anfang des 6ten geſchrieben. Erläutert ſind ſie von G. F. Grotefend in den Abhandlungen des frankfurtiſchen Gelehrtenvereins für Deutſche Sprache, St. 3. S. 63 — 102. Frankfurt a. M. 1821. 8.

§. 11. Althochdeutſche Denkmäler.

Von den übrigen althochdeutſchen Völkerſchaften haben wir wenig Bedeutſames übrig behalten. Doch gedenken wir hier des Bruchſtücks einer Uebertragung des Tractats: de nativitate domini, von Iſidor v. Sevilla[1]), aus dem Anfang des 8ten Jahrh., und der Ueberſetzung der Regel des heil. Benedict, von Kero[2]), um 720. Außerdem ſind noch in ſprachlicher Beziehung zu beachten die Malbergs-Gloſſen (Malberg, d. i., Gerichtsſtätte) zu den Saliſchen (von Wiſogaſt, Bodogaſt, Salogaſt und Windogaſt abgefaßten) Geſetzen[3]), die etwa hundert Jahr nach Ulphilas geſammelt wurden, und bis in's zwölfte Jahrh. gültig waren.

Anm. 1. Wir beſitzen davon zwei Ausgaben: die eine von Palthen, Greifswalde 1706, die andere, beſſere, von Roſtgaard in der Däniſchen Bibliothek. Kopenhagen, 1738. St. 2.

Anm. 2. **Kero, Mönch zu St. Gallen, überſetzte in Allemanniſchen Dialekt. Ein Abdruck davon ſteht in Schil-**

ters Thesaurus antiquitatum teutonicarum 1727. Tom. I. und in Goldaſt scriptor. rer. alemannicar. Tom. II.

Anm. 3. Es iſt wohl nicht mehr zweifelhaft, daß die Geſetze ſelbſt in Lateiniſcher Sprache abgefaßt ſind. ſ. T. D. Wiarda Geſchichte und Auslegung der Saliſchen Geſetze und der Malbergiſchen Gloſſen. Bremen 1808. Die Gloſſen aber ſind von unwiſſenden Schreibern zum Theil verunſtaltet.

§. 12. Weſſobrunner Gebet.

Auch von poetiſchen Denkmälern der vor-karolingiſchen Zeit iſt ein alliterirendes Gedicht, das einzige und älteſte aus der zweiten Hälfte des 8ten Jahrh., auf uns herabgekommen. Es iſt eine Art von Glaubensbekenntniß oder Gebetanweiſung in Fränkiſcher Sprache, und wird das Weſſobrunner Gebet genannt. Man findet es abgedruckt mit diplomatiſcher Genauigkeit in der „Bragur" (1ſte Abth. 5ter B.) nebſt einer Ueberſetzung von J. F. A. Kinderling. Einzeln herausgegeben von W. Wackernagel, Berlin, 1827. 8. Sein poetiſcher Werth iſt äußerſt gering.

§. 13. Literatur.

Wichtige, dieſen Zeitraum und alle folgende betreffende Schriften ſind:

Herzog's, D. G., Verſuch einer allgemeinen Geſchichte der Cultur der Deutſchen Nation. Erfurt 1795.

Anton, über Barden und Druiden der Germanen, im N. teutſchen Merkur 1800, St. 12. S. 291, und deſſen Geſchichte der Germanen, 1794, 1ſter Th.

Rößig's, Karl Gottl., Alterthümer der Deutſchen, Leipzig 1801. (Ein für das Studium Deutſcher Alterthümer überaus brauchbares, und wegen ſeiner ſehr vollſtändigen Literatur höchſt ſchätzenswerthes Buch.)

Adelung's, Joh. Chriſt., älteſte Geſchichte der Deutſchen, ihrer Sprache und Literatur bis zur Völkerwanderung. Leipzig 1806. S. beſonders den 8ten Abſchn. S. 308. ff.

Horn's, Franz, Geſchichte und Kritik der Deutſchen Poeſie und Beredſamkeit, Berlin 1805, S. 21 ff.

Michaeler, Carol., Tabulae parallelae antiquiss. Teutonicae linguae dialectorum. Oenipont. 1776. 8.

Meiſter's, Leonhard, Beiträge zur Geſchichte der teutſchen Sprache und National-Literatur, Heidelberg 1780. 1ſter Th. S. 1 — 25.

Koch's, E. J., Grundriß einer Geſchichte der Sprache und Literatur der Deutſchen. 2 Bde. 2te Ausg. Berlin 1795. 98.

Hagen, Friedr. Heinr. von der, und J. G. Büſching literariſcher Grundriß zur Geſchichte der Deutſchen Poeſie, von der älteſten Zeit bis in das 16te Jahrh. Berlin 1812.

Adelung's, Joh. Chr., Mithridates, Berlin 1809, 2ter Thl. herausg. von Joh. Severin Vater, S. 185 ff.

Jördens, Karl Heinr., Lexikon Deutſcher Dichter und Proſaiſten, Bd. 5. 1810. S. Ulfilas. S. 100 ff.

Bouterwek, Friedr., Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit, Göttingen, Bd. 9. 1812.

Wachler, Dr. Ludw., Vorleſungen über die Geſchichte der teutſchen National-Literatur, 2 Bde. Frankfurt a. M. 1818. 19. N. A. 1834. Deſſelben: Handbuch der Geſchichte der Literatur, 3te Umarbeitung. Leipzig 1834. (4 Bde.) Bd. 2. 3.

Koberſtein, A., Grundriß zur Geſchichte der Deutſchen National-Literatur. Leipzig 1827. N. A. 1830. 8.

Piſchon, F. A., Leitfaden zur Geſchichte der Deutſchen Literatur. Berlin 1830. 8. N. A. 1834.

Gervinus, G. G., Geſchichte der poetiſchen National-Literatur der Deutſchen. Th. I. (bis zum 13ten Jahrh.) Leipzig, 1835. 8.

In ſprachlicher Hinſicht ſind hier vorzugsweiſe zu nennen die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm, und E. G. Graff, deren tiefe und gelungene Forſchungen ſchon viele bisherige Dunkelheiten erhellt haben.

Zweite Periode.

Das Fränkiſche Zeitalter.

Von Karl dem Großen bis zu den Schwäbiſchen Kaiſern, oder bis 1137.

---

§. 1. Sprache.

Obſchon auch der Fränkiſche Zeitraum für die Geſchichte der Rede- und Dichtkunſt nur wenig Werke von poetiſcher Bedeutung aufzuweiſen hat: ſo müſſen wir ihn doch in Bezug auf Sprach- und wiſſenſchaftliche Bildung um ſo mehr beachten, da das Fränkiſche Deutſch die Grundlage der ſchönen Literatur des geſammten Deutſchen Volkes geworden, und in ihm die Anfänge eines gelehrten Unterrichts und ſchätzbarer Bücherſammlungen gegeben worden ſind.

Als die Franken gegen das Ende des fünften Jahrh. unter ihrem Chlodwig (Ludwig) durch die Eroberung eines Theils von Gallien und Deutſchland das große Fränkiſche Reich gründeten (das 843 in ein Frankreich und ein Deutſches Reich zerfiel), vereinigte ihr Nationalname ſchon eine Menge meiſtens Hochdeutſcher Völkerſchaften, zu denen in der Folge auch die Hochdeutſch redenden Allemannen gehörten, deren Name ſpäterhin von den Franzoſen ſogar auf alle Deutſche übertragen wurde. Eine Geſammtſprache aller Deutſchen, der Fränkiſchen Monarchie einverleibten Völkerſchaften gab es nun wohl nicht; aber die meiſten und wichtigſten Denkmäler, die ſich aus dieſer Zeit erhalten haben, ſind Ober- oder Hochdeutſch, gemiſcht mit einigen Niederdeutſchen Wörtern*). Die literariſche Bildung ward vorbereitet durch Schul- und kirchliche Anſtalten, welche zum Theil bedeutende Büchervorräthe an-

legten. Dahin gehört z. B. St. Gallen (630), deſſen Schottenkloſter Handſchriften und Gelehrte beſaß; die Abtei Fulda (744), die unter Rhabanus Maurus, einem Schüler des Alkuin, blühte; Hirſchau, von Fulda aus geſtiftet (830); die Benedictiner-Abtei Corvey an der Weſer (822); Weißenburg, St. Emmeran in Regensburg, Trier ꝛc. Die eigentliche Volksbildung aber beginnt erſt mit dem Ende des 8ten Jahrh., wo die Franken, durch die Einflüſſe eines kräftigen Mannes ihrer Rohheit entriſſen und für Kunſt und Wiſſenſchaft herangebildet werden. Dies war Karl der Große.

Anm. *) Mit der Einwanderung der Germaniſchen Völker zerfiel auch ihre Sprache, je nachdem die einzelnen Stämme ſich nach Südweſt oder nach Norden zogen, in zwei Hauptmundarten: in die härtere Oberdeutſche (Hochdeutſche), wozu beſonders Franken, Allemannen, Longobarden und Burgunder gehörten, und in die Niederdeutſche, zu der die Angelſachſen, Frieſen, Sachſen und Weſtphalen gerechnet werden.

Zur Beförderung eines gründlichen Studiums des Alt-Hochdeutſchen und der in ihm geſchriebenen Werke von dem 7ten bis zu dem 12. Jahrh. dient das gelehrte Werk unſers Graff: Althochdeutſcher Sprachſchatz, oder Wörterbuch der Althochdeutſchen Sprache ꝛc. Berlin 1834. 4., wovon bis jetzt die beiden erſten Hefte erſchienen ſind.

§. 2. Karls des Großen
Bemühungen um Deutſche Bildung.

Karl der Große (älteſter Sohn Pipin's des Kleinen), der 768 ſeine Regierung über die Franken antrat, und 800 das Kaiſerthum der Römer erneuerte, gehört als Begründer literariſcher Bildung nicht bloß der politiſchen Geſchichte, ſondern auch den Wiſſenſchaften an, deren Schöpfer er genannt zu werden verdient, wie Eginhard, ſein Geheimſchreiber und Biograph (839), ihn den Schöp-

ſer unſrer Sprachkunde nennt[1]). In dieſer Beziehung iſt es bemerkenswerth, daß er zur Vertreibung der Barbarei mehrere ſehr geſchickte Mittel wählte. So wie er ſelbſt in den Tagen des Friedens ſich am liebſten mit Einſammlung nützlicher Kenntniſſe beſchäftigte, und zu ſeiner Fertigkeit im Lateiniſch Sprechen auch noch im Alter das Erlernen der Schreibkunſt fügte, ſo wollte er auch die Köpfe ſeines Volks aufhellen. Zum Lehrer ſeiner Söhne nahm er den gelehrten Engliſchen Mönch Alkuin (804) mit nach Deutſchland, ſtiftete von 780 — 805 Biſthümer zu Minden, Osnabrück, Werden, Bremen, Paderborn, Münſter, und Dom- und Kloſterſchulen, berief dazu aus Italien und Griechenland gelehrte Männer, und führte auch den Römiſchen Kirchengeſang ein. Auch ſoll er an ſeinem Hofe eine gelehrte Geſellſchaft[2]) errichtet haben. Mit Hilfe derſelben ſammelte er Handſchriften und Deutſche Heldenſagen[3]), ließ eine Auswahl guter Predigten aus den beſten Griechiſchen Kirchenlehrern in's Fränkiſche überſetzen, damit ſolche dem Volke von den Mönchen vorgeleſen werden könnten, und erfand für mehrere fremde Wörter, beſonders zur Bezeichnung der Monate[4]) und Winde, Deutſche Namen, oder verbreitete ſie doch, ja er verſuchte ſogar ſelbſt, die Deutſche Sprache grammatiſch zu bearbeiten. Sein Zeitalter iſt für die epiſche Poeſie beſonders wichtig, indem eine Menge von Sagen, die ſich unter ihm bildeten, und in ihm ihren Mittelpunkt fanden, ſpäterhin der Stoff zahlreicher Dichtungen wurden, die von der Provence und dem nördlichen Frankreich nach Deutſchland verpflanzt worden ſind.

Anmerk. 1) Eginhardi vita Caroli M. Edid. Joh. Herm. Schminke. Traj. ad Rh. 1711. 4. Eginhard ſagt von ihm in dieſer Beziehung: inchoavit et Grammaticam patrii sermonis.

2) Der Begriff, den man ſich von einer gelehrten Geſellſchaft damaliger Zeit machen muß, darf freilich nicht nach dem Maßſtab der unſrigen gemeſſen werden. Jedes Mitglied derſelben nahm den Namen eines verdienten Mannes an. Karl z. B. hieß David; Alkuin — Flaccus; Engelbert — Homer; Adälard — Auguſtin; Erzbiſchof Riculf von Mainz — Damötas.

3) Die hieher gehörige Stelle in Eginhardi vita Caroli lautet ſo: Item barbara et antiquissima carmina, quibus veterum regum ritus et bella canebantur, scripsit memoriaeque mandavit. Edit. Bas. 1532. fol. p. 121. Dieſe Stelle wurde ſonſt auf die alten Geſänge zur Zeit des Arioviſt und Hermann bezogen; allein es ſind damit höchſt wahrſcheinlich die Gedichte aus dem Sagenkreiſe der Nibelungen und des Heldenbuchs gemeint, wie Aug. Wilh. Schlegel im Athenäum II. 2. S. 306, und Fr. Schlegel in ſeinen Vorleſungen über die Geſchichte der Lit. I. S. 245 zu erweiſen ſuchen. Für uns iſt iſt indeſſen alles dies verloren gegangen.

4) Die Namen der Monate lauten in ihrer urſprünglichen, von Karl gegebenen Rechtſchreibung alſo: Wintermanoth, Horning, Lenzinmanoth, Oſtermanoth (nach der Frühlingsgöttin Oſtra), Wunimanoth, Bracmanoth, Hewimanoth (Heumonath), Aranmanoth (Aehrenmonath), Witumanoth (Baum- oder Obſtmonath), Windumemanoth (Weintraubenmonath), Herbiſtmanoth (der herbe, rauhe Windmonath), Heilugmanoth.

§. 3. Hinderniſſe und Begünſtigungen Deutſcher Bildung unter den nachfolgenden Kaiſern.

Schade, daß dieſe dankenswerthen Bemühungen Karls unter ſeinen Nachfolgern keinen kräftigen Anklang fanden. Die Schwäche Ludwig's des Frommen und der Streit zwiſchen ihm und ſeinen Söhnen bewirkten Kriege und endlich Theilung des Fränkiſchen Reichs (843 durch den Vertrag zu Verdün). Zwar trat wieder in Deutſchland, nachdem es ein ſelbſtändiges Reich geworden, eine

für die literariſche Bildung günſtigere Zeit ein, in welcher die Wiſſenſchaften in den Kloſterſchulen (ſ. §. 1.) von gelehrten Männern gepflegt wurden; aber dieſe Zeit beſchränkte ſich auch nur auf Ludwig den Deutſchen, denn nach ihm wird der ruhige Gang der Fortbildung wieder durch die Einfälle und Streifereien der Normannen, Slaven und Ungarn unterbrochen (880), die Unterrichtsanſtalten zerfallen, und die Unwiſſenheit im Volke nimmt unter Raub- und Fauſtrecht immer mehr und mehr überhand. Auch war durch die Verbreitung des Chriſtenthums (Winfried, genannt Bonifacius 720) der Grund zu einer immer allgemeiner werdenden Einführung der Lateiniſchen Sprache unter den Schriftſtellern gelegt worden, und die Geiſtlichen fanden keinen Beruf, der Herrſchaft dieſer Sprache zu wehren, und ſich der vaterländiſchen beim Gottesdienſte zu bedienen, da dieſe von den Karolingern ſelbſt ſo wenig begünſtiget wurde.

Erſt mit den Königen des Sächſiſchen Hauſes, (919) deren Reihe mit Heinrich I. (dem Vogler, Städteerbauer) beginnt, tritt ein Zuſtand dauernder Ruhe und Sicherheit ein. Dom- und Stiftsſchulen, von den Kaiſern ſelbſt eifrig gepflegt, und von den Söhnen der Fürſten beſucht, verbreiteten wieder die Liebe zu den Wiſſenſchaften. Ein glücklicher Mittelſtand erhob ſich durch Anlegung von Städten; mit Italien und Conſtantinopel wurden durch Otto den Zweiten und Dritten Handelsverbindungen angeknüpft, die in Verbindung mit der reichen Ausbeute der im Harz entdeckten Silbergruben nicht nur den Wohlſtand beförderten und den Geſichtskreis der Deutſchen erweiterten; ſondern auch die Liebe für Griechiſche Sprache und Sitte allgemeiner anregten. Auf dieſe Grundlegung bauten die Kaiſer des Fränkiſchen Hauſes fort, und wenn auch die unglückliche Regierung

Heinrichs IV. (1056—1106) die innere Ruhe Deutſchlands, und damit den kräftigen Fortgang der Bildung unterbrach: ſo hatte dieſe doch ſchon einen feſten und fruchtbaren Boden gewonnen, der dem nachfolgenden Zeitalter der Hohenſtaufen die edelſten Früchte zu tragen vermochte.

§. 4. Otfried's Evangelien-Harmonie.*)

Was ſich an einzelnen Denkmälern dieſes Zeitraums uns darbietet, beſteht theils aus poetiſchen, theils aus proſaiſchen Schriften.

Unter den poetiſchen ſteht der Wichtigkeit wie der Zeit nach, oben an: Otfrid's Evangelien-Harmonie. — Otfrid, Schüler des Rhabanus Maurus, und Benedictiner-Mönch im Kloſter Weißenburg im Elſaß, brachte etwa um's J. 870 die Evangeliſten in gereimte Deutſche Strophen, und zwar, wie er ſelbſt in einer Vorrede ſagt, auf Bitten einer ehrwürdigen Frau, Namens Judith, welche die unzüchtigen und ausgelaſſenen Verſe nicht ertragen konnte. Das Ganze beſteht aus fünf Büchern, und enthält im erſten die Geſchichte Jeſu von ſeiner Geburt bis zu ſeiner Taufe; im zweiten und dritten die Gleichnißreden, Wunder und Lehren Chriſti, im vierten den Tod und das Begräbniß deſſelben, und im fünften die Auferſtehung und Himmelfahrt. Schon hieraus ergibt ſich, daß Otfrid nicht eine Ueberſetzung der Evangeliſten geliefert hat. Er legte vielmehr dieſe nur zu Grunde und verfertigte daraus eine poetiſche Erzählung der Lebensgeſchichte Jeſu, die er hin und wieder mit einigen moraliſchen Betrachtungen ausſtattete. Die Behandlung des Stoffes iſt frei und gemüthlich, der poetiſche Werth gering. Für uns aber iſt das Werk höchſt merkwürdig, weil es das älteſte Denkmal Deutſcher Reimpoeſie, und das wichtigſte für altdeutſche Sprachforſchung iſt. Vorangeſchickt ſind drei

Zueignungsſchriften, die erſte an den Oſtfränkiſchen König Ludwig, die zweite an den Erzbiſchof von Mainz, Liutbert, die dritte an den Biſchof zu Koſtnitz, Salomo. Von den noch vorhandenen Handſchriften dieſes Evangelienbuches ſind die zu Wien, München und in der Heidelbergiſchen Bücherſammlung die bekannteſten. Unter den gedruckten, aber unkritiſchen und philologiſch unbrauchbaren Ausgaben iſt die von Matthias Flacius Baſel 1571, 8. nebſt einem Gloſſarium von einem Augsburgiſchen Arzt, Gaſſar, die älteſte und ſeltenſte. Außerdem haben wir eine Ausgabe von Scherz 1726 im erſten Bande des Schilterſchen Thesaurus Antiquitatum Teutonicarum, wo ſie einen Raum von 400 Folioſeiten einnimmt, auch eine Sammlung von Bruchſtücken, nach einem Bonner Codex, von H. Hoffmann. Bonn, 1821. 4. Eine kritiſche Ausgabe, bei der die Wiener Handſchrift zu Grunde gelegt iſt, erhielten wir von E. G. Graff, unter dem Titel: Kriſt, das älteſte von Otfrid im 9ten Jahrh. verfaßte hochdeutſche Gedicht. Königsb. 1831. 4.

Anmerk.*) Ein eigener Abſchnitt iſt dem Otfried gewidmet in Jördens „Lexikon deutſcher Dichter" ꝛc. Bd. 4. S. 145 — 153.

§. 5. Althochdeutſche Sprachprobe aus Otfrid.

(S. Graff's Kriſt S. 324 und 325. Allocutio Pilati ad Christum in praetorio. Joh. 18.)

Giang pilatus uuídari. mit ímo tho in then ſólari.
ſpráh mit imo lángo. er ſúorgeto theo thíngo.
Zi eriſt frágeta er bitház. thaz er es hárto inſáz.
giduah mih quád nu ſar ió uuís. óba thu iro kúning ſis.
Biſtú zi thiu giuníhit. ſo thíh ther hút zihit.
in themo uuíllan gíangis. thaz ríchi so biſiangis.
Tho quad drúhtin ſáge mir. ſprichis ſúlih thu fon thír.
odo ándere iz thir ſágetun. ioh thir fon mír iz zelitun.

Pilátus uuotta ſliuomo fár. ſon imo néman tho then uuán.
 thaz er thes ni uuánti. er iz ſon ímo irthati.
Thie liuti uuízun quad ſon ín. thaz ih iúdeo ni bín.
 thínes ſelbes lánt thiot. gab thih mír in theſan nót.
Ther líut ther thih mír irgab. zálta in thih then rúagſtab.
 thie selbun záltun alle mír. theſa béldi ſona thír.
Ob áuur thaz ſo uuár iſt. thaz thu iro kúning nu ni biſt.
 bi híu iſt thaz ſie thih námun. ſus haſtan wir irgábun.
Thir zéllu ih quad er thánana. ríchi min niſt hínana.
 iz níſt ſoſo ih thir ráchon. ſon theſen uuórolt ſachon.
Ób iz uuari hínana. giſlízin mine thegana.
 mit iro kúanheiti. min ſiant ſus ni uuíalti.
Joh in thérera nóti. mih ſus ni hántoloti.
 mit théganheiti ſítotin. thaz ſie mih ín irretitin.
Ih duan es áuur redina. níſt min richi hínana.
 thaz íh mih nu biuuérie. mit mínes ſelbes héric.
Tho ſpráh pilatus áuur thaz. uuanta ímo uuas iz héizaz.
 Frageta áuur noti. bi ſinaz héroti.
So uuár ſo ſi thin ríchi. ioh thin gúallichi.
 thoh biſtu zi ála uuaru. kúning ſo ih gihóru.
Thu quís quad er theih kúning bin. zi thiu quám ih hera uuórolt in.
 ioh uuard gibóran ouh zi thíu. theih ſuslih thúlti untar íu.
Theih úrkundi ſáre. gizálti fona uuáre.
 thaz ih ouh uuárlichu thíng. gibréitti in theſan uuórolt ring
So uuér ſo iſt fona uuáre. ther hórit mir ió sáre.
 horit er mit mínnu. mínes ſelbes ſtímnu.
Sage thú mir quad er ſár. uuaz thu nénnes thez uuár.
 Gidúa mih thes giuuíſſi. uuaz ſi thaz uuárníſſi.

§. 6. Das Hildebrand- und Ludwigslied.

Von den epiſchen Originalgedichten dieſes Zeitraums iſt Vieles nicht auf uns herabgekommen. Was wir noch haben, beſchränkt ſich auf das Bruchſtück eines Liedes von Hildebrand (ſ. Hagens und Büſching's lit. Grund-

riß zur Geſchichte der deutſchen Poeſie. Berlin 1812. 8.), das, ſeinem Inhalte nach, in die Sagen von Dietrich von Bern eingreift, ſeiner Form nach alliterirend iſt; und auf das Ludwigslied, oder den Hymnus auf den Sieg, welchen Ludwig III.[1]) im Jahre 881 an der Schelde über die Normannen erfocht. Der Verfaſſer deſſelben iſt uns unbekannt. Nachdem er das Ungemach beſchrieben, das die Franken von den Normannen auszuſtehen hatten, wird Ludwig von Gott aufgefodert, ſein Volk zu rächen. Der König nimmt die Auffoderung an[2]), wofür denn der Dichter ſein Lob beſingt, und mit dem Wunſch für ſeine lange und glückliche Regierung ſchließt. — Schilter hat das Lied im 2ten Bd. ſeines Thesaurus abgedruckt, und vergleicht es mit den Gedichten des Sämond, des älteſten Schwediſchen Dichters. Das Sylbenmaß iſt frei und gleicht dem Glykoniſchen; Gedanken und Ausdruck ſind oft ſehr dichteriſch, doch iſt der Ton noch ſehr ungleich[3]).

1) Unter Ludwig III. iſt hier der Jüngere von Deutſchland, der König der Oſtfranken, zu verſtehen, nicht der Weſtfränkiſche oder Franzöſiſche Ludwig, obwohl dieſer auch in dem Liede vorkommt, und Beide in Einem und demſelben Jahre, 882, ſtarben. S. Wachter Forum der Kritik. Erſten Bandes, erſte Abtheilung. Altenburg 1827. 8.

2) Dieſe Stelle lautet im Original wörtlich ſo:

Tho nam her skild indi sper
ellianlicho reit her
Vuold her uuarer rahchon.
Sina uuidersahchon.
Tho ni uuas iz buro lango
Fand her thia Northmannon,
Code Lob sageta.
Her siht thes her gereda.
Ther kunig reit kuono
Sang lioth frano.

Joh alle saman sungun
Kyrieleison.
Sang uuas gesungen,
Vuig uuas bigunnen,
Bluot skein in uuangon
Spilodunnder Vrankon.
Thar raht tegeno gelih,
Nichein so so Hluduuig,
Snel indi kuoni,
Thas uuas imo gekunni.

und in der wörtlichen Ueberſetzung:

Da nahm er Schild und Speer;
Eilends ritt' er her,
Er wollte wahrlich rächen (Rache üben)
(An) ſeinen Widerſachern.
Da war es nicht anfangend lange (da dauerte es nicht lange)
Fand er die Normannen.
Gott Lob! ſagte er.
Er ſah, die er begehrte (zu ſehen wünſchte),
Der König ritt kühn,
Sang Lied heilig.
Und alle (zu) ſammen ſangen
Kyrieleiſon.
Sang war geſungen,
Gefecht war begonnen,
Blut ſchien in Wangen
Spielender (wohlgemuther) Franken.
Da rächte (ſich) einem Degen (Krieger) gleich
Niemand ſo wie Ludwig
Schnell (tapfer, alacris) und kühn,
Das war ihm angeboren.

3) Das Hildebrandslied wurde von den Br. Grimm, Caſſel 1812. 4. und das Ludwigslied, ſtrophiſch eingetheilt und berichtigt (von Docen) herausgegeben. München, 1813. 8. Auch veranſtaltete W. Grimm ein getreues Facſimile der einzig vorhandenen Caſſeler Handſchrift unter dem

Titel: De Hildebrando antiquissimi carminis teutonici fragmentum. 1830 in 5 Blättern auf ſeine Koſten.

§. 7. Tatian, Notker und Williram.

Was die proſaiſchen Denkmäler betrifft, ſo ſind hier folgende Oberdeutſche Ueberſetzungen zu nennen:

1. Tatians Evangelien-Harmonie[1]) aus dem 9ten Jahrh., eine für Sprachforſchung reichhaltige Quelle;

2. Notker's, eines Mönchs zu St. Gallen, werthvolle Ueberſetzung der Pſalmen,[2]) wovon ſich Handſchriften zu Wien und St. Gallen befinden, und

3. Williram's, eines Abts zu Ebersberg, Ueberſetzung (oder Umſchreibung) des hohen Liedes,[3]) aus der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts.

Anmerk. 1) Iſt unter Tatians Namen erſchienen, aber von einem andern unbekannten Verfaſſer. Wir beſitzen eine Ausgabe von v. Palthen, Greifswald 1706. 4.; wiederholt iſt ſie im zweiten Theil des Schilterſchen Theſaurus. Das Evangelium des Matthäus gab J. A. Schmeller, Stuttgart, 1827. 8. beſonders heraus.

Anmerk. 2) Dies iſt Notker der Dritte, mit dem Beinamen Labeo (Großlippe). Er ſtarb 1022. S. Schilter Th. 1.

Anmerk. 3) Williram ſtarb 1085. Eine Ausgabe der Paraphraſe beſitzen wir von H. Hoffmann. Breslau 1827. 8. Sie iſt in doppeltem Text aus der Breslauer und Leidner Handſchrift und mit einem vollſtändigen Wörterbuch verſehen.

§. 8. Hroswitha*).

Zum Schluß dürfen wir wohl auch erwähnen, was eine Deutſche Dichterin, Hroswitha, eine Nonne aus dem Braunſchweigſchen Stifte Gandersheim, die etwa um das Jahr 980 blühte, in Lateiniſcher Sprache geleiſtet hat. Sie ſchrieb, außer dem Leben Otto I. in Latein. Verſen und mehreren Legenden in Hexametern und Pentametern, auch Lateiniſche geiſtliche Schauſpiele, in denen ſie den Terenz nachzuahmen verſuchte. Die erſte Ausgabe ihrer

ſämmtlichen Werke beſorgte Conrad Celtes, Nürnberg, 1501 in fol., die neuſte Heinr. Leonh. Schurzfleiſch, Wittenberg, 1707 in 4. Schon Gottſched, der in ſeinem: „nöthigen Vorrath zur Geſchichte der Deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt (Leipzig 1757.)" den Inhalt ihrer theatraliſchen Stücke angibt (von S. 4—10) iſt der Meinung, daß man von ihr nicht mehr fodern könne, als die ganze damalige gelehrte Welt gewußt habe. Allerdings wollen wir die fromme Abſicht, ihren Kloſterſchweſtern, ſtatt der Luſtſpiele des Terenz, chriſtliche Dramen in die Hände zu geben, nicht verkennen; allein, nicht zu gedenken, daß ſie in fremder Sprache ſchrieb, alſo einer Geſchichte Deutſcher Dichtkunſt eigentlich nicht angehört, ſind auch ihre Nachahmungen ſo kloſtergerecht und unfruchtbar, und zeigen überall ſo wenig poetiſchen Geiſt, daß man ihr auch in dieſer Hinſicht nur einen geringen Antheil an dem Fortgang der Dicht- und Redekunſt zugeſtehen kann, wenn gleich Conrad Celtes mehrere ſehr enthuſiaſtiſche Lobſchriften auf ſie anführt.

*) Vergl. Schmidt's, von Lübeck, hiſt. Studien (Altona, 1827. 8.) S. 1 ff.

Dritte Periode.

Das Zeitalter der Minneſänger.

Von den Schwäbiſchen Kaiſern bis auf die Gründung der erſten Deutſchen Univerſitäten, oder bis 1348.

---

§. 1. Sprache und Poeſie im engen Zuſammenhang.

Wenn wir den nothwendigen Zuſammenhang der Sprache und Poeſie auch nicht aus innern Gründen darthun

thun könnten, ſo würden wir ſchon durch die Geſchichte überzeugend belehrt werden: daß die Poeſie abhängig ſei von dem Zuſtande der Sprache, und daß jene ſich zu dieſer verhalte, wie der Künſtler zu ſeinem Stoff. Das Genie des Künſtlers ſchafft und bildet. Der Tonkünſtler entlockt ſeinem Inſtrument die zarten und ſchmelzenden Töne; der Maler wetteifert mit den Schönheiten der Natur in der Miſchung ſeiner Farben, und der Bildhauer gibt uns den vollendet-ſchönen Bau einer Venus in carrariſchem Stein. Aber die Harmonie des Tonkünſtlers, das lebendige Farbenſpiel des Malers und der rundlich-zarte Gliederbau des Bildners ſind durch edlen Stoff bedingt, der bildſam ſich fügen muß dem Willen des Künſtlers, wenn in der Form ſich der Geiſt ausſprechen ſoll, den ihr Schöpfer ihr einhauchte. — Wenden wir dies auf Sprache und Poeſie des zweiten Zeitraums unſerer Literatur-Geſchichte an: ſo haben wir den Hauptſchlüſſel zur Löſung der Frage gefunden, warum die Poeſie unter den Franken ſich nicht zu heben vermochte. Das Latein der Kirche, und der ganze Mönchiſch-Lateiniſche Zuſtand damaliger Zeit mußte nothwendig den ſichern und raſchen Fortgang der Deutſchen Schriftſprache hemmen, und die eigentliche Sprachkraft im Volke lähmen. Nur gute Köpfe vermochten in ihren Verſuchen einen widerſtrebenden Stoff zu bekämpfen, doch nicht über ihn, gebietend und frei, wie in einem bekannten Elemente, zu herrſchen.*) Erſt die Zeit, und die durch ſie herbeigeführten günſtigern Umſtände, konnten die Sprache allmählich veredeln, und dadurch dem gefeſſelten Genie eine höhere Freiheit ſichern.

Anmerk. *) Merkwürdig iſt die Klage, die Otfrid in ſeiner Zuſchrift an Liutbert über den Widerſtand führt, den ihm die theotiſche Sprache, wie er ſie nennt (has theotisce conscriptas) leiſtete. Er ſagt unter andern: Hu-

jus enim linguae barbaries, ut est inculta et indisciplinabilis atque insueta capi regulari freno grammaticae artis; sic etiam in multis dictis scriptu est propter litterarum, aut congeriem, aut incognitam sonoritatem difficilis. Nam interdum tria u u u ut puto quaerit in sono etc. (S. Graff's Kriſt S. 3. seq. der Zuſchrift.) Dieſes Urtheil eines Meiſters wird die Ueberſchätzung des Althochdeutſchen verhüten und dem geregelten Neuhochdeutſchen ſchützend zur Seite ſtehen, wenn es bei einer Vergleichung mit jenem eine ungebührliche Zurückſetzung erfahren ſollte.

§. 2. Allgemeine Urſachen eines edlern Geſanges unter den Schwäbiſchen Kaiſern.

a) Schwäbiſche Mundart.

Die beſſere Zeit der Poeſie beginnt mit der Regierung der Schwäbiſchen Kaiſer aus dem Stamme der Hohenſtaufen, deren erſter, Konrad III., im Jahre 1137 den Deutſchen Kaiſerthron beſtieg. Bis zu ihm waren, von Karl dem Großen an gerechnet, mehr als dreihundert Jahre verfloſſen, während welcher Zeit die Sprache zwar nur langſam fortgeſchritten war, aber doch an Weichheit des Ausdrucks und Geſchmeidigkeit unverkennbar gewonnen hatte. Nun aber, als die Regierung der Schwäbiſchen Kaiſer begann, verſchmolz der Fränkiſche Dialekt, der ſo lange geherrſcht hatte, in den mit ihm ſehr nahe verwandten, aber verfeinerten Schwäbiſchen oder Allemanniſchen, der jetzt die Hof- und Bücherſprache des ganzen geſitteten Deutſchlands wurde, in welchem Anſehen er ſich auch bis zur Kirchen-Reformation erhalten hat. Dieſes Mittelhochdeutſch, wie wir es nennen, nahm die unvollkommene, regellos ſchwankende Bildung des Fränkiſchen leicht in ſich auf, und veredelte es nach den neuen Bedürfniſſen des aufgeregten poetiſchen Geiſtes. Die Schwäbiſche Mundart war reicher an Vocalen, Partikeln, Vorwörtern und Ellipſen, leichter em-

pfänglich für Ableitungen und Zuſammenſetzungen, beſonders gefügig für den Reim, eignete ſich alſo mehr zur poetiſchen Sprache, und war dem Dichter ein bildſamerer Stoff, die kindliche Unbefangenheit und zarten Gefühle ſeines Herzens darin auszudrucken. So finden wir in der gebildetern Sprache die erſte allgemeine Urſache von dem vollkommnern Geſange dieſes wahrhaft poetiſchen Zeitraums.

§. 3. Fortſetzung.

b) Kreuzzüge.

Eine zweite Urſache liegt in den Kreuzzügen, die im Jahre 1096 ihren Anfang genommen hatten. Dieſe, für ein Phantom unternommenen Kriege, förderten das Ritterthum und belebten durch ihre Eigenthümlichkeit den Geiſt eines Volks, das durch die leidenſchaftlichen Bewegungen ſeiner Nachbarn im Süden und Weſten von Europa gleichſam unwillkürlich mit fortgeriſſen wurde. Auf dieſen kriegeriſchen Wallfahrten mit den phantaſiereichen Franzoſen und Italiänern gemiſcht, von denen die letztern durch den Reichthum der Städte Venedig, Genua und Piſa, auch eine Verfeinerung der Sitten erlangt hatten, kamen die heiligen Argonauten, unter denen ſich mehrere Deutſche Sänger befanden, nach Conſtantinopel, dem einzigen Zufluchtsort der alten Künſte und Urbanität, und von da in jenes üppig-heilige Land, das, reich an köſtlichen Gaben der Natur, wie an Wundern der heiligen Sagen, den ſtaunenden Deutſchen eine ganze Welt neuer Erſcheinungen und nie gekannter Gefühle aufſchloß. So verſchmolz orientaliſche Glut mit chriſtlichem Glauben und Ritterthum; die romantiſchen Züge führten die Deutſchen zur Erweiterung ihrer Kenntniſſe, zur Verfeinerung ihres Geſchmacks, und erfüllten ſie mit dem Geiſt der Andacht, Schwärmerei und Liebe, welcher das Weſen der romantiſchen Dichtkunſt ausmacht.

§. 4. Fortſetzung.

c) Erhöhter Wohlſtand der Deutſchen.

Auch der damals in Deutſchland herrſchende Wohlſtand, der den Trieb zum Vergnügen, und damit die Neigung zu den ſchönen Künſten erweckte, darf nicht überſehen werden. Die Kreuzzüge bewirkten nämlich eine größere Prachtliebe an den Höfen, indem die abendländiſchen Fürſten durch die Bekanntſchaft mit den Sitten und Künſten des Morgenlandes gereizt wurden, ihre Reſidenzen mit ſchönen Gebäuden zu ſchmücken. Dieſer Umſtand machte die Städte volkreich, ſo, daß Künſte, Manufacturen und Handlung in ihnen aufblühten, in deren Beſitz die Bürger, durch Privilegien geſchützt, ihren Reichthum ſicherten und vermehrten. Viele Bürger waren auch durch den Tod der kreuzfahrenden Ritter und Güterbeſitzer zu liegendem Eigenthum gelangt, und hatten oft ſo viel erworben, daß ſie dem arm zurückkehrenden Gebieter wieder aufhelfen konnten, wodurch auch ſie zu Vorrechten und Anſehen kamen. So erhob ſich ein freier Bürgerſtand, den die Fürſten, welche bisher von den mächtigen Vaſallen viel gelitten hatten, mehr begünſtigten, damit er dem Ritterſtande an die Seite treten könnte, und der Handel verbreitete überall mehr Leben und Thätigkeit, beſonders ſeit dem Jahre 1241, da ſeine Sicherheit durch die Hanſa begründet wurde.

§. 5. Beſondere Urſachen.

a) Troubadours.

An dieſe allgemeinen Urſachen knüpfen ſich noch einige beſondere, welche zunächſt Schwaben angehen. Das ſüdliche Frankreich hatte nämlich ſchon hundert Jahre früher in ſeinen Troubadours oder Provençaliſchen Dichtern*) Sänger aufgeſtellt, die, da ſie Ritterthaten und Liebe zu Gegenſtänden ihres Geſanges wählten, auch

bald als Muſter einer freiern und edlern Dichkunſt galten. Ohne zu unterſuchen, ob dieſe Provençalen ihre Dichtkunſt durch die Mauren aus Afrika empfangen, iſt ſo viel gewiß, daß der ausgezeichnete Ruhm ihrer Muſe ſich in das benachbarte Schwaben, d. h. in das ehemalige Allemannien und den angrenzenden Theil der Schweiz um ſo leichter verbreitete, da die Provence und das Deutſche Reich damals noch durch Lehnsverbindung mit einander verknüpft waren. Was Wunder, daß dieſer freundliche Geſang auch den talentvollen Deutſchen entzündete, und die in ihm ſchlummernden Kräfte zur vollen Wirkſamkeit aufregte.

*) So nennt man die ritterlichen Dichter des 12ten und 13ten Jahrhunderts im ſüdlichen Frankreich und öſtlichen Spanien, welche Landſchaften den gemeinſchaftlichen Namen Provence führten. Die Einwohner dieſer Landesſtriche, Provinciales oder Provençaux genannt, waren, durch glücklichen Himmelsſtrich und milde Regierung begünſtigt, im Beſitz einer Sprache, die, gebildet aus Römiſchen und Germaniſchen Wörtern, ſich durch Wohlklang und Reichthum auszeichnete, und daher der höhern Bildung und poetiſchen Stimmung der Höfe und des Adels beſonders zuſagte. Da die Provençaliſchen Fürſten gebildet und prachtliebend zugleich waren, ſo gehörte es bei ihnen zum guten Ton, Dichterkreiſe aus dem Adel um ſich zu ſchaffen, und jede Feſtlichkeit durch Poeſie und Geſang, begleitet von Laute und Harfe, zu verſchönern, daher auch die Wandelſänger und Lautenſchläger, die von einem Hofe zum andern reiſeten, gute Aufnahme fanden. Ihre Geſänge, in denen ſich der Reim ausbildete, waren größtentheils idylliſchen und erotiſchen Inhalts, und das Hauptverdienſt derſelben der zarte, klangreiche Ausdruck. Wegen der Leichtigkeit ihrer Poeſie hießen ſie auch Troubadours (von trouver); die Engländer und Schotten nannten ſie Minſtrels. Vergl. Fr. Diez, die Poeſie der Troubadours. Zwickau, 1826. 8., und: deſſelben Leben und Werke der Troubadours. Zwickau, 1829. 8.

§. 6. Fortſetzung.

b) Begünſtigung der Dichtkunſt.

Dieſe Einwirkung wurde unterſtützt durch den Schutz, den die Dichtkunſt am Throne ſelbſt fand. Die Kaiſer aus dem Schwäbiſchen Stamme waren große Gönner ſowohl der Deutſchen als der Provençaliſchen und Toscaniſchen Dichtkunſt. Friedrich I., Barbaroſſa zubenamt, mit dem eigentlich das goldene Zeitalter des romantiſchen Liebes- und Heldengeſanges beginnt, zog mehrere Troubadours an ſeinen Hof, dichtete ſelbſt in der Provençaliſchen Sprache, und gab dadurch, ſo zu ſagen, den Ton an. Ihr Beiſpiel weckte andere Deutſche Fürſten in Schwaben und Oeſtreich, Steiermark und beſonders in Thüringen, wo Landgraf Hermann (ſt. 1215) und ſeine Gemahlin Sophie durch ihre Kunſtpflege ſich auszeichneten; und die kühnen Vertheidiger der Burgen wurden nun zugleich Freunde und Beſchützer der Muſen. Es bildeten ſich hie und da Sängergeſellſchaften, die ſogar die anmuthigen Spiele an den Höfen zu Toulouſe und Paris nachzuahmen und poetiſche Wettſtreite zu veranſtalten ſuchten, in welchen die Sieger von den angeſehenſten Damen gekrönt wurden, ſo, daß die Dichtkunſt damals als die Würze geſellſchaftlicher Unterhaltung und als herrſchendes Vergnügen Deutſcher Fürſten zu betrachten war.

§. 7. Minneſänger, oder Schwäbiſche Dichter.

Aus dieſen allgemeinen und beſondern Urſachen läßt ſich der Abſtich dieſes Zeitalters von dem vorigen und das Erſcheinen jener romantiſchen Dichter erklären, die ſich unter dem Namen der Minneſänger oder Schwäbiſchen Dichter durch den Zauber ihrer Lieder Bewunderung und Unſterblichkeit errungen haben. Der Hauptgegenſtand ihrer Geſänge war nämlich die Liebe (Minne), denn in der alten Germaniſchen Denkart lag der Keim zu

einer poetiſchen Verehrung des Weibes, der ſich entwickelte durch die chriſtlichen Vorſtellungen von der Heiligkeit der Jungfrau, die den Sohn Gottes geboren, und die Zeit der höchſten Blüthe ihrer Dichtkunſt war die Regierung der Schwäbiſch-Deutſchen Kaiſer, daher ihre zwiefache Benennung. Indeſſen ſangen Mehrere von ihnen nicht bloß von Liebe; Einige dichteten Tanzlieder, Loblieder auf den Frühling und die Natur, Fabeln und Erzählungen, noch Andere ſchrieben geiſtliche Geſänge, Ritter- und Heldengedichte. Eben ſo waren dieſe Dichter nicht Alle aus Schwaben; auch die andern Deutſchen Provinzen, ſelbſt das Ausland, namentlich Italien, lieferten Mehrere.

Anmerk. Ob Minne- und Meiſtergeſang verſchieden oder gleichbedeutend ſei, iſt eine Frage, die, von J. Grimm angeregt (Litter. Anzeiger 1807. St. 23.) und von Docen aufgenommen (Altdeutſches Muſeum I. S. 73 bis 125), verſchieden beantwortet worden. Docen behauptet die Verſchiedenheit beider gegen Grimm. Die aufgeſtellten Gründe, welche theils aus dem metriſchen Bau der Gedichte, theils aus den äußern Lebensverhältniſſen der Dichter ſelbſt entnommen ſind, haben die Identität der gleichzeitigen Minne- und Meiſterſänger nicht erweislich gemacht. Es wird daher fernerhin zwiſchen beiden unterſchieden werden müſſen, wenn man auf den Stoff und Ton ihrer Geſänge, ſo wie auf die urkundlichen, zunftartigen Meiſterſchulen achtet, welche erſt ſpäter unter den Meiſterſängern entſtanden, und die Dichtkunſt in die beengenden Schranken des bürgerlichen Lebens bannten (S. die vierte Periode), während der Minnegeſang an den Höfen der Hohenſtaufen als wahre Ritterpoeſie frei ſich ausbildete, und in einem ganz andern Geiſte ſich zeigte, als der ſpätere Meiſtergeſang.

§. 8. Schöne Eigenthümlichkeit derſelben.

Fragen wir, wodurch ſich die Minneſänger unter den Dichtern auszeichnen, ſo finden wir die Antwort in der Sitteneinfalt ihrer Zeit. Nicht durch künſtlich gebaute

Syſteme und Theorien, ſondern durch Natur und geſelligen Umgang gebildet, kannten dieſe Dichter nur den geſtirnten Himmel über ſich, und das Geſetz der Freiheit in ſich. Natur, Liebe und Tapferkeit waren die Welt, in der und für die ſie lebten, und alle Eindrücke, die dadurch auf ſie gemacht wurden, wirkten ſo unmittelbar auf das Gemüth, daß die Poeſie ihrer Welt ſich nothwendig in ihrem Geiſt abdrucken mußte. Wir ſehen ſie daher, voll von dieſen heiligen und ſüßen Gefühlen, nur das geben, was lebendig in eigener Bruſt ſich regt, und all' die Freuden und Schmerzen der Liebe, all' die Ahnungen und Träume ihrer kindlich-reinen Phantaſie, all' ihr Sehnen und Hoffen, wie ſie es empfanden und erkannten, rein und ungekünſtelt, zart und lebendig wieder ausſtrömen. Und dieſe reine Gemüthlichkeit, die ſich in den *meiſten* Liedern der Minneſänger ausſpricht, iſt es, die wir als weſentliche Eigenthümlichkeit derſelben herausheben möchten.

§. 9. Begrenzung ihres dichteriſchen Werths.

Bei dieſer gerechten Anerkennung ihres Verdienſtes dürfen wir indeſſen nicht verhehlen, daß die meiſten Deutſchen Minnelieder Nachbildungen der Provençalen ſind, wenn man gleich in ihnen das Beſtreben wahrnimmt, ihre Vorbilder zu übertreffen. Dieſe Nachbildung finden wir theils in größeren Erzählungen und Romanen, von denen wir hier nur den Lancelot, Gamuret, Parcival und Grave von Narbonne anführen wollen, theils in kleineren Minneliedern, deren Töne ſüße Nachklänge Provençaliſcher Geſänge ſind, wie ſie z. B. der Altfranzöſiſche Sänger Folquet de Marſeille, den der Graf Rudolph von Nüwenburg faſt wörtlich übertrug, und Arnaut de Marueil, Guiraut de Borneil, Anſelm Faidit, Arnaut Daniel und Andere gedichtet haben*). Eben ſo muß man, bei den Minneſän-

gern, zwiſchen ihren epiſchen, didaktiſchen und lyriſchen Gedichten wohl unterſcheiden. Dieſe letzteren, die eigentlichen Minnelieder, welche beſonders Natur und Liebe zum Gegenſtand haben, ſind die zarteſten Klänge eines unbefangenen Gemüths, in welchen die Kunſtloſigkeit ihrer Sprache, die Naivetät ihrer Schilderungen, die Einfalt ihrer Sitten, die Herzlichkeit und Reinheit ihrer Gefühle ganz unverkennbar iſt; in den didaktiſchen und epiſchen Dichtungen aber, wo es mehr auf Erfindungskraft, ſchickliche Wahl, richtige Anordnung, Studium und höhere Geſchmacksbildung ankommt, finden wir uns theilweiſe mehr angeregt als befriedigt, und dürfen, bei der Verſchiedenheit der Bildung und des Volksgeiſtes, keinen Eindruck erwarten, der dem Genuß bei der Leſung Griechiſcher und Römiſcher Dichtungen gleich geſtellt werden könnte. Dennoch haben mehrere, beſonders epiſche Dichtungen, einen hohen Werth, und unter ihnen beſonders das Nibelungen-Lied, das nach Aller Urtheil unter den Denkmälern Altdeutſcher Dichtkunſt als das vollendetſte betrachtet wird.

*) Ausführlich ſpricht darüber Bodmer in ſeinen neuen kritiſchen Briefen, 1763, S. 87 ff.

§. 10. Geſchichte ihrer Wiederauffindung und Benutzung.

Erſt ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ſind dieſe Minnelieder der Vergeſſenheit entzogen worden. Eine handſchriftliche Sammlung von 140 Dichtern, die, bekannt unter dem Namen der Maneſſiſchen*), ſich bis zu Anfang des 17ten Jahrh. in der Schweiz erhalten hatte, in der Folge nach Heidelberg, und zuletzt nach Paris gekommen war, wurde hier von Joh. Chriſt. v. Bartenſtein 1726 entdeckt. Dieſer ſchrieb einige Gedichte für ſeinen Schwager, den Profeſſor Scherz, ab, der zwanzig Jahre ſpäter ſeinen Schweizeriſchen Freunden Manches von dieſer Abſchrift mittheilte. Bodmer

und Breitinger, zwei Zürcher Gelehrte, ſuchten ſich die Handſchrift durch den fleißigen Geſchichtforſcher Schöpflin zu verſchaffen, und ließen bald nachher (1748) Proben der alten Schwäbiſchen Poeſie und endlich (1758 u. 59) die ganze Sammlung abdrucken. Nun erſt wurde die Aufmerkſamkeit auf dieſe ungekannten Schätze der alten Literatur rege, und gelehrte Freunde und Kenner der Dichtkunſt fingen an, durch Sammlungen und einzelne Gedichte, durch biographiſche Nachrichten und Gloſſare ein gründliches Studium des Minnegeſangs vorzubereiten und allgemeiner zu machen, ſo daß wir uns jetzt einer großen Zahl von Kennern und Freunden der Schwäbiſchen Poeſie erfreuen dürfen. Die meiſten Verdienſte um dieſen Zweig der Literatur haben ſich außer Bodmer und Breitinger erworben: Leſſing, Eſchenburg, Myller, Anton, Adelung, Fülleborn, Koch, Herder, Gräter, v. Aretin, Benecke, die Mitarbeiter an der Bragur, Tieck, und in der neueren und neueſten Zeit haben beſonders zur feſten Begründung und Erweiterung der alten Sprachliteratur mit erfreulichem Wetteifer gewirkt: v. d. Hagen, Büſching, Zeune, Docen, J. und W. K. Grimm, A. W. und Fr. v. Schlegel, Uhland, K. Lachmann, Dorow, Görres, J. v. Laſſberg, F. J. Mone, A. Primiſſer und Andere. Noch Vieles ſteht für die Folge zu erwarten, da die begonnenen Anſtrengungen und Forſchungen in dieſem Gebiet vaterländiſcher Kenntniß immer eifriger betrieben werden.

*) Rüdger von Maneſſe, Mitglied des Raths zu Zürch, lebte im Anfang des 14ten Jahrh., und war der erſte, welcher mit Hilfe ſeines Sohnes, der Küſter und nachher Schullehrer in Zürch war, eine Sammlung der beſten Minnelieder veranſtaltete, wie uns ſolches ſein Landsmann, Johann Hadloub, in einem Liede aufbewahrt hat. Dieſe

Handſchrift befand ſich unter Nr. 7266. der Königl. Franzöſiſchen Bibliothek zu Paris. Sie iſt in groß Fol., von zwei verſchiedenen Händen geſchrieben. Die Columnen ſind ordentlich geſpalten, und die Linien nach dem Zirkelmaße eingetheilt. Die bei jedem der 140 Dichter befindlichen Zeichnungen ſind ſchlecht, das Colorit aber ſehr lebhaft. Die Vorſtellungen derſelben beziehen ſich ſelten auf den Inhalt der Gedichte, meiſt zielen ſie auf die beſondere Neigung des Dichters zum Jagen, zum Reigerbeizen, Reiten, Turnieren ꝛc., oder auf etwas Merkwürdiges, wodurch er ſich im Felde berühmt oder bei den Schönen beliebt gemacht hat. Schild und Helm ſind dabei nicht vergeſſen, und in Abſicht auf Kleidung, Waffen, Kriegsrüſtungen u. ſ. w. ſind dieſe Figuren für Künſtler und Geſchichtſchreiber ſehr brauchbar. — Noch erwarten wir eine neue Ausg. der Maneſſiſchen Sammlung von v. d. Hagen.

§. 11. Handſchriftliche Sammlungen.

Die bis jetzt bekannt gewordenen handſchriftlichen Sammlungen von Gedichten der Minneſänger ſind außer der Maneſſiſchen, als der frühſten Quelle des Altdeutſchen Geſanges: der Goldaſtiſche Codex in der Rathsbibliothek zu Bremen, der eine, von Goldaſt genommene Abſchrift verſchiedener Stücke des Maneſſiſchen Codex iſt; der Jenaiſche auf der akademiſchen Bibliothek, und der des Benedictiner-Kloſters zu Weingarten [1]). Außerdem bewahrt die großherzogl. Bibliothek zu Weimar zwei Handſchriften, welche Meiſtergeſänge aus dem 14ten und 15ten Jahrh., und unter dieſen mehrere Minnelieder enthalten; desgleichen giebt es mehrere Handſchriften in der Heidelbergiſchen Bibliothek [2]). Auf der Schuſterzunft zu Colmar wurden 1790 über tauſend Lieder von Minne- und Meiſterſängern des 14ten, 15ten und 16ten Jahrh. entdeckt [3]). Auch der verſtorbene Rüdiger in Halle fand 1793 zwei handſchriftliche Folianten von Minne- und Mei-

ſterſängern⁴), und in der Bibliothek des Freiherrn Pa- tachich v. Zajezda, Erzbiſchofs von Kolocza in Ungarn, liegt ein reichhaltiges Manuſcript von Minneliedern. Einzelne Handſchriften, beſonders epiſcher Gedichte, finden ſich zerſtreut an verſchiedenen Orten, namentlich zu München, Wien, Dresden, Gotha, Heidelberg, Stuttgart, St. Gallen, Berlin (in Beſitz des Herrn v. d. Hagen), ꝛc. Manche koſtbare und ſeltene Incunabeln ſind auch in den Privat-Bibliotheken der Herren v. Meuſenbach (wozu, außer einer reichen Sammlung Deutſcher Volkslieder, auch ein, nur noch in wenigen Exemplaren vorhandener Abdruck des Titurel vom J. 1477 gehört), v. Nagler, Bennoni Friedländer ꝛc. in Berlin.

Anmerk. 1) Er wird jetzt in Stuttgart aufbewahrt. Seinen Inhalt gibt Graff's Diutiska I. 1. an.

2) Unter dieſen iſt die wichtigſte der Titurel, obwohl unvollſtändig. S. Friedr. Wilken's Geſchichte der Bildung, Beraubung und Vernichtung der alten Heidelbergiſchen Bücherſammlungen. Heidelberg 1817.

3) Nähere Angaben und Proben ſ. in der Goth. gelehrten Zeitung. 1790, St. 42, S. 336, Bragur, B I. S. 380 — 82, und B. II. S. 329 — 332.

4) S. Rüdiger's neuſten Zuwachs der Deutſchen Sprachkunde, St. 5. S. 236; vergl. Braga und Hermode, B. III. Abth. 2. S. 152 ff.

§. 12. Gedruckte Sammlungen, Erklärungen, Uebertragungen, Nachrichten ꝛc.

Der gedruckten Sammlungen von Minneſängern beſitzen wir mehrere.

1) Den Anfang machen die §. 10. erwähnten „Proben der alten Schwäbiſchen Poeſie des 13ten Jahrhunderts aus der Maneſſiſchen Sammlung,“ Zürich, 1748. 8. — Dieſe von Bodmer und Breitinger veranſtaltete

Sammlung enthält Proben von 81 Minneſängern, zugleich aber grammatiſche Anmerkungen über die Sprache der Schwäbiſchen Dichter, und ein Gloſſarium oder Erklärungen der darin vorkommenden dunklen Wörter.

2) Zehn Jahre darauf folgte von denſelben Herausgebern der vollſtändige Abdruck des Maneſſiſchen Codex, unter dem Titel: „Sammlung von Minneſängern aus dem Schwäbiſchen Zeitpuncte, CXL. Dichter enthaltend; durch Ruedger Maneſſen, weiland des Raths der Uralten Zyrich. Aus der Handſchrift der königl. Franzöſiſchen Bibliothek herausgegeben. Erſter Theil. Zyrich, 1758. Zweiter Theil 1759. 4. Dieſe Sammlung enthält, außer dem Wartburger Kriege und einigen Lehrgedichten, dem größeren Theile nach erotiſche Gedichte, ſämmtlich aus dem Zeitraum von Heinrich v. Veldeck bis zu Anfang des 14ten Jahrh. In geſchichtlicher Hinſicht ſind beide Sammlungen, obwohl dürftig ausgeſtattet und unkritiſch angelegt, ſehr empfehlenswerth, und dem Deutſchen Alterthumsforſcher ſchätzbar; doch dürften ſie bald durch die von unſerm v. d. Hagen angekündigte neue Ausg. der Minneſänger, in 3 Bänden in 4., welche zugleich die Maneſſiſche Sammlung in ſich ſchließen ſoll, entbehrlichg emacht werden.

3) Erſt nach einem Zeitraum von ſechs und zwanzig Jahren erſchien eine dritte „Sammlung Deutſcher Gedichte aus dem XII. XIII. und XIV. Jahrhundert.“ Erſter, Zweiter Band. Berlin, 1784. 1785. gr. 4. Der Herausgeber derſelben iſt Chriſtoph Heinrich Myller, der vormals als Prof. der Philoſophie und Geſchichte am Joachimsthaliſchen Gymnaſium zu Berlin lebte, und nachher in Zürich, ſeiner Vaterſtadt, privatiſirte. Dieſe, mit großer Uneigennützigkeit*) zu Stande gebrachte ſchätzbare Sammlung größerer Gedichte enthält indeſſen nur den reinen Abdruck der, von Bodmer dem Herausgeber über-

laſſenen Abſchriften einiger Schwäbiſchen Dichter, mit ſo ängſtlicher Treue, daß außer der alten mangelhaften Interpunction, ſelbſt Schreib- und Leſefehler beibehalten ſind. Die Verſtändlichkeit der aufgenommenen Gedichte iſt nirgend durch Erklärung befördert, und eben ſo wenig irgend etwas über die Dichter ſelbſt, über das Alter und den Zuſtand der genommenen Abſchriften geſagt worden.

4) Von dem S. 44. erwähnten Codex zu Kolccza erſchien ein treuer Abdruck unter dem Titel: Koloczaer Codex Altdeutſcher Gedichte, herausg. von J. Nexom. Grafen Mailáth u. J. P. Köffinger. Peſth, 1817. 8.

5) Die letzte Sammlung hat den Titel: „Deutſche Gedichte des Mittelalters. Herausgegeben von Fr. Heinr. v. d. Hagen, u. Dr. Joh. Guſt. Büſching." 1ter Bd. mit 4 Holzſch. Berlin, 1808. 2ter Bd. 2. Abth. 1820. 1825. 4. Dieſe Sammlung begreift in ſich Gedichte vom 12ten bis 15ten Jahrh., alſo zum Theil aus der Blüthezeit der Deutſchen Poeſie. Der erſte Band enthält (bis auf ein größeres Gedicht von Salomon und Morolf) lauter noch unabgedruckte, fünf an der Zahl, aber mit mehrern grammatiſchen Verbeſſerungen und Ergänzungen und einer einfachen Interpunction, zur Erleichterung des Verſtändniſſes verſehen. Jedem Gedicht iſt eine Einleitung vorgeſetzt, in welcher Nachrichten über das Alter, den Verf., die Sprache und Form des Gedichts, ſo wie über die dabei benutzten Handſchriften gegeben werden. Vollſtändige Vergleichung der Handſchriften, Lesarten, Sprach- und Sacherklärungen ſollen kritiſchen Ausgaben und allgemeinen lexikaliſchen Werken vorbehalten bleiben. Der 2te Bd. enthält das Heldenbuch, und wurde von Hagen und Ant. Primiſſer herausgegeben.

Sehr zahlreich ſind die vorhandenen Erklärungen, Uebertragungen und Nachbildungen. Die wichtigſten derſelben findet man: in Langens „Sammlung

gelehrter und freundſchaftlicher Briefe," Thl. II.; in Gleim's „Gedichten nach den Minneſingern," Berlin 1773 (eine liebliche Nachbildung, der zugleich die Originale beigefügt ſind); im „Teutſchen Merkur," 1774, Jan.; in der (ältern) Iris von Jacobi, Bd. IV. St. 1.; in „Bragur, einem liter. Magazin der Deutſchen und Nordiſchen Vorzeit," Bd. I. Nr. 3., Bd. II. Nr. 2.; in Braga und Hermode, oder neuem Magazin für die vaterländiſchen Alterthümer der Sprache, Kunſt und Sitten," Bd. I. Abth. 1. und 2., Bd. II. Abth. 1. und 2. Bd. III. Abth. 1., Bd. IV. Abth. 1 u. 2.; in der „Berliner Monatsſchrift" 1793, Jul. Aug. und Novbr., und 1795, März und Sept. (Lieder aus dem Maneſſiſchen Codex, nebſt einer möglichſt genauen Uebertragung); im „Neuen Teutſchen Merkur," 1798, Aug.; in „Haug's Epigrammen und vermiſchten Gedichten," Berlin 1805, Bd. II.; in den „Minneliedern aus dem Schwäbiſchen Zeitalter, neu bearbeitet und herausgegeben von Ludw. Tieck." Berlin 1803, 8. (Iſt mit einer gehaltvollen Einleitung verſehen, enthält aber nur leichte Veränderungen, ſo weit es nöthig war, auch den ungelehrten Freunden der Dichtkunſt einen Begriff von dem poetiſchen Werthe der Minnelieder zu geben.) In den drei letzten Jahrzehenden ſind beſonders zu bemerken: „G. F. Benecke's Beiträge zur Kenntniß der Altdeutſchen Sprache und Literat." Göttingen 1810. 1832. 2 Bde. 8.; „Muſeum für alte Deutſche Literatur und Kunſt," 1809 — 12, 4 Hefte, von Hagen, Docen, Büſching u. Hundeshagen; die von Heinze u. Gräter, und ſpäter von Hagen herausgegebene Alterthumszeitung „Iduna und Hermode," 1812—13. 4.; die „Docowſchen Denkmäler alter Sprache und Kunſt," Bonn, 1823. Berlin, 1824 — 27. 2 Bde. 8. und Graff's Diutiska. Stuttgart, 1826—1830. 3 Bde. 8.

*) Myller (nicht Müller) kündigte ſein Unternehmen im J. 1780 an, und wünſchte die Unterſtützung von 30 Freunden der Altdeutſchen Literatur, von denen jeder drei Jahre hinter einander jährlich 15 Thlr. zur Beſtreitung der Druckkoſten beitragen ſollte. Er ſelbſt gab ein Anſehnliches dazu her, und beſorgte die ganze Ausgabe nebſt den mühſamen Correcturen unentgeltlich.

§. 13. Nachrichten von einigen der merkwürdigſten Minneſänger.

Die Zahl der uns bekannten Dichter dieſes Zeitalters, unter denen ſich Mehrere aus kaiſerlichem und fürſtlichem Stamme befinden, die aber ſämmtlich durch das Band der Muſen vereint waren, beläuft ſich auf etwa 300. Nicht alle ſind in der Literaturgeſchichte gleich wichtig, daher hier nur die wenigſten genannt, und nur diejenigen näher beachtet werden können, deren Leben und Lieder in die Blüthezeit das 12ten und 13ten Jahrh. fallen. Die ganze Reihe beginnt mit:

Heinrich v. Veldeck. Er war ein Niederdeutſcher aus Weſtphalen, lebte zu Ende des zwölften und zu Anfange des dreizehnten Jahrh., und iſt Verfaſſer einer „Schwäbiſchen Eneidt" [in Myllers Sammlung ꝛc. ꝛc.], und mehrerer anderer Gedichte, die in der Maneſſiſchen Sammlung, Thl. I. S. 18 — 22 abgedruckt ſind. (S. §. 20).

Hartmann v. Aue. Ein Ritter, vermuthlich aus Franken, blühte um's Ende des zwölften Jahrh., iſt Verf. mehrere Lieder von ſehr ungleichem Werth, in der Maneſſ. Samml. Thl. I. S. 178 — 183, und einer kurzen Erzählung: der arme Heinrich (in Myllers Sammlung Bd. I. S. 197, und einzeln von den Brüdern Grimm herausgegeben. Berlin 1815. 8.) Am merkwürdigſten iſt er als Ueberſetzer eines Franzöſiſchen Ritter-Romans: Jwain (Twein) und Laudine oder der Ritter

ter mit dem Löwen, zuletzt herausgegeb. von G. F. Benecke u. K. Lachmann. Berlin 1827. 8.

Albrecht v. Halberſtadt lebte im Anfange des dreizehnten Jahrh. und arbeitete in der Schwäbiſchen Mundart den Ovid und zwei Franzöſiſche Ritter-Romane um: Gamuret und Tſchionadulander.

Wolfram v. Eſchenbach (Eſchilbach), Schreiber des Herzogs Otto von Oeſtreich; ein Zeitgenoſſe Veldeck's und einer der geiſtvollſten und fruchtbarſten Dichter dieſes Zeitraums. Was ihm mit Gewißheit gehört, iſt Folgendes: einige Lieder in der Maneſſ. Sammlung, Th. I. S. 147—49; ferner der Trojaniſche Krieg, wovon eine Handſchrift im Kloſter Gottwich und eine andere in der Königl. Bibliothek zu Berlin liegt (ſ. §. 20); der Parcival, aus dem Provençaliſchen des Guyot, ein Gedicht, das ſich in mehrern Handſchriften zu St. Gallen, Dresden und in der Heidelbergiſchen Bibliothek befindet, und in Myllers Sammlung Bd. I. abgedruckt iſt; der Titurel, den er aber nur angefangen, und der, von Andern umgearbeitet und fortgeſetzt, erſt gegen das Ende des 13ten Jahrh. vollendet zu ſein ſcheint. Außerdem wird er für den Verf. mehrerer anderer Schriften und für den Theilnehmer an verſchiedenen Rittergeſchichten gehalten. Er iſt der Homer und Arioſt des Schwäbiſchen Jahrhunderts, und verdient beſonders ſtudirt zu werden. Seine Werke ſind herausgegeben von K. Lachmann, Berlin 1833. 8.

Heinrich v. Ofterdingen lebte im zwölften und dreizehnten Jahrh. und bildete ſich in Oeſtreich am Hofe des Herzogs Leopold des VII., den er auch als ſeinen Gönner und Beſchützer in ſeinen Liedern beſang. In dem poetiſchen Wettſtreit auf der Wartburg ſpielte er eine Hauptrolle, wovon noch einige Bruchſtücke übrig ſind,

welche die Maneſſ. Samml. Th. II. S. 1. u. f. aufbewahrt hat. Er gilt für den vorzüglichſten Verf. des Heldenbuchs, einer Sammlung vieler Gedichte, die Thaten der Helden früherer Zeit beſingend, und wird auch von Einigen für den Verf. der Nibelungen gehalten.

Nikolaus Klinſor. Ein Zeitgenoſſe des Vorigen, hervorſtrahlend unter den Minneſängern durch ſeine gelehrten Kenntniſſe in der Mathematik und Aſtrologie, und ſehr angeſehen als Dichter. Nur wenige Poeſieen von ihm ſind noch übrig; ſie ſtehen unter den Kampfliedern aus dem Kriege auf der Wartburg, in der Maneſſiſchen Sammlung Th. II.

Walther von der Vogelweide. Ein ſehr gemüthlicher, überaus fruchtbarer Sänger, der, am Schluſſe des 12ten und in der erſten Hälfte des 13ten Jahrh. lebend, von einem Hofe zum andern wandernd, überall ſich beliebt machte. Sein größter Gönner war Leopold von Oeſtreich, der Glorwürdige, von dem er auch koſtbare Geſchenke erhielt. Seine Lieder zeigen einen Mann von Welt und athmen viel Vaterlandsliebe. Eine beträchtliche Anzahl derſelben ſteht in der Maneſſ. Samml. Th. I. S. 101 — 142, und in Myllers Samml. Bd. II. Sein Leben ſchildert L. Uhland, Stuttgard 1822; die neueſte Ausgabe ſeiner Gedichte veranſtaltete K. Lachmann. Berlin 1827. 8.

Johann Enenkl (Jans der Enenchel, Joannes Nepos). Ein geborner Wiener, der von 1190 bis 1250 lebte. Sein bekannteſtes Gedicht iſt das Fürſtenbuch von Oeſtreich und Steyer, — eine Chronik, welche zu Linz, 1618. 8. in Druck erſchien, und ebendaſ. 1740. 12., aber fehlerhaft, wieder aufgelegt wurde. Auch iſt er Verfaſſer einer, theils in Reimen, theils in Proſa geſchriebenen Univerſal-Chronik, die Weltge-

ſchichte von der Schöpfung bis auf Kaiſer Friedrich II. enthaltend, wovon der gelehrte Benedictiner und Capitular P. Magnus Faus, unter dem Titel: „philologiſcher Verſuch über Joh. Enickel's Deutſche Univerſalchronik aus dem dreizehnten Jahrh." ꝛc. Reichsſtift Neresheim 1793, 8. eine Probe mitgetheilt hat.

Gottfried von Straßburg, lebte in der erſten Hälfte des 13ten Jahrh. Er trug den Triſtan, einen der älteſten Ritter-Romane Britanniens, in die Schwäbiſche Mundart über, dichtete auch einen Lobgeſang auf die Jungfrau Maria und einige moraliſche Lieder, die in der Maneſſ. Samml. Th. II. S. 183 — 85 abgedruckt ſind. Triſtan und Iſolde, ſein Hauptwerk, und einige Erzählungen ſtehen im erſten Bande der Mylleſchen Sammlung. Gottfried von Straßburgs Werke, beſonders der Triſtan, nebſt Wörterb. u. anderen Zugaben, herausgeg. v. F. H. v. d. Hagen. Breslau, 1823. 2 Bde. 8.

Ottokar von Horneck, aus Steiermark gebürtig, lebte zwiſchen 1270 u. 1330. Er ſchrieb ein hiſtor. Werk von den Weltregenten und Kaiſern bis auf Friedrich II., welches ſich handſchriftl. in der K. K. Bibl. zu Wien befindet; ferner eine gereimte Oeſtreichſche Chronik, von 1250 bis 1309, ebenfalls handſchriftlich in Wien. (Gedr. in Pez Scriptt. rer. austr. III.)

Der ältere Meißner (der alte Miſner). Ein nach ſeinem wahren Namen uns unbekannter Dichter, der, aus Meißen gebürtig, in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrh. lebte. Er wird ſeines ſüßen Sanges wegen gelobt. Die Maneſſ. und Myllerſche Sammlungen (die auch von einem jüngeren Miſner ſprechen) enthalten Mehreres von ihm.

Reinbot von Doren, aus der Mitte des dreizehnten Jahrh., ein Hofpoet des Herzogs Otto von

Baiern, ſchrieb einen Ritter-Roman von dem heil. Georg, den Möſer in Osnabrück, der die Handſchrift beſaß, in Gottſched's Neuem Bücherſaal 1749, Bd. VIII. St. 4. S. 365 — 376 ausführlich beſchrieben, und eine Probe daraus mitgetheilt hat.

Reinmar der Aeltere, im Anfang des dreizehnten Jahrh., lebte am herzogl. Hofe Leopold's VII. von Oeſtreich, und wohnte 1217 dem Kreuzzuge deſſelben nach Paläſtina bei. Die Maneſſ. Samml. Th. I. S. 61 — 83 enthält von ihm mehrere wohllautende Gedichte voll zarten Gefühls. Auch er befand ſich in dem Wettſtreit auf der Wartburg, wovon uns die Maneſſ. Samml. Thl. II. S. 4. noch einen Theil ſeiner dortigen Rolle aufbewahrt. — Reinmar der Viedeler (d. i. Tonkünſtler), von dem ſich die erſten ſechs Strophen eines Gedichts in der Maneſſ. Samml. Th. II. S. 110. befinden. — Reinmar von Zweter, wahrſcheinlich ein Sohn des Vorigen, hat mehrere moraliſche und religiöſe Lieder gedichtet, von denen viele in der Maneſſ. Samml. Th. II. S. 122 — 155 abgedruckt ſind.

Konrad von Würzburg gehört unter die Dichter der letztern Hälfte des dreizehnten Jahrh. und iſt daher einer der letzten, aber auch fruchtbarſten und merkwürdigſten des Schwäbiſchen Zeitpunkts. Er iſt Verf. mehrerer lyriſcher und epiſcher Gedichte, von denen ein Theil in der Man. Samml. Th. II. S. 198 — 207 abgedruckt iſt. Das wichtigſte iſt ſein Trojaniſcher Krieg, nachgebildet dem Wälſchen (Provençaliſchen), wovon vier Handſchriften zu St. Gallen, Straßburg, Berlin und Wien aufbehalten werden. Er wurde lange für den Verfaſſer (von Andern nur für den Herausgeber) des Liedes der Nibelungen gehalten.

Unter den Kaiſern, Königen und Fürſten dieſes Zeit-

raums waren mehrere nicht bloß Dichterfreunde und Beſchützer der Muſen, ſondern ſelbſt Minneſänger. Dahin gehören beſonders: Die Kaiſer Friedrich I. (1152—90), Heinrich VI. (1190 — 97), Friedrich II. (1215 — 50) und Konrad IV. (1250 — 54), König Wenzel von Böhmen (1278), Heinrich IV., Herzog von Breslau, Markgraf Otto von Brandenburg mit dem Pfeil (1298), Hermann, Landgraf zu Thüringen, Markgraf Heinrich von Meißen, Herzog Heinrich von Preſſala und mehrere Grafen und Freiherren. Die Höfe dieſer und anderer kunſtliebenden Fürſten waren nach damaligem Dichterbrauch den fahrenden Rittern jederzeit zugänglich, da dieſe für eine geiſtvolle Unterhaltung der Burgherren und der edlen Frauen Sorge trugen.

Anmerk. Ein vollſtändiges Dichterverzeichniß gibt Docen im Altdeutſchen Muſeum I. S. 126 bis 234.

§. 14. Ueberſicht ihrer Gedichte.

Die Gedichte dieſes Zeitalters laſſen ſich in drei Claſſen bringen: I. epiſche, II. didaktiſche, III. lyriſche. (Die dramatiſche Dichtkunſt gehört einer ſpätern Zeit.)

I. Epiſche Gedichte.

Die epiſchen ſind entweder 1) volkthümliche Deutſche Heldendichtungen, oder 2) Nachbildungen Franzöſiſcher und Provençaliſcher Vorbilder, 3) oder Uebertragungen antiker Götter- und Heldenſagen.

1) Volkthümliche Deutſche Heldendichtungen.

Dieſe, ihrem Stoff und ihrem Weſen nach echt Deutſchen Dichtungen beruhen alle auf uralten Heldenſagen, die, als wahre Geſchichte angenommen, zum Theil ſchon früher von Volksſängern zu kleinen und größeren epiſchen Gedichten benutzt, im zwölften und dreizehnten Jahrhundert aber geſammelt, geordnet, theilweiſe mit einander verſchmolzen, zu einem

Ganzen verbunden und von verſchiedenen Sängern über⸗arbeitet und umgebildet wurden. Die Sagen ſelbſt, wel⸗che ihnen zum Grunde liegen, ſind theils Oſt⸗Gothiſch⸗Longobardiſche, (wie König Rother) theils Fränkiſch⸗Bur⸗gundiſche mit jenen und mit Nordiſchen (wie der Nibe⸗lungen Noth) in Verbindung gebracht. Unter den letzten hieher gehörigen Heldendichtungen iſt das erſte und wichtigſte

a) Der Nibelungen Noth.

Dieſes vollſtändige und echt vaterländiſche Heldenge⸗dicht des 13ten Jahrhunderts bildet den Vereinigungs⸗punkt vielfach verſchlungener, wundervoller allegoriſcher Mythen und Volksſagen der großen Heldenurzeit. Der Grundſtoff iſt der Untergang der Nibelungen, eines Alt⸗Burgundiſchen Heldenſtammes, durch die Rache der ſchö⸗nen Chriemhild, die nebſt ihrem Gemahl, dem hörnet⸗nen Siegfried, als Hauptperſon daſteht, daher auch das Lied ſelbſt in einigen Handſchriften nach ihr benannt iſt. Die Sage, auf der es beruht, iſt nach ihren einzel⸗nen Umſtänden folgende: Ein Fränkiſcher Held, Sieg⸗fried, genannt der Gehörnte, weil er, eine kleine Stelle am Rücken ausgenommen, am ganzen Körper unverwund⸗bar und wie von Horn war, kam nach Worms, um die ſchöne Chriemhild, eine Schweſter Guntachars (Guntar's), des Königs der Burgunder und Gemahls der Brunhildis, zu freien. Weil er aber viel ſtärker und heldenmüthiger war, als alle Burgunder, ſo haßten ſie ihn, und es geſchah, daß ſein Schwager, der grimmige Hagen von Tronege, auf Anſtiften der Brunhildis und mit Zuſtimmung der andern Brüder, ihn auf der Jagd hinterrücks durchbohrte und ermordete, als er eben aus einer Quelle trank, worauf man ſich ſeines ungeheuren Nibelungenhortes (eines großen Schatzes, den Siegfried in den Niederlanden gewonnen) bemächtigte. Chriemhild

vom bittern Weh durchdrungen, auch des Schatzes beraubt, den man ihr nicht wiedergeben wollte, zog nun, von dem Hunnen-König Etzel (Attila von den Römern genannt) wegen ihrer Schönheit zur Gemahlin begehrt, nach Ungarn, dem Mittelpunkt des großen Etzelſchen Reichs; und ihren Siegfried noch immer im Herzen tragend, ſann ſie auf blutige Rache gegen ſeine Mörder. Sie lud daher den Guntachar und ſeine Brüder, auch Hagen und ein zahlreiches Gefolge von Burgundern an Etzels Hof zu einem ritterlichen Feſt. Hier reizte ſie die Hunnen und Deutſchen Bundesgenoſſen, beſonders den jungen Oſt-Gothiſchen Helden Dieterich von Bern (Theodorich den Großen nennen ihn die Römer) gegen die Burgunder auf, ſo daß Alle ihren Untergang finden, Chriemhild ſelbſt aber durch die Hand des alten Hildebrand erſchlagen wird. So weit die Sage.

Hiernach zerfällt das Gedicht ſelbſt in zwei Haupttheile: der erſte enthält die Begebenheiten bis zu Siegfrieds Tod; der zweite Chriemhildens Rache, die zugleich das Wittwenleben derſelben, in welchem ſie die Rache brütet, das Feſt und den Kampf zwiſchen Hunnen und Burgundern, als die Kataſtrophe des Ganzen, in ſich faßt. In der ganzen Handlung ſteht das Chriſtenthum nur im Hintergrunde, und wo es ſich in ſchwachen Zügen zeigt, gehört es dem Dichter, nicht dem Stoff an.

Die Zeit, in welche der Gegenſtand des Gedichts fällt, iſt die des Hunnenkönigs Etzelin oder Attila, um die Mitte des 5ten Jahrhunderts; die Scene iſt am Rhein und auf Oeſtreichs und Ungarns Grenze, welches ſich beſtimmt aus dem ganzen Liede ergibt; aber der Verfaſſer deſſelben iſt unbekannt, obwohl er dem 12ten Jahrhundert angehört haben muß; nur aus innern Gründen iſt wahrſcheinlich gemacht worden, daß es Heinrich von

Ofterdingen ſei, der in Oeſtreich wohl befreundet war. Auf jeden Fall aber rührt es in ſeiner jetzigen Geſtalt nur von Einem her. Die metriſche Form iſt die vierzeilige jambiſche und trochäiſche Strophe, in Reimpaaren mit ſechsfachem Hauptaccent, auch ſpondeiſchen, anapäſtiſchen und daktyliſchen Rhythmen. Es enthält 39 Abenteuer in 9636 Verſen.

Beigefügt iſt dieſem Epos die Klage, welche ſpätern Urſprungs, auch in andrer Form, doch denſelben Stoff, aber fragmentariſch und ohne Geiſt behandelt.

Handſchriftlich befinden ſich die Nibelungen in der Gräflichen Bibliothek zu Hohenems, zu St. Gallen und in der Jeſuiterbibliothek zu München, auch ein Bruchſtück in der Heidelbergiſchen Bibliothek*). Bodmer gab zuerſt Chriemhilden's Rache und die Klage, nebſt Fragmenten aus den Nibelungen, heraus (Zürich, 1757. 4.); vollſtändig aber erſchien das Gedicht in der Myller-ſchen Sammlung, jedoch ohne die geringſte Kritik, höchſt fehlerhaft. Erſt in den neuern Zeiten erkannte man den eigentlichen Werth dieſes Dichterwerks, worauf beſonders Joh. von Müller aufmerkſam machte, und eifrige Forſcher, wie v. d. Hagen, A. W. v. Schlegel, Zeune, Büſching, Hinsberg, K. Lachmann, v. Laßberg, Mone, K. Simrock ꝛc., die tiefer in das Geſchichtliche und Dichteriſche eindrangen, ſtellten es in Ausgaben, Abhandlungen, Erklärungen und Uebertragungen in's Neudeutſche dem Volke als einen köſtlichen Schatz hin, und als das erſte und vorzüglichſte Denkmal Altdeutſcher Dichtkunſt. So erhielten wir nach und nach eine Uebertragung von v. d. Hagen (Berlin 1807; 2te umgearbeitete Ausgabe, Frankf. 1824. 8.), und eine von demſelben bearbeitete kritiſche Ausgabe des Urtextes (Berlin 1810; 2te Aufl., ohne Lesarten, mit einem Wörterb. Breslau,

1816; 3te Aufl., mit den Lesarten aller Handſchriften, Wörterbuch und Einl. Ebend. 1820. 8.); ferner eine proſaiſche Ueberſetzung von Zeune (Berlin 1814), und eine dem Original nachgebildete metriſche von Büſching (1815), auch eine Bearbeitung von Hinsberg. Dann folgte eine Schulausgabe des Urtextes, mit einem Gloſſar, von Zeune (Berlin, 1815. 12.). — Die neuſten und vollendetſten Ausgaben aber ſind die bereits angeführte 3te von v. d. Hagen, die von J. v. Laßberg, Conſtanz, 1821. 8. und beſonders die von Lachmann „der Nibelungen Noth, mit der Klage; in der älteſten Geſtalt, mit den Abweichungen der gemeinen Lesart." Berlin 1826. 4. — Eine neue Hochdeutſche Ueberſetzung, mit Benutzung des Lachmann'ſchen Textes, erſchien von K. Simrock. Berlin, 1827. 2 Bde. 16. Die neueſte iſt: der Nibelungen Lied, frei überſetzt von H. v. Rebenſtock. Prachtausgabe. Potsdam 1835. gr. 4. Für die Feſtſtellung des hiſtoriſchen Begriffs dieſes Gedichts und die Erleichterung des Verſtändniſſes ſorgte beſonders F. Mone durch ſeine „Einleitung in das Nibelungen-Lied, zum Schul- und Selbſtgebrauch." Heidelberg, 1818. 8.; ferner K. Lachmann „über die urſprüngliche Geſtalt des Gedichts der Nibelungen Noth." Berlin 1816. 8. und v. d. Hagen „die Nibelungen und ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer." Breslau 1819. 8. ſo wie deſſen „Anmerkungen zu der Nibelungen Noth." Frankfurt a. M. 1824. 8.

Die genannten Herausgeber dieſes Epos, und mit ihnen alle Kenner und Freunde Altdeutſcher Literatur, ſind über den vorzüglichen Werth deſſelben einverſtanden. Es iſt ein glücklich gewählter vaterländiſcher Stoff, der durch die Verflechtungen grauſenvoller Ereigniſſe, durch lebendige Darſtellung Hunniſcher Sitte und durch ſcharfe

Zeichnung der Charaktere anziehend, auch in der Form den romantiſchen Geiſt des Dichters bekundet, und in allen Theilen mit Kunſtſinn und Genialität zur Einheit geordnet iſt, ſo, daß wir dieſes Epos als das ſchätzbarſte Denkmal des Deutſchen Alterthums betrachten müſſen. Als Probe möge hier das „erſte Abenteuer," nach der Hagenſchen Ausgabe, mit der proſaiſchen Ueberſetzung von Zeune und der metriſchen und neu Hochdeutſchen von Simrock, die größtentheils nach dem Lachmannſchen Text bearbeitet iſt, begleitet, ſtehen.

Anmerk. *) Davon gibt Wilken in der ſchon genannten Geſchichte der Heidelbergſchen Bücherſammlung, S. 543 folgende Nachricht: „Bt. 118, von 2 Händen, 14tes Jahrh. 869 Verſe aus dem 2. Thl. des Nibelungen Liedes. Die Blätter ſind ſehr verbunden und zerſtreut. Das Bruchſtück iſt ohne Strophenabtheilung geſchrieben, auf dickem Papier."

Aventiure von den Nibelungen.

Urſchrift.

Uns iſt in alten mären wunders vil geſeit,
von helden lobebären, von grozer arebeit,
von vreuden und' hochgeziten, von weinen und' von chlagen
von chüner rechen ſtriten muget ir nu wunder horen ſagen.

Ez wüchs in Burgonden ein vil edel magedin,
daz in allen landen nichts ſchoners mochte ſin,
Chriemhilt was ſie geheizen, ſie wart ein ſchöne wip;
darum müſen degene vil verliſen den lip.

Der minnichlichen melde trüten wol gezam,
ir müt'ten chüne rechen, niemen was ir gram:
ane mazen ſchöne ſo was ir edel lip,
der junchvröwen tugende zierten anderiu wip.

Ir pflagen drie chunige edel unde rich,
Gunther unde Gernot, die rechen lobelich,
unde Giſelher der junge, ein üzerwelter degen;
diu vröwe was ir ſweſter, di furſten heten ſ' in ir pflegen.

Di herren waren milte, von arde hohe erborn,
mit chraft unmazen chüne, die rechen üzerchorn;
da zen Burgonden ſo was ir lant genannt:
ſie vrumten ſtarchiu wuder ſit in Etzelen lant.

Ze Wormeze bi dem Rine ſi wonten mit ir chraft,
in diente von ir landen vil ſtolziu ritterſchaft,
mit lobelichen eren unz an ir endes zit:
ſie erſturben ſit jämerliche von zweier edelen vröwen nit.

Ein' richiu chuniginne vrö Uete ir müter hieß;
ir Vater der hiez Danchrat, der in diu erbe liez,
ſit nach ſime lebene, ein ellens reicher man,
der öch in ſiner iugende grozer eren vil gewan.

Die drie chunige waren, als ich geſaget han,
von vil hohem ellen; in waren undertan
öch di beſten rechen, von den man hat geſagt,
ſtarch unde vil chüne, in ſcharpfen ſtriten unverzagt.

Daz was von Tronege Hagene, und' öch der brüder ſin,
Danchwart der vil ſnelle, von Metzen Ortewin,
die zwene marchgraven Gere und' Eckewart.
Volcher von Alzeye, mit ganzem ellen wol bewart.

Rumolt der chuchenmeiſter, ein tiuwerlicher degen.
Sindolt unde Hunolt, diſe herren müſen pflegen
des hoves und der eren, der drier chunige man;
ſie heten noch manigen rechen, des ich genennen niene chan.

Dangwart der was marſchalch, do was der neve ſin
truhſäze des chuniges, von Metzen Ortewin;
Sindolt der was ſchenche, ein üzerwelter degen;
Hunolt was chameräre: ſie chunden hoher eren pflegen.

Von des hoves chrefte, unde von ir witen chraft,
von ir vil hohen werdecheit, unde von ir ritterſchaft.
der di herren pflagen mit vröden al ir leben, —
des en chund' in ze ware niemen gar ein ende geben.

In diſen hohen eren trömte Chrimhilde,
wie ſi zuge einen valchen, ſtarch, ſchön unt wilde,
den ir zwene aren erchrommen, daz ſi daz müſte ſehen:
ir en chunde in dirre werten nimmer leider ſin geſchehen.

Den tröm ſi do ſagete ir müter Ueten;
ſi ne chundes nicht beſcheiden baz der güten:
„der valche, den du ziuheſt, daz iſt ein edel man:
ine welle got behüten du müſt in ſchiere v'loren han.“

„Waz ſaget ir mir von manne, vil liebiu müter min?
ane rechen minne ſo wil ich immer ſin;
ſus ſchön ich wil beliben unz an meinen tot,
daz ich von mannes minne ſal gewinnen nimmer not.“

„Nu verſprich ez niht ze ſere:“ ſprach aber ir müter do
„ſoltu immer herzenliche zer werten werden vro,
daz geſchicht von mannes minne, du wirſt ein ſchöne wip,
ob' dir noch got gefüget eins rehte güten ritters lip.“

„Diu rede lat beliben,“ ſprach ſi „vröwe min;
ez iſt an manigen wiben vil diche worden ſchin,
wie liebe mit leide ze iungeſt lonen chan:
ich ſoll ſi miden beide, ſo ne chan mir nimmer miſſegan.“

Chriemhilt in ir müte ſich minne gar bewach;
ſi lebte diu vil manigen lieben tach,
daz ſi ne weſſe niemen, den minnen wolde ir lip:
ſit wart ſi mit eren eins vil chünen rechen wip.

Der was der ſelbe valche, den ſi in ir tröme ſach,
den ir beſchiet ir müter wie ſere ſi das rach
an ir nächſten magen, die in ſtügen ſint!
durch ſin eines ſterben ſtarp vil maniger müter chint.

Proſaiſche Ueberſetzung.

Uns iſt in alten Mähren Wunders viel geſagt von lobwerthen Helden, von großen Kämpfen, von Freuden und Hochfeſten, von Weinen und von Klagen; von kühner Recken[1]) Streiten mögt ihr nun Wunder hören ſagen. Es wuchs in Burgunden ein edles Mägdelein, daß in allen Landen nichts ſchöneres mochte ſein, Chriemhild war ſie geheißen, die ward ein ſchönes Weib, ihretwegen mußten viel Degen[2]) verlieren Leib und Leben. Die holde Maid zu lieben geziemte wohl, nach ihr trachteten kühne Recken, niemand war ihr gram; ohne Maßen ſchön war ihr edler Leib, der Jungfrau Tugenden hätten auch andere Weiber geziert. Drei Könige, edel und reich, hegten und pflegten ſie, Gunther und Gernot, die löblichen Recken, und Gieſelher der junge, ein auserwählter Degen; das Fräulein war ihre Schweſter, die Fürſten hatten ſie in ihrer Pflege. Die Herren waren mild, von hochgebornem Geſchlecht, mit Kraft ohne Maßen kühn, auserkorne Recken; Burgunden war ihr Land genannt: ſie thaten ſtarke Wunder nachher in Etzels Land. Zu Worms am Rheine wohnten ſie mit ihrer Kraft, ihnen diente viel ſtolze Ritterſchaft aus ihren Landen mit löblichen Ehren bis an ihr Ende, da ſie jämmerlich ſtarben durch zweier edlen Frauen Neid. Eine reiche Königin, Frau Ute, war ihre Mutter, ihr Vater hieß Dankrat, der ihnen nach ſeinem Ableben das Erbe ließ, ein kraftreicher Mann, der auch in ſeiner Jugend großer Ehren viel gewann. Dieſe drei Könige waren, wie geſagt, von viel hoher Kraft; ihnen waren unterthan auch die beſten Recken, von denen man je geſprochen hat, die kühnſten, ſtärkſten und in allen Streiten unverzagteſten. Das war Hagen von Troneg, und auch ſein Bruder Dankwart der viel ſchnelle, und Ortwin von

Metz, die zwei Markgrafen Gere und Eckewart, Volker von Alzei, von wohlbewährter Stärke. Rumolt der Küchenmeiſter, ein auserwählter Degen, Sindolt und Hunolt, dieſe Herrn mußten pflegen des Hofes und der Ehrengebräuche als Dienſtmannen der drei Könige. Sie hatten noch manche andere Recken, die ich nicht nennen kann. Dankwart war Marſchal[3]), ſein Neffe Ortwin von Metz war Truchſeß[4]) des Königs, Sindolt war Schenke, ein wackerer Degen, Hunolt war Kämmerer; ſie konnten hoher Ehren pflegen. Von des Hofes Pracht und ihrer großen Kraft, von ihrer hohen Würdigkeit, und von der Ritterſchaft, der die Herrn oblagen mit Freuden all ihr Leben, davon kann euch fürwahr niemand eine vollendete Beſchreibung geben. Einſt träumte Chriemhilden, der tugendhaften Jungfrau, wie ſie einen wilden Falken auferzöge, den ihr zwei Adler vor ihren Augen erwürgten; ihr konnte in dieſer Welt nimmer größeres Leid geſchehen. Den Traum ſagte ſie ihrer Mutte Ute; dieſe konnte ihn der Guten nicht beſſer auslegen, als ſo: „der Falke, den du „zieheſt, das iſt ein edler Mann; wenn Gott ihn nicht „behütet, mußt du ihn ſchier verlieren.“ „Was ſagt ihr „mir vom Manne, viel liebe Mutter mein? ohn Männer„liebe will ich immer ſein; ſo will ich bleiben bis an mei„nen Tod, ſo daß ich vom Manne nimmer habe Noth.“ — „Nun verred' es nicht zu ſehr,“ ſprach ihre Mutter darauf, „willſt du herzlich froh auf der Welt werden, ſo „geſchieht's durch Mannes Minne; du würdeſt ein ſchönes „Weib, ſo dir Gott nur einen rechten guten Ritter zu„führte.“ — „Die Rede laßt bleiben, viel liebes Mütter„lein! es iſt an manchen Weibern ſehr oft ſichtbar worden, „wie Liebe mit Leide zuletzt noch lohnen kann; ich werde „beide meiden, ſo kann mir's nimmer übel gehen.“ Chriemhilde bewahrte ſich in ihrem Gemüthe vor Liebe; ſeitdem

lebte die gute Maid manchen lieben Tag, ſo daß ſie keinen fand, den ſie minnen mochte; nachher ward ſie mit Ehren eines ſehr guten Ritters Weib. Der war derſelbe Falke, den ſie im Traume ſah, welchen ihr die Mutter gedeutet. Wie ſehr rächte ſie das an ihren nächſten Verwandten, die ihn nachher erſchlugen! durch das Sterben dieſes Einen ſtarb mancher Mutter Kind.

1) Starker Ritter. 2) Tapfere Ritter. 3) Stallmeiſter, von Mare (Mähre, Roß) und Schalk (Knecht). 4) Speiſemeiſter von Truhe (Tracht Speiſe) und Setzer (Aufſetzer).

Metriſche Ueberſetzung.

Die alten Sagen melden uns hoher Wunder viel
Von preiswerthen Helden, von kühnem Wageſpiel;
Von Freuden und Luſtbarkeiten, von Weinen und von Klagen,
Von kühner Recken Streiten, mögt ihr nun Wunder hören ſagen.

Es wuchs bei den Burgunden ein edel Mägdelein,
Wie in allen Landen kein ſchön'res mochte ſeyn;
Chriemhild war ſie geheißen, ſie ward ein ſchönes Weib,
Um das viel Degen mußten verlieren Leben und Leib.

Die Minnigliche lieben brachte nimmer Scham
Kühnen Rittersleuten; Niemand war ihr gram;
Schön ohne Maaße war ihr edler Leib;
Der Jungfrau Tugend zierte wohl jedes andere Weib.

Sie pflegten drei Könige, edel und auch reich,
Günther und Gernot, die Recken ohne Gleich,
Und Giſelher der junge, ein auserwählter Degen;
Ihre Schweſter war die Fraue, die Fürſten hatten ſie zu pflegen.

Die Herren waren milde, von Stamme hochgeboren,
Von unerhörten Kräften, die Recken auserkohren;
Das Reich der Burgonden, ſo war ihr Land genannt:
Sie ſchufen ſtarke Wunder hernach in Etzels Land.

Zu Wormes an dem Rheine ſie wohnten mit ihrer Kraft;
Von ihren Landen diente viel ſtolze Ritterſchaft,
Mit rühmlichen Ehren die ganze Lebenszeit,
Bis daß ſie jämmerlich ſtarben durch zweier edlen Frauen Neid.

Frau Ute ihre Mutter, die reiche Königin, hieß;
Ihr Vater hieß Dankrat, der ihnen das Erbe ließ,
Bei ſeines Lebens Ende, vordem ein ſtarker Mann,
Der auch in ſeiner Jugend viel großer Ehren gewann.

Die drei Könige waren, wie ich kund gethan,
Stark und hohen Muthes, ſie hatten unterthan
Auch die beſten Recken, wovon man je geſagt,
Von großer Kraft und Kühnheit, in ſcharfen Streiten unverzagt.

Das war von Troneck Hagen, und auch der Bruder ſein
Dankwart der ſchnelle, von Metzen Ortewein;
Die beiden Markgrafen Gere und Eckewart;
Volker von Alzeie, an allen Kräften wohl bewahrt.

Rumolt der Küchenmeiſter, ein wackerlicher Degen;
Sindolt und Hunolt, die Herren mußten pflegen
Des Hofes und der Ehren, in der drei Fürſten Bann:
Sie hatten noch manchen Degen, den ich euch nicht nennen kann.

Dankwart, der war Marſchall; da war der Neffe ſein
Truchſeß des Königes, von Metzen Ortewein;
Sindolt, der war Schenke, ein auserwählter Degen,
Und Kämmerer war Hunolt; ſie konnten hoher Ehren pflegen.

Von ihres Hofes Stärke und ihrer weiten Kraft,
Von ihrer hohen Würde und ihrer Ritterſchaft,
Wie ſie die Herren übten mit Freuden all ihr Leben,
Davon weiß wahrlich Niemand euch ein volles Bild zu geben.

In dieſen hohen Ehren, da träumte einſt Chriemhild,
Sie zöge ſich einen Falken, ſtark, ſchön und wild;
Den griffen ihr zwei Aare; daß ſie das mußte ſeh'n,
Ihr konnt auf dieſer Erde kein größer Leid geſcheh'n.

Sie ſprach von dem Geſichte zu ihrer Mutter Ute;
Die wußte keine Deutung als dieſe für die Gute:
„Der Falke, den du gezogen, das iſt ein edler Mann:
Gott woll' ihn denn behüten, ſonſt iſt es um ihn gethan."

„Was ſagt ihr mir vom Manne, viel liebe Mutter mein?
Ohne Reckenminne ſo will ich immer ſeyn;
So ſchön will ich verbleiben, bis an meinen Tod,
Daß ich von Mannesminne gewinne nimmer Noth."

„Verſprich es nicht zu theuer," begann die Mutter ſo:
„Willſt du je von Herzen auf Erden werden froh,
Das kommt von Mannesminne; du wirſt ein ſchönes Weib,
So Gott dir noch vergönnet eines guten Ritters Leib."

„Die Rede laſſet bleiben," ſo ſprach ſie, „Fraue mein,
Es mag an manchen Weibern genug erprobet ſeyn,
Wie Liebe mit Leide zuletzt belohnen kann:
Ich will ſie meiden beide: nie übel ergeht es mir dann."

In ihren hohen Tugenden, deren ſie ſo züchtig pflag,
Lebte das edle Mägdelein noch manchen lieben Tag,
Und hatte nicht gefunden, der minnen mocht' ihr Leib;
Dann ward ſie doch mit Ehren eines guten Ritters Weib.

Das war derſelbe Falke, den jener Traum ihr bot,
Den ihr beſchied die Mutter. Ob ſeinem frühen Tod,
Den nächſten Anverwandten wie gab ſie blut'gen Lohn!
Durch dieſes Einen Sterben ſtarb mancher Mutter Sohn.

Anmerk. Nur beiläufig gedenken wir hier noch der Fränkiſch-Burgundiſchen Sage, welche unter dem Titel: Hörnen Siegfried, die Jugendgeſchichte Siegfrieds behandelt. Wir beſitzen davon auch alte Drucke, deren älteſter erneuert iſt in v. Hagen und Primiſſer's Heldenbuch. 2ter Bd., 2te Abth. Berlin, 1825. 4.

§. 15. b) Das Heldenbuch.

Das Heldenbuch iſt eine Sammlung Deutſcher Heldenſagen, die vorzugsweiſe dem Oſt-Gothiſch-Longobardiſchen Kreiſe angehören. Es enthält größere und kleinere Bruchſtücke von (wahrſcheinlich) verloren gegangenen Heldendichtungen verſchiedener Verfaſſer. Ihren geſchichtlichen Mittelpunkt finden ſie in der Zeit des Attila und der Völkerwanderung; in der Darſtellung nähern ſie ſich den Nibelungen. Unter ihren Verfaſſern werden Heinrich von Ofterdingen und Wolfram von Eſchenbach genannt. Die erſte Ausgabe erſchien ohne O. u. J., wahrſcheinlich ums Jahr 1490, eine ſpätere 1509 zu Hagenau, beide in Folio; neuere ſind o. O. u. J. 1545, und unter dem Druckort Frankfurt am M., 60, 79 und 90, letztere in 4. Häßlein ſchrieb Noten dazu zur Erleichterung des Verſtändniſſes der veralteten Sprache (Bragur I. 324 u. ſ. w.); doch enthalten dieſe Drucke nur den Kaiſer Otnit, den Zwerg Elberich, Hug- und deſſen Sohn Wolf Dieterich. Die neueſte Ausgabe erſchien unter dem Titel: Der Heldenbuch in der Urſprache, herausgeg. von F. H. v. d. Hagen u. A. Primiſſer. Berlin, 1820—25. 2 Thle. 4. (Bd. II. der Deutſchen Gedichte des Mittelalters, herausgeg. von v. d. Hagen u. Büſching.) *) Zu den Hauptgedichten dieſes Sagenkreiſes gehören:

1) König Rother, Oſtgothiſch, aus dem 12ten Jahrh. enthält den Raub der ſchönen Tochter Conſtantins durch Rother. Es iſt gedruckt und mit einer Einleitung

verſehen, in v. d. Hagen's und Büſching's Deutſchen Gedichten des Mittelalters, Bd. 1. Berlin 1808.

2) Kaiſer Otnit und Hug- und Wolf Dieterich, die in den Handſchriften mit einander verbunden ſind, ſcheinen Oſtgothiſch-Longobardiſch zu ſein. Nur von Otnit beſitzen wir eine Ausgabe, von Fr. Joſ. Mone. Berlin 1821. 8., über deren Werth Lachmann in d. Jen. Lit. Zeit. 1822, Nr. 13 — 16 urtheilt.

3 — 5) Dieterichs Flucht zu den Hunnen, die Schlacht bei Raben, und: Dieterichs und ſeiner Geſellen Kämpfe. — Das zweite iſt eine Fortſetzung des erſten, wahrſcheinlich von demſelben Verf. Alle drei behandeln die Sagen von Dieterich von Bern (dem Oſtgothiſchen Herrſcher Theodorich.)

6 — 8) Der kleine Roſengarten; Etzels Hofhaltung, und der große Roſengarten und einige andere kleinere Sagen ſind Dichtungen, bei denen man von der Schönheit der Form abſehen, und ſich bloß an ihren alterthümlichen Werth halten muß, da ſie zu den frühſten Verſuchen der Deutſchen Muſe gehören.

*) Einen Umriß des Wichtigſten, aus dieſem und dem vorigen Sagenkreiſe gibt: das Heldenbuch und die Nibelungen, Grundriß zu Vorleſungen, von K. Roſenkranz. Halle 1829. 8. — Ueber die Quellen der Deutſchen Heldenſagen findet man gründliche Belehrung in: die Deutſche Heldenſage, von Wilh. Grimm. Göttingen 1829. 8.

2) Nachbildungen Alt-Franzöſiſcher Dichtungen.

§. 16. Zwei Sagenkreiſe.

Wenn wir in der alten Volks- und Heldendichtung der Germaniſchen Urzeit das Heidenthum vorherrſchend finden, und das Chriſtenthum nur im Hintergrunde in einzelnen Strahlen hervorbrechen ſehen: ſo erblicken wir in den ſpätern Heldenſagen des Mittelalters überall die

leitende Idee des ſich entwickelnden Chriſtenthums, die mit einem myſtiſch-religiöſen Geiſt alle Dichtungen durchdringt und ſolche dadurch zu den eigenthümlichſten Erſcheinungen der Schwäbiſchen Ritterpoeſie macht. Aber eben dieſe Idee knüpft ſich innig, theils an die Idee des Kaiſerthums, das durch ſeine glänzenden Erſcheinungen alle Ritter und Helden um den ſchönſten Thron der Erde, wie um einen Mittelpunkt, ſammelt, von wo aus der Kampf des Chriſtenthums gegen Heiden und Ungläubige zur Geſtaltung einer neuen Welt unternommen wird; theils an die Vorſtellung eines vollkommenen Ritterthums, das jederzeit zur Vertheidigung der Unſchuld und Tugend bereit iſt. Und ſo ſehen wir wie von ſelbſt zwei Sagenkreiſe ſich bilden, von denen der Eine um Karl den Großen als Haupt und Stifter des Kaiſerthums, der Andere um den Alt-britiſchen Nationalhelden Arthur (Artus) ſich bewegt, der das Ideal des geiſtigen Ritterthums in ſich ſchließt, das durch den heiligen Gral ausgedruckt iſt. In allen dieſen Dichtungen verſchmolz die Poeſie der Deutſchen mit der Provençaliſchen, Britiſchen und Orientaliſchen, um ſo mehr, als durch die Kreuzzüge alle Ritter und Dichter in Europa und Aſien eine große zuſammenhängende Geſellſchaft bildeten.

a) Gedichte aus dem Sagenkreiſe Karl's des Großen.

Dieſer Kreis umfaßt alle Nachbildungen Nordfranzöſiſcher Werke, die ſämmtlich Karl den Großen und ſeine Paladine zur Grundlage und zum Mittelpunkt haben, und ſelbſt die Thaten ſpäterer Kaiſer auf ihn übertragen. Das große unerſchöpfliche Thema iſt: der Kampf des Lichts mit der Finſterniß, und der Schauplatz der Thaten die Doppelwelt der Chriſtenheit in Europa und der Ungläubigen in Aſien und Afrika.

Oben an ſteht:

1) das große Rolandslied oder die Roncevaller Schlacht vom Pfaffen Konrad. Es iſt aus dem 12ten Jahrhundert und um die Mitte des 13ten umgearbeitet und erweitert von dem Stricker. Ein großes Fragment ſteht in Schilter's Theſ. II. Es enthält den Kampf Karls gegen die Saracenen in Spanien, und beſchreibt die Tapferkeit ſeiner Paladine, unter denen der gefallene Roland beſonders hervorglänzt.*)

Nicht minder wichtig iſt:

2) Flore und Blanſcheflur, nach Ruprecht von Orbent, von Konrad Flecke, der in der erſten Hälfte des 13ten Jahrh. dichtete. (Gedruckt, aber fehlerhaft, nach einer Handſchrift der Königlichen Bibliothek zu Berlin, in dem 2ten Bande der Myllerſchen Sammlung.) Es enthält die Liebe zweier Perſonen, des Flos und Blankeflos (Eltern der Bertha, der Mutter Karls d. Gr.), die nach vielen bekämpften Widerwärtigkeiten das Ziel ihrer Wünſche erreichten. Die Geſchichte dieſes Epos gehört zu den gangbarſten in der ſpätern Zeit des Mittelalters, und wurde auch Spaniſch bearbeitet. Beſonders verbreitet wurde ſie in Italien durch Boccaz, der daraus einen weitläufigen Roman (il Filocopo) bildete, der mehrmals neu abgedruckt worden iſt. Auch beſitzen wir eine Niederdeutſche oder Plattdeutſche gereimte, aber kürzere Erzählung aus dem 14ten Jahrh.: Flos und Blankeflos, welche aus einer Handſchrift der akademiſchen Bibl. zu Helmſtädt von Paul Jak. Bruns in ſ. Romant. und andere Gedichte in altplattdeutſcher Sprache (Berlin und Stettin 1798. 8.) herausgegeben iſt.

Endlich gehört noch hieher:

3) Wilhelm der Heilige aus Oranſe, dem ein Wälſches Original zum Grunde liegt. Es beſteht aus drei Theilen, deren jeder ein Ganzes bildet: 1) Arabele's Entführung; 2)

der Markgraf von Narbonne; 3) der ſtarke Rennewart. Der erſte iſt bearbeitet von Ulrich v. Türheim, der zweite von Wolfram v. Eſchenbach und dritte von Ulrich von dem Turlin. Die beiden erſten Theile ſind in ſehr verderbtem Text herausgegeben von Casparſon, Caſſel 1782 — 84. 4., der zweite Theil in Lachmann's Ausgabe des Wolfram.

Anm. *) Vgl. über das Altdeutſche Gedicht von der Roncevalſchlacht von Lbn (Graf von Löben) in Kind's Muſe 1822. Bd. 1. Heft 3. S. 1—60.

b) Gedichte aus dem Sagenkreiſe Arthurs.

Die Gedichte dieſes Sagenkreiſes ſind ebenfalls dem Franzöſiſchen nachgebildet, deuten aber auf eine frühere Zeit und ſpielen auf einem andern Schauplatz, auf Britiſchem Boden. Sie vereinigen ſich alle in Arthur, einem König des 6ten Jahrh. in Wales (Cambrien) und Cornwales, an deſſen Hof ſich Alles drängte, was durch Ritterſchaft nach Ruhm warb. Mag dieſer Arthur eine wirklich hiſtoriſche Perſon geweſen ſein (wie Einige glauben, Andere bezweifeln) oder nicht; *) ſein Name iſt von der Ritterpoeſie mit glänzenden Farben geſchmückt, und in den Romanen des Mittelalters, die den König Arthur als den Zögling des weiſen Merlin (eines berühmten Magikers und Zauberers) und als das Haupt von neun und vierzig Rittern von der Tafelrunde darſtellen, vielfach gefeiert worden. Dieſe Ritter zogen, gleich den Herkuleſſen der Vorzeit, von Land zu Land, Unterdrückte zu retten oder zu rächen, verſammelten ſich bei glänzenden Hoflagern und ſchloſſen da gewöhnlich einen Bund zu irgend einer rühmlichen That. Religioſität und Liebe (eingeengt in die Grenzen der Ehrbarkeit und Unſchuld) verbanden ſich als charakteriſtiſche Hauptzüge mit ihrem ritterlichen Muth, und Niemand wurde daher zur Tafelrunde gelaſſen, der

ſich nicht Tugend und Ehrgefühl zum höchſten Geſetz gemacht hatte. Die vorzüglichſten der hieher gehörigen Gedichte ſind:

1) Iwein, der Ritter mit dem Löwen, von Hartmann v. d. Aue, wahrſcheinlich aus dem Ende des 12ten Jahrh., im 2ten Bande der Myllerſchen Sammlung und in einer neuen Ausg. von G. F. Benecke und K. Lachmann. Berlin, 1827. 8.;

2) Lancelot vom See, von Ulrich von Zazichoven aus dem 13ten Jahrh., wovon F. F. Hofſtäter im 2ten Thl. ſeiner Altdeutſchen Gedichte aus den Zeiten der Tafelrunde (Wien 1811, 8.) aus zwei Handſchriften der Kaiſerl. Hofbibliothek unter dem Titel: Lanzelot de Laç, in die heutige Sprache übertragen, Auszüge und Nachrichten gibt;

3) Triſtan und Iſolde, in der älteſten Bearbeitung von Eilhart von Hobergen aus dem 12ten Jahrh., und dann von Gottfried von Straßburg aus dem 13ten Jahrh., unvollendet, aber fortgeſetzt von Ulrich von Türheim und Heinrich von Friberg. Herausgegeben durch v. d. Hagen, mit Einleitung und Wörterbuch. Breslau 1823, 2 Bde. 8.

Die Sage dieſes trefflichen Gedichts iſt höchſt intereſſant. Triſtan nämlich ſoll die ſchöne Iſolde, eine Braut des Königs Mark in Cornwales abholen; die Mutter gibt ihr heimlich einen Liebestrank für ihren Bräutigam mit, aber Triſtan und Iſolde trinken ihn, unbewußt ſeiner Wirkungen, und ſo entbrennt zwiſchen Beiden eine Liebe, die erſt im Tode befriedigt wird. König Mark, der erſt nach dem Tode der Liebenden den Grund ihrer gegenſeitigen Liebe erfährt, pflanzt auf das gemeinſame Grab Beider einen Roſenſtrauch und eine Weinrebe;

4) Wigalois, der Ritter mit dem Rade von

Wirnt von Grafenberg, im Anfange des 13ten Jahrh. Eine ſehr brauchbare Ausgabe erhielten wir von Benecke. Berlin 1819. 8. mit Anmerkungen und Wörterbuch;

5) Wigamur, der Ritter mit dem Adler, iſt nach einer lückenhaften Handſchrift abgedruckt in v. d. Hagens und Büſching's d. Gedichten des Mittelalters, Th. I. Berlin 1808. 4. Der Inhalt dieſes Gedichts erzählt die Thaten der Ritter der Tafelrunde.

Anmerk. *) Die ſeine Exiſtenz annehmen, ſetzen ſeine Regierung in das erſte Drittel des ſechſten Jahrh. Sein und der Königin Grabmahl entdeckte man 1180 zur Zeit Heinrich's II. zu Glaſtonbury. So erzählt ein Augenzeuge, Namens Girald, der Arthur s Gebeine in Händen gehabt haben will. Heinrich nämlich hatte aus den Geſängen Britiſcher Barden entnommen, daß der Held Britanniens in Glaſtonbury zwiſchen zwei Pyramiden begraben liege. Er ließ nachgraben, und man fand etwa ſieben Fuß tief einen Stein, in welchem ein breites Kreuz aus Blei von roher Geſtalt eingetragen war. Auf dieſem Kreuz ſtand die Inſchrift:

Hic jacet sepultus inclitus
Rex Arturius in insula Avolonia.

Neun Fuß unter dem Stein fand man den Sarg, beſtehend aus einer ausgehöhlten Eiche. (ſ. Altdeutſche Gedichte aus den Zeiten der Tafelrunde von Fel. Franz Hofſtaeter. Wien 1811. 8. 2ter Th. S. 40 — 41).

c) Der heilige Gral.

In naher Verwandtſchaft mit dem Kreiſe Arthurs ſteht der Sagenkreis vom heiligen (fronen) Gral (sanguis realis). Unter dieſer Benennung iſt bei den Dichtern der Tafelrunde der Kelch oder Becher zu verſtehen, der bei der Einſetzung des Abendmahls diente, und in welchem Joſeph von Arimathia das Blut des Erlöſers nach Britannien gebracht haben ſoll, wodurch er Wunderkräfte erhielt. Hier hinterließ er ihn ſeinem

Sohne, einem Biſchof, der zuerſt eine Tafel des fronen Grals errichtete, an welcher nur Perſonen von reiner Tugend Platz finden konnten. Aber der Becher verſchwand bald nachher mit dem Verfall des Chriſtenthums und der Tugend in Britannien, wurde dann wieder auf eine wunderbare Art entdeckt, als Arthur regierte, war indeſſen nur Wenigen bekannt und der Ort ſeiner Aufbewahrung faſt unzugänglich, und kam endlich, vielfach entweiht, nach Indien, bis er gänzlich von der Erde verſchwand *). — In dieſer Erzählung liegt die ſymboliſche Bezeichnung eines zur chriſtlichen Sittenreinheit und geiſtigen Vollendung aufſtrebenden Ritters, der unerhörte Gefahren beſtehen, große Werke der Kraft und des Muths vollbringen und in der Entſagung ſich üben muß, ehe er zum Beſitz der Erkenntniß des höchſten und heiligſten Gutes der Erde gelangt. Daher müheten ſich die tapferſten Ritter, z. B. Lanzelot, Parcival, Titurel, Lohengrün, um den fronen Gral, wie einſt Griechenlands Helden um das goldne Vließ, und ihre Abenteuer wurden der Gegenſtand der ausgezeichnetſten Sänger. Davon zeugen folgende Dichtungen:

1) Parcival von Wolfram von Eſchenbach, zu Ende des 12ten oder im Anfang des 13ten Jahrh. Der Dichter gibt uns in dem Leben Parcival's das Ideal eines Ritters in intereſſanter Schilderung mannichfacher Abenteuer. Handſchriften befinden ſich zu St. Gallen und Dresden. Alte Drucke ſind aus dem Jahr 1477 (ſehr ſelten), und im 1ſten Bande der Myllerſchen Sammlung von 1784. Die neueſte Ausgabe iſt von Lachmann in ſeinem Wolfram von Eſchenbach. Berlin 1833. 8.;

2) Titurel oder der Hüter des h. Grals. Ebenfalls von Wolfram von Eſchenbach, aber nur angefangen und

ſpäterhin (Ende des 13ten Jahrh.) von einer andern Hand umgearbeitet und fortgeſetzt. Er enthält das Leben Titurels, Königes des heil. Grals, dem er auch eine köſtliche Kapelle und das Schloß zu Monſalvatſch (mons salvatoris, Heilandsberg) erbaute. Eine ältere Ausg. iſt von 1477; dann in Bruchſtücken herausgegeben von Docen in ſeinem erſten Sendſchreiben über Titurel. Berlin, 1810. 8.; endlich nach einer Wiener Handſchrift von Schottky, im 8ten Bd. der Wiener Jahrbücher. Eine neue Ausgabe des alten Bruchſtücks von Docen befindet ſich in Lachmann's Wolfram von Eſchenbach. Berlin 1833. 8.;

3) Lohengrün, iſt etwa aus dem Ende des 13ten Jahrh. von unbekanntem Verf., obwohl oft Wolfram zugeſchrieben. Lohengrün, Ritter vom Schwan, Sohn Parcival's, kommt in einem von einem Schwan gezogenen Fahrzeug nach Brabant, wo er ſich mit der Herzogin von Elſang vermählt. Da dieſe aber das ihr gegebene Verbot, nach dem Namen zu forſchen, übertritt, ſo holt ihn das Fahrzeug wieder zum Gral ab. Eine Ausgabe veranſtaltete Görres. Heidelberg 1813. 8.

Allen dieſen Dichtungen liegen provençaliſche Werke zum Grunde.

Anmerk. *) S. Büſching der heil. Gral und ſeine Hüter, im Altd. Muſ. I.

3) Nachbildungen antiker Götter- und Heldenſagen.

§. 17. Aeneide, Trojaniſcher Krieg. 2c.

Auch der Stoff des Griechiſchen und Römiſchen Alterthums wurde von den Dichtern dieſes Zeitalters benutzt und im Geiſte des Ritterthums behandelt. Durch die Kreuzzüge nämlich waren Deutſche, Niederländiſche und Franzöſiſche Ritter in nähere Verbindung gekommen und Franzöſiſche Heldengedichte hatten leichtern Eingang in Deutſchland gewonnen. Dadurch fanden Deutſche Min-

neſänger Gelegenheit, dieſe fremden Dichtwerke frei zu übertragen und nachzubilden. So entſtanden:

1) Die Eneit von Heinrich v. Veldeck. Es iſt das älteſte Werk dieſer Art, aus dem letzten Drittel des zwölften Jahrh. und eine Nachbildung des Chrétien de Troyes, der einen Roman de l'Eris et de l'Eneide ſchrieb. Die Geſchichte wird fortgeführt bis zur Vermählung des Aeneas mit der Lavinia. Handſchriftlich befindet ſich dies Gedicht zu Gotha und Wien; doch ſind die Handſchriften aus dem 14ten und 15ten Jahrh., daher man in jeder nur die Sprache ihrer Zeit findet, und alſo über die Sprache des Originals, von der es ungewiß iſt, ob ſie Nieder- oder Oberdeutſch war, nicht urtheilen kann. Abgedruckt iſt die Eneit in der Myllerſchen Sammlung Bd. 1. Abth. 2.

2) Mehrere Bearbeitungen vom Trojaniſchen Kriege; die wichtigſte von Konrad von Würzburg (ſ. oben S. 52.), die in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrh. ebenfalls nach einem Alt-Franzöſiſchen Original und dem Dares Phrygius, einem Griechiſchen Geſchichtſchreiber von ungewiſſem Zeitalter, deſſen Beſchreibung des Trojaniſchen Krieges nur noch in einer Lat. Ueberſetzung vorhanden, gedichtet, und, der erſten Hälfte nach, im 3ten Bde. der Myllerſchen Sammlung abgedruckt iſt;

3) Die Verwandlungen Ovid's von Albrecht von Halberſtadt, der am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen lebte, und auf deſſen Befehl ſein Werk 1210 in Reimen verfertigte. Gedruckt wurde es nach der Umarbeitung des Georg Wickram und mit proſaiſchen Auslegungen verſehen, Mainz 1545, Fol., und in einer N. A. Frankfurt a. M. 1564 und 1580. 4. Die Sprache aber iſt bis auf den Prolog geändert;

Endlich

4) Alexander der Große von Rudolf von Hohenems. Dieſer, aus einem alt-berühmten, gräflichen Geſchlechte, lebte unter Kaiſer Friedrich II. und Conrad IV. in der erſten Hälfte des 13ten Jahrh., und unternahm auch eine gereimte Bibelüberſetzung, die er aber nur bis zum zweiten Buche der Könige brachte. Sein Alexander beſteht in ſechs Büchern, und befindet ſich, noch ungedruckt, als Handſchrift zu München.

§. 18. Kleinere epiſche Dichtungen verſchiedener Art.

Wenn gleich die genannten Werke die bedeutendſten Erſcheinungen der epiſchen Poeſie dieſer Periode ſind, ſo dürfen wir doch einige minder wichtige kleinere Gedichte, welche einzelne hiſtoriſche Perſonen oder Begebenheiten zum Gegenſtande haben, ſo wie die Chroniken dieſer Zeit nicht ganz übergehen. Wir rechnen dahin

1) den Lobgeſang auf den heil. Anno, Erzbiſchof von Cöln (ſt. 1075), von einem unbekannten Dichter, aber wahrſcheinlich aus dem 12ten Jahrh. Er ſcheint ein gedankenreicher, für dichteriſche Begeiſterung empfänglicher, und mit gelehrten Kenntniſſen nicht dürftig ausgeſtatteter Geiſtlicher geweſen zu ſein. Martin Opitz fand die Handſchrift in der Rhedigerſchen Bibliothek zu Breslau, und veranſtaltete davon (Danzig 1639. 8.) eine, mit ſchätzbaren Anmerkungen begleitete Ausgabe. Auch Schilter nahm dies Gedicht in ſeinen Thesaurus auf; der beſte Abdruck aber ſteht in der Ausgabe von Opitzens Lobgedichten, Zürch, 1755 in 8. von S. 153—850. Ein ſpäterer Abdruck mit einer hochdeutſchen Ueberſetzung und Erklärung iſt vom Prof. Hegewiſch im Deutſchen Magazin, Hamburg 1791. Jul. St. 10—75, und der neuſte von D. G. A. F. Goldmann (mit Einleitung, Ueberſetzung und Anmerkungen.) Leipzig und Altenburg 1816.

8. (ſehr empfehlenswerth). Das bündigſte Urtheil über den Werth des Gedichts hat Herder in ſeinen „zerſtreuten Blättern (Th. 5.)" ausgeſprochen. — Das Ganze hat einen nicht geringen Umfang; denn es beſteht aus 49 Strophen, und nach der Abtheilung beim Opitz aus 874 Verſen. Die Sprache neigt ſich zum Niederdeutſch. Der Stoff, den der Dichter bearbeitet, iſt freilich oft ſehr widerſtrebend, doch weiß er ihn ziemlich zu beherrſchen, und mit einer gewiſſen Gewandtheit zur Einheit zu verbinden, wenn er gleich weit ausholt und viel Ungehöriges einmiſcht. Er beginnt mit der Schöpfung, kommt auf den Sündenfall, geht von ihm auf die Erlöſung der Menſchen durch Chriſtum, und auf die Verſendung der Apoſtel zur Verbreitung des Chriſtenthums über. Dies iſt der Inhalt der fünf erſten Strophen. Nun verkündet er das Chriſtenthum unter mehreren Völkern auch den Franken, welches ihn auf die Verdienſte des Hanno leitet, und, da dieſer Erzbiſchof zu Cöln, und Cöln eine Burg war, ſo nimmt er davon Gelegenheit, von der Geſchichte der Burgen zu ſprechen, wo er von dem Ninus und der Semiramis ausholt, dann zu den Weiſſagungen des Propheten Daniel, und zu den Römern und deren Eroberungen in Deutſchland fortſchreitet, und endlich auf die Franken und deren vorgeblichen Urſprung von den Trojanern kommt. Hier kehrt er wieder zum Cäſar zurück, und bahnt ſich den Weg zur Geburt Chriſti unter dem Auguſt, wo er die Ausbreitung des Chriſtenthums noch einmal berührt, und das Lob auf den Hanno auf's Neue anknüpft. Nun verweilt er bei ihm, ſchildert ſeinen Charakter, und erzählt die Verfolgungen, die er erduldet, und die Wunder, die er verrichtet hat. Dieſe Schilderung von Hanno's Charakter und die Beſchreibung des Treffens zwiſchen

Cäſar und Pompejus in Aegypten (St. 27.) gehören zu den gelungenſten Stellen;

2) Wilhelm von Orleans, von Rudolf von Hohenems. Davon befindet ſich ein Auszug in Casparſons Ausgabe des Wilh. von Oranſe, und ein Fragment in Docen's Miscellen II. S. 149. Die Veranlaſſung zu dieſer Dichtung gab wahrſcheinlich die Geſchichte Wilhelms des Eroberers;

3) Frauendienſt von Ulrich von Lichtenſtein. Iſt vermuthlich eine poetiſche Selbſtbiographie des Dichters. L. Tieck gab davon eine proſaiſche Bearbeitung, Stuttgart und Tübingen 1812. 8;

4) Der arme Heinrich von Hartmann v. der Aue. Eine anmuthige Erzählung, die uns die Geſchichte eines Ausſätzigen gibt, der von einem Kinde geheilt wird. Der älteſte Abdruck befindet ſich in der Myllerſchen Samml. Bd. I.; beſonders herausgegeben und erklärt iſt ſie von den Brüdern Grimm, Berlin 1815. 8.

Außerdem ſind noch folgende gereimte Chroniken beachtenswerth:

5) Die Kaiſerchronik, die älteſte, aus der Mitte des 12ten Jahrh. Sie iſt noch ungedruckt, aber aus mitgetheilten Fragmenten bekannt.

6) Die Weltchronik, von Rudolf von Hohenems angefangen, und im 14ten Jahrh. von Heinrich von München fortgeſetzt, bis auf Karl d. Gr. Davon beſitzen wir eine Ausgabe von G. Schütz, Hamburg 1779 — 81. 2 Theile 4.; Proben enthalten Docen's Miscellen II. und Graff's Diutiska I.

Auch fehlt es nicht an poetiſchen Legenden. Die älteſte iſt: das Leben der Jungfrau Maria, vom Pfaffen Wernher im 12. Jahrh.

II. Didaktiſche Gedichte.

§. 19. Gnomen.

Obwohl ſchon in den epiſchen Gedichten durch die ihnen eingewebten Betrachtungen ein Hinneigen zum Didaktiſchen ſich unverkennbar ausſpricht: ſo zeigt ſich doch dieſe Dichtart in ſo vielen Producten dieſer Periode als ſelbſtändig, daß ſie auf unſre Beachtung einen wohl begründeten Anſpruch hat. Was wir in dieſer Beziehung beſitzen, ſind einfache, treuherzige Spruchgedichte, Lehren und Lebenserfahrungen in dialogiſcher Form, die in einfacher Sprache durchweg einen ſittlichen Charakter tragen. Ihre Verfaſſer aber ſind meiſt unbekannt. Zu den ſchätzbarſten werden gerechnet:

1) der König Tyrol von Schotten,
2) der Winsbeke und die Winsbekin.

Beide ſind dialogiſirt in achtzeiligen Jambenſtrophen und enthalten Sittenvorſchriften, die einem Sohn und einer Tochter über ritterliches Leben und häusliches Glück gegeben werden. Sie gehören wohl erſt dem Anfang des 13ten J. h. an. Den erſten Abdruck veranſtaltete Goldaſt unter dem Titel: Paraenetici veteres, 1604. 4. und begleitete ihn mit einem Commentar; zum zweiten Male erſchienen ſie in Schilters Theſaur. II., mit den verſchiedenen Leſearten und Anmerkungen von Goldaſt und Scherz, und den dritten neueſten Abdruck enthält die Maneſſiſche Sammlung, Th. II., S. 248—260. Eine Hochdeutſche Bearbeitung des Königs Tyrol gab Böckh im 1ſten Bd. der Bragur, und das Original des Winsbeke, mit kurzen Erläuterungen begleitet, im 2ten Bde.; die Winsbekin aber ließ Franz Heinr. Sparre mit metriſcher Ueberſetzung und einigen Spracherklärungen 1760, 4. abdrucken. Der Winsbeke findet ſich auch abgedruckt in Benecke's

Beiträgen Th. 2. — Um dieſelbe Zeit ſind noch zu bemerken:

3) der wälſche Gaſt oder Sittenſprüche von Ferrara, durch Thomaſin von Tirkeläre (auch von Clär oder Zerkler), aus dem Friaul, noch nicht vollſtändig gedruckt; doch befinden ſich davon Fragmente in Eſchenburg's Denkmälern Altdeutſcher Dichtkunſt. Beſonders gehört noch hieher

4) Freidanks Beſcheidenheit. Der Verfaſſer, deſſen Namen man für bildlich hält, iſt unbekannt (W. Grimm muthmaßt, daß es Walther v. d. Vogelweide ſei); doch fällt das Gedicht um 1229 in die Zeit Friedrichs II., mit dem er in Paläſtina war und dem es gewidmet iſt. Das Gedicht ſelbſt, in vierfüßigen Jamben, galt zu ſeiner Zeit und noch lange nach ihm, viel, daher auch eine Menge Handſchriften davon vorhanden ſind. Es iſt das vorzüglichſte Spruchgedicht des Deutſchen Mittelalters, unſchätzbar als treues Bild des ſittlichen und religiöſen, des öffentlichen und häuslichen Zuſtandes der damaligen Zeit. Abgedruckt iſt es in Myllers Samml. Th. 2., beſonders herausgegeben von W. Grimm. Göttingen 1834. 8. mit ausführlicher Einleitung und erklärenden Anmerkungen. (Vorzüglich brauchbar.) Von andern Spruch- und Fabelgedichten, die in die Gränze dieſer Periode fallen, nennen wir hier nur noch

5) den Renner von Hugo von Trymberg, einem Schullehrer zu Turſtatt, Vorſtadt zu Bamberg, geb. im Dorfe Trymberg im Würzburgſchen. Er ſchrieb ſein Gedicht im J. 1300, und gab ihm den Namen Renner wie er ſelbſt ſagt: „wenn (weil) es ſoll rennen durch alle lant". Vier und dreißig Jahre vorher hatte er ein anderes verfertigt, das er Sammler nannte, welches er aber aus Unwillen nicht zu Ende brachte, weil ihm, wie

er

er uns erzählt, eine Quintern (Fünftel) davon verloren gegangen war. Dieſe Schrift wurde die Grundlage zum Renner, der ein planloſes Gemiſch von Fabeln, Erzählungen und Sprüchen enthält, die nichts mehr von der Feinheit und Anmuth der beſſern Zeiten an ſich tragen, und den Verfall der Schwäbiſchen Poeſie unverkennbar bekunden. Handſchriften zu Wolfenbüttel, Erlangen, Tübingen, Leipzig ꝛc. *) Zum erſtenmal vollſtändig herausgegeben, mit Erläuter., vom hiſtor. Vereine zu Bamberg, nach der Erlanger Handſchrift aus dem 14ten Jahrh., Bamberg, 1833 ff. 4. — Eine Auswahl, nach einer Tübinger und einer Stuttgarter Handſchrift, gab O. F. H. Schönhuth, Tübing. 1827. 8. — Eine Bearbeitung von Sebaſt. Brant erſchien Frankfurt a. M. 1549. Fol.

Anmerk. *) Proben in Joh. Adolph Naſſer's „Vorleſungen über die Geſchichte der Deutſchen Poeſie." Altona und Leipzig 1798, 8. im 1ſten Th. S. 74 — 80 und in Horn's „Geſchichte und Kritik der Deutſchen Poeſie," S. 44.

III. Lyriſche Gedichte.

§. 19. Eigentlicher Minnegeſang.

Die lyriſchen Gedichte huldigen beſonders und vorzugsweiſe der Liebe, daher gaben ſie der Schwäbiſchen Dichtkunſt den Namen des Minnegeſanges. Auch iſt bei den vornehmſten und berühmteſten Sängern dieſer Periode unter den verſchiedenen Dichtarten eine vorherrſchende Neigung für den Minnegeſang unverkennbar. So bei den ältern Minneſängern: Heinrich v. Veldeck, Hartmann von der Aue, Wolfram von Eſchenbach, Reinmar der Alte, Walther von der Vogelweide; bei den jüngeren: Ulrich von Lichtenſtein, Walther von Metz, Graf Konrad von Kirchberg, König Wenzel von Böhmen, und vielen Andern.

Aber ſie beſchränkten ſich keineswegeſ auf die Freuden und Leiden der Liebe; ſondern ſie beſangen auch die Natur und den Frühling, die Reize des Mai's — die ſinnlichen Genüſſe des Lebens, wie die höheren und reineren des kirchlichen Glaubens und der ſittlichen Gefühle. So entſtanden neben dem Minne- und Naturgeſang auch Lobgeſänge auf die Jungfrau Maria und Klagelieder auf Verſtorbene. Obwohl dieſe Lieder nicht alle von demſelben Werth ſind, viele nach ihrem Inhalt einförmig erſcheinen, ſo weht doch in den meiſten ein kräftiges poetiſches Leben. Beſonders iſt merkwürdig, daß in ihnen eine große Mannichfaltigkeit an metriſchen Weiſen oder Tönen herrſcht (wie z. B. die Maneſſiſche Sammlung beweiſet, die allein gegen 1200 verſchiedene Töne enthält), daher viele noch jetzt als Muſter eines melodiſchen und klangreichen Volksliedes erſcheinen, wenn auch ihre Verfaſſer die poetiſche Licenz ſehr weit trieben und von unſrer geregelten metriſchen Bildung noch nichts wußten.

Indeſſen darf man doch nicht überſehen, daß alle dieſe Lieder nur durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt und erſt ſpäter aufgeſchrieben worden ſind, wodurch außer der Namenverwechſelung ihrer Verfaſſer, Abweichungen, Lücken, Einſchaltungen ꝛc. hervorgebracht wurden, die den neueren Bearbeitern und Herausgebern dieſer Geſänge vielfache Veranlaſſung zur Conjectural-Kritik darboten.

Die erſte uud bedeutendſte Quelle dieſes alten Minnegeſanges iſt die ſchon §. 12. genannte Maneſſiſche Sammlung, die aber, bei aller Anerkennung des Eifers ihres Herausgebers Bodmer, doch nur als eine Ruine aus dem Schutt der Altdeutſchen Litteratur hervorragt. Um ſo erfreulicher wird uns die reich ausgeſtattete neue Ausgabe durch v. d. Hagen ſein. Früher ſchon gaben ſehr ſchätzbare Ergänzungen: Raßmann im Alt-

deutſchen Muſeum I. und Benecke in ſeinen Beiträgen zur Kenntniß der Altd. Spr. und Literat. Göttingen 1810 — 1832. 2 Bde. 8. Außerdem aber verdienen hier noch beſonders beachtet zu werden: Lachmann's Auswahl aus den Hochdeutſchen Dichtern des dreizehnten Jahrh. Berlin 1820, und deſſen Gedichte Walther's von der Vogelweide. Berlin 1827. 8. Für ſprachunkundige Leſer haben geſorgt: L. Tieck in ſeinen Minneliedern aus dem Schwäbiſchen Zeitalter, neu bearbeitet. Berlin 1803. 8. und J. Görres in ſeinen Altdeutſchen Volks- und Meiſterliedern. Frankfurt a. M. 1817. 8. Denen, welchen dieſe Sammlungen nicht zu Gebote ſtehen, mögen nachſtehende Proben einen kleinen Erſatz bieten:

Innere Zufriedenheit der Liebe.

Von Heinrich, Fürſten von Anhalt; reg. von 1211 — 1252.

Ich wil den winter enpfahen mit geſange.
Alle ſwigen ſtille die kleinen vogelin;
Ich entwart noh nie ſo von ſime getwange
Das ich dar in*) lieze die minne froeide ſin.
Des danke ich doch der viel lieben frowen min.
Ir roter mund, ir roſelehtes wange,
Ir guete, und ir wol lichtvarwer ſchin
Zieret ein lant wol al ube den rin.

Ich will den Winter empfangen mit Geſange!
Zwar ſchweigen ſie alle, die kleinen Vögelein;
Doch geſchah mir noch nie ſo durch ſeine Herrſchaft,
Daß ich darum die Minnefreude unterließe.
Das verdanke ich doch meiner Vielgeliebten.
Ihr rother Mund, ihre roſenhafte Wange,
Ihre Holdigkeit, ihr lichtſtrahlender Glanz
Zierte wohl ſelbſt ein Land am Rhein.

---

*) Wahrſcheinlich darum.

Wol mich, wol mich iemer! mir iſt wol ze muote,
Das die argen ſchalke ze mir tragen has.
Sie unerent ſich, doch ſo minne ich die guote
Wand min Gott ſelber noch nie vergas,
Do er schuof — merket alle wol, was? —
Ein wib, diu mich het in ihrer huote.
Das ich mir ze lebenne gan bas und ie bas,
Des enſih ich an ſchalkhafter diet niht das.

Wohl mir immer und immer mehr! Mir iſt wohl zu Muthe,
Indeß arge Schälke gegen mich hegen Haß.
Sie beſchimpfen nur ſich; ich aber minne ſtets die Gute;
Weil Gott ſelbſt meiner noch nie vergaß,
Da er ſchuf — merket Alle, was? —
Ein Mädchen, welches mich hält in ihrer Huth.
So beginne ich zu leben immer beſſer und beſſer,
Und achte des ſchalkhaften Volkes nicht ſo viel!

Möehten ſie dem walde ſin loube verbieten
Und der heide ir blueien, das were getan.
Möchten ſi's geraten, wie gerne ſie das rieten,
Das man guote froeide uberal mueze lan;
So mueze man, ſam die wolſe, ſich gehaben.
Ich wil mich guoter froeide nieten.
Froeide, und ere, die lat iu niht verſmahen,
Als gebot mir diu liebe wol getan.

Möchten ſie dem Walde ſein Laub verbieten,
Und der Wieſe ihr Blühen; ſey es darum!
Möchten ſie aber erlangen, wie ſo gerne ſie thäten,
Daß man überall gute Freude unterließe;
So müßte man, gleich den Wölfen, zuſammen leben.
Nein! ich will guter Freude genießen!
Freude und Ehre, die laß dir nicht verſchmähen!
Alſo gebot mir die gute Geliebte.

Die Frühlingsklage.

Von Jakob von der Warte, um 1245, nebſt einer freien Ueberſetzung von Gräter.

Man ſoll hören ſuesses ſingen
In dien ouwen überall,
Lobelichen ſang erklingen
Sunder von der nahtegal?
Schouwent uf den anger breit,
Und ouch an der lichten heide
Wie ſchone ſi ſich mit ir kleide
Gen dem meien hat bekleit.

Hört ihr nicht das ſüße Singen
In den Auen überall?
Nicht die Wunderlieder klingen,
Nicht den Sang der Nachtigall?
Schaut den weiten Anger an,
Und die lichte luſt'ge Heide,
Die ſich mit dem ſchönſten Kleide
Vor dem Mai hat angethan.

Maniger hande bluemelin
Lachent us des meien touwe
Gen der lichten ſunnen ſchin;
Dü zit iſt in werder ſchouwe.
Was ſol troeſten mir den muot
Sit mich twinget herzen ſwere
Bi der ich vil gerne were
Das dü mir niht gnade tuot.

Wie ſich ihm entgegen freuen
Aus dem Thau die Blümelein!
Alle Welt wird ſich erneuen
In der Sonne goldnem Schein!
Und nur ich muß troſtlos ſeyn;
Ich ſoll keine Luſt empfinden,

Ich ſoll keine Gnade finden
Vor der lieben Frauen mein!

Ach vil minneklichü guete,
Enbinde mich von ſender not;
La mich nicht us-diner huote,
Ald ich bin an freiden tot.
Ich ſol diner helſe gern;
Las du min herze us diner pfliht,
So kan mich getroeſten niht,
Dun welleſt mich genade wern.

O du liebereiche Minne,
Wend', ach, wende meine Noth!
Tröſte die verlaßnen Sinne,
Oder ich bin freudentodt!
Deine Hülfe hilft allein;
Muß ich ſcheiden von der Beſten,
Wird mich nichts auf Erden tröſten!
Laß mir Gnade angedeihn!

Gewalt noch mangem angeſiget,
Das hoeret man die wieſen iehen,
Da man genade niht enpfliget,
Das ſol man miner frouven ſpehen.
Dü iſt gar gewaltig min;
An genade dü vil guote
Lat mich truren in unmuote,
Muos ich an min ende ſin.

Von Gewalt, die Weiſen ſagen,
Wird der Starke ſelbſt beſiegt,
Seht, ich muß um Gnade klagen,
Die an einer Frauen liegt.
Himmel! ich verzage ſchier!
Krank an ihren Minnefreuden
Läßt ſie mich vergebens leiden,
Und mein End' iſt vor der Thür.

Minne du ſolt ſin gemeine,
Ald ich bin an froiden tot.
Fuege das mich lieplich meine
Der vil lieben mundel rot.
Sit*) du biſt gewaltig min
Und leiteſt mine ſinne,
Swie du wilt ach werdiu minne,
So ſolt ouch ir gewaltig ſin.

Minne! ach! ſey gleich geſinnet,
Oder ich bin freudentodt!
Füg' es, daß mich lieblich minnet
Der Geliebten Mündlein roth.
Wie du wohneſt, Minne, hie,
Wie du leiteſt meine Sinne,
Ach! ſo leite, werthe Minne,
Werthe Minne, leit' auch ſie.

*) Gräter lieſt: swie.

Im Winter.

Von Markgraf Otto IV. (mit dem Pfeil) von Brandenburg; regierte von 1266 — 1308.

Winter! dine trüben Stunde
Und din kelte mannigvalt,
Ob ich das erwenden kunde
Daſ ſi wurden bas geſtalt;
Das lieſſ ich, dur die langen naht,
Und dur die vil minneklichen,
Dü mir froiden vil hat braht.

Winter, deine trüben Stunden,
Deine Kälte mannigfach,
Wenn ich's auch verwandeln könnte,
Daß ſie würden beſſer geſtaltet!
Ließ ich's, ob der langen Nächte,

Und ob der viel Minniglichen,
Die mir viele Freuden bringt.

Ich ſach die vil minnekliche,
Vor mir ſtan in richer wat;
Zehant do wart ich froeiden riche,
Davon min muot vi hohe ſtat.
Mich gruoſte ir minneklicher munt;
Der duhte mich in ſolher röte,
Sam en fürig flamme entzunt.

Ich ſah die viel Minnigliche
Vor mir ſtehn in reichem Gewand.
Plötzlich ward ich freudenreich,
So daß mein Muth ſehr hoch nun ſteht,
Mich grüßt' ihr minniglicher Mund,
Er ſchien von ſolcher Röthe mir,
Als hätte Feuerflamme ihn entzündt.

Hey, Herre Got! durh dine güte
Ruoche der minnekliche pflegen;
Mit ſteten träwen sie behüte.
Und ſende ir dinen ſüſſen ſegen.
Das hat sie verſchuldet gar
Gegen al der werlte gemeine.
Ey, Herre Got, nu nim ir war!

Ach Herre Gott! nach deiner Güte
Geruhe der Lieblichen zu pflegen;
Mit feſter Treue ſie behüte,
Und ſend' ihr deinen ſüßen Segen.
Das hat ſie verdient gar ſehr
Um die geſammte Welt.
Ei Herr Gott, nimm ihrer wahr!

Im Frühling. (Von demſelben.)

Uns kumt aber ein lichter meie,
Der machet manig herze fruot.
Er bringet bluomen mangerleye,
Wer geſach ie ſüſſer bluot?
Vogelin döne ſint manigvalt.
Wol geloubet ſtet der walt;
Des wirt vil trurig herze balt.

Uns kömmt abermals ein heller Mai,
Der macht manches Herze froh.
Er bringt der Blumen mancherlei!
Wer ſah je ſüßere Blüte?
Der Vögelein Töne ſind mannigfach,
Schön belaubet ſteht der Wald;
Manch traurig Herz wird muthig drob.

Ich wil nah ihr hulde ringen
Alle mine lebenden tage,
Sol mir niht an ihr gelingen,
Seht! so ſtirbe ich ſender klage;
Sie en tröſte mich zeſtunt.
Ir durlühtig roter munt
Hat mich uf den tot verwunt.

Ich will um ihre Huld wohl ringen
All meine Lebenstage.
Wird mir nichts bei ihr gelingen,
Seht! ſo ſterb ich traurig klagend,
Sie tröſte mich denn zur Stunde.
Ihr hellleuchtend rother Mund
Hat mich auf den Tod verwundt.

Lob der Liebe. (Von demſelben.)

Sieh, biderber man! din gemuete heret,
Swa ein wib dich minnekliche grüſſet,

Al din hoffenunge wird gemeeret.
Frowen-güte mannen-kumber büſſet.
Ane minne iſt nieman wert.
Unküſche mag gewinnen niht.
Unminne die iſt dem ein wiht,
Der rehter minne gert.

Sieh, biedrer Mann! dein Muth der herrſchet,
Sobald ein Weib dich lieblich grüßt.
All deine Hoffnungen wachſen wieder.
Frauenhuld vergütet Männerkummer.
Ohne Liebe iſt Niemand werth,
Unkeuſchheit vermag nicht zu lieben.
Unkeuſche Liebe iſt nichts für den,
Der rechter Liebe begehrt.

Wie ſol man bas geſprechen von der minne?
Niman hat niht, als rehte gutes.
Swer der pfliget, der waltet guoter ſinne.
Minne tuot dem man niht arges mutes.
Swer der Minne iſt undertan,
Sie lat in manige tugende ſehen,
Als ich die wiſen höre jehen;
Si leret ſünde lan.

Wie kann man beſſer die Liebe preiſen?
Niemand hat von ihr als lauter Gutes.
Wer ihrer pflegt, der denket richtig.
Liebe giebt dem Manne keine böſen Begierden.
Ueber wen die Liebe herrſchet,
Den läßt ſie manche Tugend ſehen,
Wie ich die Weiſen höre zeugen;
Sie lehrt die Sünde laſſen.

Ia wol dem, der unminne z'allen ſtunden
Geren flihet! Den mag ere geren,
Minne wart ni bi den ſünden vanden,
Si kan guoten man wol rehte leren

Genuoge lüte ſprechent ſo,
Daſ unminne ſünde ſi.
Minne iſt aller ſünden fri;
Seht! minne machet vro.

Ja wohl dem, wer unrechte Liebe immer
Gern fliehet! Ihn hat die Ehre gern.
Liebe findet ſich nie bei Sünden.
Sie kann dem Guten das Rechte lehren.
Weiſe Leute ſagen:
Unrechte Liebe iſt Sünde.
Liebe iſt von allen Sünden frei.
Seht! Liebe machet froh.

Von Walther von der Vogelweide.

(Aus Lachmanns Ausgabe S. 51.)

Muget ir schowen, waz dem meien
Wunders iſt beſchert?
Seht an, pfaffen, ſeht an, leien,
Wie das allez vert.
Groz iſt ſin gewalt
Ine weiz obe er zouber könne:
Swar er vert mit ſiner wünne,
Dan iſt niemen alt.

Uns wil ſchiere wol gelingen.
Wir ſuln ſin gemeit,
Tanzen, lachen unde ſingen
Ane Dörperheit.
We wer wäre unfro?
Sit diu Vogellin alſo ſchöne
Singent in ir beſten Done,
Tuon wir ouch alſo!

Wol dir, meie, wie du ſcheideſt
Allez ane haz!

Wie wol du die boume kleideſt,
Und die heide haz,
Diu hat varwe me,
Du biſt kurzer, ich bin langer:
Alſo ſtritents uf dem anger,
Bluomen unde kle.

Roter munt, wie du dich ſwacheſt!
La din lachen ſin;
Scham dich daz du mich an lacheſt
Nach dem schaden min.
Iſt daz wol getan?
Owe ſo verlorner ſtunde,
Sol von minneclichem munde
Solch unminne regan.

Daz mich, frowe, an froiden irret,
Daz iſt iuwer lip.
An iu iewer ez mir wirret,
Ungenädic wip.
Wa nemt ir den muot?
Ir ſit doch genaden riche:
Tuot ir mir ungnädecliche,
So ſint ir nicht guot.

Scheidet, frowe, mich von sorgen,
Liebet mir die zit:
Oder ich muoz an fröiden borgen,
Daz ir ſaelic ſit!
Muget ir umbe ſehen?
Sich fröit al diu welt gemeine:
Möhte mir von iu ein kleine
Fröidelin geſchehen!

---

§. 20. Der Krieg auf der Wartburg.

Unter den lyriſchen Erzeugniſſen dieſer Periode be-

darf einer beſondern Erwähnung ein Wechſelgeſang, der unter dem Namen: der Krieg auf der Wartburg, bekannt iſt. Das Gedicht, welches dieſes poetiſche Turnier zur Folge hatte, beſteht aus zwei Theilen. Im erſten (deſſen ſechzehnreimige Strophe des Fürſten von Thüringen oder der Thüringer Herren Ton heißt) treten auf: Heinrich von Ofterdingen gegen Walther von der Vogelweide, der tugendhafte Schreiber (vermuthlich Heinrich von Rispach), Bieterolf, Reimar von Zweter und Wolfram von Eſchenbach; im zweiten Theile (in einer zehnreimigen Strophe) Klingſer, Ofterdingen und Eſchenbach allein. Der Schauplatz iſt auf der Wartburg, am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen und ſeiner Gemahlinn Sophie, und die Zeit das Jahr 1207. Veranlaſſung und Erfolg deſſelben waren, ſo viel ſich aus den abweichenden, zum Theil mährchenhaften Nachrichten darüber ergibt, etwa folgender Art: Ofterdingen erregte dadurch, daß er in alle ſeine Geſänge das Lob des Herzogs von Oeſtreich, Leopold des Ehrenhaften, an deſſen Hofe er ſich aufgehalten, einmiſchte, die Eiferſucht der Uebrigen, die Hermann's Milde und Tapferkeit rühmten. Sie verabredeten daher einen Wettſtreit, in welchem die Kämpfer übereingekommen ſein ſollen, den Beſiegten förmlich aufzuhängen. Wirklich verſtummten ſämmtliche Gegner vor dem Ofterdingen, aber beſtürzt gemacht durch die ſchöne Sophie, die in den Verſammlungsſaal eintrat, wurde er beſiegt. Die Sieger eilten, das Urtheil an ihm zu vollziehen, als er, unter den Mantel der ihn liebenden Fürſtin ſich bergend, in ihr ſeine Retterin fand. Nun bat Ofterdingen ſich den Klingſer, der damals an dem Hofe des Königs Andreas II. von Ungarn lebte, zum Schiedsrichter aus. Klingſor (einer der größten Dichter

und Gelehrten ſeiner Zeit, der auch für einen Zauberer und Schwarzkünſtler galt) reiſete mit ihm, kam gegen Ende des Jahres 1207 auf der Wartburg an, und es begann nun der zweite Theil des Dichterkampfes. Der Schiedsrichter that nun, nachdem er ſelbſt mit aller Kunſtfertigkeit, auch mit Weiſſagung und Räthſeln, geſtritten, beſonders gegen ſeinen gelehrten Gegner Wolfram, den Ausſpruch, daß dem Ofterdingen der erſte Preis gebühre. Dieſem gelang es nun auch, ſich die erzürnten Gegner wieder zu verſöhnen, und die Landgräfin verehrte dem Klingſor eine goldene Kette für die Ehrenrettung ihres Günſtlings.

Gedruckt iſt dieſes Gedicht in der Maneſſiſchen Sammlung Th. II., und in Docen's Miſcell. zur Geſch. der Deutſchen Literatur, Bd. I. Beſondere Ausgaben veranſtalteten A. Zeune, Berlin 1818. 8., und L. Ettmüller, Ilmenau 1830. 8. Ueber den Streit ſelbſt ſ. A. Koberſtein über das wahrſcheinliche Alter und die Bedeutung des Gedichts vom Wartburger Kriege. Naumburg 1823. 4. — Ein ähnlicher Wettgeſang zwiſchen Frauenlob und Regenbogen befindet ſich ebenfalls in der Maneſſiſchen Sammlung Th. II.

Anmerk. Dieſe Art der Wettſtreite wurde entlehnt von den Provenzalen, bei denen ſie Tenzoni hießen, und häufig vorkamen.

§. 21. Proſa.

1. Der Sachſen- und Schwaben-Spiegel.

Wie bei allen Völkern, bildete ſich auch bei den Deutſchen die Proſa ſpäter und langſamer als die Poeſie. Erſt nachdem Kaiſer Friedrich II. im Jahre 1235 den Landfrieden und den Reichsabſchied zu Mainz 1236 in Deutſcher Sprache hatte aufſchreiben laſſen, gaben die Reichsverhandlungen eine beſtimmte Veranlaſſung, das

Deutſche Volk für didaktiſche Proſa vorzubereiten. Später in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts entwickelte ſich auch die rhetoriſche Proſa, aber von der geſchichtlichen zeigt ſich in dieſer Periode noch keine Spur.

Die erſten Denkmäler didaktiſcher Proſa ſind Sammlungen von Land- und Stadtrechten, worunter die älteſten und wichtigſten ſind: der Sachſen- und der Schwabenſpiegel. Jener erhielt ſein Daſein zwiſchen 1215 — 1218; dieſer nach wahrſcheinlichen Beſtimmungen, zwiſchen 1268 — 1282. Der Verfaſſer des Sachſenſpiegels war Eike von Repgow, ein Anhaltſcher Edelmann. Er hatte die Sammlung erſt in Lateiniſcher Sprache zuſammengetragen, überſetzte ſie aber aus derſelben, ungewiß ob in's Nieder- oder Hochdeutſche. Sein Werk beſteht aus zwei Haupttheilen: Landrecht und Lehnrecht, und enthält vorzüglich die in dem Theile von Deutſchland üblichen Rechte, welchen man im Mittelalter unter dem Namen Sachſen, im Gegenſatze vom Reich (terra juris franconici) begriff. — Der Schwabenſpiegel iſt das Schwäbiſche Land- und Lehnrecht, deſſen Verfaſſer nicht bekannt iſt, und enthält die im Reich üblichen Rechte. Merkwürdig iſt, daß der Sachſenſpiegel eine gereimte Vorrede hat;[1]) der Schwabenſpiegel, zwar eine reimloſe, aber moraliſch-religiöſe voll edlen Gefühls, in einem oft ſogar wohlklingenden Styl[2]). Ueberhaupt iſt die Sprache ſchon gebildeter und reiner. Beide gehören zwar zunächſt dem wiſſenſchaftlich gebildeten Rechtsgelehrten an, aber ſie verdienen auch vom Sprachforſcher beachtet zu werden, da ſie durch Bündigkeit und edlen Ausdruck den noch hie und da herrſchenden ſteifen und undeutſchen Kanzleiſtyl beſchämen. Eine gute Ausgabe des Sachſenſenſpiegels beſorgte C. W. Gärtner, Leigzig, 1732 Fol.;[3])

die neueſte C. G. Homeyer, nach der Berliner Handſchrift vom Jahre 1369 (über die Fr. Wilken in ſeiner Geſch. in der Königl. Bibliothek zu Berlin, 1828. 8. S. 229 Näheres berichtet) Berlin, 1827. 8.

Ungefähr um dieſe Zeit iſt es denn auch, wo die Deutſche Sprache anfing, ſtatt der Lateiniſchen in den Gerichten allgemein zu werden, jedoch bediente man ſich dazu in den meiſten Gegenden des herrſchenden Provinzialdialekts, wodurch die Bildung einer proſaiſchen Geſammtſprache für das ganze Deutſche Volk ſehr aufgehalten wurde.

Anmerk. 1) Der Sammler ſagt S. 7:

Dieſes Recht hab ich ſelber nicht erdacht,
Es habens von alters auff uns bracht
Unſer gute vorfaren,
Mag ich auch, ich wils bewaren,
Das mein ſchatz unter die erde,
Mit mir nicht begraben werde,
Von Gottes halben die Genade mein,
Sol aller welt gemein ſein.

Der erſte Artikel des erſten Buchs lautet:

Zwei Schwert lies Gott auff Erden zu beſchirmen die Chriſtenheit, dem Babſt das geiſtlich, dem Keyſer das weltlich. Dem Babſt iſt auch geſetzt zureiten, zu beſcheidener Zeit, auff einem weiſſen Pferdt, und der Keyſer ſol ihm dem ſtegreiff halten, auff das ſich der ſattel nicht wende, Deß iſt die Bezeigung, was dem Babſt wiederſtehet, das er mit geiſtlichem Recht nicht gezwingen mag, das es der Keyſer mit dem weltlichen Rechte zwinge, dem Babſt gehorſam zuſein, Alſo ſol auch die geiſtlich gewalt helffen dem weltlichen Gericht, ob man ſein dazu bedarff.

Anmerk. 2) Schilter's Theſaurus, Bd. II.

Anmerk. 3) ſ. Dreyer's Beiträge zur Literatur und Geſchichte des Deutſchen Rechts, St. 1 — 3, woſelbſt 45 gedruckte Ausgaben und 64 Handſchriften verzeichnet ſind.

§. 22.

§. 22.

2) Predigten Berthold's.

Außerdem findet ſich noch ein Denkmal oratoriſcher Proſa in den Predigten des Franciscaners Berthold, die der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts angehören. Sie ſind herausgegeben von Chr. Fr. Kling, Berlin 1824. 8.

§. 23. Literariſche Hülfsmittel zum Studium der Sprache und Geſchichte dieſes Zeitalters.

Wie rein, reich und fruchtbar die Sprache in den Zeiten der Minneſäuger geweſen, hat Opitz (in ſeiner Deutſchen Poetik) durch eine Menge Beiſpiele zu beweiſen geſucht. Wenn man aber bedenkt, welch' eine Menge von Wörtern ſeit der Zeit theils gänzlich untergegangen, theils ihre Bedeutung und Form verändert haben, ſo ſieht man leicht, daß zum Verſtehen der Schwäbiſchen Dichter ein eigenes Studium der Spracheigenthümlichkeiten wie der Geſchichte jenes Zeitalters gehört. Viele ſchätzbare Hülfsmittel dazu finden ſich in den Ausgaben der Schwäbiſchen Dichter und den darüber vorhandenen Gloſſarien und Ueberſetzuugen, wenn es uns gleich noch an beſondern Grammatiken und Wörterbüchern dieſes Zeitraums fehlt. Indeſſen rechnen wir zu dieſen Hülfsmitteln außer den bei den Paragraphen bereits angeführten, noch folgende:

Kritiſche Beiträge zur Hiſtorie der Deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit, Leipzig, 1732 — 44. 8.

Neuer Bücherſaal der ſchönen Wiſſenſchaften, Leipzig 1745 — 50. 8.

Horn's, Joh. Gott., Sammlung zu einer hiſtoriſchen Handbibliothek von Sachſen. 9 Thle., Leipzig 1728 — 36. 8.

Wiedeburg's, B. C. B., Nachricht von einigen alten Teutſchen poetiſchen Manuſcripten aus dem 13ten und 14ten Jahrh., Jena 1754. 4.

Eſchenburg's, J. J., Beiträge zur Altdeutſchen Dichtkunſt. Bremen 1799 8.

Adelung's, J. C., Chronologiſches Verzeichniß der Dichter und Gedichte aus dem Schwäbiſchen Zeitpunkte. S. ſein Magazin für die Deutſche Sprache, Bd. II. St. 3.

Küttner's Charaktere Deutſcher Dichter ꝛc. S. 15.

Bragur, ein literar. Magazin der Deutſchen und Nordiſchen Vorzeit. Bd. I. S. 141 — 150.

Naſſer's, Joh. Adolph, Vorleſungen über die Geſchichte der Deutſchen Poeſie. Bd. I. S. 35 und f.

Scherzii, J. Ge., Gloſſarium germanicum medii aevi, potissimum dialecti Suevicae, ed. Jer. Jac. Oberlinus. Tom. prior. Argentorati 1781. fol. (Enthält den wichtigſten Beitrag zum Verſtänduiß der alten Schwäbiſchen Sprache).

Christ. Gottl. Haltaus Glossarium Germanicum medii aevi Tom. I. et II. fol. Lips. 1758. (Für das Studium der Staatsurkunden wichtig.)

Vierte Periode.

Das Zeitalter der Meiſterſänger.

Von der Gründung der erſten Deutſchen Univerſitäten bis auf Luthers vollſtändige Bibelüberſetzung (1534.)

---

§. 1. Vorbemerkung.

Der Zeitraum, dem wir uns jetzt nähern, läßt ſich in ſeinem Anfangspunkt weniger ſcharf und beſtimmt begränzen, daher er von Einigen früher, von Andern ſpäter begonnen, von Allen aber mit der Reformation geſchloſſen wird. Wir beginnen ihn mit dem Jahre 1348, oder mit der Errichtung der erſten Deutſchen Univerſität Prag, weil wir gerade in der Beſchaffenheit des Univerſitätsweſens den Hauptanſtoß zur Veränderung Deutſcher

Bildung zu finden glauben, ohne darum zu überſehen, was ſchon früher die Phantaſiekräfte unterdrückt, und damit die Schwingen der Dichtkunſt gelähmt hat. So wie nämlich das Menſchenleben, ſo hat auch das Leben der Völker in jedem Zeitraum eine gewiſſe Blüthezeit. Dieſe finden wir in dem Minnegeſang von 1152 bis 1250; ſie beſchränkt ſich alſo auf etwa hundert Jahr. Der nachfolgende, auch beinah ein Jahrhundert (bis 1348) umfaſſende Abſchnitt, gleicht dem Untergange der Sonne nach einem hellen Mittage, ſie leuchtet und erwärmt immer ſchwächer, bis auch ihre letzten Strahlen erſterben.

Anmerk. Es iſt ſchon Per. 3. §. 7. Anm. bemerkt worden, daß, wenn gleich Minne- und Meiſtergeſang ſich in einander verlieren, doch der (von Bodmer gemachte, und ſeitdem beſtehende) Unterſchied zwiſchen beiden nicht beſtritten werden kann. Dieſer zeigt ſich bei dem Meiſtergeſang theils in der Sprache, die eine Menge Wörter und Formen aus den Provinzial-Mundarten in ſich aufnahm, theils in der metriſchen Form und dem Stoff der Gedichte, der nur die didaktiſch-ſatiriſche Dichtart begünſtigte, theils auch in den Perſonen, die ſich mit der Dichtkunſt beſchäftigten und den eigenthümlichen Geiſt ihres Standes oder ihrer Lebensweiſe in ihren Poeſien abdruckten. Merkbar wird zwar dieſer Unterſchied ſchon zu Ende des 13ten Jahrh. bald nach Conrad von Würzburg, den man als den Schlußſtein in der Reihe der edlen Schwäbiſchen Dichter betrachten kann, obwohl noch manche gleichzeitig lebende Sänger, ſelbſt fürſtliche, wie Markgraf Otto von Brandenburg, als wahre Minneſänger gelten werden; aber ſcharf und beſtimmt tritt er erſt hervor um die Mitte des 14ten Jahrh., wo ſich wirkliche Singſchulen in den niedern Ständen des Volks bilden, und wiſſenſchaftliche Anſtalten, als Begründer eines proſaiſchen Geiſtes, ſich erheben. Daher glauben wir den Anfangspunkt der vierten Periode nicht früher ſetzen zu dürfen.

§. 2. Politiſche Urſachen eines allmähligen Verfalls des Minnegeſangs.

Sechs Jahre nach dem Tode Friedrichs II. (1250), tritt für Deutſchland eine Zeit der Verwirrung und Barbarei ein, die, bis 1273 ſich fortziehend, in der politiſchen Geſchichte als ein Interregnum da ſteht. Auch hören mit Friedrich's Tode (wenigſtens für Deutſchland) die Kreuzzüge auf, welche den Geiſt der Ritterſchaft geweckt und belebt hatten, und mit deren Untergang verliert ſich der Schutz und die Liebe zur Dichtkunſt, die — eine noch zarte Blume auf dem Boden des Gefühls — der ſorgſamen Pflege nicht entbehren konnte. An die Stelle geſetzlicher Ordnung trat nun das wieder erwachende Fauſtrecht; der Umgang mit den Provençaliſchen und Toscaniſchen Dichtern war abgeſchnitten; die Ritter, die ſich durch Kreuzzüge und Verſchwendung zu Grunde gerichtet, wurden Räuber, und Schwaben vorher der Sitz des Wohlſtandes und des Geſchmacks, gerieth in Verfall. So waren alſo nicht nur die Hauptantriebe zur Dichtkunſt verſchwunden, ſondern es zeigte ſich auch der politiſche Zuſtand Deutſchlands ſo ſchwankend, regelos und bedrückend, daß ein freies Spiel der Geiſteskräfte immer mehr der gemeinen Sorge für das Leben weichen mußte.

§. 3. Fortſetzung.

Wenn gleich dieſer politiſch-ſchlechte Zuſtand nach 23 Jahren mit Rudolf von Habsburg (1273) ſich beſſerte, ſo geſtatteten doch die nothwendigen Sorgen nach außen hin dieſem klugen und tapferen Manne nicht, ſich der Deutſchen Poeſie anzunehmen; noch weniger konnten es ſeine Nachfolger, Adolph von Naſſau (1291), Albrecht von Oeſtreich (1298) und Heinrich von Luxemburg (1308), nach deſſen Tode wieder ein Kampf zwiſchen Ludwig von Baiern und Friedrich von Oeſtreich (1314) die Gemüther ſpaltete, bis endlich

Karl IV. (1347) durch die goldene Bulle (1356) dem Deutſchen Reich eine feſte Verfaſſung gab. Allein nun war auch die Neigung zur romantiſchen Poeſie in den höheren Ständen erſtorben; Turniere und poetiſche Wettkämpfe galten nicht mehr; andere Luſtbarkeiten hatten die Dichtkunſt längſt von den Höfen verdrängt, und fürſtliche Mäcene kannte man nur noch aus der Geſchichte.

§. 4. Praktiſche und wiſſenſchaftliche Richtung der Zeit.

Der veränderte Zeitgeiſt nahm nun eine entgegengeſetzte Richtung. An die Stelle der poetiſchen Begeiſterung trat die Hinneigung für das Praktiſche und Wiſſenſchaftliche. Die Bildung des Verſtandes aber foderte Belehrung; daher löſ'ten ſich die epiſchen Gedichte einer frühern Zeit in proſaiſche Erzählungen auf, und die neu bearbeiteten religiöſen Stoffe nahmen didaktiſche Form an, und führten zu kalten Unterſuchungen des Verſtandes. So entwickelte ſich die Proſa, und mit ihr die Neigung zur ſtrengen Wiſſenſchaft. Karl VI. war der Erſte, der durch Gründung der Univerſität Prag (1348) die Anregung gab zur Stiftung Deutſcher Hochſchulen, nach dem Muſter der Univerſität zu Paris. Andere Fürſten folgten ihm darin nach, und es erhoben ſich innerhalb funfzig Jahren Wien (1365), Heidelberg (1368), Köln (1388), Erfurt (1389), Leipzig (1409), Roſtock (1419) und andere. Leider aber waren dieſe erſten Bildungsanſtalten *einſeitig* und lähmend für die Kräfte der Phantaſie. Die akademiſchen Lehrer jener Zeit wandten ihren Fleiß auf ſcholaſtiſche Philoſophie und die ihr entgegenſtehende Myſtik, und ſo ſtreuten ſie den Saamen zu unaufhörlichen Zänkereien und Mißverſtändniſſen aus, ohne wahre Gelehrſamkeit und claſſiſche Bildung, die Mutter der Künſte, zu fördern. Ein ſtreitſüchtiger, pedantiſcher Ton verſcheuchte die Mu-

ſen, und ein barbariſches Latein, worin die Gelehrten ihre Polemik hüllten, konnte den Verfall Deutſcher Sprache und Dichtkunſt nur beſchleunigen.

§. 5. Verſchlechterung der poetiſchen Sprache und Verskunſt.

Zwar war die Allemanniſche Sprache unter dem Volk im Allgemeinen noch vorhanden, und erhielt ſich auch bis zur Reformation; aber ſie hatte mit dem Verfall des Minnegeſangs an Klang, Reinheit und Geſchmeidigkeit verloren, da ſie nun nicht mehr dem Eindringen harter Provinzial=Dialekte widerſtehen konnte, die in den niedern Ständen, aus denen die Schriftſteller großentheils hervorgingen, feſten Fuß faßten. Auch gewann das Niederdeutſche ſowohl in mehreren, dem Zeitgeiſt entſprechenden Dichtungen, z. B. in der Satire, als in proſaiſchen Schriften ein entſchiedenes Anſehen neben dem Oberdeutſchen. Die Verskunſt wurde nur mechaniſch behandelt oder durch allerlei Künſteleien zu einem geſchmackloſen Spielwerk gemacht, wodurch alles innere Leben der Poeſie gänzlich erſtickt wurde. Nur die Reſte einer beſſern Zeit wurden durch mündliche Ueberlieferung in den gebildeten bürgerlichen Kreiſen aufbewahrt.

§. 6. Nothwendiger Gang dieſer Entartung.

Bei dem allen würde die Schwäbiſche Dichtkunſt dennoch nicht ſo tief haben ſinken können, wenn nicht ſchon ihre eigenthümliche Beſchaffenheit ſelbſt den Wurm zu ihrer Vernichtung in ſich getragen hätte. Ihre Dichtkunſt nämlich (ſ. dritte Periode §. 8) war ein Kind der rohen Natur, ihr Geſang der Ausbruch ungeregelter Empfindung, durch nichts unterſtützt; denn Studium der Alten, Kritik und Philoſophie kannten ſie nicht, und ſo fiel gerade das weg, was ihren Geſchmack hätte läutern, ihr Gefühl ſichern, und ihre Ideen berichtigen können. Mit verän=

derter Sitte mußte ſich daher nicht nur der enge Kreis ſingbarer Gegenſtände anders geſtalten, ſondern auch der poetiſche Stoff vermindert, und die unbewahrte Quelle des Gefühls getrübt werden, je weniger ihr von außen her friſche Nahrung zugeführt wurde. Und ſo erklärt es ſich, wie alle vorher genannten Zeitumſtände den Minnegeſang immer mehr und mehr abſchwächten, und eine Zeit poetiſcher Dürre und proſaiſcher Steifheit herbeiführen mußten, wie der vierte Zeitraum ſie in den Erzeugniſſen ſeiner Meiſterſänger darſtellt.

§. 7. Bürgerliche Meiſterſänger.

So wie der Minnegeſang an den Höfen verſtummte, wurde die Dichtkunſt ein — wenn auch nicht ausſchließliches — Eigenthum der Handwerker, und erhielt hier in den unheiligen Händen ein zunftmäßiges Anſehen, das ihr den bezeichnenden Namen des Meiſtergeſangs zugezogen hat, wovon auch dieſe Periode ihren Namen erhielt. Es bildeten ſich nämlich ganze Dichtergeſellſchaften, die eine förmliche Zunft unter ſich ausmachten, und gleich den Handwerks-Innungen ihre Statuten, Privilegien, beſtimmte Zuſammenkünfte und Ceremonien hatten. Da ihre Mitglieder aber nicht aus Fürſten und Rittern beſtanden, ſondern meiſt aus Handwerkern jeder Art: ſo erhielten ſie, im Gegenſatze der Volksſänger, die ſich neben her in der lyriſchen Poeſie übten, von ihrer erlangten Meiſterſchaft im Handwerk, den Namen Meiſterſänger[1]), und ihre Verbindungen den Namen Meiſtergenoßſchaften, die, von Kaiſer Karl IV. im Jahre 1378 mit einem Freiheitsbrief und dem Recht ein eigenes Wappen zu führen, begnadigt, ſich Jahrhunderte hindurch erhalten haben. Ihre vornehmſten Verſammlungsplätze waren Mainz, Frankfurt, Colmar, Nürnberg und Straßburg; ähnliche

Geſellſchaften entſtanden zu Memmingen, Ulm, Heilbronn, Augsburg und in andern Reichsſtädten; und zu Mainz verwahrte man die Privilegien, den älteſten Wappenbrief und eine goldene Krone, die ſie, einer fabelhaften Erzählung nach, vom Kaiſer Otto I. zum Geſchenk erhalten haben ſollten [2]).

Anmerk. 1) In den beſſern Zeiten der Minneſänger bezeichnete Meiſterſänger einen Rhapſoden, der die Lieder der Dichter, die oft, wie Konrad von Würzburg, ihrer Vorzüglichkeit wegen, mit dem Namen eines Meiſters belegt wurden, abſang oder declamirte.

Anmerk. 2) ſ. Joh. Chriſtoph Wagenſeil's Buch von der Meiſterſinger holdſeligen Kunſt, Anfang, Fortübung, Nutzbarkeit und Lehrſätzen. Altorf 1697. 4. Vergl. den dritten Bd. der „Bragur" S. 17—109. J. H. Häßlein's Abhandlung von den Meiſterſängern, und Jac. Grimm über den Altdeutſchen Meiſtergeſang. Göttingen 1811. 8.

§. 8. Eigenthümlichkeit derſelben.

So wie die Minneſänger ihrem Genius folgten, ſo unterwarfen ſich die Meiſterſänger oder — wie ſie ſich beſcheiden ſelbſt nannten, die Liebhaber des Meiſtergeſangs — nach und nach, gewiſſen, aus dem Bau der Minnelieder abſtrahirten, Regeln oder Geſetzen, die in ſogenannten Tabulaturen enthalten waren. [1]) Eine ſolche Tabulatur beſtand hauptſächlich in einer Sammlung proſodiſcher Sünden, vor denen gewarnt wurde; doch rügte ſie auch Fehler in dem öffentlichen Abſingen des Meiſtergeſanges, hatte alſo faſt durchweg einen negativen Charakter, der nur mit dem äußern Bau der Gedichte und ihrer Geſangweiſe, nichts aber mit der Poeſie des Inhalts zu thun hatte. Alle verpönte Fehler hatten ihre Kunſtnamen, z. B. falſche Meinung, worunter ſie alle falſche, abergläubiſche, ſchwärmeriſche und unchriſtliche Leh-

ren und Geſchichten, unzüchtige Bilder und Ausdrücke verſtanden; blinde Meinung, Worte, die den Gedanken unrichtig bezeichneten; ein Halbwort, d. h. die Abkürzung des Worts um eine Sylbe, oder auch die Theilung eines Worts am Ende eines Verſes [2]); ein Anhang, wenn man (wie ſie es nannten) aus einem ſtumpfen Worte ein klingendes machte, z. B. Monde, Manne und Bahne, aus Mond, Mann und Bahn, welches man, wie ſie meinten, wohl in der Mitte eines Verſes thun könne, aber nicht bei einem Bundworte, d. i. in dem letzten Worte eines Verſes; eine Klebſylbe, wenn man zwei Sylben oder zwei Wörter zuſammenzog, z. B. lan ſtatt laſſen, kei'm ſtatt keinem; ſelbſt unſere überall gültigen Wörter zur, im u. ſ. w. waren in dieſer Hinſicht verpönt; Mylben ſteht dem Anhang entgegen, denn man bezeichnete damit das Auslaſſen eines End-Buchſtabens des Reims wegen, z. B. ſinge ſtatt ſingen, wenn es ſich auf Dinge reimen ſollte. — So wie dieſe Fehler das Grammatiſche der Sprache betreffen, ſo betrafen andere das Muſikaliſche, oder das eigentliche Abſingen. Dahin z. B. Stutzen oder Zucken, wenn man beim Abſingen ohne Noth pauſirte; ſo wie zween Reime oder Verſe in einem Athem, wenn man mit dem Ende eines Verſes während des Abſingens nicht gehörig pauſirte; Veränderungen der Töne, wenn man nicht in derſelben Melodie ausſang; falſche Melodey, wenn *man* durch den ganzen Geſang von der vorgeſchriebenen Melodie abwich.

Wer von den Mitgliedern der Zunft, oder den ſogenannten Geſellſchaften die ganze Tabulatur, die bei ihren Zechen und Zuſammenkünften abgeleſen wurde, vollkommen inne hatte, hieß ein Schulfreund; derjenige, der ſie noch nicht recht verſtand, ein Schüler; der,

welcher einige Töne vorſingen konnte, ein Singer; wer nach Anderer Tönen Lieder machte, ein Dichter, und wer ſelbſt einen Ton oder eine Versart (Reimgebäude) mit ihrer Melodie erfand, ein Meiſter. Nach dieſer Ehre ſtrebten Alle, denn der Ton trug den Namen ſeines Erfinders, und dergleichen Töne zählte man in ſpätern Zeiten über zweihundert, die, in Claſſen getheilt, oft ſeltſame und lächerliche Benennungen hatten, z. B. die Schneckenweis, die ſchwarze Dintenweis des Magiſter Ambroſius Metzger, die verſchloſſene Helmweis, des Kupidinis Handbogenweis, die fröhliche Studentenweis, Apollinis Harfenweis, die Gelblöwenhautweis, die Eliusposaunenweis, der friſche Ton Hans Vogels, der kurze Ton Barthel Regenbogens ꝛc.

Um das Muſikaliſche der Poeſie allgemein zu üben, gab es Singſchulen, in denen öfters Wettſtreite angeſtellt wurden. So verſammelte ſich die Nürnbergſche Meiſterſängergenoſſenſchaft an den Sonn- und Feſttagen in der dortigen Katharinenkirche nach der Nachmittagspredigt. Einige Tage zuvor wurde ſolches von einem Merker (Vorſteher) angeſagt, und durch ausgehängte Tafeln in der Stadt bekannt gemacht. Jeder Geſellſchafter war verbunden, zu erſcheinen. Bei dem Eingange der Kirche ſtand eine Büchſe, in der man Geld zur Beſtreitung der Unkoſten in den Zechen ſammelte. In der Kirche war ein mit Vorhängen umzogenes und für die Merker beſtimmtes Gerüſt, daher Gemerke genannt, und ein Singeſtuhl, der einer Kanzel glich [3]), für den Singenden. Den Anfang machte das Freiſingen, d. h., es durfte Jeder, auch ein Fremder, ſingen, aber ohne Wettſtreit und ohne Belohnung. Nun ſtimmten alle Meiſter ein Lied in vollem Chor an. Hierauf

folgte das Hauptſingen, d. h., es wurde um die Wette geſungen, der Inhalt der Lieder aber durfte nur aus der Bibel genommen ſein, und Buch und Capitel mußten angegeben werden. Ein Merker beſtimmte die Ordnung, nach der die Wetteifernden ſangen. Zu Richtern waren vier Merker beſtellt: der eine verglich den Inhalt des Liedes mit der Bibel, der andere gab Acht, ob die Regeln des Bars (ſo nannte man den Meiſtergeſang) auch genau beachtet worden, der dritte unterſuchte die Reime, und der vierte horchte auf die Melodie. Nun ſchritt man zur Vertheilung der Preiſe. Der erſte Preis war ein Gehäng oder eine ſilberne Kette, worin ſich eine Münze befand, auf der König David mit ſeiner Harfe abgebildet war, daher der Sieger König Davidgewinner genannt wurde; der zweite Preis war ein von ſeidenen Blumen verfertigter Kranz. Wer einen dieſer Preiſe errungen hatte, durfte das nächſte Mal bei den Merkern ſitzen.

Die andern Zuſammenkünfte hielten die Meiſterſänger in Wirthshäuſern. Wenn die Neulinge nach einiger Zeit losgeſprochen wurden, ſo nannte man dieſes die Freiung, und dieſe brachte dem Sänger den Vortheil, daß er von den Sängern aller Orten Unterſtützung zu erwarten hatte. Die Gegenſtände des lyriſchen und epiſchen Meiſtergeſangs waren gewöhnlich geiſtliche Lieder, bibliſche Geſchichten, die in ihren Zunftgeſetzen ausdrücklich verordnet waren, und beſonders auch gereimte Chroniken. Uebrigens muß man mit den Meiſterſängern nicht die ſogenannten Spruchſprecher verwechſeln [4])

Anmerk. 1) Eine ſolche Tabulatur findet ſich abgedruckt in Wagenſeil (ſ. §. 7. Anm. 2).

2) Z. B.: Der Türkenkaiſer reitet froh
Auf einem Conſtantinopolitaniſch-ſchwarzen Hengſt vorbei.

3) Im dritten Bande der Bragur befindet ſich ein Kupfer, in welchem eine ſolche Singeſchule nebſt einer Sitzung der Meiſterſänger, nach dem Gemälde eines alten Deutſchen Malers, Franz Hein, vom Jahr 1521 vorgeſtellt iſt.

4) Dieſe, obwohl ſie um dieſelbe Zeit in Aufnahme kamen, waren eine Art von Stegreifdichtern (Improviſatoren), die ſich eine große Fertigkeit im Reimen erworben hatten, und bei Hochzeiten, Handwerkszuſammenkünften und andern Gelagen die Geſellſchaft mit ihren Einfällen für Geld unterhielten, wozu ſich kein Meiſterſänger hergab. Indeſſen hat ſich unter ihnen Keiner berühmt gemacht, und nur Einer, Namens Wilhelm Weber, der aber erſt im 16ten Jahrh. zu Nürnberg lebte, macht auf eine Erwähnung Anſpruch. Er hatte viele alte, in's Deutſche überſetzte Schriftſteller, als den Joſephus, Virgil, Ovid, Plinius u. ſ. w. faſt ganz im Kopfe, daher konnte man ihm nicht leicht etwas aufgeben, worüber er nicht ſogleich einen langen Spruch hätte ſagen können, wobei er immer die alten Schriftſteller anführte. Wagenſeil erzählt von ihm folgende platte Anekdote: Es hatten drei muntere Geſellen, die von dem Weber bei einer Hochzeit in ſeinen Sprüchen mochten durchgehechelt worden ſein, beſchloſſen, ihm eine Schalkheit zu beweiſen. Sie erwarten ihn daher einſt zur Nachtzeit, als er, wie gewöhnlich, aus dem Wirthshauſe kommt, ergreifen ihn, tragen ihn in den kleinen Bach, der durch einen Theil der Stadt Nürnberg fließt, Fiſchbach genannt, und laufen davon. Weber, ein ſtarker, dicker Mann, ſteigt mit Mühe aus dem Bach, der zu beiden Seiten mit großen Steinen eingefaßt war, ſchüttelt ſich ab, blickt dann gen Himmel und ruft:

Herr Gott, du gerechter Richter,
Der du bei Nacht kennſt alle Geſichter,
Thu mir doch ſo viel zu Lieb,
Sag mir, wer ſeyn die drei Dieb,
Die mich haben in Fiſchbach getragen,
Daß ich ſie kann bei meiner Obrigkeit verklagen.

So werd ich wieder fröhlich ſeyn, und wacker lachen,
Wenn man ſie ſtraft, daß ihnen der Herzbend'l thut krachen.

Mehr über dieſe Spruchſprecher ſ. in Flögels „Geſchichte der komiſchen Literatur" Bd. I. S. 328. flg., wo man auch eine in Kupfer geſtochene Abbildung des Wilhelm Weber findet.

§. 9. Würdigung derſelben.

Wenn aus dieſer Darlegung der Eigenthümlichkeiten einer poetiſchen Zunft ſich klar ergibt, daß der Minnegeſang der Schwäbiſchen Dichter ausgeartet, und das freie Spiel der Phantaſie in ein mechaniſches Handwerk übergegangen war: ſo werden wir von den Jüngern ſolcher Bildungsſchule wohl nur eine geringe Ausbeute, eine Reimerei ohne Leben und Geiſt erwarten dürfen. Indeſſen können wir ihnen doch in einer andern Beziehung weder unſere Achtung verſagen, noch ihnen allen guten Einfluß auf vaterländiſche Sprache und Dichtkunſt ableugnen. Denn es iſt nicht zu verkennen, daß ſie, ohne ſelbſt gebildet zu ſein, doch die Poeſie als die Würze ihres Lebens betrachteten, und ihre, wenn gleich beſchränkte Kraft daran ſetzten, ſich und ihre Zeitgenoſſen zu etwas Höherem zu erheben, das ſie freilich nur dunkel ahneten. Betrachten wir ihre Tabulatur als den erſten rohen Verſuch eines Strebens nach Kunſt und Kritik, und erwägen wir, daß ſie dadurch mehr die Verbeſſerung des Geſanges als die Beförderung der Dichtkunſt bezweckten: ſo fällt ſchon ein großer Theil des gewöhnlichen Tadels hinweg. Und nimmt man endlich an, daß die Strenge ihrer Regeln etwas dazu beigetragen habe, dem Tonmaß eine beſtimmtere und regelmäßige Stimmung zu geben, und die Richtigkeit und Reinheit der Sprache zu befördern, ſo erſcheint ihr Bemühen ſogar verdienſtlich für Sprache und Dichtkunſt.

Proben des lyriſchen Meiſtergeſangs
(ſ. Beiträge zur kritiſchen Hiſtorie der Deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit.)

I.

In der kurzen Tagweis Michael Vogel's.

(Von M. Wolfhart Spangenberg.)

1.

Hilf Gott! wie gar kurz iſt der Tag
Des menſchlichen Lebens auf Erden,
Darin ſich Jammer, Noth und Klag
Erfinden thut mit viel Beſchwerden;
Eh wir uns in der Welt umwenden
Thut unſer Leben ſich oft enden.
Unſer Leben iſt eine Wallfahrt,
Darinnen wir unſelig ſtreben,
Wann die in Müh und Arbeit hart
Vollſtrecket wird in dieſem Leben
Sich einem kurzen Tag vergleichet,
Der allgemach von dannen ſchleichet.
Wie ein Nachtwach iſt ſie verdroſſen
In wenig Stunden gar hinweg gefloſſen.
Unſer Leben auf Erden noch
Auf ſiebenzig Jahr ſich erſtrecket,
Und wann es dann thut ſteigen hoch:
So ſind es achtzig Jahr beflecket
In Sünden viel und mannichfaltig
Mit Widerwärtigkeit zwieſpaltig.

2.

David in ſeinem Pſalter klar,
Das neunzig iſt, ſolches uns berichtet;
Hiob in ſeinem Buch fürwahr
Die Tag des Lebens gar vernichtet,

Als kurz und eitel und vergänglich
Mit Noth beladen überſchwenglich.
Wie an der Wand ein Schatten bloß
Sich thut bewegen hin und wieder.
Und ſcheinet uns dermaßen groß,
Als ob er hätte Menſchenglieder;
Jedoch wird er nicht lang befunden
Iſt augenblicklich bald verſchwunden.
Alſo das Leben ſchnell hinlaufet
Mit keinem Gelde man es wiederkaufet;
Es fährt wie ein Poſtboth davon,
Der eilends mit den Pferden rennet.
Ja wie ein leichter Vogel ſchon,
Welcher gar bald die Luft zertrennet;
Ja wie ein Schifflein unverzogen
Oder ein Pfeil von dem Handbogen.

3.

Dieweil dann wie ein kurzer Tag
Das menſchlich Leben iſt auf Erden,
Was thun wir an uns für ein Plag,
Als die wir leben thun in Gferden
In zeitlichem Wolluſt dorächtig,
Stolziren in der Welt hoch prächtig.
Um ein geringes Linſenmus
Zeitlicher Freuden hier vergebens
Verkaufen wir ohne Reu und Buß
Die Erſtgeburt des langen Lebens;
Thun durch ein ſüßes Gift verſcherzen
Die ewig Seligkeit mit Schmerzen.
Darum ein jeder woll aufwachen,
Zu der Bekehrung keinen Aufzug machen,
Sondern bei lichtem Tag das Heyl
Suchen in Zittern und Sorgen
Daß uns heut wird Genad zu Theil
Nicht ſollen fürſparen auf Morgen:

Dann nach dem Tod iſt es geſchehen,
Da hilft kein Reu, Bitt oder Flehen.

II.

In der Redweis Hanns Vogel's.

(Von Joſeph Schmierer.)

1.

Sanct Lucas ſchreibet klar
In dem achtzehnden dabey:
Jeſus nahm frey
Zu ſich die Zwölfe gar
Und zu ihnen ſprach rein:
Sehet, wir gehen hinauf richtig
Gen Jeruſalem ſchon
Und es wird vollendet zur Friſt
Alles, das iſt
Geſchrieben worden frohn
Durch die Propheten fein
Von des Menſchen Sohn, denn er pflichtig
Wird überantwortet auch dort
Den Heiden und er wird auch fort
Verſpottet und geſchmähet ſehr
Und auch verſpeyet werden mehr;
Und ſie werden mit Plag
Ihn geiſſeln und tödten, er ſprach,
Und denn hernach
Wird er am dritten Tag
Auferſtehen gemein
Wiederum von den Todten wichtig.

2.

Sie aber all dabey
Vernahmen der keines ſo gar
Und die Red war
Ihnen verborgen frey,

Und wuſten nicht wos doch
Das geſagt war; Es geſchah richtig,
Da er nahet hin zu
Jericho; Ein Blinder ſaß
Am Weg der maß,
Der bettelt mit Unruh
Und da er aber noch
Höret das Volk, das durchging wichtig
Forſchet er, was das wäre mehr;
Da verkündigten ſie ihm ſehr:
Jeſus von Nazareth, der ging,
Fürüber; allda er anfing
Rief und ſprach, Jeſu fron,
Du Sohn Davids, erbarm dich mein!
Die aber fein
Forne an gingen ſchon,
Bedräuten ihn hoch
Er ſollte ſchweigen zugleich gar pflichtig.

3.

Er aber ſchrie vielmehr:
Du Sohn David, erbarm dich mein!
Jeſus ſtand fein
Stille und hieß ihn ſehr
Zu ſich führen fürwahr,
Und da ſie nahe bei ihm kamen
Sprach Jeſus zu ihm dort,
Was willſt du, daß ich dir ſoll thun?
Er ſprach, Herr nun,
Daß ich möge hinfort
Sehen, und Jeſus klar
Sprach zu ihm: Sey ſehend mit Namen,
Dein Glaub hat dir geholfen frey,
Und er ward ſehend auch darbey,
Und folget ihm nach auch ohn Spott
Lobet und preiſet er da Gott.

Und alles Volk gemuth
Das ſolches ſahe, alſo gleich
Lobet Gott reich.
Auch du Davids Sohn gut
Stärck unſern Glauben gar
Hilf uns hie und dort. Nun ſprecht Amen.

---

§. 10. I. Poetiſche Erzeugniſſe.

Man muß aber nicht den ganzen Zeitraum, in welchem die Meiſterſänger lebten, bloß nach ihnen meſſen. Denn:

1) ſind die lyriſchen Dichter in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts von denen des fünfzehnten wohl zu unterſcheiden. Jene ſtanden der beſſeren Zeit näher und ſind den Minneſängern darin ähnlich, daß ihre Lieder noch aus einem reinen Naturgefühl hervorgingen;

2) ſtehen nicht alle Meiſterſänger in ihrer poetiſchen Bildung auf gleich niederer Stufe. Mehrere zeichneten ſich aus, theils als Lieder- theils als erzählende und dramatiſche Dichter;

3) noch Andere gehörten gar nicht zu den Meiſterſängern, wohin beſonders die didaktiſch-ſatiriſchen Dichter dieſer Zeit, und die Volksliederdichter, die ſich frei durch eigene poetiſche Anlagen entwickelten, und neben den Geſangſchulen ein nicht unbedeutendes Anſehen gewannen.

Wir haben daher in dieſem Zeitraum zuerſt von lyriſchen, didaktiſchen, epiſchen und beginnenden dramatiſchen Dichtungen zu ſprechen, und dann auf die proſaiſchen Erſcheinungen hinzuführen, an denen dieſe Periode reich war.

§. 11. Liederpoeſie.

Von den vielen Meiſterliedern dieſes Zeitraums iſt wegen ihres geringen Werths nur ein kleiner Theil gedruckt. Es gibt aber eine Menge geſchriebener Sammlungen, die theils religiöſe und moraliſche, theils profane Lieder enthalten. Die vorzüglichſten Handſchriften dieſer Art befinden ſich in der Jenaiſchen Deutſchen Geſellſchaft, aus dem 13ten, 14ten und 15ten Jahrhundert[1]); auf der Schuſterzunft zu Colmar[2]), in der Heidelberger Bibliothek[3]), im Würzburger Codex zu Weimar.

Den Minneſängern am nächſten ſtehen in der zweiten Hälfte des 14ten Jahrhunderts die Liederdichter:

Heinrich von Mügelin, ein Doctor der Theologie zu Prag, der Urheber des langen Tons, der um 1369 dichtete, und

Muscatblüt, der 1400 lebte (über Beide ſ. Docens Dichterverzeichniß, und Alt-Deutſches Muſ. Bd. 2. S. 180 ff.); ferner

Peter der Suchenwirth, 1386, der die Helden ſeiner Zeit beſang (deſſen Werke Al. Primiſſer zu Wien 1827. 8. hat abdrucken laſſen.)

Aus demſelben Jahrhundert beſitzen wir auch Bruchſtücke mehrerer Liebes- und Jagdlieder in der Limburger Chronik (von der wir eine, obwohl jetzt ſehr ſeltene Ausgabe aus dem 16ten Jahrhundert, eine andere aus dem Jahre 1720 zu Wetzlar beſitzen, und eine dritte, von Vogel, Marburg 1828. 8. ſ. Bragur VI. und Kochs Compendium II.)

Außerdem fallen mehrere Kriegs- und Siegeslieder, veranlaßt durch die Kämpfe der Schweizer mit Oeſtreich und Burgund, theils in das 14te, theils in das 15te Jahrh. Dahin gehören: ein Lied auf die Schlacht bei Sempach (1386) von Halb Suter, der ſelbſt mitgefochten,

und ein zweites auf dieſelbe Schlacht von dem oben genannten P. Suchenwirth. Dem 15ten Jahrhundert gehören Veit Webers Schlachtgeſänge, unter denen ſich beſonders auszeichnet das Lied auf den Sieg bei Murten (1476) (ſ. Schillings Beſchreibung des Burgundiſchen Krieges. Bern 1743. Fol., beſonders herausgegeben von Schreiber. Freiburg 1819. 8.)

Auch der geiſtliche und Kirchengeſang, der ſchon im 13ten Jahrh. ſeinen Anfang genommen, brachte in dieſe Periode manche beachtenswerthe Erſcheinungen. Manches wird ſchon Tauler zugeſchrieben. Nach ihm iſt ausgezeichnet Conrad von Queinfurt, der 1382 als Geiſtlicher zu Löwenberg in Schleſien ſtarb; im 15ten Jahrhundert dichtete Peter von Dresden, der ein eifriger Huſſit war, und dem man auch das Lat.-Deutſche Lied: in dulci jubilo beilegt. [4]) Außerdem fallen noch in dieſe Zeit die Leiſen oder Bußgeſänge der Geißelbrüder oder Flagellanten, die Deutſchland und andere Länder während der Peſtzeit im 14ten Jahrhundert mit ihren Geſängen erfüllten [5])

Anmerk. 1) Das Manuſcript iſt in 4., über 500 Blätter ſtark, auf Papier geſchrieben. Der Sammler iſt unbekannt. Den Anfang des Codex macht das Regiſter, in welches die hier befindlichen Lieder nach den Meiſtertönen, in welchen ſie geſungen werden ſollen, eingetragen ſind. Voran ſteht allemal der Name des Dichters, der dieſe Töne erfunden hat. Darauf folgen die Namen, welche er dieſen Tönen gegeben, und bei jedem ſteht der Anfang des Liedes nebſt der Seite, wo es zu finden. Die Anzahl der Lieder beläuft ſich auf mehr als 300, und der Dichter auf 25. (ſ. Wiedeburgs ausführliche Nachricht von einigen alten Deutſchen poetiſchen Manuſcripten aus dem 13ten und 14ten Jahrhundert, welche in der Jenaiſchen akadem. Bibliothek aufbehalten werden (S. 148 — 152).

Anmerk. 2) Der Codex, der leider verloren gegangen,

enthielt über tauſend Lieder von Minne- und Meiſterſängern. (ſ. Bragur, Bd. I. S. 380 — 82.)

Anmerk. 3) Hier befinden ſich unter andern zwei Sammlungen, die indeſſen mehr Gedichte von Minneſängern als Meiſterſängern enthalten. Die erſte Sammlung iſt in 4. auf Papier geſchrieben, 133 Blätter ſtark, mit der Aufſchrift: Poëma in laudem variarum personarum utriusque Testamenti. Der Lieder ſind 18. Die zweite Sammlung führt die Aufſchrift: Cantiones variae, iſt auf Papier geſchrieben, und enthält 61 Lieder. (ſ. Fried. Adelung's Altdeutſche Gedichte in Rom, oder fortgeſetzte Nachricht von den Heidelbergiſchen Handſchriften in der Vaticaniſchen Bibliothek, S. 303 u. f.) Wilken, in ſeiner ſchon gedachten „Geſchichte der Heidelbergiſchen Bücherſammlungen," hat vier handſchriftliche Sammlungen unter dem Titel Meiſterlieder aufgeführt und gibt von jeder eine kurze Nachricht. — Außerdem vergleiche man: Docens Beſchreibung einer Sammlung alter Meiſtergeſänge in einer Handſchrift des 15ten Jahrh. in v. Aretins Beiträgen 1807, ſo wie v. d. Hagens Grundriß ꝛc.

Anmerk. 4) Mehreres darüber findet ſich in A. J. Rambach's Anthologie chriſtlicher Geſänge. Altona u. Leipzig 1817 — 1822. 4 Bde., und in H. Hoffmanns Geſchichte des teutſchen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit. Breslau 1832. 8.

Anmerk. 5) Maßmann Erläuterungen zum Weſſobrunner Gebet, S. 44 — 96.

§. 12. Didaktiſche Poeſie.

Die Hinneigung zum Didaktiſchen in dieſer Periode iſt unverkennbar; aber der Werth der hieher gehörigen poetiſchen Erſcheinungen iſt im Ganzen gering. Es gab Spruchgedichte, moraliſche Erzählungen und ſatiriſch-didaktiſche Gedichte. Unter den letztern befinden ſich einige beachtenswerthe. Ausgezeichnete Fabel-

dichter gab es nicht; doch ſteht einer an der Grenzſcheide der dritten und vierten Periode, nämlich: **Boner**, der hier den Uebergang bilden mag, da ſein Zeitalter ungewiß, von Einigen in die erſte, von Anderen in die zweite Hälfte des 14ten Jahrhunderts geſetzt wird.

§. 13. Boner.

Boner, oder, wie er ſich nach alter Gewohnheit ſchrieb, **Bonerius**, iſt ein Geiſtlicher aus Bern, deſſen Zeitalter man aus wahrſcheinlichen Gründen in die erſte Hälfte des 14ten Jahrh. ſetzt. Er hinterließ in Deutſchen Reimen eine Sammlung von hundert Fabeln, zu denen er den Stoff aus dem **Avianus** [1]) und dem **Anonymus** des **Nevelet** [2]) entlehnte. Es ſind aber nicht lauter Fabeln in Aeſopiſcher Manier, ſondern auch einige Erzählungen, deren vorzüglichſtes Verdienſt in der natürlichen, kunſtloſen Einfalt des Vortrages beſteht. Sie bleiben für uns ein ſehr ſchätzbares Denkmal eines Zeitalters unſerer Poeſie, das, ſo wie es zunächſt auf die Blüthezeit der Minneſänger folgt, ihr auch unter allen übrigen Abſchnitten dieſes Zeitraums an Werth und Gehalt am nächſten kommt, und ſind um ſo bemerkenswerther, da ſie die trefflichſten Köpfe unſers Volks zu den ſcharfſinnigſten Unterſuchungen und verſchiedenen Uebertragungen veranlaßt haben.

Der **Handſchriften**, welche bis jetzt davon bekannt geworden, ſind 15, nämlich die **Scherziſche**, zwei **Zürcher**, vier **Wolfenbüttler**, eine **Gottſchediſche** (jetzt in der K. Bibliothek zu Dresden), eine **Wiener**, eine **Oettinger**, eine **Straßburger**, und vier in **Heidelberg**. Der gedruckten Ausgaben ſind mehrere, z. B. eine **Bamberger** v. J. 1461, welche 85 Fabeln enthält; eine unvollendete **Straßburger** in elf akade=

miſchen Diſſertationen des Prof. Scherz, vom Jahr 1704—1710, welche 51 Fabeln enthält; eine durch Bodmer und Breitinger beſorgte Zürcher Ausgabe vom J. 1757 mit 99 Fabeln, unter dem Titel: „Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger," und die neuſte und vollſtändigſte, unter der von Boner ſelbſt herrührenden Benennung: der Edelſtein, iſt eine Berliner, herausgegeben nach einem alten Druck von 1461 und mit einem Wörterbuch verſehen, von J. G. Benecke, 1816, 8. — Die Bamberger, als die älteſte uns bekannte, wurde von Leſſing in der Wolfenbüttler Bibliothek gefunden, und von ihm im „erſten Beitrag zur Geſchichte und Literatur aus den Schätzen der herzogl. Bibl. zu Wolfenbüttel" (1773) ausführlich beſchrieben. Die Schlußſchrift dieſer Ausgabe lautet:

Zu bamberg dies puchleyn geendigt iſt
Nach der gepurt unſers Herren iheſu chriſt
Do man zalt tauſend unde vierhundert jar
Und im einundſechzigſten das iſt war
An ſant Valenteins tag
Got behut uns vor ſeiner plag. Amen. [3])

Anmerk. 1) Dies iſt Flavius Avianus, der wahrſcheinlich unter der Regierung der beiden Antonine im 2ten Jahrh. nach Chr. Geb. lebte. Wir beſitzen von ihm 42 Fabeln in elegiſcher Versart.

2) Der ungenannte halbbarbariſche Lat. Dichter, welcher unter dieſer Benennung verſtanden wird, iſt der Erzbiſchof von Tours, Hildebert, deſſen 60 in elegiſchem Sylbenmaße abgefaßte Fabeln in der Sammlung alter Fabeldichter, die Revelet unter dem Titel: Mythologia Aesopica. Frcf. 1610. 8. herausgegeben hat, vorkommen und daſelbſt unmittelbar auf die Fabeln des Avianus folgen. Es ſind die verſificirten Fabeln des Romulus, eines proſaiſchen Fabeldichters, deſſen Zeitalter eben ſo wenig genau beſtimmt wer-

den kann, als ſein Name vollkommen ausgemacht iſt. (S. Leſſing's 5ten Beitrag zur Geſch. und Litter. S. 43 ff.)

3) Eine ſehr vollſtändige Literatur, die Bonerſchen Fabeln betreffend, findet ſich in Jördens „Lexikon Deutſcher Dichter und Proſaiſten," Th. I. S. 161—179. Nachſtehende zwei Proben ſind aus der Bodmer-Breitingerſchen Sammlung entlehnt, und zwar die 17te und 20ſte Fabel.

I.

Ein fuchz hungern began,
Unter einen hohen boum er kan,
Uf den ein rapp kam gepflogen
Mit einem Kes gezogen,
Den er geroubet hatte do;
Des was der fuchz unmaſſen fro.
Do in der fuchz erſt an ſach,
Mit glatten worten er do ſprach:
Gott gruez dich lieber herre min,
Uiwer diener wil ich ſin.
Und jemer weſen uiwer knecht,
Das dunkt mich billich unde recht.
Ir ſint ſo edel und ſo rich,
Kein vogel mag ſin uiwer glich
In allen kunigrichen;
Ich wên nich muos entwichen
Der ſperwer und das faelkelin,
Der habk und ouch des pfawe ſchin.
Sueß iſt uiwer kêlen ſchal,
Uiwer ſtim hoeret man überal
In dem walt erklingen,
Wenn ir geraten ſingen;
Das hab ich wol genomen war.
Der rapp ſprach: das ſoll ſin an alle var
Er liez ſin ſtim us und ſang,
Das es dur den walt erklang,
In dem geſang enpfiel im do
Der kês; das wart der fuchz vil fro

Des muoſt der rappe ſchamrot ſtân
Dar zuo muoſt er den ſchaden hân.

II.

Eis mals ein loewe ſich ergieng
In einem Walde do er ving
Ein mus diu wolt er ertoedet han.
Sie ſprach, her loewe lând mich gan,
Es zimt nit uiwer biderbkeit,
Noch uiwer edelmuetikeit,
Noch lob noch ere lit daran,
Uib ir mich toedent lant mich gan;
Was eren mag ein kuing beiagen,
Uib von im wirt ein knecht erſlagen,
Des er gewalt het wen er wil,]
Iſt im des eren, der iſt nit vil.
Was großer ſignuſt mag das ſin,
Uib ein loew ein müiſelin
Ertoedtet: der het eren me
Der geſchaden mag und nit tuot we.
Laſſet ir mich herr geneſen,
Ich mag uich vil wol nutze weſen
Und mag uich keinen ſchaden tuon,
Noch minr denn dem aren ein huon.
Der loewe liez ſin zuirnen ſin
Und lieze vri das muiſelin;
Des wart es inneklichen fro,
Ich will uich danken ſprach es do.
Nu wart es ouch nit lang geſpart
Wan das der loew gefangen wart
In einem netze das was ſtark;
Er hette geben tuſend mark,
Das er dar uz wer geweſen,
Er wand ſicher nit geleſen.
Da er alſus gevangen lag
Da kam diu mus ê das der tag
Uf gieng und kam zum loewen hin.

Sie ſprach: got gruez uich herre min,
Was klaget ir, was iſt uiver not?
Ich bin gevangen uf den tot
Sprach der loewe zuo der mus.
Sie ſprach, ir komet wol her us,
Ich hilf uich umb uiwer leben,
Wann ir das ouch mir hand geben.
Was ſol ich uich me ſagen?
Die mus geriet das netz genagen
Und mit den zenen biſſen
Und welt es gern zeriſſen
Entzwei, do wart ein groſſes loch.
Vil bald der loewe floch.
Der mus danken er began;
Sie ſprach ich han es gern getan.
Gedenk wi der gewaltig ſi
Dem miltikeit wonet bi.
Gewalt erbermde haben ſol,
Der mer dem minre ſol vertragen,
Nuitz mag der ſin der nit mag ſchaden.
Der loew die kleinen mus liez gan,
Die er wol moegt ertoedet han;
So mogt im ſchade nit enweſen,
Doch muoſt er von ir hilf geneſen;
Si gedacht was er ir het getan
Und half im das er dannan kam.

§. 14. Spruchgedichte, Satiren und Präambeln.

Zuerſt iſt hier zu bemerken:

Heinrich der Teichner lebte in der zweiten Hälfte des 14ten Jahrh. meiſt zu Wien und ſchrieb Spruchgedichte und moraliſche Erzählungen, wovon Proben mitgetheilt ſind in Docen's Miscellen II. S. 229 — 238, und in Laßberg's Liederſaal S. 417 ff. Wichtiger iſt

Sebaſtian Brant, mit dem Beinamen Titio. Er wurde 1458 zu Straßburg geboren, ſtudirte zu Baſel die Rechte, wurde Rath des Kaiſers Maximilian I., der ihn wegen ſeiner Einſicht ſehr ſchätzte, und ſtarb endlich als Kanzler (Stadtſyndikus) in ſeiner Vaterſtadt, 1521. Am bemerkenswertheſten unter ſeinen vielen Schriften iſt ein ſatiriſch-didaktiſches Gedicht, welches den Titel führt: „das Narrenſchiff, oder das Schiff aus Narragonien.“ Es enthält in vierfüßigen Jamben (einer Versart, die zu Brants Zeiten faſt die einzig bekannte war) eine Schilderung der Laſter und Thorheiten ſeines Zeitalters, und fand einen ſo außerordentlichen Beifall, daß es nicht nur ſehr oft wieder aufgelegt werden mußte, ſondern auch in andere Sprachen überſetzt und erklärt wurde. Die ganze Dichtung beſteht darin, daß er ſich ein Land, Narragonien, erdichtet, wohin er alle Narren zu Schiffe bringt, und daß er jeder Thorheit eine eigene Stelle anweiſt. Zu dieſem Zweck reiht er eine Menge Sittenlehren und Satiren an einander, über alle Arten von Laſtern, Untugenden und Mißbräuchen im häuslichen und bürgerlichen Leben, und vertheilt ſolche auf 113 Kap.. oder Gemeinplätze, die keinen andern Zuſammenhang unter ſich haben, als daß ſie durch einen gemeinſchaftlichen Titel mit einander verbunden ſind. Der Vortrag hat im Ganzen wenig poetiſches Leben, obſchon es hie und da nicht an feinen Wendungen und glücklichen Ausdrücken fehlt. Körnicht und gedrungen aber wird Brant's Ausdruck, wenn er die Fehler des Stolzes, Eigendünkels, der Projectmacherei, der Polyhiſtorei und des Schwatzens rügt, oder über den Unbeſtand der Dinge philoſophirt. Das Ganze iſt, bei aller Geringfügigkeit des poetiſchen Werths, doch ein Buch voll geſunden Verſtandes, voll Welt- und Menſchenkenntniß. In der Sa-

tire Brant's iſt übrigens mehr Bitterkeit als Witz und Laune; er lacht nicht, ſondern er zürnt, aber er will auch nicht, daß ſeine Leſer lachen, ſondern daß ſie vielmehr den Ernſt und die Wahrheit ſeiner Schilderungen fühlen. Ein Doctor der Theologie, Joh. Geiler v. Kaiſersberg (von dem ſpäter die Rede ſein wird) hielt über das Narrenſchiff Predigten. Die älteſte Ausgabe iſt zu Baſel 1494 in 4. gedruckt, und in demſelben Jahre erſchienen noch 3 andere Ausgaben zu Nürnberg, Augsburg und Rüttlingen in 8. Die übrigen echten Ausgaben ſind die zu Baſel 1495, 1499, 1506, 1508, 1509 und Straßburg 1512.*) Auch iſt es in's Plattdeutſche, Holländiſche, Engliſche und Franzöſiſche überſetzt worden.

Präambeln (praeambulum), gewöhnlich Priameln auch Präameln genannt, ſind eine Art epigrammatiſcher Dichtung, ſatiriſchen Inhalts, die im 14ten und 15ten Jahrh. in Gang kamen. Proben davon ſtehen in Weckherlins Beiträgen zur Geſchichte der Altd. Sprache und Dichtkunſt, wobei zu bemerken iſt, daß ein hier abgedruckter Spruch in Deutſchen Hexametern abgefaßt iſt.

*) Die Straßburger Ausgabe von 1494 (wiederholt Augsburg 1495 u. 98) enthält Zuſätze und Erweiterungen eines Fremden, gegen welche der Verf. proteſtirte. S. Ebert bibliogr. Lexikon Bd. 1. — S. auch Koch's Compendium ꝛc. Bd. I. S. 149, und Naſſer's Vorleſungen S. 187 u. 88. — Wieland hat im T. Merkur v. J. 1776 Febr. S. 170 — 72 einige vorzügliche Stellen zur Probe aus dem Original abdrucken laſſen, die wegen der Seltenheit echter Ausgaben auch hier einen Platz finden mögen:

Gar oft verdirbt ein Hantwerksman
Der viel Gewärb und Hantwerk kan,
Wer jagen will, und uf eyn Stund
Zwen Haſen vohen (fahen) mit eym Hund,

Dem wirt (wird) ettwan kum (kaum) eyner wol,
Gar dick wirt im ganz nüt zumol (nichts zumal)
Wer ſchießen uß vi Armbruſt will
Der trifft kaum etwann wol das Ziel.

* * *

Wer uff ſich ſelbſt viel Aempter nymbt
Der mag nit tun das jedem zymbt.
Der hie muß ſyn und anderſwo
Der iſt recht weder hie noch do.
Wer tun will, daß eym jeden g'falt
Der muß han Ottem (Athem) warm und kalt
Und ſchlucken vil das im nit ſmekt
Und ſtreken ſich nach der Gedekt (Decke)
Und künnen (können) pfulwen underſtrowen (ſtreuen)
Eym jedem underm Ellenbowen
Und ſchmyeren yedem wol ſyn Styrn,
Und lügen daß er keynen erzürn.
Aber viel Aempter ſchmeken wol
Man wermbt ſich bald bey groſem Kol (Kohlfeuer)
Und wer vil Wyn (Wein) verſuchen dut
Den dunkt doch nit eyn yeder gut.
Dann ſchlecht geſchmydt iſt bald bereit.
Dem Wiſen liebt Eynfaltikeit.

* * *

Syner Mutter Schild gar mancher fürt
Das er vielleicht am Vater irrt.
Viel hant des Brief und Sygel gut
Wie daß ſie ſint vom edelm Blut,
Sie went (wollen) die erſten ſin von recht
Die edel ſint in irm Geſchlecht;
Wie wol ichs nit ganz ſtraff noch acht
Uß Tugend iſt all Adel gemacht.
Wer noch gut Sitt, Ehre, Tugend kan,
Den halt ich für eyn edel Mann;
Aber wer hett keyn tugend nitt
Keyn Zucht, Scham, Ehre, noch gute Sitt,

Den halt ich alles Adels leer
Ob joch (auch) eyn Fürſt ſyn Vatter wär
Adel alleyn by Tugend ſtat (ſteht)
Uß Tugend aller Adel gat. (geht)

* * *

Ich weiß noch einen, heiſt Hans Miſt,
Der will all Welt deß überreden
Er ſey zu Norwegen und Schweden
Zu Alkair geweßt und zu Granat
Und do der Pfeffer wechſt und ſtaht;
Der doch nie kam ſo fern hinus,
Hett ſyn Mutter daheim zu Hus
Ein Pfannkuch oder Wurſt gebachen
Er hätts geſchmeckt (gerochen) und hören krachen.
Des rhümens iſt uf Erd ſo vil
Daß es zu Zyten nem groß wyl;
Denn jedem Narren das gebrißt
Daß er will ſyn, das er nit iſt.

§. 15. Epiſche Poeſie.

a) Reineke der Fuchs.

Mehrere allegoriſch-erzählende Gedichte gehören dieſem Zeitalter ganz eigenthümlich. Der Hang zur Verſpottung ſittlicher Gebrechen erzeugte ein allegoriſch-epiſches Spottgedicht, das unter dem Namen Reineke Fuchs, als eins der trefflichſten Denkmäler Altdeutſcher Poeſie da ſteht. Wer der Verf. deſſelben ſei, iſt lange unentſchieden geblieben. Der frühern Meinung nach iſt es ein gewiſſer Heinrich von Alkmar, der als Hofmeiſter bei dem Herzoge Renatus von Lothringen um's Jahr 1470 gelebt haben ſoll. Allein ſchon Rollenhagen nennt in der Vorrede zu ſeinem „Froſchmäusler" den Nikolaus Baumann, der als Doctor der Rechte und Rath des Herzogs Magnus von Jülich bei ſeinem Hofe in Ungnade fiel und 1526 als Secretär des Her-

zogs von Mecklenburg und Prof. der Rechte zu Roſtock ſtarb; und neuere Unterſuchungen haben dieſe Meinung beſtätigt [1]). Eben ſo ſtreitig war die Frage: ob dieſes Gedicht ein echt-Deutſches Originalproduct oder eine Nachahmung ſei? Man hat ſich indeſſen für das letztere erklären müſſen, da wir ein älteres Werk in Holländiſcher Sprache beſitzen [2]), in welchem der Gang der Erzählung zum Theil bis auf die kleinſten Züge, ganz wie in dem Deutſchen Reineke, gefunden wird, und es ſcheint nach einer genauen Vergleichung, daß entweder der Deutſche Dichter den Holländiſchen zu ſeinem Vorbildner gehabt habe, obgleich auch dieſer den Stoff wahrſcheinlich aus mehreren Alt-Franzöſiſchen Fabeln entlehnt hat [3]), oder daß beide Bearbeiter aus einer und derſelben Quelle geſchöpft. Die ganze Dichtung gehört überhaupt zu denen, die ſich nach und nach aus Deutſchen Volksſagen gebildet haben. Denn ſchon zur Zeit Karls des Großen ſollen von dem Deutſchen Volke ſatiriſche Anekdoten erzählt worden ſein, in denen ein Herzog von Reinhard oder Reineke von Lothringen als Fuchs, und ein Graf von Oeſtreich unter dem Namen Iſegrim als Wolf aufgeführt worden. In der Folge haben vermuthlich auch die Franzoſen ſich dieſes ſatiriſchen Stoffs bemächtigt, um ihn in freier Dichtung weiter auszubilden. Das Verdienſt der Erfindung würde demnach weder einem Franzöſiſchen noch einem Deutſchen Dichter beſonders angehören. Dennoch hat ſich unſer Dichter durch die poetiſche Behandlung ſeines Stoffs über ſeine proſaiſchen Vorgänger ſo erhoben, daß man ſeiner Arbeit wohl den Rang eines Originalproducts zugeſtehen kann. [4])

Anmerk. 1) Die Unterſuchung dieſer Streitfrage begann in Flögel's „Geſchichte der komiſchen Litteratur,“ Bd. III. S. 28 — 94. Darauf hat Tiaden in ſeinem

„gelehrten Oſtfriesland“ (Aurich, 1785) Th. I. S. 19—88. mit vielen Beweisgründen zu zeigen geſucht, daß Nik. Baumann der wahre Verf. des Gedichts ſei. Baumann ſuchte ſich nämlich für die Ungnade, in die er am Hofe zu Jülich gefallen war, durch dieſes Gedicht zu rächen, welches die Kabalen jener Reſidenz darſtellt und lächerlich macht, wählte auch zur Sprache deſſelben den in Jülich ſowohl damals als auch noch jetzt ſehr gewöhnlichen Frieſiſchen Dialekt des Plattdeutſchen, ſetzte aber, um völlig unbekannt zu bleiben, den Namen Heinrich von Alkmar vor, der, wie Tiaden beweiſ't, nie gelebt hat, und fügte, um ſeine Erdichtung noch mehr zu verſchleiern, Anmerkungen dieſes angeblichen Heinrich von Alkmar bei, indeß er ſeine eigenen Anmerkungen bloß unter dem Namen des Herausgebers anhängte. Noch mehr beſtätiget hat dies Kinderling in ſeiner „Geſchichte der Niederſächſiſchen Sprache,“ S. 350 ff. Dennoch iſt die Sache nicht ausgemacht, und es behaupten einige Schriftſteller, wie Scheller und Scheltema, daß es einen Doctor der Rechte, Namens Heinrich v. Alkmar, wirklich gegeben habe.

2) Von dieſem Buche kennt man nur ein einziges Exemplar, das ſich in der Stadt-Bibliothek zu Lübeck befindet, und den Titel führt: „die hiſtorie van reynaert de vos“. Am Ende ſteht: „hier eindet die hiſtorie van reynaert de Vos. Int jaer ons heren MCCCC, ende Lxxxv opten vierden Dach van junio. Delf in hollant.“ Dieſe Delfter Quart-Ausgabe in Holländ. Proſa mit einigen dazwiſchen laufenden Reimen hat 112 Blätter, und beſteht aus 49 Cap. Der ehemalige Stadtbibliothekar und Subrector Suhl in Lübeck beſorgte davon im J. 1783 einen Abdruck, unter dem Titel: „die hiſtorie va reynaert de vos, nach der Delfter Ausgabe von 1485 zum genauen Abdruck befördert ꝛc.“ Lübeck und Leipzig, 8.

3) Man findet in Franzöſiſchen Bibliotheken mehrere handſchriftliche Romane und Fabelſammlungen unter den Titeln: le Roman du Reynard, le Roman ancien du

maistre

maistre Renard, le Renard couronné etc., in denen der Fuchs jedesmal die Hauptrolle ſpielt. — Horn, in ſeiner „Geſchichte und Kritik der Deutſchen Poeſie,“ merkt S. 53 noch an: daß es bereits im 9ten Jahrh. im Auſtraſiſchen Reiche einen Politiker, Namens Reginard gegeben, deſſen Verſchlagenheit und ränkevoller Sinn weit und breit berühmt geweſen, ſo, daß man ihn unter dem Bilde des Fuchſes vorgeſtellt, dem er den Namen (renard) gegeben haben ſolle, und wirklich, ſetzt er hinzu, finden wir dieſes Wort auch nicht früher als im zehnten Jahrhundert.

4) Neuere Aufſchlüſſe über das ganze Gedicht enthält Reinhardus vulpes etc. von Mone. Stuttgart 1832. 8. Eben ſo hat Jac. Grimm in einer Sammlung von Abhandlungen und Schriftwerken Aufſchlüſſe über die Deutſchen Thierfabeln überhaupt gegeben in ſeinem „Reinhart Fuchs.“ Berlin, 1834. 8.

§. 15. Inhalt deſſelben und Beſtimmung ſeines Werths.

Das Gedicht (wie es in der älteſten uns bekannten Ausgabe von 1498 vor uns liegt) iſt in Plattdeutſcher oder Niederſächſiſcher Sprache, und zwar in dem Frieſiſchen Dialekt derſelben geſchrieben, und beſteht aus vier Büchern, deren jedes mehrere Kapitel enthält. Die Verſe ſind Jamben, in die ſich indeſſen nach damaliger Regelloſigkeit des Versmaßes viele Spondeen, Anapäſten u. ſ. w. eingeſchlichen haben. Das Ganze iſt ein lebendiges Gemälde von einem Hofe, deſſen Regent ſich den Anſchlägen eines niederträchtigen Günſtlings überläßt, und dadurch, wider ſeinen Willen, auf den Untergang ſeines Reichs hinarbeitet, und enthält als ein ſatiriſches Fabelgedicht die Lehre, daß nach der Welt Lauf die Schlauheit über alles Recht den Sieg davon trägt. Die darin vorkommenden Perſonen, nämlich der König mit allen ſeinen Vaſallen, Staats- und Hofbeamten, Geiſtliche und alle übrigen Stände, ſind unter dem Bilde

von allerlei Thieren, faſt in Aeſopiſcher Manier, vorgeſtellt, und der Charakter, den die Natur jeder Thierart eingeprägt hat, bezeichnet die Denk= und Gemüthsart der handelnden Perſonen. Der Fuchs (Reineke) ſpielt die Hauptrolle; von den übrigen Thieren ſind der Löwe (Nobel) als König, der Dachs (Grimbart), der Bär (Braun), der Kater (Hinze), der Bock (Bellyn), der Haſe (Lamp), der Wolf (Iſegrim), der Hahn (Henninck) vorzüglich in die Begebenheit verflochten [1]). Reineke, nachdem er ſich durch alle Anklagen der Thiere glücklich durchgelogen, wird noch zum Schluß mit Ehren und Gnadenbezeigungen vom König überhäuft, und kehrt in Begleitung ſeiner nun zahlreichen Freunde in ſeine Burg (Malepartus) zurück, wo er ſeiner Familie den glücklichen Ausgang ſeines Handels erzählt.

Nur ſelten iſt ein Gedicht ſo allgemein und günſtig aufgenommen worden wie dieſes. Jahrhunderte lang war es im ganzen nördlichen Europa, beſonders in Deutſchland, ein Lieblings=, man kann ſagen ein Volksbuch. Man hielt es für eine Fundgrube, aus der ſich echte Lehrſätze der Moral, ja ſelbſt die Geheimniſſe der tiefſten Politik ſchöpfen ließen, und daher war es auch in den Händen aller Fürſten und Staatsmänner. Man löſ'te es endlich in Proſa auf, und verkauft es noch jetzt auf den Jahrmärkten neben dem gehörnten Siegfried, der ſchönen Magelone und andern Volksbüchern. Erſt ſeit der Mitte des vorigen Jahrh. hat die Menge der Romane und anderer Schriften den Reineke aus den mittlern Ständen verdrängt, und er würde vielleicht ganz in Vergeſſenheit gerathen ſein, wenn ihn nicht Goethe in edlerer Geſtalt wieder in's Leben gerufen hätte [2]) Dieſe neue Belebung hat das Gedicht um ſo mehr verdient, da es durch eine ſehr getreue und gutgehaltene Charakterzeich=

nung, durch Mannigfaltigkeit der oft ſehr komiſchen Lagen, durch Fülle von Witz und Laune und eine höchſt lebendige und freimüthige Darſtellung in größtentheils ſehr fließenden und ungezwungenen Reimen, jeden Leſer angenehm beſchäftigt. Tugend, Weisheit und Sittlichkeit haben in dieſem Gedicht ihre trefflichſte Lobrede gefunden. Auch für den Sprachforſcher und Alterthumskenner iſt es von großem Werth.

Anmerk. 1) Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß jedes Thier eine wirkliche Perſon vorſtellt. Schon Eccard (Commentar. de rebus Franciae, Wirceb. 1729. T. II. p. 797.) meint, daß unter dem Wolf Iſegrim der Name eines Herzogs von Oeſtreich, unter Reineke dem Fuchs aber der Herzog Reinhard von Lothringen zu verſtehen ſei, und daß der Dichter beide Perſonen ſehr richtig gezeichnet habe.

2) S. Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, Bd. LIV. St. 2. S. 245—248.

§. 16. Ausgaben deſſelben.

Als Deutſches Volksbuch iſt Reineke Fuchs ſehr oft gedruckt worden. Wir kennen bis jetzt 17 Ausgaben der Niederdeutſchen Bearbeitung:

1) Reynke de Voß. Lübeck 1498, in kl. 4. Iſt die älteſte Ausgabe und mit vielen Holzſchnitten geziert. Das einzige, davon vorhandene Exemplar iſt auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel. Profeſſor Hackmann zu Helmſtädt ließ es 1711 zu Wolfenbüttel abdrucken. In der Vorrede nennt ſich Heinrich von Alkmar als Verfaſſer.

2) Van Reyneken dem Voſſe u. ſ. w. Roſtock 1517, in kl. 4. Iſt ein neuer Abdruck von No. 1. Die Holzſchnitte ſind ſparſamer, aber beſſer. Ein Exemplar dieſer Ausgabe befindet ſich auf der Bibliothek zu Dresden.

[9*]

3) Eine dritte Ausgabe in 4. von Nic. Baumann zu Roſtock 1522 bei Ludwig Dietz gedruckt, führt Rollenhagen in der Vorrede zu ſeinem „Froſchmäusler" an. Es hat aber kein neuerer Litterator dieſe Ausgabe jemals geſehen.

4) Eine Ausgabe von 1539 zu Roſtock, auch bei Ludwig Dietz, in 4., ganz mit Schwabacher Schrift gedruckt, iſt beſonders ihrer typographiſchen Schönheit und Correctheit wegen merkwürdig. Der Text iſt mit 37 Holzſchnitten geziert, und außerdem befinden ſich noch bei den Anmerkungen 13 einzelne Figuren, die charakteriſtiſch und zum Theil ſatiriſch ſind, wohin z. B. ein Advocat gehört, der kalt und warm zugleich bläſ't. Die Herren Naſſer und Soltau (der Ueberſetzer des Reineke) beſaßen dieſe Ausgabe. Letzterer hat vor ſeinem Tode ſein Ex. der Hamburger Stadtbibl. übergeben.

5) Eine andere Roſtocker Ausgabe, v. J. 1548 in 4. bei Ludwig Dietz, beſaß Gottſched. Das Titelblatt fehlte. Auf dem 272ſten Blatte ſtand mit Buchſtaben die Jahrzahl 1549, und am Schluſſe des Regiſterbogens Druckort, Drucker und die Röm. Zahl MDLIII., daher man annimmt, der Druck habe 48 angefangen und ſei 53 beendet worden.

6, 7, 8) Drei Ausgaben v. J. 1562 in 4., 1572 in 4. mit Holzſchnitten, und 1575 in 8. ſind zu Frankfurt a. M. gedruckt. Letztere beſaß Gottſched.

9) Eine Ausgabe vom J. 1592 in 4. zu Roſtock gedruckt, mit Holzſchnitten, beſaß Profeſſor Naſſer (ſ. deſſen Vorleſungen über die Geſch. d. D. Poeſie).

10, 11 u. 12) Drei Octav-Ausgaben aus dem 17ten Jahrh., v. J. 1606 (ſo ſteht auf dem Titelblatt, am Ende ſteht 1604), 1660 und 1666, mit Holzſchnitten,

ſind zu Hamburg erſchienen. Letztere hat viele Druckfehler, und war in den Händen des Prof. Naſſer.

13) Eine Wolfenbüttler Quart-Ausgabe v. J. 1711, iſt ein Abdruck der Lübecker Ausgabe von 1498, welchen F. A. Hackmann beſorgte. Sie iſt mit Lat. Schrift gedruckt, und von einem, mit dem Reineke gar nicht zuſammenhangenden Plattdeutſchen Gedichte, de Koker (der Köcher), begleitet, deſſen Verf. uns unbekannt iſt, das hier aber zum erſten Male erſchien, und eine Sammlung von gereimten und ſatiriſchen Spruchgedichten enthält (welche die Pfeile ſind, von denen dieſer Köcher den Namen hat), die, ohne ſonderlichen poetiſchen Werth, doch für das Studium der Plattdeutſchen Sprache und der ältern Deutſchen Sittengeſchichte nicht unwichtig ſind.

14) Die zu Leipzig, bei Breitkopf im J. 1752 erſchienene, von Gottſched beſorgte Quart-Ausgabe. Sie iſt nach der Hackmannſchen Ausgabe, als ein Anhang zur Gottſchediſchen Hochdeutſchen Ueberſetzung.

15) Eine ſehr empfehlenswerthe (aber jetzt vergriffene) Ausgabe: Reineke de Voß mit eener Verklaring der olden Saſſiſchen Worde. Gedrucket to Eutin 1797. dorch Beneb. Struve, Hofboekdrücker. 8. Dieſe Ausgabe beſorgten Voß und Bredow, nach dem Hackmannſchen Text, jedoch mit mehrern Abweichungen in Anſehung des Dialekts. Sie iſt mit einem ſehr brauchbaren Gloſſarium verſehen.

Die neueſten Niederdeutſchen Ausgaben ſind:

16) Reineke de Fos fan Hinrek fon Alkmar, upt nye utgegeven unde forklarend dorg Dr. K. F. A. Scheller. Halberſt. 1825. 8. Iſt nach der älteſten Lübecker Ausg. v. J. 1498 abgedruckt, doch iſt der

Abdruck nicht genau. Der Herausgeber vindicirt die Autorſchaft dem H. von Alkmar.

17) Reineke Vos. Nach der Lübecker Ausg. v. J. 1498. Mit Einleitung, Gloſſar und Anmerkungen von Hoffmann v. Fallersleben. Breslau, 1834. 8.

Anm. Ein dem Reineke nachgebildetes und die Geſchichte des Fuchſes bis zu ſeinem Tode fortführendes Gedicht „Hennynk de Han" von Renner iſt aus dem 18ten Jahrh. und gehört alſo einer ſpätern Periode an.

§. 17. Ueberſetzungen deſſelben.

Auch an Ueberſetzungen ins Hoch- und Niederdeutſche und in fremde Sprachen fehlt es nicht. Nach bloßer Anführung einer ältern von Beuther, Frankf. a. M. 1545 in Fol., welche 1556 in Fol. und 79, 90, 1602 und 1617 in 8. wieder aufgelegt iſt, einer andern zu Roſtock von 1650 in 8., 1662 wiederholt, und der Gottſchedischen (ſ. vorigen §. Nr. 14.), die proſaiſch und ſehr fehlerhaft iſt, verweilen wir hier nur bei den neuſten von Goethe und Soltau. Die Goetheſche erſchien unter dem Titel: Reineke Fuchs in zwölf Geſängen, und findet ſich einzeln (Berlin 1794, 8.) und in ſeinen ältern Werken (Bd. X.), wie in der letzten Ausg. von 1830, Bd. 40. Sie iſt in Hexametern, und, ungeachtet mancher Zuſätze und Einſchiebſel, doch ſo treu, daß ſie eher Ueberſetzung als Nachbildung genannt werden muß. In der Versart des Originals, oder in ſogenannten Knittelreimen (kurzen gereimten Jamben) iſt die Soltauſche: Reineke Fuchs, von D. W. Soltau, Berlin 1803. 8. N. veränd. Ausg., Braunſchw. 1823. 8., und deshalb volksmäßiger. Auch dieſe Ueberſetzung iſt, mit Auslaſſung einiger müßigen Stellen, ziemlich treu, doch hat der Reineke darin zuweilen ein etwas modernes Anſehen bekommen.

Von den Ausgaben und Ueberſetzungen, welche in fremden Sprachen erſchienen ſind, erwähnen wir hier nur einer Lateiniſchen von Hartmann Schopper *), welche zuerſt 1567 zu Frankfurt a. M. in 8. erſchien und mehrmals wieder aufgelegt worden iſt. Sie iſt in vierfüßigen Jamben und, wie das Original, in vier Bücher, und jedes Buch in Capitel getheilt, auch nicht ohne poetiſche Schönheiten, obwohl man es der Arbeit an mehrern Stellen anſieht, daß ſie dem Verfaſſer ſauer geworden, wie er denn ſelbſt ſie laborem Aetna graviorem nennt.

Anmerk. *) Der Anfang des langen prahleriſchen Titels der erſten Ausgabe lautet: Opus poeticum de admirabili fallacia et astutia vulpeculae Reinikes etc. In den folgenden Ausgaben von 1574, 79, 80, 84 und 95, die auch in 12. ſind, iſt der Titel ſehr abgekürzt.

Probe aus dem zweiten Buch des Niederdeutſchen Originals.

Wente wy beiden vp eine tydt gingen
Twiſchen Kallyß vnd Elverdhingen,
Dar ginck eine Mere mit erem Valen,
De bede ſwart weren, alſe de Kalen.
Dat junge Vale mochte wor olt ſyn
Van veer Mänten, nicht vele myn.
Iſegrim, de Wulff, was by na dodt,
Van hungers wegen leet he grothe noth.
He bath my, dat ick fragen ſcholde,
Efft de Mere verköpen wolde
Ere junge Valen, vnd ock wo düre?
Süs ginck ick tho er vp eventüre;
Ick ſprack: höret my Mere fruwe,
Ick weit, dat dyt Vale ys juwe,
Wille gy ydt verköpen? ſegget my dat!
Se ſprack: Ja ick verköpet vmme ſchat;
De Summe, dar ick dat vmme wil geuen,

Steit achter vnter mynem vote geſchreuen;
Wille gy ydt ſeen, ick latet juw leſen.
Da hörde ick wol, wo ſe wolde weſen.
Ick ſprack: Nein Frowe, des ſyth bericht,
Leſen effte ſchrypen kan ick nicht,
Juwes Kyndes ick ock nicht begere;
Men Iſegrim wüſte gerne, wo ydt were,
De hefft my hergeſant tho juw.
Do ſprack ſe: So laten en kamen nu,
So wil ick em des maken vrot.
Da ginck ick hen, dar Iſegrim ſtot,
Ick ſprack, wille gy juw ethen ſath,
De Mere ſecht vnd entbüth juw dat.
Dat gelt ſteit vnder erem vote geſchreuen,
Wor ſe dat Vale vmme geuen.
Se woldet my hebben leſen laten,
Men wat ſcholde my dat baten?
Wente ick yo nene ſchryfft weth,
Des lyde ick vaken groth vordreth.
Ohem, ſeet, effte gy dat können leſen!
Iſegrim ſprack, wat ſcholde dat weſen,
Dat ick nicht ſcholde leſen, wat ydt ock ſy?
Ja Düdedſch, Walſch, Latin ock Frantzöß darby.
Hebb ick doch tho Erfordt ſchole geholden,
Ock hebbe ick mit den wyſen olden,
Alſe mit den Meiſters van der Audientzien,
Queſtien gegeuen vnd Sententzien.
Ick was in der Logiken gelicencieret,
Wat ſchryfft dat men vyſeret,
Kan ick leſen, gelick mynen namen,
Dar vmme wil ick mede tho ramen
Beydet gy miner hyr ein kleen,
Ick wil ghaen vnd de ſchryfft beſeen.
He ghinck hen vnd fragede euen,
Wo ſe dat Valen wolde geuen.
He fragede na dem beſten kope,

Se ſprack: dat gelt ſteit to hope
Geſchreuen vnder mynem achter voet.
He ſprack: lath ſeen. Se ſprack: ick doet.
Se börde den voet bauen dat graß,
De nyge mit yſeren beſlagen was,
Mit ſös Hoffnägeln, vnd ſloch wiſſe
Vnd rakede ock nicht all miſſe.
Wente ſe ſloch ene vor ſyn höuet,
Dat he ſtörtede vnd lach verdöuet,
Vnd vel vor Dodt thor erden nedder.
Ehr he ſyck recht vorhälde wedder,
Dat was wol eine grote ſtunde.
De Mere leep wech, all dat ſe konde,
Und leeth Iſegrimme liggen vorwundt;
He lach, vnd hülede alſe ein hundt.

Dieſelbe Probe aus Goethe's Uebertragung in's Neu-Hochdeutſche.

— — — — — Wir gingen nämlich zuſammen
Zwiſchen Kackyß und Elverdingen, da ſah'n wir von weitem
Eine Stute mit ihrem Fohlen, und Eins wie das Andre
Wie ein Rabe ſo ſchwarz. Vier Monath mochte das Fohlen
Alt ſeyn. Und Iſegrim ward vom Hunger gepeinigt, da bat er:
Fraget mir doch, verkauft uns die Stute nicht etwa das Fohlen?
Und wie theuer? Da ging ich zu ihr und wagte das Stückchen.
Liebe Frau Mähre, ſagt' ich zu ihr: Das Fohlen iſt euer,
Wie ich weiß, verkauft ihr es wohl? Das möcht ich erfahren.
Sie verſetzte: bezahlt ihr es gut, ſo kann ich es miſſen,
Und die Summe, für die es mir feil iſt, ihr werdet ſie leſen,
Hinten ſteht ſie geſchrieben an meinem Fuße. Da merkt' ich,
Was ſie wollte, verſetzte darauf: ich muß euch bekennen,
Leſen und ſchreiben gelingt mir eben nicht ſo, wie ich es wünſchte.
Auch begehr ich des Kindes nicht ſelbſt; denn Iſegrim möchte

Das Verhältniß eigentlich wiſſen; er hat mich geſendet.
Laßt ihn kommen, verſetzte ſie drauf, er ſoll es erfahren.
Und ich ging, und Iſegrim ſtand und wartete meiner.
Wollt ihr euch ſättigen, ſagt ich zu ihm, ſo geht nur, die Mähre
Giebt euch das Fohlen, es ſteht der Preis am hinteren Fuße
Unten geſchrieben; ich möchte nur, ſagte ſie, ſelber nachſehn.
Aber zu meinem Verdruß mußt ich ſchon manches verſäumen,
Weil ich nicht leſen und ſchreiben gelernt. Verſucht es, mein Oheim,
Und beſchauet die Schrift, ihr werdet vielleicht ſie verſtehen.
Iſegrim ſagte: Was ſollt ich nicht leſen! das wäre mir ſeltſam!
Deutſch, Latein und Wälſch, ſogar Franzöſiſch verſteh' ich,
Denn in Erfurt hab' ich mich wohl zur Schule gehalten,
Bei den Weiſen, Gelehrten und mit den Meiſtern des Rechtes
Fragen und Urtheil geſtellt, ich habe meine Lizenzen
Förmlich genommen, und was für Scripturen man immer auch findet,
Leſ' ich als wär es mein Nahme. Drum wird es mir heute nicht fehlen.
Bleibet, ich geh' und leſe die Schrift, wir wollen doch ſehen.
Und er ging und fragte die Frau: wie theuer das Fohlen?
Macht es billig. Sie ſagte darauf: ihr dürft nur die Summe
Leſen, ſie ſtehet geſchrieben an meinem hinteren Fuße.
Laßt mich ſehen! verſetzte der Wolf. Sie ſagte: das thu ich!
Und ſie hub den Fuß empor aus dem Graſe; der war erſt
Mit ſechs Nägeln beſchlagen; ſie ſchlug gar richtig und fehlte
Nicht ein Härchen, ſie traf ihm den Kopf, er ſtürzte zur Erden,
Lag betäubt wie todt. Sie aber eilte von dannen,
Was ſie konnte. So lag er verwundet, es dauerte lange.
Eine Stunde verging, da regt er ſich wieder und heulte,
Wie ein Hund. — — — — — — —

Probe aus Soltau's Uebertragung in Knittelverſen.
(1ſtes Buch. Kap. 35.)

Wie Reinke kam an ſeine Thür,
Sprach er: Bellin[1]), verweile hier
Und bleib' ein wenig draußen ſteh'n;
Ich will in meine Feſte gehn,
Und nehmen Lampen[2]) mit hinein.
Sag' ihm, er ſoll behülflich ſeyn,
Mein Weib zu tröſten über mich;
Denn ohne Zweifel grämt ſie ſich,
Wenn ſie von uns bekömmt zu wiſſen,
Daß wir auf Pilgerſchaft jetzt müſſen.
So wußte Reineke dem Thoren
Mit glatten Worten Eſel zu bohren,
Damit der dumme Lamp allein
Sich wagte in die Burg hinein.
Hier lag, von Sorg' und Gram bezwungen,
Die Füchſin mit den beiden Jungen,
Und glaubte nun und nimmermehr,
Daß Reineke entronnen wär.
Doch wie ſie ihn nach Pilger Art
Gewahr mit ſeinem Ranzen ward,
Und ſeinen Wanderſtab und Schuh,
Da nahm noch mehr ihr Wunder zu.
„Reinhard (rief ſie), ach, ſage mir,
Wie ging es doch am Hofe Dir?"
Sprach er: „Ich habe gefangen geſeſſen;
Allein es iſt nicht lange geweſen.
Der König ließ mich aus der Haft,
Und ſandte mich auf Pilgerſchaft.
Herr Braun der Bär und Iſegrim[3])
Sind Bürgen für mich jetzt bei ihm.
Dank ihm! daß er uns gut bedenkt.
Und Lampen uns zur Söhnung ſchenkt',
Mit ihm zu thun, was uns behagt.
Der König hat mir ſelbſt geſagt,

Daß er mich falſch beſchuldigt hat.
Laßt ihn nun büßen den Verrath,
Denn ich bin ohnehin ihm gram."
  Wie Lampe dieſe Worte vernahm,
Erſchrak er ſehr, und wollte fliehn;
Doch Reineke verhindert ihn,
Indem er ihm die Thür verlief,
Und mördriſch ihn beim Hals' ergriff.
Lampe ſchrie: „Hilf, ich bin in Noth,
Bellin! der Pilger beißt mich todt."
Allein umſonſt war ſein Geſchrei,
Reinhard biß ihm den Hals entzwei.
Alſo empfing er ſeinen Gaſt:
„Langt zu (ſprach er) und eßt mit Haſt;
Der Haſ' iſt gut und fett, fürwahr;
Und wozu taugt auch ſonſt der Narr?
Ich hab's ihm längſt ſchon nachgetragen;
Jetzt ſoll er mich nicht mehr verklagen."
Kurz, Reinke machte ſich mit Weib
Und Kindern über Lampens Leib.
„Viel Dank ſei (ſprach Frau Ermelin)
Dem König und der Königin.
Gott gebe Beiden gute Nacht,
Weil ſie ſo gütig uns bedacht,
Und uns den Tiſch ſo ſchmackhaft decken."
  Reineke ſprach: „Laßt's Euch gut ſchmecken,
Und ſättigt Euch nach Luſt und Fug;
Denn hier iſt für uns alle genug.
So geht es Reinhards Feinden allen:
Sie müſſens mit der Haut bezahlen,
Die mich verſchwatzen und verklagen."
„Darf ich (ſprach Ermelin) Dich fragen,
Wie Du Dich aus der Haft befreit?"
„Es braucht (ſprach Reineke) viel Zeit,
Um Dir zu ſagen, wie ich log,
Und Nobeln [*]) mit Geſchwätz betrog,
Nicht minder auch die Königin;

Daher die Freundſchaft auch nur dünn
Geſponnen iſt (das weiß ich wohl),
Und noch wohl dünner werden ſoll.
Ich weiß, er nennt mich Böſewicht,
Wenn er erſt Alles zu wiſſen kriegt,
Und wenn er mich einſt wieder bekäme,
Daß er nicht Millionen nähme,
Um ungehangen mich zu laſſen,
Könnt' er mich nur bei'm Kragen faſſen.
Wir müſſen hin nach Schwabenland,
Da ſind wir noch ganz unbekannt.
Dort halten wir des Landes Weiſe.
Himmel! was giebt es da für Speiſe!
Da ſind dir Hühner, Gänſe, Kaninchen.
Auch iſt an Vögeln keine Noth;
Mit Butter und Eiern backt man's Brot.
Geſunde Luft iſt überall,
Und Waſſer, klar wie ein Kryſtall.
Es giebt dort Fiſche, die heißen Gallinen,
Die ſchmecken beſſer als Roſinen;
Auch andre mehr, als Anas, Gallus,
Pullus, Pernix, Anser und Rallus;
Dort ſind die Fiſche, die wir brauchen,
Man braucht nicht tief darnach zu tauchen.
Solch Fiſchwerk aß ich in dem Orden,
Wo ich einſt war ein Mönch geworden.
Sieh, Frau! willſt Du in Ruhe leben,
So laß uns dorthin nun begeben.
Damit wir uns auch recht verſtehn,
So wiſſ': der König ließ mich gehn,
Weil ich die Schätze ihm verſprach,
Die König Emmerich ließ nach.
Ich ſprach, ſie lägen verſcharrt im Sand,
Bei'm Brunnen, Haderpfütz genannt.
Da findet er ſie nimmermehr,
Und wird mir darum zürnen ſehr,

Daß ich ihn durft ſo arg betrügen.
Ich mußt' auch ganz erſchrecklich lügen,
Eh ich dem Strange nur entging;
Mich wundert, daß man mich nicht hing.
Gewiß, nie litt ich größre Noth;
Ich ſah vor Augen meinen Tod,
Und wenn mir Jemand rathen wollte,
Daß ich es nochmals wagen ſollte:
So möcht' ich doch nie Seiner Gnaden
So wieder in die Klaun gerathen.
Ich habe (Dank ſey meinem Fund!)
Die Finger jetzt aus ſeinem Mund."
„Was willſt Du (ſprach Frau Ermelin)
Darum in ferne Länder ziehn,
Worin wir fremd und elend ſind,
Und finden das nicht, was uns dient?
Hier biſt Du Deiner Bauern Herr!
Was ſuchſt Du in der Fremde mehr,
Und gibſt für Schatten wahres Gut?
Hier iſt's uns warm und wohl zu Muth;
Denn unſre Burg iſt ſtark und feſt.
Wenn uns der König ängſten läßt,
Und läßt uns einen Weg verlegen,
So fehlt's uns nicht an hundert Wegen;
Wir wiſſen hier noch manchen Gang,
Zu fliehen wider ſeinen Dank.
Wie ſchwer es hält, das weißt Du wohl,
Eh uns der König fangen ſoll
In unſrer Burg mit offner Macht.
Daß Du ihm aber zugeſagt,
Fernhin zu wanken über's Meer;
Darob betrübt mein Herz ſich ſehr."
Reineke ſprach: „Lieb Weibelein,
Mußt darum nicht gleich traurig ſein.
„Beſſer geſchworen als verloren;"
Der Spruch klingt mir noch in den Ohren,

Den mir ein kluger Mann geſagt,
Wie ich ihn in der Beichte gefragt.
„Gezwungner Eid gilt nicht ſo viel,
(So ſprach er) als ein Pappenſtiel;"
Drum ich auch mein Gelübd nicht acht'.
Und bleibe hier, wie Du geſagt.
Ich habe nichts in Rom verloren,
Und hätt' ich hundert Eide geſchworen,
So iſt es mir doch nicht bequem,
Zu wandern nach Jeruſalem.
Drum bleib' ich, wie Du ſagſt, bei Dir;
Wir träfen's noch wohl ſchlechter ſchier
An einem andern Ort als hier.
Meint's denn der König arg mit mir,
So muß ich's mit Geduld anſehn.
Kann ich der Macht nicht widerſtehn,
So muß ich es durch Liſt erlangen,
Ihm Schellen mit Ohren anzuhangen;
Ich lehr' ihn, eh er ſich's verſieht,
Von Reinken ſingen ein neues Lied."

Anm. 1) Der Schaafbock. 2) Der Haaſe. 3) Der Wolf, 4) Der König.

§. 18. b. Melchior Pfinzing's Tewrdannck.

Melchior Pfinzing war zu Nürnberg 1481 geboren, lebte als Geheimſchreiber am Hofe Maximilian's I., und ſtarb 1535 als Doctor der Theologie und Propſt zu St. Victor in Mainz. Sein Verdienſt in der Literatur-Geſchichte beſteht in einem berühmten hiſtoriſch-allegoriſchen Gedicht, das den Titel führt: „die Geuerlichkeiten und eins theils der Geſchichten des löblichen ſtreytparen vnd hochberümbten Helds und Ritters Herr Tewrdannckś" (Nürnberg 1517. Fol.) und kurz weg der Teurdank heißt. Der Held des Gedichts iſt Kaiſer Maximilian I., der hier Teurdank genannt wird, weil er von Jugend auf alle ſeine Gedanken auf abenteuerliche (hohe, herrliche)

Dinge gerichtet [1]), und der auch vielleicht den erſten Entwurf zu dieſem Gedichte ſelbſt gemacht, oder doch um die Entſtehung und Ausbildung deſſelben gewußt hat, ein Umſtand, der zum Ruhme des Gedichts ſehr Vieles, wenn nicht das Meiſte, beigetragen hat. Den Stoff dazu gab Maximilians Vermählung mit der ſchönen und reichen Maria von Burgund (im Gedicht Ehrenreich genannt), Tochter des Herzogs von Burgund, Karl's des Kühnen (Romreich genannt), zu deren Beſitz er nur nach vorher beſtandenen Abenteuern gelangen konnte, die hier ſämmtlich erzählt werden, und, zum Theil aus der Geſchichte der Kaiſers ſelbſt entlehnt, den Hauptinhalt des Gedichts ausmachen. Der Held beſteht in Begleitung des Ehrenhold (des perſonificirten Ruhms) alle Gefahren, die drei Staatsbediente der Maria ihm bereiten, nämlich Fürwittich (das jugendliche Alter), Unfalo (das Jünglingsalter) und Neidelhart (das reifere männliche Alter), die ſich unter der weiblichen Regierung beſſer zu befinden glauben, und deshalb die Vermählung zu hintertreiben ſuchen; er kommt dann glücklich an den Hof der Prinzeſſin, und wird von ihr, nachdem er noch ſechs Ritter in einem Turniere beſiegt, mit dem Kranz des Sieges geſchmückt. Hierauf werden die drei Hauptleute von Ehrenhold angeklagt und zum Tode verurtheilt; Maximilian aber, aufgefodert von der Prinzeſſin zu einem Kriege gegen die Ungläubigen, unternimmt, nachdem er ſich zuvor mit ihr verlobt hat, einen Kreuzzug. Hieraus ergibt ſich, daß dieſes Gedicht eine allegoriſche Lebensgeſchichte des Kaiſers Maximilian ſei, und daß der Dichter an Teurdank's Beiſpiel habe zeigen wollen, wie ein muthiger und chriſtlich-frommer Sinn in allen Perioden des Lebens jeder Gefahr zu trotzen im Stande ſei. Dieſer moraliſche Zweck gibt auch dem Gedichte ſeinen beſondern

Werth. Das poetiſche Verdienſt iſt gering, der Sprache fehlt es an Kraft, und den Charakteren an innerem Intereſſe. Die Verſe ſind Jamben von vier, zuweilen drei Füßen mit untermiſchten Trochäen. Das Ganze iſt in 118 Kapitel oder Abſchnitte getheilt.

Anmerk. 1) Die Unkunde der wahren Bedeutung des Worts Tewrdannck verleitete den Vincentius Placcius, es durch caraegrates, carigratius zu überſetzen, alſo darunter Einen zu verſtehen, der ſeinen Dank theuer erkauft hat.

§. 19. Ausgaben des Tewrdannecks, und typographiſche Merkwürdigkeit derſelben.

Da die erſten Ausgaben des Teurdank an typographiſcher Schönheit Alles übertreffen, was bis dahin in Druck erſchienen war: ſo verdienen ſie hier einer umſtändlichen Erwähnung. Die erſte Ausgabe hat den im vorigen §. angeführten Titel, der auf der erſten Seite des erſten Blattes ſteht und 4 Zeilen einnimmt. Am Ende des Buchs ſteht: „Gedruckt in der Kayſerlichen Stadt Nürnberg durch den Eltern Hannſen Schönſperger Burger zuo Augſpurg.“ Das Druckjahr iſt nicht angegeben, doch findet man unter der Zueignungsſchrift an Karl V., damaligen König von Spanien, die Jahrzahl 1517, woraus wohl zu ſchließen iſt, daß der Druck in eben dem Jahre zu Stande gekommen. Das Ganze enthält 118 Bogen Fol. — Dieſe Ausgabe verdient als Meiſterſtück des Drucks und der Holzſchneidekunſt die Aufmerkſamkeit des Alterthumsfreundes. Sie beſteht nämlich aus koſtbarem Papier, mit beſonders dazu verfertigten, ſo ſchönen, großen und zierlichen Lettern, daß man ehemals glaubte, das ganze Werk ſei in Tafeln, von Holz geſchnitten, abgedruckt. Die dabei befindlichen 118 Holzſchnitte ſtellen die verſchiedenen

Abenteuer vor, die Teurdank zu beſtehen hatte; ſie ſind äußerſt ſauber von Hans Schäufelin verfertigt, einem trefflichen Maler und Kupferſtecher zu Nördlingen, der, ein Schüler Albrecht Dürer's [1]), mit dieſem, was Fleiß und Talent betrifft, verglichen werden darf. Einige Exemplare dieſer Ausgabe ſind auf Pergament abgedruckt und mit ausgemalten Holzſchnitten geziert. Dergleichen Exemplare findet man zu Wien, Zürch, München, Kiel (wo es ehemals Prof. Naſſer beſaß) und Berlin (auf der Berliniſchen Gymnaſiums-Bibliothek). — Eine zweite Ausgabe, Augsburg 1519, iſt der erſten in der Hauptſache gleich, hat aber doch in der Rechtſchreibung, Form der Buchſtaben, Güte des Papiers eine Menge Abweichungen, unterſcheidet ſich auch von jener durch ſchwächere Holzſchnitte, die hier nicht mit Schäufelins Monogramm, d. h. mit den in einander geſchlungenen Buchſtaben H. S. nebſt einer dabei liegenden Schaufel, bezeichnet ſind, wie man ſolches in der erſten Ausgabe auf einigen Holzſchnitten, z. B. dem 13ten und 39ten, findet. Exemplare davon ſind zu München und ehemals in der Bibl. des Prof. Naſſer. — Eine dritte Originalsausgabe, ebenfalls vom Jahr 1519. Fol. iſt auch zu Augsburg gedruckt. Die Unterſchiede von der zweiten ſind indeſſen unweſentlich. Dieſe und die vorige Ausgabe beſitzt der Hofkammerrath Joſch in Nürnberg. Die vierte und fünfte Ausgabe ſind zu Augsburg 1537 und 1692, beide Fol., gedruckt. Unecht und verfälſcht ſind aber die Ausgaben von dem Fabeldichter Burkard Waldis (Frankfurt, 1553. Fol., 1563 und 1589), indem ſich der Herausgeber eine faſt gänzliche Umſchmelzung des Textes mit vielen Auslaſſungen und Zuſätzen erlaubt, aber dadurch mehr verſchlechtert als verbeſſert hat [2]). Noch ſchlechter iſt die Umarbeitung von M. Schultes, Ulm 1679. Fol.

Anmerk. 1) Albrecht Dürer ſteht unter den bildenden Künſtlern des Mittelalters oben an. Er wurde 1471 zu Nürnberg — dem damaligen Deutſchen Athen — geboren, und ſtarb daſelbſt 1528. Nachdem er eine Zeitlang die Goldſchmiedsproſeſſion bei ſeinem Vater betrieben hatte, lernte er zeichnen, malen, und übte ſich auch im Kupferſtechen und Holzſchneiden. In den Jahren 1490 — 92 machte er eine Reiſe durch Deutſchland, Holland, und 1505 nach Venedig, wo er ein ganzes Jahr zubrachte. Kaiſer Maximilian I. ernannte ihn zu ſeinem Hofmaler, und alle Könige und Fürſten, Gelehrte und Künſtler damaliger Zeit bewieſen ihm ihre Achtung und Freundſchaft. Dürer war ein Mann von großem Genie und vielſeitiger Ausbildung. Ausgezeichnet als Zeichner, Maler, Kupferſtecher, Formſchneider und Bildhauer, war er der erſte, der die Regeln der Perſpective in Deutſchland nach den Regeln der Mathematik lehrte, und ſich eine Kunſttheorie bildete. Darüber und über den Feſtungsbau ſchrieb er eine: Anleitung zur Geometrie, Zeichenkunſt und Fortification, die, als ſprechender Beweis ſeiner Kenntniß und Einſicht daſtehend, hier nur darum angeführt wird, weil ſie beweiſet, daß man ſchon einen guten Anfang in didaktiſcher Proſa gemacht hatte. So beginnt er ſeinen Unterricht in der Geometrie mit den Worten: „Im anfang that not, ſo man die jungen meſſen will leren, das ſie wiſſen, was der grund ſey, daraus man myſt, vnd wie da gemeſſen werde. Es ſey ein verdachts oder ſorgemachts ding. Dreyerley ding ſind zu meſſen, erſtlich eyn lenge, die weder breyt noch dick iſt, darnach eyn lenge, die eyn breiten hat, zum dritten ein lenge, die ein breiten und dicken hat. Dieſer aller ding anfang vnd end ſind punckten. Aber eyn punckt iſt eyn ſolch ding, das weder größ, leng, breyt oder dicken hat, vnd iſt doch eyn anfang vnd end aller leiblichen ding, die man machen mag, oder die wir in unſern ſinnen erdencken mögen ꝛc." Ausführliche Nachricht über ſein Leben, ſeine Schriften und Kunſtarbeiten findet man in Roth's „Leben Albrecht Dürer's" ꝛc. (Leipzig 1791. 8.) und in Hellers,

„das Leben und die Werke A. D's." Bamberg, 1827. 3 Bde. 8., von denen aber erſt Bd. II. 1. 2. erſchienen iſt.

2) In der Kaiſerlichen Bibliothek befinden ſich, nach Khautz „Verſuch einer Geſchichte der Oeſtreichiſchen Gelehrten," S. 96. u. f., noch mehrere Codices des Teurdanks, in welchen Manches ſogar von des Kaiſers Maximilian eigner Haud geſchrieben ſein ſoll. Genauere Belehrung darüber ertheilt Hellers Skizze einer Geſchichte der verſchiedenen Ausgaben des Teurdank, in deſſen Beiträgen zur Kunſt- und Literatur-Geſchichte. Heft I. u. II. Nürnberg 1822. 8. S. 87 — 121.

§. 20. c. Kleinere epiſche Gedichte, allegoriſche Erzählungen. ꝛc.

Unter den kleinern epiſchen Erzeugniſſen, die dieſem Zeitalter angehören mögen, ſind noch zu merken:

1) Erzählungen des Hans von Roſenplüt, mit dem Zunamen Schnepper (Schnäpperer, Schwätzer, ein Beinamen, der nicht ſchimpflich geweſen ſein muß, da Roſenplüt ſich ſelbſt ſo nennt), Wappenmaler und Meiſterſänger zu Nürnberg. Die novellenartigen Erzählungen dieſes etwas unſaubern Dichters enthalten unter andern den Krieg der Stadt Nürnberg, den die Einwohner dieſer Stadt in Verbindung mit den Schweizern gegen die ſie bekriegenden Fürſten in den Jahren 1449 und 1450 führten, und den Sieg, den ſie bei Sempach davon trugen. Gedruckt iſt dieſe poetiſche Erzählung in Canzlers und Meißner's Quartalſchrift für ältere Literatur ꝛc. 1785, Jahrgang 3, Heſt 7. S. 27 — 57, mit Erläuterungen von Meißner.

2) Die Soeſter Fehde, ein Niederdeutſches Gedicht, das die Fehde behandelt, welche 1437 — 1459 zwiſchen der Stadt Soeſt und dem Kurfürſten von Cöln ge-

führt wurde. Einige Proben befinden ſich in Bragur III. S. 397 — 401.

3) Das Buch von den ſieben weiſen Meiſtern. Dies iſt eine Sammlung von vierzehn novellenartigen Erzählungen, unter denen ſich beſonders die neunte auszeichnet, die den Kaiſer Octavian, ſeines Geizes wegen, von den Römern lebendig begraben werden läßt. Späterhin wurde es ein beliebtes Volksbuch mit moraliſchen Auslegungen. Abdrücke erſchienen zu Augsburg, Ingolſtadt und Straßburg von 1447 — 1549.

4) Auch gehören hieher mehrere balladenartige Volkslieder, z. B. das Lied vom edlen Möringer, von der Frau von Weißenburg und von den Vitalienbrüdern Klaus Sturzebecher und Götte Michael.

§. 21. Entſtehung der dramatiſchen Poeſie.

In keinem der bisherigen Zeiträume war etwas für die dramatiſche Poeſie geſchehen. Die erſten, für die Darſtellung berechneten Verſuche dieſer Art, die auch nur als Proben roher Beſtrebungen genannt werden können, gehören der Mitte des 15ten Jahrh. Die Mimen, Hiſtrionen und Jokulatoren, deren man im 11ten, 12ten und 13ten Jahrhundert erwähnt, waren nichts als Gaukler und Poſſenreißer, die von einem Hofe zum andern zogen, um bei Feierlichkeiten, Hochzeiten und Gelagen durch Tanz, Geſang und mimiſche Späße zu beluſtigen. Indeſſen iſt es wahrſcheinlich, daß eben ſie zu den mehr geordneten dramatiſchen Vorſtellungen Veranlaſſung gegeben haben, die in der Folge unter dem Namen Faſtnachtſpiele einen weſentlichen Theil der Faſtnachtluſtbarkeiten ausmachten [1]). Aber auch dieſe Faſtnachtſpiele waren extemporirte Farcen, etwa in dem Geſchmack, wie ſie noch jetzt in Marionettenbuden zuweilen geſehen werden [2]).

Anmerk. 1) Die Faſtnachtzeit war in den frühern Jahrhunderten eine Zeit des erlaubten Muthwillens, die man in Mummereien, Schmauſereien und luſtigen Poſſen verlebte. Dieſe Art des Vergnügens führte von ſelbſt auf den Gedanken, eine angenommene Rolle dabei durchzuführen, und das, was anfangs nur ein Faſtnachteinfall geweſen war, weiter auszubilden. So entwickelte ſich daraus die dramatiſche Poeſie in Deutſchland.

2) ſ. Naſſer's Vorleſungen über die Geſchichte der Deutſchen Poeſie, Bd. I. S. 174 — 75.

§. 22. Dramatiſche Dichter.

a) H. Schnepper, genannt Roſenplüt, und H. Volz.

Der Thespis der Deutſchen Bühne, wie Gottſched ihn nennt, iſt der ſchon §. 20. als Erzähler genannte Nürnbergſche Meiſterſänger und Wappenmaler, Hans Schnepper, genannt Roſenplüt. Dieſer ſchrieb um die Mitte des 15ten Jahrh. ſechs Faſtnachtſpiele, nämlich 1) ein vaßnacht Spil (hat weiter keine Ueberſchrift), 2) Von den Syben Meiſtern, 3) Des Türken Vaßnachtſpil, 4) Ein Vaßnachtſpil von dem Jüngling, 5) Ein Vaßnachtſpil von dem pawern und dem bock, 6) Ein Vaßnachtſpil vom Ehebruch, von denen das dritte am bekannteſten iſt, und wegen des darin herrſchenden fröhlichen Tons auch das gelungenſte genannt werden kann. Jedoch will dies wenig ſagen; denn man findet hier überall nichts als gemeine, unzüchtige Reden und plumpe Schilderungen damaliger Sitten, die wohl mitunter echtkomiſche Züge enthalten, aber doch die Rohheit des Zeitalters zu grell bezeichnen*). Roſenplüt war indeſſen nicht der erſte, der ſolche Spiele verfertigte, denn er nennt ſich nirgend den Erfinder derſelben, ſondern ſetzt ſie als eine bekannte und gewöhnliche Faſtnachtluſt voraus. Faſt gleichzeitig mit ihm trat Hans Volz (Folz)

auf, gebürtig aus Worms, Barbier und Meiſterſänger zu Nürnberg, deſſen Faſtnachtſpiele 1519 und 1521 zu Nürnberg gedruckt, und in v. d. Hagen's Grundriß S. 524 verzeichnet ſind.

Anmerk. *) Roſenplüt's ſechs Faſtnachtſpiele ſind vollſtändig abgedruckt in: Gottſched's „Nöthigen Vorrath zur Geſchichte der Deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt ꝛc." (Leipzig 1757 — 65, 2 Bde. 8.) Bd. II. S. 43 — 80, welches Werk unſtreitig Gottſched's beſte Arbeit und für die Geſchichte der Deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt überaus brauchbar iſt. Ueber Roſenplüt ſelbſt und den Inhalt ſeiner Faſtnachtſpiele ſ. ebend. Bd. I. S. 11 — 28. Vergl. L. Tiecks Deutſches Theater. Berlin 1817. Bd. 1., wo auch das dritte und fünfte Faſtnachtſpiel Roſenplüts mitgetheilt iſt.

§. 23. Fortſetzung.

b) Theodoricus Schernberg.

Mit dem komiſchen Faſtnachtſpiele in Deutſchland kamen auch die Religionsdramen auf, die wahrſcheinlich aus den geiſtlichen Schauſpielen hervorgingen, welche unter dem Namen Myſterien ſchon im Anfange des 15ten Jahrh. in Lateiniſcher Sprache vorhanden waren. Eins der vorzüglichſten dieſer Art iſt die „Apotheosis Joannis VIII., Pontificis Romani. Ein ſchön Spiel von Fraw Jutten, welche Babſt zu Rom geweſen, vnd aus ihrem bäbſtlichen Scrinio pectoris, auff dem Stuel zu Rhom, ein Kindlein zeuget." Dieſes Stück erſchien zum erſtenmale zu Eisleben 1565. 8. Der Herausgeber, Hieronymus Tileſius, ſagt in der Vorrede, daß ein Meßpfaff, Theodoricus Schernberg, es ſchon 1480 verfertigt habe. Der Inhalt derſelben iſt die bekannte Fabel von der Päpſtin Johanna. Dieſe läßt der Dichter, nachdem ſie ein Kind geboren, und in die Hölle gefahren iſt,

durch die Fürbitte der Maria aus der Hölle befreit und vom Engel Michael in den Himmel gebracht werden. Hier iſt das Talent der Sprache, der poetiſch-mimiſchen Darſtellung, der dramatiſchen Zuſammenfaſſung der Charaktere und deren beſtimmte energiſche Auffaſſung mit gebührendem Lobe anzuerkennen. Es iſt hier ein weitläufiger Stoff, der oft nach vielen abweichenden Richtungen ſich verlieren zu wollen ſcheint, zur Einheit verbunden worden, daher wir den dichteriſchen Werth des Stücks nicht ganz gering anſchlagen dürfen. Vorzüglich rein gehalten ſind die beiden Antitheſen des Stücks: Chriſtus Salvator und Maria auf der einen, und die des Lucifer und der Lillis, des Teufels Mutter, eines höchſt phantaſtiſchen Charakters, auf der andern Seite; der ſehr verwickelte Knoten löſ't ſich am Ende beruhigend auf*).

Anmerk. *) Horn's Geſchichte und Kritik der Deutſchen Poeſie, S. 70 — 71. — Abgedruckt iſt das Stück in Gottſched's Vorrath ꝛc. Bd. II. S. 81 — 138; vergl. ebendſ. S. 221.

§. 24. II. Proſaiſche Erzeugniſſe.

Seit der Mitte des 14ten Jahrhunderts finden wir die Grundlegung zur Deutſchen Proſa. Sie entwickelte ſich zunächſt aus der Auflöſung der früheren epiſchen Gedichte, woraus ſogenannte Ritter- und Volksromane entſtanden, und aus den Ueberſetzungen Franzöſiſcher Erzählungen. Hieraus erwuchſen die Anfänge der hiſtoriſchen Schreibart, der dann die didaktiſche und oratoriſche folgte.

§. 25. Hiſtoriſche Proſa und Volksromane.

Am nächſten den poetiſchen Denkmälern ſtehen die Erzählungen und Romane, die, größtentheils aus alten poetiſchen Vorbildern entſtanden, in großer Zahl vorhanden waren. Es gehören dahin unter andern:

Die Geſchichten von Wigalois und von Triſtan

aus dem Sagenkreiſe Artur's; ferner von Reinald von Montalbau, aus dem Sagenkreiſe Karl's des Großen; Lother und Maller, aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Eliſabeth, Gräfin zu Naſſau-Saarbrück (1437) auch nach der Handſchrift bearbeitet von Fr. Schlegel (1805) (ſ. deſſen Werke Bd. VII.); Meluſina, in's Deutſche überſetzt durch Thüring von Ringolfingen aus Bern (1470); Pontus und Sidonia, in's Deutſche übertragen durch Eleonore, geb. Prinzeſſin von Schottland und Gemahlin des Erzherzogs Sigismund von Oeſtreich. Vergl. Büſching's und v. d. Hagen's Buch der Liebe. Berlin 1809. 8. — Unter den Volksromanen waren beſonders beliebt Fortunatus und Tyll Eulenſpiegel. Jener iſt wahrſcheinlich Engliſchen Urſprungs, obwohl die Sage des Fortunatus ſich ſchon in dem Buche: Gesta Romanorum befindet. Der älteſte Druck erſchien Augsburg 1509. Später, 1620, kommt die Sage als Schauſpiel bearbeitet in den Engliſchen Comödien und Tragödien vor, aus denen ſie Tieck in ſeinem Deutſchen Theater Bd. II. mittheilt. Echt Deutſchen Urſprungs aber iſt der komiſche Roman Tyll Eulenſpiegel*), ein Buch voll humoriſtiſcher Einfälle und luſtiger, obwohl nur zu oft niedriger Späße, geſchrieben in Niederdeutſcher Sprache 1483 (wovon aber kein Exemplar mehr vorhanden iſt) und zuerſt 1519 in's Hochdeutſche übertragen, dann 1538 und 1540, 4., welche letztere Ausgabe Leſſing auf der Wolfenbüttler Bibliothek fand. Der Verf. iſt unbekannt.

Anmerk. *) Dieſer Abenteurer wurde in dem erſten Viertel des 14ten Jahrhunderts zu Knittlingen, einem Wolfenbüttelſchen Dorfe unweit Schöppenſtädt geboren, und ſtarb 1350 in dem Städtchen Möllen, 4 Meilen von Lübeck, wo ſein Grabſtein mit der Anſpielung auf ſeinen Namen, einem Spiegel und einer Eule, noch zu ſehen iſt. Sein Name iſt unter den Deutſchen zum Sprichwort geworden, und bezeich-

net alle muthwillig-luſtig närriſche Streiche, die aus keiner Freude daran verübt werden; denn dergleichen verübend zog Tyll durch Niederſachſen und Weſtphalen, ja ſelbſt nach Pohlen und Rom. Seine Schwänke ſind in alle Sprachen überſetzt, unzählig oft aufgelegt, mit Anmerkungen herausgegeben und von Jung und Alt geleſen worden. Siehe Reichard's Bibliothek der Romane, Bd. II. §. 4. Flögel's Geſchichte der Hofnarren, und Görres über die Volksbücher; Leben und Thaten Till Eulenſpiegels, Prag und Wien 1795. 8.

§. 26. Fortſetzung.

Aus jenen romanhaften Erzählungen bildete ſich die rein-geſchichtliche Proſa; doch gibt dieſe Periode nur Chroniken. Die wichtigſten ſind: die Elſaſſiſche Chronik, von Jakob Twinger von Königshofen, geſchrieben um 1386; eine Ausgabe beſorgte Schilter, Straßburg 1698. 4.; die Deutſche Chronik, von der Stadt und Herrn zu Limpurg an der Lahn, von 1336—1398. (ſ. S. 115.) Der Verfaſſer war Johann Gensbein, Schreiber der Stadt Limburg. Ferner: die Thüringiſche Chronik in Niederdeutſcher Sprache von Joh. Rothe, einem Mönch zu Eiſenach, um 1430; iſt abgedruckt in Mencken Scriptt. rer. germ. T. II. Proben daraus, ſo wie aus der Elſaſſiſchen Chronik, befinden ſich in Piſchon's Handbuch der Deutſchen Proſa. Thl. I. Berlin 1818. — Mit Uebergehung anderer Chroniken gedenken wie nur noch eines, zwar nicht rein-hiſtoriſchen, aber doch auf einer geſchichtliche Grundlage beruhenden Werks, betitelt: der Weiß-Kunig (der weiſe König), eine Erzählung von den Thaten Maximilians I., die nach ſeiner Angabe von ſeinem Geheimſchreiber Markus Treitzſaurwein von Ehrentreitz zuſammengetragen wurde. Sie enthält, als ein Seitenſtück zum Teurdank, die Geſchichte Maximilian's von ſeiner erſten Erziehung bis auf die Endigung des von

ihm geführten Venetianiſchen Krieges, ſo wie einen Theil der Lebensgeſchichte ſeines Vaters Friedrich's III., in der Sprache des Teurdank, d. h. im Oſtreichiſchen Dialekt; doch ſind die Perſonen nicht namentlich angeführt. So heißt der König von Frankreich „der blaue König" und die rebelliſchen Niederländer heißen „die braune Geſellſchaft." Die erſte, und bis jetzt einzige, gedruckte Ausgabe dieſes noch viel zu wenig gekannten und beachteten hiſtoriſchen Schatzes erſchien, nach dem in der Kaiſerlichen Hofbibliothek befindlichen Codex zu Wien im Jahre 1775 in 2 Bdn. Fol. (10 Rthlr.) mit den dazu gehörigen ausdrucksvollen Holzſchnitten von Hans Burgmeir, einem Schüler Albr. Dürer's. Markus Treitzſaurwein ſagt in dem Vorbericht, es ſei ein unvollkommnes Werk, das 1514 von Max I. in dieſe Form gekleidet ſei, um daraus in der Folge ein vollkommnes, hiſtoriſch wahres, richtig geordnetes und wohldeutſches Werk zu machen. Proben finden ſich in Piſchon's Handbuch d. D. Proſa.*)

Anmerk. *) Es muß bei dieſer Gelegenheit bemerkt werden, daß Max I. überhaupt einen höchſt wohlthätigen Einfluß auf die Literatur ſeines Zeitalters gehabt hat. Mit den gangbarſten neueren, wie mit den ältern Sprachen bekannt, ermunterte er die beſten Köpfe ſeiner Zeit zu Werken des Geſchmacks, und verſammelte um ſich die erſten Sprachgelehrten und Künſtler, z. B. Reuchlin, Melanchthon, Agricola, Conrad Celtes, Dürer ꝛc.

§. 27. Didaktiſche Proſa.

Die hieher gehörigen Schriften ſind größtentheils ascetiſchen und moraliſchen Inhalts. So hielt im 15ten Jahrhundert Albrecht von Eyb, Domherr zu Bamberg, dem Eheſtand eine Lobrede, unter dem Titel: ob einem Manne ſy zu nemen ein eelichs weib oder

niet. Nürnberg 1472. 4., und bis zu Ende des Jahrh. mehrere Mal wieder erneuert. Derſelbe Verfaſſer ſchrieb einen Spiegel der Sitten. Augsburg 1511. Fol. und fügte demſelben eine Ueberſetzung zweier Schauſpiele des Plautus bei. Uebertragungen dieſer Art, beſonders aus dem Lateiniſchen, waren überaus häufig, und wurden viel geleſen, wie aus den oft wiederholten Auflagen zu ſchließen iſt. Dies gilt vorzüglich von den Fabeln des Aeſop, von Ovid's Kunſt zu lieben, vom Eunuch des Terenz, von Cäſar's Galliſchem Krieg, und ſogar von Cicero über die Pflichten. Auch neuere Lateiniſche Schriftſteller wurden überſetzt, z. B. das puch der Natur, von Cunrat von Megenberg, deſſen Verfaſſer als Domherr zu Regensburg um die Mitte des 14ten Jahrhunderts lebte. Gedruckte Ausgaben davon erſchienen zu Augsburg fünf, von 1475 — 1499.

§. 28. Oratoriſche Proſa.

Schon in der dritten Periode hatte die oratoriſche Proſa mit Berthold begonnen. Höher als er aber ſteht Joh. Tauler, geb. 1294, geſt. 1361 als Dominicaner in Straßburg. Dieſer herrliche Mann wirkte durch frommen Wandel und ausgezeichnete Beredſamkeit auf die Geſinnung des Volks, und iſt in dieſer Beziehung als der würdigſte Vorgänger Luthers zu betrachten, indem er der Proſa die erſte Richtung zu einer höhern Bildung gegeben, und die Sprache für abſtracte Vorſtellungen des Sittenlebens befähigt hat. Ob er ſeine Predigten in Lateiniſcher Sprache aufgeſchrieben, und ſie Deutſch gehalten habe, wie Einige annehmen, iſt nicht erwieſen; ſie ſind aber wahrſcheinlich urſprünglich Deutſch. Eine Originalausgabe beſitzen wir nicht. Die erſte uns bekannte Ausgabe erſchien zu Leipzig 1498. 4. In mehrern folgenden Ausgaben, namentlich in dem Nie-

derſächſiſchen, Halberſtadt 1523, und in dem Neuhochdeutſchen von P. J. Spener, Nürnberg 1688. 4. haben die Predigten durch die verſchiedenen Mundarten manche Veränderungen erfahren. Die Vortrefflichkeit des Inhalts und die Kraft des Ausdruckes haben ihnen ſogar noch in der neueſten Zeit ein leſendes Publikum gewonnen, wie die Ausgabe Frankfurt a. M. 1825. in 3 Bänden 8. beweiſ't.[1])

Ihm gleich an Wärme des Gefühls und Kraft der Sprache ſteht Joh. Geiler von Kaiſersberg, geb. 1445 zu Schafhauſen, erzogen bei ſeinem Großvater zu Keiſersberg im Elſaß, und nach dieſer Heimath benannt, war Doctor der heil. Schrift und lebte als Prediger erſt in Freiburg, dann in Würzburg, Augsburg und Straßburg, wo er 1510 ſtarb. Dieſer, wegen ſeiner theologiſchen Gelehrſamkeit und ſeiner reinſittlichen Beſtrebungen höchſt angeſehene Geiſtliche, hat mehrere Erbauungsſchriften herausgegeben, namentlich einen Troſtſpiegel, bei Gelegenheit einer Peſt (1480 oder 1487), ferner „der Seelen Paradies", iſt aber in der Literatur-Geſchichte beſonders bekannt durch ſeine Predigten über Brant's Narrenſchiff (ſ. §. 14), obwohl dieſe nur ſehr bedingten Werth haben. Er entwarf ſie Lateiniſch, und hielt ſie Deutſch. Sein Schüler Jakob Otter, gab ſie Lateiniſch heraus 1510, unter dem Titel: navicula seu speculum fatuorum ꝛc., und Joh. Pauli, ein Franziskaner, verdeutſchte ſie, zuerſt Baſel 1520. Fol.; nach ihm finden wir noch eine neue Uebertragung von N. Höniger, unter dem Titel: Weltſpiegel. Baſel 1574. 8. Dieſe Predigten, 110 an der Zahl, ſind ausführliche Diſcurſe über die denkwürdigſten Verſe Brant's worin jede Art des Narrengeſchwarms, Geld-, Kleider-, Tanz-, Sauf-, Hochmuths- und andere Narren, gezüchtigt wird. Sie enthalten kühn ausgeſprochene Wahrheiten in oft derber Sprache, und verbinden mit der

bitterſten Rüge damaliger Thorheiten viel Naivetät und Biederherzigkeit, ſo daß Schimpf und Ernſt wie Zwillingsbrüder hier neben einander ſtehen. Auch als Urkunde der Sitten, Lebensweiſe und Moden zur Zeit Max I., verdienen ſie beachtet zu werden. [2])

Anmerk. 1) Sein Leben beſchrieb Joh. Arndt, (Lüneburg) 1689. 8.

2) S. Geiler von Kaiſersberg's Leben, Lehren und Predigten, dargeſtellt von F. Wilh. Ph. v. Ammon. Erlangen 1826. 8. Vergl. Jördens Lexikon Deutſcher Dichter und Proſaiſten, Th. 2. S. 589, und Wieland's Teutſcher Merkur 1776, Febr. S. 172 — 174, wo es zum Schluß heißt: „diejenigen, welche Geilern übel genommen haben, daß er dieſe Homilien gehalten, mußten nicht überlegt haben, daß ſeine Art in das beſonderſte Detail aller ſittlichen, häuslichen und bürgerlicheu Thorheiten und Mißbräuche aller Stände, Geſchlechter und Profeſſionen einzugehen, gerade die einzige iſt, wie man Moral predigen mußte, wenn wirklicher Nutzen dadurch geſchaffen werden ſollte."

Fünfte Periode.

Das Zeitalter wieder erwachender Wiſſenſchaftlichkeit.

Von der Bibelüberſetzung bis auf Opitz, oder bis 1625.*)

---

§. 1. Einleitung.

Der wichtige Zeitraum des ſechzehnten Jahrhunderts, dem wir uns jetzt nähern, trägt den Stämpel ſeines eigenthümlichen Charakters in der Ueberſchrift. Die Poeſie

findet in ihm nur ſpärliche Nahrung; ſie erliegt den gelehrten Streitigkeiten der Theologen, und die Schwingen der Phantaſie werden geläutert durch den Ernſt des herrſchenden Zeitgeiſtes. Nur einzelne Zweige der Dichtkunſt, die der Kirche und dem Volk angehören, wie das Kirchen- und Volkslied, werden mit nicht gemeinem Fleiß angebaut; die epiſche Poeſie aber beſchränkt ſich auf Erzählungen und Schwänke, das Lehrgedicht auf Satire, und das Drama gewinnt nur an äußerer Regelmäßigkeit. Nur in dem Beginn dieſes Zeitraums zeigt ſich noch hie und da eine lebensfriſche Phantaſie, aber immer ſchwächer und farbloſer erliſcht ſie mit ihrem Jahrhundert vor dem ſtrengen Lehrbegriff der Kirche.

Doch was die Zeitumſtände der Deutſchen Dichtkunſt verſagten, gaben ſie deſto reichlicher der Wiſſenſchaft und beſonders der Deutſchen Proſa. In dieſer Beziehung ſteht das ſechzehnte Jahrhundert ſo hoch, daß es mit gleichem Rechte das Zeitalter der proſaiſchen Sprachbildung genannt werden könnte. Dieſe Erſcheinung war eine natürliche Folge der Reformation, die es zunächſt mit der Bildung des Verſtandes zu thun hatte, und eine Menge von Schriften und Gegenſchriften herbeiführte, die Deutſch abgefaßt ſein mußten, wenn ſie das Volk über ſein heiligſtes Intereſſe, über die Religion, belehren ſollten. Der Reformator mit ſeiner ſchaffenden Kraft wußte aus den beiden Hauptdialekten Deutſchlands eine Sprache zu bilden, die er zunächſt für ſeine Bibelüberſetzung gebrauchte und die von der Zeit an unter dem Namen des Neu-Hochdeutſchen Volks- und Bücherſprache wurde. Alles was Luther außerdem in ſeinen Predigten und Erbauungsſchriften, in ſeinen Sendſchreiben, Ermahnungen und Streitſchriften, zur Förderung ſeines großen Werks für ſeine Zeitgenoſſen zu geben hatte, wurde in einer edlern Deutſchen Proſa

gedacht und niedergeſchrieben. Auch begann ſich die Sprache zu regeln durch die Anfänge der Deutſchen Grammatik und Lexikographie, wovon die frühere Zeit keine Spur aufzuweiſen hat. Dabei wurde das Studium der beiden klaſſiſchen Sprachen und des Hebräiſchen zur Erforſchung der bibliſchen Urkunden mit Eifer getrieben, und für die Wiſſenſchaften der Geſchichte, Mathematik und Naturkunde, ſo wie für die feſtere Begründung der Gelehrten- und Volksbildung durch Univerſitäten und Schulen, viel Erſpießliches gethan. So ſteht dieſe Zeit da als die Wiederbeleberin des wiſſenſchaftlichen Geiſtes, der einſt in Hellas und Rom geblüht, und Werke der Unſterblichkeit hervorgerufen hatte.

Anmerk. *) Die bei den vorigen Zeiträumen gemachte Eintheilung des Stoffes nach den verſchiedenen poetiſchen und proſaiſchen Formen der Rede läßt ſich von dieſer Periode an nicht mehr ſtreng durchführen, da uns überall, und in den folgenden Perioden immer mehr und mehr Schriftſteller entgegen treten, die in mehrern Redeformen ſich ausgezeichnet haben. Wir würden daher ihr Bild zerſtückeln müßen, wenn wir ihre Leiſtungen ſo ſcharf claſſificiren wollten. Um dieſen Uebelſtand zu vermeiden, werden wir uns im Allgemeinen begnügen, mit der Haupteintheilung in Dichter und Proſaiker, bei Denen aber, die Beides in ſich vereinigen, die Totalität ihrer ſchriftlichen Leiſtungen feſthalten, jedoch bei ihrer anderweitigen Stelle auf ſie hinweiſen.

§. 2. Vorbereitung einer höhern wiſſenſchaftlichen Bildung.

Die höhere Sprach- und wiſſenſchaftliche Bildung, die mit dem Römiſchen Weſtreich untergegangen war, hatte zum Theil in der letzten Hälftr des 15ten Jahrhunderts durch mancherlei günſtige Erſcheinungen wieder neues Leben gewonnen. Die erſte, welche das Studium der alten

Literatur

Literatur, beſonders der Griechiſchen Sprache und zugleich ein freieres Denken aufregte, kam von Oſten und wurde durch die Eroberung Conſtantinopels von den Türken im Jahre 1453 veranlaßt. Mehrere gelehrte Griechen, welche die Oberherrſchaft eines rohen Volks nicht ertragen konnten, flüchteten nach Italien, beſonders nach Florenz, welches durch Cosmo von Medici zum Sitz der Künſte und Wiſſenſchaften erhoben war, und von wo aus die erwachte Liebe zu den Wiſſenſchaften nun in das benachbarte Deutſchland überging. Dazu kamen die höheren Bildungsanſtalten, welche in mehreren Theilen Deutſchlands hervorgingen (Univerſität Greifswald 1456, Freiberg 57, Baſel 60, Trier 72, Mainz 77, Wittenberg 1502, Frankfurt a. d. O. 1506) und bei dem durch Wiklef (geſtorben 1387) und Huß (verbrannt 1415) wankend gemachten, jetzt immer tiefer ſinkenden Anſehen des Papſtes, auch eine freiere Lehre vorbereiteten. Mit ihnen erhoben ſich Sprach-Gelehrte und Denker, die in verſchiedenen Fächern der Wiſſenſchaften als Lehrer und Schriftſteller ſich auszeichneten, Albrecht von Eyb, Moralphiloſoph (1470), Gerhard von Schüren, der ein Deutſch-lateiniſches Lexikon ſchrieb (1477), Joh. Weſſel, ein aufgeklärter Theolog (1489), Conrad Celtes (1459 bis 1508), der erſte, von Friedrich III. ſelbſt gekrönte Deutſche Dichter, der 1507 als Bibliothekar und Profeſſor der Dichtkunſt zu Wien ſtarb, Peter Schott von Straßburg (1491), der ſich als Juriſt und Philolog bekannt machte, Rudolph Agricola, der Wiederherſteller der Philoſophie, der ſchönen Literatur und des geſunden Geſchmacks in Deutſchland (1442 bis 1485), Heinrich Bebel aus Schwaben, ein Philolog, Geſchichtsforſcher und Lateiniſcher Dichter, der zu Tübingen lehrte (1498), beſonders aber Joh. Reuchlin, Lehrer

Melanchthons, als Reformator des Sprachſtudiums (1455 bis 1521), Deſiderius Erasmus von Rotterdam (1467 bis 1536), berühmter Philolog und Literator (aber nur lauer Theilnehmer an Luthers Reformation); Joachim Camerarius (1500 bis 1574), ausgezeichneter Gelehrter, Polyhiſtor, Sprachlehrer, Redner, Dichter, Hiſtoriker, Naturkundiger, Mathematiker, ꝛc., Freund Melanchthons; Nicolaus Copernicus (1473 bis 1543), einer der ſcharfſinnigſten Denker, Stifter unſers Sonnenſyſtems; Conrad Gesner (1516 bis 1565), großer Zoolog und Botaniker; Philipp Melanchthon (1447 bis 1560), Philolog und Theolog ꝛc. ꝛc.; Johann von Dalburg, der Stifter der societas litteraria rhenana (1444 bis 1503). An dieſe Gelehrte reihten ſich in der letzten Zeit denkende Künſtler, wie Martin Schöngauer zu Colmar (1486), Lambert Sutermann, geb. zu Lüttich (1505), und Michael Wohlgemuth, von Nürnberg (1519), ſo wie deſſen Schüler Albrecht Dürer, und Kunſt und Gelehrſamkeit kamen bei den Großen immer mehr in Achtung und Anſehen, welches ſich ſchon aus dem Umſtand ergibt, daß 1498, auf dem Reichstage zu Freiberg, der Doctorſtand dem Ritterſtande gleich geſetzt wurde. Beſonders aber brachten die Erfindung der Buchdruckerkunſt durch Guttenberg (1436), die ſich nach Eroberung der Stadt Mainz in Italien und Deutſchland verbreitete, und die darauf folgende Entdeckung Amerika's durch Columbus (1492), ſo wie die Einführung der Poſten in Deutſchland durch Maximilian, eine wohlthätige Belebung und Reibung der Kräfte hervor, indem dadurch theils die Mittheilung der Ideen erleichtert, theils die Verbindung der Völker befördert wurde. Und ſo vereinigten ſich alſo mehrere Umſtände, den Deutſchen Geiſt

allſeitig zu wecken, und ihn für ein tieferes Forſchen in dem Gebiete der Wahrheit anzuregen.

§. 3. a) Martin Luther [1]) als Reformator und Schriftſteller überhaupt.

Von dieſen Vorbereitungen und gleichzeitigen Anregungen eines beſſern Zeitgeiſtes unterſtützt, begann Dr. Martin Luther [2]) im Jahre 1517 das große Werk der Glaubensverbeſſerung. Dieſer ewig denkwürdige Mann (geb. den 10. November 1483 zu Eisleben, und daſelbſt den 18. Februar 1546 geſtorben) iſt nicht bloß Glaubensheld — obwohl ſchon dies allein ſeine Unſterblichkeit ſichert, ſondern er gehört ganz vorzüglich der Geſchichte Deutſcher Sprach- und Redekunſt an. Wenn ſich ſchon eine gänzliche Umänderung der kirchlichen Verfaſſung in Deutſchland nicht denken läßt ohne vielſeitige An- und Aufregung der geiſtigen Kräfte überhaupt, und Luther alſo ſchon in dieſer Beziehung als Schöpfer eines freieren und edlern Zeitgeiſtes und als Beförderer eines ernſten wiſſenſchaftlichen Studiums betrachtet werden muß; ſo kann ſein unmittelbarer Einfluß auf Sprachbildung noch weit weniger verkannt werden, da er die ganze Kraft ſeiner Rede aufbot, die göttliche Sache, der er lebte, in allen Formen des Vortrages zu verfechten, und die Sprache zu zwingen, ſeinem Deutſchen Sinn ſich zu fügen. Dies beſtätigt theils der ganze Gang ſeiner Reformation, theils und beſonders die nähere Betrachtung ſeiner Schriften. [3])

Verweilen wir nämlich bei dieſen, ſo dringt ſich uns ſogleich die Bemerkung auf, daß ſie als reiner Abdruck ſeines Weſens mit ſeiner Eigenthümlichkeit im ſchönſten Einklange ſtehen. Das Feuer ſeines Temperaments, die heroiſche Tugend ſeines Handelns, die Hochherzigkeit und Geradheit ſeines Sinnes, die, ſein ganzes Weſen durch-

dringende, Gottes= und Menſchenliebe, und der darauf ſich ſtützende und unerſchütterliche Glaube an das Gelingen ſeiner Sache, waren die Hauptbeſtandtheile ſeines Weſens, das eben darum mehr kräftig als zart, mehr ſtark als weich, mehr heftig als ſanft, nach außen hin wirken und ſich mit einer gewiſſen Derbheit ausſprechen mußte, die zuweilen an Härte und Rauhigkeit zu grenzen ſchien. Dieſen Charakter finden wir in ſeinen Schriften wieder. Er gab ſich in ihnen ganz wie er war, denn er wiederholte nur ſein eigenes Weſen. Seine Schreibart iſt der lautere Erguß eines ſtarken Gemüths, das jedes Gefühl ausſtrömt, wie es geboren wird, und, jede äußere Rückſicht verachtend, nur dem erkannten Rechten und Wahren ſich hingibt. Daher gab er der Sprache ſeinen Ton und ſeine Kraft, dem Ausdruck ſeine Klarheit und Stärke, dem Worte ſeinen Geiſt und ſein Leben. Daher iſt er unübertrefflich im Erhabenen und Großen, kurz und männlich, wo er Wahrheit ausſpricht, feurig und eindringend, wo er ſich in Empfindungen ergießt. *)

Anmerk. 1) Ohne uns hier an die Eintheilung nach den beiden Hauptredeformen zu binden, ſtellen wir M. Luther und Ulrich von Hutten an die Spitze dieſer Periode; jenen als Reformator und Bibelüberſetzer, dieſen als Mitbegründer der Denkfreiheit und Humaniſten, beide in Bezug auf die Vielſeitigkeit ihrer Redeformen.

2) Luther leitet ſeinen Namen aus dem altdeutſchen Vornamen Lothar ab. Dieſen Namen erklärte er durch Leut=herr, welches in Sächſiſcher Mundart Lüdher, oder Ludher lautete. Daher ſchrieb er ſich auch anfangs ſo, obwohl bei damaliger Unbeſtimmtheit der Rechtſchreibung das Ludher bei ihm und bei Andern oft in Luder, Lüder, Luter, Lutter, Lotter, Lother überging. Späterhin aber ſchrieb er ſeinen Namen in der jetzt üblichen Form.

3) Auch würde ſich an einem andern Ort ſein Einfluß

auf Philoſophie nachweiſen laſſen, da ſein Geiſt ſchon früh die Feſſeln der ariſtoteliſch-ſcholaſtiſchen Philoſophie zerbrach, und die geſammte Wiſſenſchaft der Theologie von dem Zwange der Kirche befreite. Krug ſagt in dieſer Hinſicht, daß die Philoſophie durch ihn gleichſam eine proteſtantiſche Wiſſenſchaft geworden ſei, (ſ. deſſen Allg. Handwörterbuch der philoſophiſchen Wiſſenſchaften, Leipzig 1827. Bd. 2. S. 658). Als bekannt aber können wir vorausſetzen den mächtigen Einfluß, den er auf das Unterrichtsweſen und namentlich auf den Religionsunterricht in dem Volke durch ſeine Katechismuslehre gehabt hat, und wie ſich durch ſeinen Einfluß und die Mitwirkung ſeiner Freunde Melanchthon und Camerarius in der Kinderwelt ein neues und veredeltes Geſchlecht herausbildete.

4) Unter den vielen Schriften, welche die Feier des dreihundertjährigen Reformationsfeſtes veranlaßt hat, iſt, beſonders in wiſſenſchaftlicher Beziehung, wichtig und inhaltreich: „Geſchichte Dr. Martin Luther's und der durch ihn bewirkten Kirchenverbeſſerung in Deutſchland von Chr. Wilh. Spieker," (Berlin 1818. 8.); vorzüglich aber: der (auf Befehl des Geheimen-Staatsminiſters von Altenſtein, von dem Geh. Regierungsrath Dr. Wilken verfaßte) Index librorum ad celebranda sacra saecularia reformationis ecclesiasticae tertia annis 1817 — 1819 cum in Germania tum extra Germaniam vulgatorum. Berolini 1821. 8.

§. 4. b) als Proſaiker.

Luther wollte, wie der Dichter ſagt [1]), mit dem Schwert der Rede ſchlagen. Dazu bedurfte er der Redeform der Deutſchen Proſa, die bisher wenig gebildet, erſt durch Tauler im 14ten Jahrh. rhetoriſch angebaut, ſpäterhin von Albrecht Dürer (ſ. 4te Per. §. 19. Anm. 1.) auch für ſtrengwiſſenſchaftliche Gegenſtände bearbeitet, aber darum immer noch von Wenigen gekannt, von Keinem in allen Gattungen proſaiſcher Rede gebraucht

worden war. Seine ihm inwohnende Kraft ſiegte auch hier wie überall. Sein proſaiſcher Styl iſt zwanglos und natürlich, körnicht und kurz, und durch Farbe und Ton mit dem Inhalt übereinſtimmend. Seine Schriften verdienen vor allen das Studium des Deutſchen Sprachforſchers, der in ihnen am beſten den Gang der Sprachbildung wahrnehmen kann [2]). Beſonders erkennbar wird die ſchöne Eigenthümlichkeit ſeiner Rede in ſeinen Originalwerken: den Predigten, Tractaten, Tiſchgeſprächen, Sendſchreiben und freundſchaftlichen Briefen; noch mehr in ſeinen ſatiriſchen und polemiſchen Schriften, wo er als Streiter für die Ehre Gottes und Chriſti erſcheint. Hier iſt er ganz einheimiſch, und der Erſte zu nennen, der den Deutſchen gezeigt hat, wie die Polemik mit Würde zu behandeln ſei. Ueberall nichts Perſönliches, erblickt er in ſeinem Gegner nur die Meinung, die er beſtreitet, und dadurch erhebt er ſich über alle polemiſch-ſatiriſchen Schriftſteller ſeiner Zeit. Freilich iſt er oft derb, ſchneidend und bitter, aber die Bösartigkeit ſeiner Widerſacher, die alles Göttliche entheiligten, entſchuldiget ihn. Gegen ſie bietet er die ganze Kraft der Sprache auf, und ſtellt ſich in voller Rüſtung hin. Dies iſt beſonders der Fall in ſeiner Schrift: „Wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meißen ſoll erhaben werden" (Wittenberg, 1524. 4.), ein Werk voll edlen Zornes und kühnen Witzes; ferner in ſeinen „Etliche Sprüche wider das concilium Obstatiense" (Wittenberg, 1535. 4.); in der „Ernſte zornige Schrift Dr. M. Luther's wider M. Simon Lemnius Epigrammata" (1538); und in ſeiner Schrift: „Wider Hans Worſt" (1541. 4.) Dieſe, wie viele andere Gelegenheitsſchriften und größere didaktiſche Werke wurden auch ſo allgemein geleſen, daß ſie immer neu aufgelegt werden mußten. Dies war z. B.

der Fall mit ſeinem „Sermon von Ablaß und Gnade" Wittenberg 1517. 4, der in drei Jahren zehnmal gedruckt wurde; ferner mit ſeiner Abhandlung „vom ehelichen ſtandt" 1519 (in vier Jahren dreizehn Mal gedruckt), von dem Wucher 1519 (in ſechs Jahren elf Mal); auch mit „teutſch Pſalter", der Kirchenpoſtille und anderen. [3])

Anmerk. 1) Müchler in ſeiner „Ode an die Deutſchen."

2) Vergl. J. M. Schröckh's Leben Dr. Martin Luther's, Leipzig 1778, 8. Horn's Geſchichte und Kritik der Deutſchen Poeſie, S. 61 u. 62; beſonders aber „Luther's Verdienſte um die Ausbildung der Hochdeutſchen Schriftſprache, von G. F. Grotefend," in den Abhandlungen des Frankfurtiſchen Gelehrtenvereins für Deutſche Sprache. Erſtes Stück. Frankfurt a. M. 1818. 8. S. 24 — 152.

3) Sie ſind nachher den Sammlungen ſeiner Schriften einverleibt worden, von denen man fünf verſchiedene Ausgaben hat, unter welchen keine ganz genügt, da ihnen mehr oder weniger Vollſtändigkeit und urkundliche Treue fehlt; die vorzüglichſte aber iſt: D. M. Luther's ſowohl in Deutſcher als Lateiniſcher Sprache verfertigten und aus der letzteren in die erſtere überſetzten Sämmtliche Schriften. Herausgegeben von Joh. Georg Walch. Halle 1737 — 53. 24 Bde. 4. Daraus beſitzen wir einen ſehr gelungenen Auszug von H. L. A. Vent: Luthers Werke, in einer das Bedürfniß der Zeit berückſichtigenden Auswahl. 10 Bde, Hamburg 2te Aufl. 1827 — 28. Von den Briefen erſchien die vollſtändigſte Ausg. unter dem Titel: D. M. Luthers Briefe, Sendſchreiben und Bedenken, vollſtändig aus den verſchiedenen Ausgaben ſeiner Werke und Briefe, aus andern Büchern und noch unbenutzten Handſchriften geſammelt, kritiſch und hiſtoriſch bearbeitet von D. W. M. Leber. de Wette. Berlin 1825 — 28. 5 Theile m. K. gr. 8. Vgl. G. Veeſenmeyer Literaturgeſchichte der Briefſammlungen und einiger Schriften von D. M. Luther. Berlin 1821. gr. 8. und die Nachträge dazu in der Halliſch. Literatur-Zeitung 1829. Nr. 1. ff.

§. 5. c) Als Bibelüberſetzer.

Will man indeſſen den ganzen Reichthum der Lutheriſchen Sprache kennen lernen, ſo muß man ſeine Deutſche Bibelüberſetzung ſtudiren. So wie Luther mit dieſem vorzüglichſten Sprachdenkmal des 16ten Jahrh. das große Werk ſeiner Reformation begann (1517 erſchienen ſchon die ſieben Bußpſalmen), ſo beginnen wir mit ihr dieſen Zeitraum der Literatur-Geſchichte, da es das erſte Schriftwerk iſt, in welchem wir unſere Neu-Hochdeutſche Sprache als Schriftſprache in ihrer damaligen, von Luther begründeten Ausbildung niedergelegt finden. [1]) In dieſer Ueberſetzung, beſonders im A. T., gab Luther Muſter jeder Art des Vortrags, bald einfache Erzählungen, bald rührende Darſtellungen, bald ſanfte Gemälde, bald, wie in den Pſalmen, begeiſternde und erhabene Schilderungen in dem Tone der Hymne, ſo daß er ſich oft ſelbſt übertraf. Aber, wie er auch nicht verhehlt, verwandte er darauf all' ſeinen Fleiß, und ſuchte und fragte oft Tage lang bei Handwerkern und Künſtlern nach einem Ausdruck, der treu der Sache entſprach, die er wiedergeben wollte [2]). Daß nie Einer vor ihm tiefer eindrang in den Geiſt der heil. Schriftſteller, nie Einer mit ſo viel Feuer und Empfindung, mit ſo viel Schönheit und Treue dollmetſchte, davon überzeugt man ſich dann um ſo lebhafter, wenn man ſeine Ueberſetzung mit den vorlutheriſchen Bibelüberſetzungen in Ober- und Niederdeutſcher Sprache vergleicht [3]). Dennoch werden wir von unſerm Standpunkte aus auch in Luthers Bibelüberſetzung manches Unrichtige auffinden, und daher kein Bedenken tragen dürfen, in ſeinem Geiſt fort zu arbeiten, um das Unvollkommene zu verbeſſern [4])

Anmerk. 1) Oft hat man ſich von Luthers Verdienſten um das Neu-Hochdeutſche falſche Vorſtellungen gemacht,

bald ſie überſchätzt, bald ſie für gering geachtet. Die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte. Luther iſt nicht erſter Urheber der Hochdeutſchen Sprache. Er hat ſie nur ausgebildet und veredelt, und in dieſer beſſern Geſtalt angewendet in ſeiner Bibelüberſetzung und in allen andern Schriften. Er entlehnte ſie aber auch nicht aus einer einzelnen Mundart, etwa aus der Meißniſchen (wie Adelung annahm, und daher auch im Titel ſeines Deutſchen Wörterbuchs von einer Hochdeutſchen Mundart ſpricht), ſondern er ſchöpfte ſie aus den Urkunden Sächſiſcher Kanzlei, d. h. aus der verfeinerten alten Reichsſprache, aus der ſich ſchon früher eine Art von Schriftdeutſch, in ganz Deutſchland verſtändlich, herausgebildet hatte. Dies ſagt er ſelbſt im 69ſten Kap. ſeiner Tiſchreden, welches von den Sprachen handelt. Da er aber mit dieſem Deutſch das Gute anderer ihm bekannter Mundarten ſeiner verſchiedenen Wohnſitze (des Mansfeld'ſchen, und der Städte Magdeburg, Eiſenach, Erfurt, Wittenberg) einführte, und durch ſeinen ſchaffenden Geiſt das noch Ungebildete formte und beſeelte, ſo wurde ſeine veredelte Sprache bald lobend bald tadelnd Lutheriſches Deutſch genannt. In Bezug auf dieſe veredelte Geſammtſprache und auf die Verbreitung derſelben durch ſeine Ueberſetzungen und Originalſchriften iſt er, wie Voß ihn nennt, allerdings als Stammvater des neueren Sprachanbaues zu betrachten.

Anmerk. 2) In ſeinem Sendſchreiben vom Dolmetſchen ſagt er: „Ich habe mich deſſen gevliſſen im Dolmetſchen, das ich rein und klar Deutſch geben möchte. Vnd iſt vns wol oft begegnet, das wir vierzehen Tage, drey, vier Wochen haben ein einiges Wort geſucht, vnd gefragt, habens dennoch zuweilen nicht funden. Im Hiob arbeiteten wir alſo: M. Philipps, Aurogallus vnd ich, das wir in vier Tagen zuweilen kaum drey Zeilen kundten fertigen. Lieber, nu es verdeutſcht, vnd bereit iſt, kans ein yeder leſen und meiſtern." Und an einer andern Stelle: „Laufft einer ytzt mit den augen durch drey, vier Bletter, vnd ſtoßt nicht einmahl ahn, wird aber nicht gewar, welche waken vnd klötze da gele-

gen ſind, da er ytzt überhingehet, wie über ein gehofflet Bret, da wir haben müſſen ſchwitzen vnd uns engſten, ehe denn wir ſolche waken vnd klötze aus dem wege reumeten, auf das man kündte ſo fein daher gehen. Es iſt gut pflügen, wenn der Acker gereiniget iſt. Aber den Wald vnd die Stöcke ausrotten, vnd den Acker zurichten, da will niemand an." Mattheſius (in ſeinen Predigten von den Hiſtorien Dr. M. Luthers Pred. 13 S. 151) erzählt, daß Luther während ſeiner Bibelüberſetzung bei den Beſchreibungen von Opfern im A. T. ſich manchen Schöps habe abſtechen laſſen, um vom Fleiſcher zu erfragen, wie man ein jedes am Schaaf benennete. — Vgl. Philipp Marheineke über den religiöſen Werth der Deutſchen Bibelüberſetzung Luthers. Berlin 1815. 4. und F. A. Piſchon die hohe Wichtigkeit der Ueberſetzung der heil. Schrift durch Dr. M. Luther. Berlin 1834. 4. D. V. theilt in dieſer Schrift auch einige Proben aus einem Autographum Luthers mit, welches ſich auf der Königl. Bibliothek zu Berlin befindet, und Ueberſetzungen des Hiob, der Pſalmen (aber nur Fragmente) und der Salomoniſchen Schriften enthält, mit den von Luther mit rother Tinte nachgetragenen Verbeſſerungen, um daran die unermüdliche Sorgfalt des theuren Mannes im Feilen und Nachbeſſern nachzuweiſen. — Hauptbibelſammlungen der vorlutheriſchen und lutheriſchen Ueberſetzungen ſind zu Wenigerode (1450 Bibelwerke), Stuttgart (5156) und Braunſchweig. In der Braunſchweigſchen Bibelſammlung befinden ſich zwei Bibeln von 1541, die Luther ſelbſt beſeſſen, und mit ſeinen Bemerkungen beſchrieben hat. An dem Deckel der einen ſteht von Luthers Hand: Es iſt kein ſträuchlein in der Biblien ſo klein, wenn ich daran klopff, ſo fallen einige Aepfel herabe. Martinus Luther.

3) Ueber die Oberdeutſchen Ueberſetzungen, ſ. Panzer's Annalen der Deutſchen Literatur, S. 9, 14, 93, 94, 111, 133, 154, 165, 175, 182, 419; über die Niederdeutſchen: Johann Melchior Göze'ns Hiſtorie der gedruckten Niederſächſ. Bibeln von 1470 — 1621. Halle

1775. 4. Für die älteſte hält man die handſchriftlich in Leipzig aufbewahrte Uebertragung der Vulgata von Matthias von Behaim, 1343. Eine der merkwürdigſten Oberdeutſchen Ueberſetzungen iſt zu Nürnberg durch Anton Koburger, 1483 erſchienen, deren nähere Beſchreibung viel Stoff zu einer Vergleichung mit der Lutheriſchen darbietet. Der Ueberſetzer hat aber, wie alle ſeine Vorgänger, nicht aus der Urquelle, ſondern aus der Vulgata übertragen, und zwar ſo ſchlecht, daß die auffallendſten Fehler darin vorkommen. So z. B. Matth. 1. 22, v. 42: quid vobis videtur de Christo? (nach Luther: wie dünkt euch um Chriſto?) „was iſt euch geſchehen von Chriſto?" Princeps publicanorum iſt: „ein Fürſt der Offenſündner" überſetzt. Von der lächerlichſten Unwiſſenheit aber zeugt die Ueberſetzung der Stelle Marc. 8, V. 27: et egressus Jesus et discipuli ejus in castella Caesareae Philippi: „Und Jheſus ging aus von dannen, und ſeine Jüngern in dy Caſtell des Kayſerthumbs Philippi." — Eine Probe dieſer Ueberſetzung iſt abgedruckt in Th. Heinſius Sprach- und Sittenanzeiger der Deutſchen. Berlin, 1817, Bl. 90. — Die Holzſtiche, die ſich bei dieſem Bibelwerk befinden, ſind zum Theil albern, oft auffallend. Dahin gehört, daß die Schlange, die Even verführt, mit einem menſchlichen Geſichte erſcheint, daß das Paradies von Mauern und Thürmen umgeben iſt, und daß man (bei der Offenbar. Joh. Kap. 10.) den Römiſchen Papſt mit der dreifachen Krone in Geſellſchaft vieler Biſchöfe erblickt, wie er auf dem Boden liegt, und die Engel mit Schwertern auf ihn losſchlagen. (S. Meiſter's Beiträge zur Geſchichte der Deutſchen Sprache, Th. I. S. 181 — 85.).

Ein vortreffliches Hilfsbuch zur näheren Kenntniß des in der Lutheriſchen Ueberſetzung enthaltenen Sprachſchatzes iſt Wilhelm Abrah. Teller's „vollſtändige Darſtellung und Beurtheilung der Deutſchen Sprache in Luthers Bibelüberſetzung," Berlin 1794. 95. 2 Thle. 8. Und in literarhiſtoriſcher Hinſicht kann man Panzer's „Geſchichte der Deutſchen Bibelüberſetzung Luther's von 1517 — 81" Nürnberg, 1783. 8. nicht genug empfehlen. Vergl. auch: J. A.

Göz geſchichtl.-liter. Ueberblick über Luther's Vorſchule, Meiſterſchaft und vollendete Reife in Dolmetſchung der heiligen Schrift. Nürnberg 1824. 8.

Will man aber bei der Beurtheilung der Lutheriſchen Bibelſprache genau verfahren, ſo muß man die früheren Ausgaben der Ueberſetzung von den ſpätern wohl unterſcheiden. Die Hauptausgabe iſt von 1541; die letzte vom J. 1545 weicht von dieſer nur in Kleinigkeiten ab, ſieht aber der erſtern vom J. 1534 nur entfernt ähnlich. Luther beſſerte unabläſſig mit ſeinen gelehrten Freunden, Johann Bugenhagen, Juſtus Jonas, Doctor Creuziger, Philipp Melanchthon, Matthäus Aurogallus, die wöchentlich einige Stunden vor dem Abendeſſen bei ihm ſich einfanden, oft auch noch fremde Doctoren mitbrachten. Dennoch blieben auch in der letzten Ausgabe noch manche Eigenthümlichkeiten in Anſehung der Sprache und Orthographie übrig, die ſpäterhin aus den neuern Ausgaben ganz verſchwunden ſind. Teller hat in der erwähnten „Beurtheilung ꝛc." Th. I. S. 257 — 281 ein Verzeichniß einiger wichtigen Abweichungen in den Lesarten der letzten Ausgabe Luther's und der ſpätern geliefert.

4) Dies haben Niemeyer in ſeinen Briefen an chriſtliche Religionslehrer. Halle 1803. Th. I. und die Bibelüberſetzer Hetzel, Michaelis, Moldenhawer, Bahrdt, Auguſti, de Wette mit mehr oder weniger Erfolg gethan. Dennoch wird und muß die Lutheriſche Bibel ihr Anſehen in der evangeliſchen Kirche behaupten.

§. 6. Vier Ober- und Niederdeutſche Proben vorlutheriſcher Bibelüberſetzung, nebſt einer Lutheriſchen.

Erſte Probe: aus der Straßburger Bibel 1466, gedruckt durch Joh. Mentel. Sie iſt die zweite unter den Oberdeutſchen Ueberſetzungen; die erſte erſchien zu Mainz 1462 durch Fauſt und Schoiffer.

Matth. VI. 24 — 34.

24) Niemant mag gedienē zweyn Herrn: Wann eint-

weder er hab in Haß den einen vn hab lieb dē andern: oder enthab den einen vnd verſchmech den andern. Gott vnd dem reichthumb mögt ir nit gedienen. 25) Darumb ſag ichs euch nit ſeyt ſorgſam ewer ſele was ihr eſſt; noch ewerm leib womit ir in vaſſt. Iſt denn nit die ſele mer denn das eſſen: vn der leib mer denn das gewand. 26) Seht an die vogel des Himmels wann ſie ſehen noch ſchneiden nit noch ſamment in den kaſten wo ewer himliſcher vatter fürt ſy. Seyt ir denn nit vil mer den ſy. 27) Wann welcher ewer mag gedencken zu zu legen zu ſeiner gewechſt ein eln. 28) Vnd was ſeyt ir ſorgſam von dem gewand. Merckt die lilien des ackers in welcher weyſe ſy wachſen. Sy en arbeiten noch ſpinnent nit. 29) Wann ich ſag euch das noch ſalomon in aller ſeiner wunniglich nit wart gevaſſt als ein von diſen. 30) Wann ob das hew des ackers dz heut iſt vnd morgen wird gelegt in den aitofen dz gott alſo vaſſt: wie vil mer ir lötzeler trewen. 31) Darumb nit wölt ſein ſorgſam ſagent waz eß wir oder waz trink wir oder womit werd wir gewaſſt. 32) Vnd alle diſe Ding ſuchent di leut. Wann ewer vatter weis das ir bedurft aller diſer Dinge. 33) Darumb zum erſten ſucht das reich gotz vnd ſein gerechtigkeit vnd alle diſe Ding werden euch zugelegt. 34) Darumb nit wolt ſein ſorgſam an den morgen. Wann der morgentlich tag beſorgt ſich ſelber. Wann den tag begnügt ſein vbel.

Zweite Probe: aus der Nürnberger Bibel 1483 durch Anton Koburger. Dieſelbe (in der zweiten Spalte) aus der erſten Lutheriſchen Ausg. des N. T. betitelt: Das newe Teſtament Deutzſch. Vuittenberg bei Melchior Lotther im Monat Septbr. 1522.

Matth. VI. 24 — 34.	Matth. VI. 24 — 34.
24) Nyemant mag diene zweyen Herren. Entweders der hat einen in haß. vn den andern lieb. oder er duldet einen vnd verſchmehet den andern. Got vn dem reych=	Niemant kan zweyen Herrn dienen, entweder, er wirt eynen haſſen, vnd den andern liebe, odder wirt eynen anhangen, vnd den andern verachten, yhr kund nitt gott

tumb. möget ihr nit dienen.
25) Darub ſag ich euch. Nit
ſeyt ſorgfeltig ewrer ſele was
ſy eſſe. Noch ewerm leyb
wamit ir in anthut. Iſt den
nit di ſele mer den dz eſſen.
vn d'leyb mer denn dz gewad.
26) Seht an. di vögel des
hymmels. wan ſy ſeen noch
ſchneyden nit. noch ſameln in
den kaſten. vn ever hymliſcher
vater füret ſy. Seyt ir denn
nit vil mer den ſie. 27) wan
welcher ewrer mag gedencken
zu zu legen zu ſeiner gewechſt
einen elenboge. 28) Vn wz
ſeyt ir ſorgfeltig vn dem ge-
wand. Merket dy lilyen des
ackers in welcher weyß ſie
wachſen. Sie arbeyte noch
ſpinnen nit. 29) Wan ich
ſag euch das ſalomon in aller
ſeiner glori nit iſt bedecket
worden. als eine von diſen.
30) Wann ob dz hw des ackers.
das heut iſt. vnd morge wirt
gelegt i de bachofen. got alſo
klaydet wie vil mer euch eins
wienigen glaubes. 31) Darub
nit wölt ſein ſorgfeltig. ſa-
ged. Wz eſſen wir. oder wz
trinken wir. oder womit wer-
den wir bedecket. 32) Wenn
alle diſe Ding ſuchen die hey-
den. wan ewer vater weyß das
ir bedürfft alle diſer Ding.

dienen vnnd dem Mammon,
25) Darumb ſage ich euch,
ſorget nit für ewr Leben was
yhr eſſen vn trinken werdet,
auch nitt für ewern Leyb,
was yhr antzihen werdet, iſt
nitt das Leben mehr denn die
ſpeyſe, vnd der Leyb mehr
denn die kleidung? 26) Sehet
an die vogel vnter dem hy-
mell, ſie ſeen nit, ſie erndten
nit, ſie ſamlen auch nit ynn
die ſchewren, vnd ewr hymli-
ſcher vatter neeret ſie doch,
Seyd yhr denn nitt viel mehr
denn ſie? 27) Wer iſt vnnter
euch, der ſeyner lenge ein
elle zu ſetzen muge? ob er
gleich drauf ſorget, 28) wo-
rumb ſorget yhr denn für die
Kleydung? Schawet die Li-
lien auff dem feld, wie ſie
wachſen, ſie erbeytten nitt,
auch nehen ſie nitt, 29) ich
ſage euch, das auch Salomon
ynn alle ſeyner herrlickeyt,
nit bekleydt geweſen iſt, als
derſelbigenn eyns, 30) So
dan gott daß graß auff dem
felld alſo kleydet, das doch
heutte ſteht, vnnd morgen ynn
denn offen geworffen wirrt,
ſollt er das nit viel mehr euch
thun, o yhr kleinglewbigen?
31) Darumb ſollt yhr nitt
ſorgen, vnd ſagen, was wer-

33) Darumm zum erſten ſucht das reych gott. vnd ſein gerechtigkeit. an alle diſe Ding werde euch zugelegt. 34) Darumb nit wölt ſein ſorgfeltig an de morgen. wan d'morgenlich tag beſorgt ſich ſelber. de tag begnügt ſein vbel.

den wyr eſſen, was werden wyr trincken, womit werden wyr vnns kleiden? 32) Nach ſolchem allem trachten die Heyden. Denn ewr hymliſcher vatter weyß, das yhr des alles bedürffet. 33) tracht am erſten nach dem reych gottis, vnnd nach ſeyner gerechtickeyt, ſzo wirt euch ſolchs alles zufallen 34) Drumb ſorget nit für den andern morgenn, denn der morgene tag, wirt für das ſeyn ſorgenn. Es iſt gnug das eyn iglich tag ſeyn eygen vbell habe.

Dritte Probe: aus der Lübecker Bibel 1494 bei Steffen Arnd.

Matth. 6. v. 24.

Nument mach denē twē heren. edder dē enē hatet he, vñ dē anderē hett he lef. edd' he behold dē enē vd vorſmad dē anderē. Gy en möghet nicht denē gade vñ dē ſchatte. (Luther behielt das aus dem Semitiſchen in's N. T. übergegangene Mammon f. Schatz.)

Vierte Probe: aus der Halberſtädtſchen Bibel 1520. Titel: Biblia Düdeſch.

Matth. 6. v. 24.

Nemant mach deynen twen Herē edder dē einē hatet he, vnd den anderen hefft he leyff. edder he beholt den eynē vnd verſmadet den anderen. Gy en möget nicht deynē gode vnd dem ſchatte.

§. 7. d) als Kirchenlieder-Dichter.

Luther war nicht bloß heller Verſtand, ſondern auch tief fühlendes Gemüth, und daher für die geiſtliche Poeſie vorzüglich geſchaffen. Dies beweiſen nicht nur ſeine trefflichen Ueberſetzungen der Davidiſchen Pſalmen und ande-

rer poetiſchen Schriften der Bibel, ſondern auch ſeine eigenen geiſtlichen Lieder. Zwar beſitzen wir deren (nach ſeiner eigenen Ausgabe zu Wittenberg 1543. 16.) nur 38, unter denen viele aus dem Lateiniſchen überſetzt, oder aus ſchon vorhandenen nur ausgebildet waren, und theilweiſe ſehr ſichtbare Spuren ihres Zeitalters an ſich tragen; aber ſie athmen doch faſt alle einen tiefen religiöſen Sinn, und zeigen uns, was der Mann Gottes geleiſtet haben würde, wenn ſeinen Geiſt nicht der ſtrenge Ernſt ſeiner Lehre gefeſſelt hätte. Zu den beſten, die auch noch unſere Geſangbücher aufbewahren, gehören der Lobgeſang: Gelobet ſeyſt du, Jeſu Chriſt; der Hymnus veni Creator Spiritus, Komm Gott Schöpfer heilger Geiſt; Nun bitten wir den heil'gen Geiſt; wir glauben all' an Einen Gott; der hundert und elfte Pſalm, ich dank dem Herrn von ganzem Herzen; der Lobgeſang, Gott ſey gelobet und gebenedeyet; der Lobgeſang, te Deum laudamus und andre. Unter allen ausgezeichnet aber iſt ſein Lied: Ein veſte Burg iſt unſer Gott, in welchem ſich die ganze Perſönlichkeit des Mannes, und die Kraft ſeines Glaubens ſo rührend und lebendig ausſpricht, daß wir es auch hier getreu, wie es in der Walch'ſchen Ausg. ſeiner Schriften (Th. X. S. 1749) abgedruckt iſt, mittheilen [1]). Durch dieſe Lieder wurde Luther auch Reformator des Deutſchen Kirchengeſanges, der von ihm ſeine glänzende Periode anhebt [2]). Von ſeinen Predigten wird am Schluſſe dieſer Periode die Rede ſein.

Anmerk. 1) Es wurde von ihm nach dem 46ſten Pſalm im J. 1530 auf dem Wege zu dem damals bevorſtehenden Reichstag zu Augsburg gedichtet.

Ein veſte Burg iſt unſer Gott,
Ein gute Wehr und Waffen.
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen.

Der

Der alt böſe Feind
Mit Ernſt er's jezt meint,
Groß Macht und viel Liſt
Sein grauſam Rüſtung iſt,
Auf Erd' iſt nicht ſeins Gleichen.
Mit unſer Macht iſt nichts gethan,
Wir ſind gar bald verloren.
Es ſtreit für uns der rechte Mann,
Den Gott hat ſelbſt erkohren.
Fragſt du, wer der iſt?
Er heißt Jeſus Chriſt,
Der Herr Zebaoth,
Und iſt kein ander Gott;
Das Feld muß er behalten.
Und wenn die Welt voll Teufel wär,
Und wollt' uns gar verſchlingen:
So fürchten wir uns nicht ſo ſehr,
Es ſoll uns doch gelingen.
Der Fürſt dieſer Welt,
Wie ſau'r er ſich ſtellt,
Thut er uns doch nicht:
Das macht, er iſt gericht,
Ein Wörtlein kann ihn fällen.
Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn,
Und kein Dank dazu haben.
Er iſt bei uns wohl auf dem Plan,
Mit ſeinem Geiſt und Gaben;
Nehmen ſie den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib,
Laß fahren dahin,
Sie haben's kein Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben.

2) Schon in der erſten Hälfte des 14ten Jahrh. hatte man Deutſche Kirchenlieder (ſ. A. J. Rambach's Anthologie chriſtl. Geſänge aus allen Jahrhunderten, Altona und Leipzig, 1817 — 1822. 4 Bde. 8.); aber ſie waren ſparſam

und zum Theil aus dem Lateiniſchen überſetzt. Durch die Reformation erhielt auch der Geſang einen andern Geiſt; Luther gab 1524 ſeinen Anhängern das erſte Deutſche Geſangbuch, wodurch er der Sprach-, wie der Rede- und Tonkunſt ein neues Feld eröffnete. In der Schrift: D. M. Luther und ſeine Zeitgenoſſen, als Kirchenliederdichter, von Aug. Gebauer. Leipzig 1828. 8. ſind 42 Lieder (6 unechte) von Luther und 20 von einigen ſeiner Zeitgenoſſen, enthalten, unter denen Juſt. Jonas, Lazarus Spengler, Erasmus Alberus, Nicol. Hermann, Joh. Mattheſius, Bartholom. Ringwaldt und Andere zu nennen ſind. Die Zahl der Deutſchen Kirchenlieder wuchs ſchnell an, und belief ſich zu Anfang des 18ten Jahrh. ſchon über 33000, von mehr als 500 Kirchenliederdichtern. S. Koch's „Compendium" II. 44, und G. L. Richter's „allgemeines biographiſches Lexikon alter und neuer geiſtlicher Liederdichter." (Leipzig, 1804. 8.) Eine ſehr empfehlenswerthe Geſchichte des evangeliſchen Kirchenliedes lieferte E. C. G. Langbecker: das Deutſch-evangeliſche Kirchenlied, ein Denkmal zur dritten Jubelfeier der Augsburgiſchen Confeſſion. Berlin 1830. 8.

§. 8. Ulrich von Hutten. 1)

Luthern am nächſten ſteht ſein Zeitgenoſſe und Geiſtesverwandter Ulrich von Hutten, eine hohe, kräftige Natur, Repräſentant aller Humaniſten ſeiner Zeit, und ritterlicher Verfechter geiſtiger Freiheit gegen den Uebermuth des Klerus. Geboren 1488 auf ſeinem Familienſchloſſe Stackelberg in Franken, wurde er in ſeinem elften Jahre in die Abtei zu Fulda gebracht; von da begab er ſich aus Abneigung gegen das Kloſterleben, aber wider Willen ſeines Vaters (der ihn deshalb verſtieß) 1504 nach Cöln, und dann nach Frankfurt a. O., wo er ſich beſonders auf das Studium der Römiſchen Klaſſiker legte. Klein von Perſon, hatte er doch einen ſtarken Kör-

perbau; abgehärtet, ertrug er jedes Ungemach, wie er ſelbſt von ſich in einer Grabſchrift erzählt, die er ſich einſt krank in Padua geſetzt hatte:

Pauperiem, morbos, spolium, frigusque famemque
Vita omni et quae sunt asperiora tuli.

In dieſem Körper wohnte ein kühner Geiſt, der allem Widerſtand trotzte, heftig in Wort und That, unerſchütterlich in ſeinen Grundſätzen, treu in ſeinen Verbindungen, und immer bereit, um Wahrheit und Recht Gut und Leben aufzuopfern. Durch den ewigen Kampf mit Unglück, Mangel, Elend und Krankheit, und die unzähligen Feinde, die ihm ſeine Freiheits- und Wahrheitsliebe zuzog, wurde er zwar in eine Bitterkeit und innere Wuth geſetzt, die zuweilen in Anſtöße von Grauſamkeit ausbrach; doch aber war er voll Wärme für das Wohl ſeiner Brüder und ſeines Vaterlandes, immer edelmüthig, bieder, offen und treuherzig, und bei allen dieſen ritterlichen Tugenden einer der kenntnißreichſten, aufgeklärteſten und beredteſten Männer ſeiner Zeit.

Der Drang äußerer Verhältniſſe rief ihn von Frankfurt zu dem Heer des Kaiſers Maximilian, der 1508 nach Italien in den Venetianiſchen Krieg zog. Hier aber hatte Hutten weniger Anlaß, ſeinen Muth in Kriegsthaten, als in Erduldung aller Arten von Ungemach zu beweiſen. Krank und von Gelde entblößt, pilgerte er nach Deutſchland zurück, wo er unſtät und planlos bis 1514 umherirrte, ging dann wieder nach Italien, um in Pavia die Rechtswiſſenſchaft zu ſtudiren, von da nach Rom, wo er ſeinen Unwillen gegen die Sittenloſigkeit des Klerus in einigen beißenden Epigrammen ausſprach, und folgte bald nachher einer Einladung des Erzbiſchofs Albrecht von Mainz, den er als ſeinen Beſchützer preiſt in dem ſchönen Gedicht, worin er das Lob Deutſchlands beſingt.

Sein unruhiger Geiſt trieb ihn 1515 zum dritten Mal nach Italien, in der Abſicht, das Römiſche Recht zu ſtudiren. Aber ſeine unbezwingbare Abneigung gegen daſſelbe in Verbindung mit den Gefahren, in die ſein ungeſtümes Weſen ihn verwickelten, ließ ihn bald wieder nach Deutſchland zurückpilgern. Nun wurde er zu Augsburg von Kaiſer Maximilian I. zur Belohnung ſeiner ritterlichen Tugenden zum Ritter geſchlagen, und zugleich mit dem poetiſchen Lorbeer gekrönt, wozu das ſchönſte Mädchen ſeiner Zeit, Conſtantia, eine Tochter des berühmten Hiſtorikers Konrad Peutinger, (in deſſen Hauſe er gaſtliche Aufnahme fand) den Kranz geflochten hatte. Da um dieſe Zeit der mannhafte Luther gegen den Papſt auftrat, ſo konnte Hutten wohl nicht zweifelhaft ſein, welcher Partei er ſich anſchließen ſollte. An Allem theilnehmend, was die Sache der Menſchheit betrifft, ſchrieb er ſogleich gegen Papſt Leo X. und gegen Alle, die ſich einer würdigen Sache entgegenſetzten, eine Menge heftiger Schriften in Lateiniſcher, zuletzt auch in Deutſcher Sprache, in Verſen und in Proſa, wie gerade ſein Geiſt ihn hinriß, und munterte Luthern in einem herrlichen Briefe auf, muthig fortzufahren. In welcher Sprache und mit welchen Gefühlen dieſer geſchrieben iſt, davon zeugen unter andern die Worte: Ferunt, excommunicatum te. Quantus, o Luthere, quantus es, si hoc verum est! — Sogar die Bulle v. J. 1520 gab er heraus mit ſehr treffenden und beißenden Randgloſſen, ſchrieb eine hiſtoriſche Deduction über den ſteten Ungehorſam der Römiſchen Päpſte gegen den Kaiſer, und trieb's ſo weit, daß Leo X. endlich dem Kurfürſten Albrecht von Mainz anſinnte, er ſolle den Hutten an Händ' und Füßen gebunden nach Rom ſchicken. Albrecht konnte ihn nun nicht mehr ſchützen, und da derſelbe päpſtliche

Befehl an verſchiedene Deutſche Fürſten ergangen war, Hutten auch erfuhr, daß man Gift und Dolch gegen ihn gebrauchen wolle: ſo begab er ſich in das Schloß Ebernburg unter den Schutz ſeines treuen Freundes, Franz von Sickingen, und ſchrieb von dort aus an Kaiſer Karl V., an Albrecht von Mainz und an Friedrich den Weiſen von Sachſen Briefe, in denen er ſeine Sache vertheidigt, und Gerechtigkeit gegen den Römiſchen Hof fodert. Von dieſer Zeit an ließ er ſich in kräftiger Deutſcher Sprache ganz los gegen alle Diejenigen, die er als Feinde der geiſtigen und bürgerlichen Freiheit, als Verfechter der Tyrannei und der Dummheit, als Widerſacher der Vernunft und eines richtigen Gefühls erkannte. Er verfolgte ſie mit den bitterſten Satiren, vermehrte aber dadurch auch die Zahl ſeiner Feinde, deren Macht und Rachſucht er endlich weichen mußte, und floh, da ſein Freund Sickingen 1522 geſtorben war, und er in Deutſchland nirgends mehr Sicherheit fand, nach der Schweiz, auf eine kleine Inſel des Zürcherſees, Ufnau, wo ſein Körper, unter den gehäuften Anfällen des Mangels und Elends von außen und der Gewalt einer ſo ungeſtümen Feuerſeele von innen, im 36ſten Jahre ſeines Alters, 1523 zu Grunde ging, und dadurch einen Geiſt in Freiheit ſetzte, der, wenn äußere Macht, Reichthum und Glück ſeiner innern Kraft gleich geweſen wären, nothwendig die ganze Welt hätte umkehren, und eine neue Geſtalt der Dinge hervorbringen müſſen. Mag man an dieſem Charakter auch ungern die Milde vermiſſen: er ſteht bei aller Leidenſchaftlichkeit in der Geſchichte ſeiner Zeit auf einer ſittlichen Höhe, zu der die Nachwelt nur mit ſtaunender Bewunderung hinaufblicken kann. Daher wandte Wieland auf ihn den Aus-

ruf an, womit Goethe ſeinen Götz von Berlichingen parentirt:

„Edler Mann! Wehe dem Jahrhundert, das dich von ſich ſtieß! Wehe der Nachkommenſchaft, die dich verkennt!“ [2])

Anmerk. 1) Ulrich v. Hutten, geſchildert von C. J. Wagenſeil, Nürnb. 1823. 8.

Anmerk. 2) S. Teutſcher Merkur 1776. Februar S. 185.

§. 9. Schriften desſelben.

Hutten gehört der Deutſchen Literatur-Geſchichte weniger als Schriftſteller, denn als Humaniſt und Gelehrter an. Er ſchrieb ſehr viel, aber nach Sitte ſeiner Zeit größtentheils Lateiniſch [1]), und zwar in einer ſo ſchönen kräftigen Sprache, daß ſelbſt Erasmus und Melanchthon ihn darum beneideten; erſt in ſeinen letzten drei Lebensjahren ſchrieb er Deutſch, in Verſen und in Proſa, und zwar proſaiſche Dialogen und verſificirte Reden; auch überſetzte er einige ſeiner Lateiniſch geſchriebenen ſatiriſchen Dialogen in's Deutſche. Für uns iſt er merkwürdig als Mitreformator, Dichter und Redner, in welcher letztern Beziehung ihn Herder den Demoſthenes unſerer Nation genannt hat. Die Kraft ſeiner Beredſamkeit zeigt ſich beſonders in ſeinen Reden gegen den Mörder ſeines Verwandten, des Johann v. Hutten, Herzog Ulrich von Würtemberg, gegen den auch ſein Dialog Phalarismus gerichtet iſt, ein Werk, das zuerſt 1517. 4. erſchien, und wovon unter andern ein Exemplar in der Wolfenbüttelſchen Bibliothek vorhanden iſt. Sein Antheil an den Epistolis obscurorum virorum — eine durch Reuchlins Streitigkeiten mit den beſchränkten Cölniſchen Theologen veranlaßte Schrift (1516) — beweiſ't ſein vorzügliches Talent für die Satire. Sie iſt eine bewunderns-

werthe Parodie auf die Unwiſſenheit und ſtolze Unduldſamkeit der Scholaſtiker, ein höchſt lächerliches Zerrbild. In ihrer höchſten Bitterkeit und Strenge aber offenbart ſich ſein ſatiriſches Talent in ſeiner Expostulatio cum Erasmo (Rotterd. 1523. 4.), der lau und zweideutig gegen die Sache der Reformation ſich hingeſtellt hatte. Seine Deutſchen Gedichte haben wenig poetiſchen Werth; aber ſein Charakter ſpricht ſich in ihnen, wie überall, ſo kräftig aus, daß man den kühnen Wahrheitsfreund auch in ſeinem Ungeſtüm lieben muß.[2]) Dies iſt beſonders der Fall in ſeiner „Clag und Vormanung gegen den übermäßigen unchriſtlichen Gewalt des Babſts zu Rom und der ungeiſtlichen Geiſtlichen [3])“ Eine langentbehrte vollſtändige Ausgabe von Hutten's zerſtreuten Schriften gab uns Münch [4]).

Anmerk. 1) Ein Verzeichniß ſeiner Schriften findet ſich in Koch's Compendium Th. I. S. 152.

2) Wer mag ihn ohne innige Theilnahme hören, wenn er ausruft:

Von Wahrheit ich will nimmer lan (laſſen),
  Das ſoll mir bitten ab kein Mann;
Auch ſchafft zu ſtillen mich kein Wehr,
  Kein Bann, kein Acht, wie feſt und ſehr
Man mich damit zu ſchrecken meint,
  Wiewohl mein fromme Mutter weint,
Do ich die Sach hätt g'fangen an,
  Gott wöll ſie tröſten, es müß gahn,
Und ſollt es brechen auch vor'm End,
  Will's Gott, ſo mag's nit werden g'wend,
Darum will brauchen Füß und Händ,
  Ich hab's gewagt.

S. Hutten's Deutſche Gedichte von Al. Schreiber. Heidelberg, 1810. gr. 8.

3) Vergl. Küttner's Charaktere Teutſcher Dichter ꝛc. S. 84 — 86, wo es auf der letzten Seite heißt: „Seine

wenigen noch übrig gebliebenen Schriften in Verſen und Proſa verrathen durchaus den freien Mann und freien Denker; ſie ſind geſchrieben mit eiſernem Griffel, ungewöhnlich ſtark im Ausdrucke, kühn, heldenmüthig, voller Hohn und Trutz, ein Abbild ſeines großen Herzens. Männlich und feuervoll iſt ſeine Sprache, kurz in Worten und von vielſagender Bedeutung, ſie reißt hin und erſchüttert. Nichts, was er ſchrieb, läßt ohne Schauder und Bewunderung ſich leſen; nichts, was in unſern Tagen Kühnes und Wahres geſagt ward, hat die Glut ſeines ungeſtümen Feuers." S. auch Chr. Fr. Mohnike Hutten's Jugendleben, Greifswalde, 1816. 8. worin eine Geſchichte und Beſchreibung der Urſchrift der Klage enthalten iſt.

4) Ulrichi ab Hutten, Equitis germani, opera quae exstant omnia, edid. Ern. Herm. Münch. Berolini, 1822—25. 5 vol. 8.

I. Poetiſche Erzeugniſſe.

§. 10. Hans Sachs, lyriſcher und epiſcher Dichter.

Die Meiſterſänger, deren wir in dem vorigen Zeitraum ausführlich gedacht haben, weil ſie in ihm ihr Entſtehen und Gedeihen fanden, lebten, wie ſchon bemerkt worden, mehrere Jahrhunderte fort, und zählten auch zur Zeit der Reformation noch manche geiſtvolle Männer zu ihren Mitgliedern. Als Haupt derſelben, und als Reformator des Meiſtergeſanges, iſt der ungelehrte, aber beleſene und mit wahrhaft poetiſchen Anlagen begabte Hans Sachs zu betrachten, der, früherhin mehr ein Gegenſtand des witzelnden Spottes, nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts mit Ernſt und Würde behandelt und in ein helleres, reineres Licht geſtellt worden iſt.

Hans Sachs, eines Schneiders Sohn, wurde 1494 zu Nürnberg geboren, erlernte und trieb als Brotgeſchäft das Schuhmacherhandwerk, und ſtarb in ſeiner Vaterſtadt 1576, in ſeinem 82ſten Lebensjahre. Durch

ſeine ausgezeichneten Anlagen für etwas Höheres beſtimmt, benutzte er mit Anſtrengung und Fleiß die Zeit ſeiner Wanderſchaft, die ihn in viele durch bewährte Singſchulen ausgezeichnete Städte führte, zur Erweiterung ſeiner Kenntniſſe, nachdem er ſchon einige Anleitung in dem Meiſtergeſang von einem Nürnbergſchen Leinweber und Meiſterſänger Leonhard Nunnenbeck erhalten, den er auch dankbar und beſcheiden ſeinen Lehrer nennt, ungeachtet der Schüler wohl mehr ſeinem eigenen Talent, als ſeinem Meiſter verdankt. Jenes zu entwickeln und auszubilden war ihm ſein ganzes Leben hindurch das angenehmſte Geſchäft, indem er die, von ſeinem Broterwerb ihm bleibende Zeit ganz der Lectüre, nicht nur der Schriftſteller ſeines Volks, ſondern auch den Griechiſchen und Römiſchen, freilich nur in Uebertragungen widmete. Mit dieſem Fleiß verband er einen für alles Gute empfänglichen, lebensheitern Sinn und ein ſehr frommes religiöſes Gemüth, wodurch er auch in den letzten Jahren ſeines Lebens, da ſchon Abſtumpfung der Sinne ſein nahes Ende verkündigte, Jedem, der ihn ſah, ehrwürdig wurde.

Anmerk. Eine ſehr vollſtändige und treue hiſtoriſch-kritiſche Lebensbeſchreibung Hans Sachſens haben wir von Sal. Raniſch, Altenburg 1765. 8. — Er ſelbſt hat eine Erzählung in Verſen geliefert, unter dem Titel: „Summa all meiner Gedicht, vom M.D.XIII. Jahr an, bis ins 1567te Jahr,“ die ſich am Ende des 5ten Buchs ſeiner gedruckten Gedichte befindet. Auch beſitzen wir von ſeinem Schüler, dem Görlitzer Schuſter Adam Puſchmann, ein Lobgedicht auf ihn, in welchem unter dem Titel: Elogium reverendi viri Johannis Sachsen Norinbergensis (1576), Nachricht über ſein Leben und die Anzahl ſeiner ſämmtlichen Gedichte gegeben wird. Sehr rührend iſt die Beſchreibung, die uns Puſchmann in einem zum Andenken ſeines Lehrers verfertigten Meiſtergeſang von dem ehrwürdigen Greiſe

macht. Er ſtellt nämlich einen Traum von Nürnberg und Hans Sachſen darin vor, und ſagt unter andern:

Mich daucht, ich reiſt aus rüſtig
Vnd kam in Meyens Zeit
In ein ſtat groß, ſchön, luſtig
Von ſchönen Heüßern bereit,
Mie Wonung der gedürſten
Reichsfürſten.
Mitten in dieſer Stat
War ein hoher Berg grüne,
Darauf ein ſchöner Gart,
In Freuden wart ich küne,
Weil darin gepflantzet wart
Mancher Baum voll Früchte,
Gezüchte,
Pomeranzen, Muſcat.
Mehr fand ich fein
Auch Roſinlein
Mandeln, Feygen, allerlei rein
Wol ſchmeckend Frücht, als groß und klein
Der genoße viel Volks gemein,
Das darin ſpatzirt hat.
Mitten im Garten ſtunde
Ein ſchönes Luſtheuslein,
Darin ſich ein ſal funde
Von Marmor pflaſtert fein
Mit ſchön lieblichen Schilden
Vnd Bilden,
Figuren frech vnd kün.
Rings herum der Sal hatte
Fenſter geſchnitzet aus,
Durch die man all Früchte thate
Sehen im Garten draus.
In dem Sal ſtund ohnecket
Bedecket
Ein Tiſch mit ſeiden grün.

An ſelben ſaß
Ein alt Mann, was
Grau vnd weis, wie ein Taub dermas,
Der het ein großen Bart fürbas
In ein ſchönen großen Buch las,
Mit Gold beſchlagen ſchön.
Das lag auf ein Buld eben
Vor ihm auf dem Tiſch ſein,
Vnd an Banken darneben
Viel großer Bücher fein,
Die alle wol' beſchlagen
Da lagen,
Die der alt Herr anſach.
Wer zu dem alten Herren
Kam in den ſchönen Sal,
Und ihr grüßet von ferren,
Den ſach er an dismal,
Sagt nichts, ſondern tet neigen
Mit ſchweigen
Gegen ihm ſein Haupt ſchwach,
Dan ſein Red vnd
Gehör begunt
Ihm abgehen, auch Sinnes Grund.
Als ich nun da in dem Sal ſtund,
Vnd ſein alt lieblich Angeſicht rund
Anſchauet, dacht' ich nach ꝛc.

Wieland, der im Teutſchen Merkur v. J. 1776, April, S. 94, einen Theil dieſes Traumes mittheilt, ruft am Schluſſe aus: „Guter, glücklicher alter Mann! Nimm dieſe Thräne der Liebe, die mir, indem ich dies abſchreibe, über die Wange rollt! — der Liebe und auch der Freude, daß die Natur ſo gerecht gegen dich war, und dich den Freudenbecher, den ſie dir voll eingeſchenkt hatte, ſo rein bis auf den letzten Tropfen ausſchlürfen ließ! Wer hätte je verdient, glücklich zu ſeyn, wenn du nicht?“ Ganz abgedruckt findet er ſich in des Knaben Wunderhorn, Bd. 3. S. 233 — 237. Heidelberg 1808. 8.

§. 11. Anzahl ſeiner Gedichte, Ausgaben derſelben und Handſchriften.

Hans Sachs war ein Zeitgenoſſe von Taſſo, Cervantes und Arioſt, und der fruchtbarſte Dichter, nicht bloß ſeiner Zeit, ſondern aller Jahrhunderte. Seine erſten poetiſchen Arbeiten fallen in die Jahre 1514 und 15, alſo in das zwanzigſte Jahr ſeines Lebens; ſeine ſchönere Periode aber beginnt mit dem Jahre 1530 und geht bis 1558. In dieſer Zeit hat er das meiſte, und überhaupt nach ſeiner eigenen Angabe vom Jahr 1567, gegen 6048 Gedichte geſchrieben, wovon aber nur der vierte Theil in der gedruckten Sammlung ſeiner Poeſien auf uns gekommen iſt, wenn die fehlenden, die er aber ſelbſt nicht der Aufnahme werth fand, nicht noch irgendwo in Handſchriften verſteckt liegen. Unter den vorhandenen befinden ſich 56 Tragödien, 68 Komödien, 62 Faſtnachtſpiele, 210 bibliſche Erzählungen und geiſtliche Betrachtungen, 150 Davidiſche Pſalme, mehr als 480 Erzählungen aus der Mythologie und Geſchichte nebſt vermiſchten Gedichten, und etwa 286 Fabeln und Schwänke.

Ungefähr 200 ſeiner Gedichte waren nach und nach als fliegende Blätter einzeln gedruckt worden, ehe er an eine Sammlung dachte. Da ſolche aber Beifall fanden und ſogar öfters nachgedruckt wurden: ſo veranſtaltete er im 74ſten Lebensjahre eine Ausgabe ſeiner vorzüglichſten Gedichte in drei Folio-Bänden, welche zu Augsburg im Verlag des Buchhändlers Georg Willer erſchien (daher die Willerſche Ausgabe genannt), und deren erſter Band zu Nürnberg im Jahr 1558 unter dem Titel gedruckt iſt: „Sehr herrliche ſchöne vnd warhaffte gedicht. Geiſtlich vnd Weltlich, allerlei art, als ernſtliche Tragedien, liebliche Comedien, ſeltzame Spiel, kurzweilige Geſprech, ſehnliche Klagreden, wunderbarliche Fabel, ſampt andern

lecherlichen ſchwenken und boſſen ꝛc. Welcher ſtück ſeynd dreihundert vnd ſechs vnd ſibentzig. Darundter Hundert vnd ſibentzig ſtück, die vormals nie im truck außgangen ſind, yetzund aber aller welt zu nutz vnd frummen inn Truck verfertigt. Durch den ſinnreichen vnd weyt berümbten Hans Sachſen, ein Liebhaber teudſcher Poeterey, vom M.D.XVI Jar, biß auf diß M.D.LVIII Jar, zuſammen getragen und vollendet [1])". Zwei Jahre darauf, 1560, erſchien das zweite, und 1561 das dritte Buch ſeiner Gedichte; jenes enthält 310 neue Stücke, dieſes 102. Dieſe 3 Bände ſind nachher mehrmals wieder aufgelegt worden.

Eine zweite Ausgabe, mit etwa 600 Gedichten vermehrt, erſchien 1570 — 79 in 5 Foliobänden, gleichfalls zu Nürnberg bei Joachim Lochner. Die beiden erſten Bände kamen noch bei Lebzeiten des Dichters heraus. Der Geſammttitel dieſer Ausgabe iſt: „Mancherley Artliche Stück ſchöner gebundener Reimen ꝛc."

Endlich erſchien die dritte und vollſtändigſte Ausgabe, die 1612 bis 16, in 5 ſtarken Quartbänden, zu Kempten durch Chriſtoph Krauſe gedruckt iſt [2])

Da dieſe drei Ausgaben ſehr ſelten geworden ſind, und nicht leicht alle Theile eines Abdrucks beiſammen gefunden werden möchten, ſo kündigte Bertuch in Weimar 1778 eine neue Ausgabe in 8 Bänden 4. an, ließ auch mehrere Proben in demſelben Jahre abdrucken, aber das Unternehmen kam aus Mangel an hinreichender Theilnahme nicht zu Stande. — Indeſſen erſchien bald darauf eine Auswahl von Hans Sachſens Gedichten, unter dem Titel: „Hans Sachſens ſehr herrliche, ſchön und wahrhafte Gedicht, Fabeln und gute Schwenk. In einem Auszug aus dem erſten Buch mit beigefügten Worterklärungen von J. H. H. (Häßlein), Nürnberg 1781. 8.

Hierauf begann eine Ausgabe von Büſching, die aber mit dem dritten Bande ſchließt. Nürnberg 1817 — 24. 8. Einzelne Gedichte ließ R. Z. Becker drucken, wie ſie urſprünglich als fliegende Blätter erſchienen waren, mit den Holzſchnitten nach den Originalplatten. Gotha 1821. gr. Fol. Außerdem erſchien: Schwänke Hans Sachs, herausgegeben und mit den nöthigſten Worterklärungen begleitet von J. Ad. Naſſer, Kiel, 1827. 8. Die neueſte Ausgabe beſorgte Joh. Adam Göz, unter dem Titel: Hans Sachs. Eine Auswahl für Freunde der ältern vaterländiſchen Dichtkunſt. Nürnberg 1829 — 1830. 4 Theile. 12.

Handſchriften von H. Sachſens Gedichten findet man in der Schulbibliothek zu Zwickau, in der Bibliothek der Jenaiſchen Deutſchen Geſellſchaft, in der Bibliothek der St. Sebaldsſchule in Nürnberg, auf der Schuſterzunft zu Colmar, in der Königl. Bibliothek zu Dresden, in München, Nürnberg ꝛc. Auch Bertuch beſaß einen anſehnlichen Vorrath handſchriftlicher Gedichte unſers Meiſterſängers.

Anmerk. 1) Der Verleger ertheilt dem Dichter große Lobſprüche. Er urtheilt über ihn in Anſehung der Sprache nicht geringer, wie der Grieche über ſeinen Homer, und der Römer über ſeinen Virgil.

2) Von der Quart-Form dieſer Ausgabe — in welcher man übrigens eben ſo wenig als in den früheren, die lyriſchen Gedichte, Meiſtergeſänge, Kirchenlieder ꝛc. unſers Dichters findet — ſagt der Buchdrucker: daß ſie bequemer wäre, daheim oder über Feld zum Spatzieren oder Reiſen zu gebrauchen.

§. 12. Urtheile über Hans Sachs als Dichter, und Würdigung deſſelben.

Die Gedichte unſers Hans Sachs haben das

Schickſal gehabt, in jedem Jahrhundert anders aufgenommen und beurtheilt zu werden. Von ſeinen Zeitgenoſſen wurden ſie, (mit Ausnahme der Gelehrten, die ſich wenig darum bekümmerten), mit großem Beifall geleſen. Zu Ende des 16ten Jahrhunderts ſcheint eine gewiſſe Kälte gegen ſie eingetreten zu ſein, die nach der Mitte des 17ten J. h. in wirkliche Verachtung und Schmähung überging, wie Wernike's komiſches Heldengedicht „Hans Sachs" beweiſ't, worin der ehrliche Meiſterſänger als Symbol der Dummheit aufgeſtellt wird [1]). Daſſelbe thaten Engliſche, Italieniſche und Franzöſiſche Kunſtrichter, und ſelbſt Bodmer ſchien durch Wiederauffriſchung des Wernikeſchen Spaßes (in ſeiner Sammlung kritiſcher, poetiſcher ꝛc. Schriften, Zürich 1741 S. 115 u. f.) ſeine ungünſtige Stimmung gegen den ehrwürdigen Deutſchen Mann nicht undeutlich zu verrathen. Seit dieſer Zeit mußte das Handwerk unſers Dichters den Stoff zu witzelnden Bemerkungen und Späßen über ihn darbieten, die ein ernſtes, würdiges Urtheil nicht aufkommen ließen. Endlich nahm der damalige Heros der Deutſchen Literatur, Wieland, — ein rüſtiger Kämpfer für die Wahrheit — im Jahre 1776 das Wort, und mit ihm Goethe, die Beide ihr Gefühl der Liebe und Achtung für den H. Sachs, und ihren Unwillen gegen die ihn herabwürdigenden Verächter vor dem ganzen Deutſchen Volke laut und eindringend ausſprachen [2]). Dies hat den Erfolg gehabt, daß der Spott allmählig verhallte, und der Ernſt ſich bemühte, den geſchmähten und nun gerechtfertigten Dichter doch näher kennen zu lernen.

Man ſieht bei einiger Kenntniß der Sache leicht, daß nur ein enthuſiaſtiſches Lob der übertriebenen und ſchnöden Verachtung die Wage zu halten vermochte. Die Wahrheit liegt Dem nicht fern, der Hans Sachs nicht bloß

nach ſeiner Eigenthümlichkeit, ſondern auch nach dem Geiſt ſeiner Zeit betrachtet. Aus der Betrachtung jener ergibt ſich, daß er ein Mann von ungemeinen poetiſchen Anlagen war, der, bei einer reichen Phantaſie, einer ziemlichen Gabe von Witz und bei viel Gemüthlichkeit und Beobachtungsgeiſt durch unabläſſigen Fleiß und ernſtes Streben ſich mancherlei Kenntniß, beſonders der Welt und des Menſchen, angeeignet hatte, der aber auch, weil es ihm an gründlicher wiſſenſchaftlicher und Kunſt-Bildung gebrach, überall Lücken in ſeiner Kenntniß ſpüren, und beſonders in Sachen des feineren Geſchmacks, der Sprach- und metriſchen Bildung manche Fehlgriffe thun mußte. Sehen wir aber auf den Geiſt der Zeit, dem er angehörte, ſo erblicken wir ihn in einer Art von Kampf mit demſelben, indem er zwar innere Kraft genug hatte, ſich über ihn zu erheben, aber doch von den Eigenthümlichkeiten und Fehlern deſſelben vielſeitig berührt wurde. Daher entſtand in ſeiner Poeſie eine gewiſſe Ungleichheit, die uns bald die außerordentlichen Anlagen und Kräfte des Mannes bewundern, bald aber auch die Schwächen ſeiner frühern mangelhaften Bildung ſehr leicht wahrnehmen läßt. Man denke ſich aber, Hans Sachs hätte in unſerer, an gelehrten Hülfsmitteln ſo reichen Zeit, in einer, ſeiner innern Ausbildung günſtigen Lage gelebt: und man wird nicht umhin können, zu geſtehen, daß er eine Zierde unſers Jahrhunderts geweſen ſein würde [1]). Jede Vergleichung aber, die zwiſchen ihm und den Dichtern des Griechiſch-Römiſchen Alterthums angeſtellt wird, gehört zu den vielen ungebührlichen Uebertreibungen unſrer Zeit. Nur an unerſchöpflicher Fruchtbarkeit der Phantaſie überflügelt er die Dichter aller Zeiten.

Anmerk. 1) Wernike ſchrieb dieſe Satire gegen den

Dichter

Dichter Poſtel, den er unter dem verdrehten Namen Stelpo zum Nachfolger des alten Sachs einweihen läßt.

2) S. T. Merkur, April 1776. S. 75 — 82, wo zuerſt ein treffliches Gedicht von Goethe: Erklärung eines alten Holzſchnittes, vorſtellend Hans Sachs poetiſche Sendung, abgedruckt iſt (nachher in Goethe's Schriften Bd. VIII. 1789. 8. S. 307 — 315). Der Schluß dieſes Gedichts weiſ't die Verächter des alten Meiſterſängers mit den Worten zur Ruhe:

In Froſchpfuhl all das Volk verbannt,
Das ſeinen Meiſter je verkannt!

(Carl Friedr. Göſchel hat darüber einen Excurs gegeben, in ſeinen „Unterhaltungen zur Schilderung Goethiſcher Dicht- und Denkweiſe. Erſter Bd. Schleuſingen 1834. 8″). Dann folgen zwei Gedichte von Hans Sachs ſelbſt: der Liebe Zank und Sanct Peter mit der Gaiß; und den Schluß macht eine Zugabe einiger Lebensumſtände Hans Sachſe'ns, von Wieland, worin es S. 95 heißt: „Auch ſeine Zeitgenoſſen waren gerecht gegen ihn; und ob Gott will, ſoll es künftig auch die beſſere Nachwelt ſein. Denn es iſt lang genug, daß Teutſchland ſeinen Dichter, und wir Andern alle unſern Meiſter verkannt haben! Seine alte rohe, aber warme und kräftige Sprache, das Ungefeilte ſeiner Verſe und Reime, ſeine holzſchnittmäßige Düreriſche Manier, und was ihm ſonſt aus ſeiner Zeit fehlerhaftes anklebte, ſoll uns nicht länger verhindern, den Geiſt, das Herz, die in allen ſeinen Werken leben und weben, zu fühlen, zu erkennen und zu lieben!″

3) Häßlein ſagt im Vorbericht zu ſeiner Ausgabe der Sachſiſchen Gedichte: „Ein Grund, warum Hans Sachſe'n nur ſelten Gerechtigkeit widerfährt, iſt dieſer, daß man auf den Genius der Zeiten keine, oder nicht genug, Rückſicht nimmt, ſich nicht in die Lage verſetzt, in der ſich der Dichter befand, unter Zeitgenoſſen, wo die Barbarei triumphirte, wo ein Laie für einen Gelehrten galt, wenn er leſen und ſeinen Namen ſchreiben konnte, wo man Homer's Iliade

und andere Meiſterſtücke des Alterthums noch in keinen kräftigen Ueberſetzungen leſen, und ſich dadurch bilden konnte, wo Privatbibliotheken noch nicht, oder ſehr ſelten anzutreffen waren, und zu den Bibliotheken der Klöſter, außer dem Klerus, der es durfte und nicht mochte, Niemand Zutritt hatte; in dem Zeitpunkt, wo eine Periode von hundert Jahren nicht ſo viel dichteriſche Producte an's Licht der Welt brachte, als jetzt eine Meſſe. Hans Sachſe'n gebrach es an allen ſolchen Hülfsmitteln. Alles, was ihn zum Dichter bildete, war, außer ſeiner unglaublichen Beleſenheit, ſein offener Kopf, ſchlichter Menſchenverſtand, tiefſchauender Blick, fruchtbare Einbildungskraft, und ein edles Herz, das ihn aus jedem, auch noch ſo entfernt ſcheinenden Süjet, für ſeine rohen Zeitgenoſſen Sittenlehren ziehen ließ."

§. 12. Nähere Kenntniß ſeiner Gedichte.

Aus §. 9. ergibt ſich, daß Hans Sachs faſt in allen Dichtungsarten ſich verſucht hat. Dies und die Vielheit ſeiner Gedichte läßt ſchon erwarten, daß nicht Alles von gleicher Güte und unter der Verſchiedenheit und Menge auch viel Mittelmäßiges, Schlechtes und Ungefeiltes ſich befinden werde, das, von Seiten des poetiſchen Verdienſtes betrachtet, des Aufbehaltens eben nicht werth iſt. Letzteres möchte auch wohl der Fall bei ſeinen Meiſtergeſängen geweſen ſein, deren er mehr als 4000 verfertigt hat, die aber auf ſein ausdrückliches Verlangen nicht gedruckt werden ſollten. Sehen wir hier auf jede einzelne, von ihm bearbeitete Dichtungsart, ſo dringen ſich uns folgende Bemerkungen auf:

Seine geiſtlichen und weltlichen Komödien und Tragödien, an Werth ziemlich gleich, ſind in keiner Hinſicht mit denen zu vergleichen, die ungefähr um dieſelbe Zeit in Spanien, England und Frankreich die Entſtehung eines Nationaltheaters begründeten. In vielen

Dramen iſt kein Zuſammenhang, kein gebildeter Styl, kein wahrhaft dramatiſches Intereſſe der Perſonen und ihrer Lagen, kein überdachter Plan. Der Herr ſpricht wie der Knecht, und die unzarteſten Handlungen geſchehen vor den Augen der Zuſchauer. Einheit der Zeit und des Orts wird wenig beachtet. Die Semiramis und Kleopatra, die Agrippine und Klytemneſtra treten in einem und demſelben Stücke auf. Doch kommen mitunter ſehr gelungene Charaktergemälde vor; der Dialog iſt ziemlich leicht und fließend, und mancher Einfall ſehr überraſchend. Der Unterſchied zwiſchen Komödie und Tragödie beruht bei ihm bloß darauf, daß in letzterer eine oder mehrere Perſonen ums Leben kommen. Mucius Scävola z. B. iſt eine Komödie, weil ſich der Held des Stücks nicht erſticht. Alle ſeine Schauſpiele ſind ſehr kurz, obgleich manche oft ſogar ſieben Acte haben.

Unterhaltender ſind ſeine Faſtnachtſpiele, worin er auch höher ſteht als ſeine Zeit. Hier war Hans Sachs mehr in ſeinem Element, und ſein bürgerlicher Witz, der in der Komödie oft durch Stoff und Form begrenzt war, fand hier einen freiern Spielraum. Beſonders zeigt ſich ſeine große Menſchenkenntniß hier in ihrer ganzen Stärke. Viele dieſer Faſtnachtſpiele kann man als ſehr gelungene Gemälde der Sitten ſeines Zeitalters anſehen. Zu den beſten gehört: wie der Teufel ein alt Weib zur Ehe nahm, (Bd. V. der Kemptner Ausgabe)[1]).

Nicht minder bemerkenswerth ſind ſeine poetiſchen Geſpräche, moraliſchen Gedichte, Erzählungen und Fabeln, welche letzteren theils Aeſopiſche, theils mythologiſche Erzählungen ſind. Am glücklichſten iſt er in den Erzählungen, deren Inhalt er theils aus der Bibel, theils aus weltlichen Geſchichtbüchern, theils aus der

Deutſchen Ueberſetzung der Novellen des Boccaz, und aus dem ganzen Umkreiſe ſeiner großen Beleſenheit nimmt; denn ſeine reiche Phantaſie gibt auch dem unbedeutendſten Gegenſtande Intereſſe und Leben. Dies gilt ganz vorzüglich von ſeinen Schwänken, oder den luſtigen Erzählungen, die reich ſind an komiſchen Späßen und drolligen Einfälleu, und bei denen er mitunter den Brant und deſſen Commentator, oder irgend eine Anekdote, Sage oder ein Volksmährchen benutzt hat. Gewiß ſind dieſe Schwänke die Früchte ſeiner glücklichſten Laune, die zugleich ſein Talent für das Komiſche am ſicherſten bekunden, und zu den werthvollſten Dichtungen ſeiner Zeit gehören[2]).

In allen dieſen Gedichten zeigt Hans Sachs großes Gedächtniß, viel Menſchenkenntniß, Witz und Beleſenheit. Man ſieht, er hatte die berühmteſten Schriftſteller des Alterthums — aber freilich in damaligen, ſchlechten Paraphraſen — ſtudirt, und ſich zugleich eine Menge hiſtoriſcher Nachrichten aus Chroniken geſammelt. Der Ton iſt faſt in allen Dichtungsarten derſelbe, ſo wie die Sprache überall eine geſchwätzige Breite hat. Sein beſtändiges Sylbenmaß ſind die Knittelverſe, doch iſt der Versbau leicht und fließend. Faſt jedes ſeiner Gedichte ſchließt mit ſeinem Namen, der den letzten Reim macht, z. B. das wünſcht Hans Sachs, das ſagt, räth H. S. u. ſ. w. Auch ſetzt er unter jedes Gedicht Jahr und Tag, an welchem er es verfertigt hatte.[3]).

Anmerk. 1) Ueber die Spiele und ſeine dramatiſchen Verſuche überhaupt, ſ. Gottſched's „Nöthigen Vorrath ꝛc." Th. I, S. 47 — 114, und Th. II. S. 198 — 207.

2) Naſſer hat in ſeinen Vorleſungen ꝛc. mehrere Stücke aus Hans Sachſe'ns Komödien, Faſtnachtſpielen, Erzählungen und Schwänken mitgetheilt. Wir geben hier nur zwei Proben ſeiner Manier in folgenden Schwänken:

1. Sanct Peter mit der Gaiß.

Da noch auff Erden ging Chriſtus,
Und auch mit ihm wandert Petrus,
Eins tags auß eim Dorff mit ihm gieng,
Bey einer Wegſcheyd Petrus anfieng:
O Herre Gott vnd Meyſter mein,
Mich wundert ſehr der Güte dein,
Weil du doch Gott allmächtig biſt,
Läßt es doch gehn zu aller friſt
In aller Welt gleich wie es geht,
Wie Habacuck ſagt, der Prophet:
Frefel und Gewalt geht für recht,
Der Gottloß übervortheilt ſchlecht
Mit ſchalckheit den Gerechten und frommen,
Auch könn kein Recht zu End mehr kommen:
Die Lehr gehn durcheinander ſehr,
Eben gleich wie die Fiſch im Meer,
Da immer einer den andern verſchlind,
Der böß den guten überwind,
Deß ſteht es übel an allen enden,
In obern und in nidern Ständen,
Deß ſiehſt du zu vnd ſchweygeſt ſtill,
Samb kümmer dich die ſach nit vil,
Vnd geh dich eben glat nichts an!
Könſt doch alles übel vnderſtan,
Nembſt recht in d'hand die Herrſchaft dein!
O ſolt ich ein Jar Herr Gott ſeyn,
Vnd ſolt den Gewalt haben wie du,
Ich wolt anderſt ſchawen darzu,
Führn vil ein beſſer Regiment,
Auff Erdereich durch alle Ständt!
Ich wolt ſtewern mit meiner hand
Wucher, Betrug, Krieg, Raub und Brand,
Ich wolt anrichten ein rüwig leben.
Der Herr ſprach: Petre ſag mir eben:
Meinſt du woltſt je beſſer regieren,

All ding auff Erd baß ordinieren,
Die Frommen ſchützen, die Böſen plagen?
Sanct Peter thet hinwider ſagen:
Ja es müſt in der Welt baß ſtehn,
Nit alſo durch einander gehn,
Ich wolt vil beſſer Ordnung halten.
Der HErr ſprach: Nun ſo muſt verwalten,
Petre, die hohe Herrſchaft mein,
Heut den tag ſolt du Herr Gott ſeyn!
Schaff vnd gebeut als was du wilt,
Sey hart, ſtreng, gütig oder milt,
Gib auß den Fluch oder den Segen,
Gib ſchön Wetter, Wind oder Regen,
Du magſt ſtrafen oder belohnen,
Plagen, ſchützen oder verſchonen,
In ſumma mein gantz Regiment
Sey heut den tag in deiner Händt.
Damit reichet der HErr ſein Stab
Petro, den in ſein Hände gab.
Petrus war deß gar wolgemut,
Daucht ſich der Herrlichkeit ſehr gut.
Indem kam her ein armes Weib,
Ganz dürr, mager und bleich von Leib,
Barfuß in eim zerriſſen Kleyd,
Die trieb ihr Gaiß hin auf die Wayd.
Da ſie mit auff die Wegſchayd kam,
Sprach ſie: Geh hin in Gottes Nam,
Gott bhüt und bſchütz dich immerdar,
Daß dir kein übel widerfahr
Von Wolffen oder Vngewitter,
Wann ich kan warlich je nit mit dir,
Ich muß arbeiten das Taglohn,
Heint ich ſonſt nichts zu eſſen hon
Daheim mit meinen kleinen Kinden;
Nun geh hin wo du Wayd thuſt finden,
Gott der bhüt dich mit ſeiner Händ!

Mit dem die Fraw wiederumb wend
Ins Dorff, ſo gieng die Gaiß ihr ſtraß.
Der HErr zu Petro ſagen was:
Petre, haſt das Gebet der Armen
Gehört? Du muſt dich ihr erbarmen!
Weil ja den Tag biſt Herr Gott du,
So ſtehet dir auch billich zu,
Daß du die Gaiß nembſt in dein hut,
Wie ſie von hertzen bitten thut,
Vnd behüt ſie den gantzen Tag
Daß ſie ſich nicht verirr im Hag,
Nit fall noch mög' geſtolen wern,
Noch ſie zerreiſſen Wolff noch Bärn,
Daß auff den Abend wiederumb
Die Gaiß vnbeſchedigt heimkumb
Der armen Frawen in ihr Hauß.
Geh hin vnd richt die ſach wol auß!
Petrus namb nach deß HErren wort
Die Gaiß in ſein Hut an dem ort,
Vnd trieb ſie an die Wayd hindan.
Sich fing Sanct Peters vnruh an.
Die Gaiß war mutig, jung und frech,
Vnd bliebe gar nit in der nech, (Nähe)
Loff auff der Weide hin und wider,
Stieg ein Berg auff, den andern nider,
Vnd ſchloff hin und her durch die ſtauden.
Petrus mit ächtzen, blaſn und ſchnauden
Muſt immer nachtrollen der Gaiß,
Vnd ſchin die Sonn gar über haiß.
Der ſchweiß über ſein Leib abran,
Mit vnruh verzehrt der alte Mann
Den tag, biß auff den Abend ſpat,
Machtlos, hellig, ganz müd vnd matt,
Die Gaiß widerumb heimhin bracht.
Der HErr ſach Petrum an und lacht,
Sprach: Petre, wilt mein Regiment

Noch lenger bhaltn in deiner Händt?
Petrus ſprach: lieber HErre mein,
Nimb wider hin den Stabe dein,
Vnd dein gwalt, ich beger mit nichten
Forthin dein Ampt mehr außzurichten.
Ich merk, daß mein Weisheit kaum töcht (taugt)
Daß ich ein Gaiß regieren möcht,
Mit großer angſt, müh und arbeit.
O HErr vergib mir mein Thorheit,
Ich will fort der Regierung dein
Weil ich leb nit mehr reden ein.
Der HErr ſprach: Petre daſſelb thu,
So lebſt du fort mit ſtiller ruh,
Vnd vertraw mir in meine Händt
Das allmechtige Regiment.

2. Der Einfeltig Müller mit den Spitzbuben.

Vor kurzer Zeit ein Müller ſaß
In Sachſen, der einfeltig was,
Auff einer einöd lag ſein mül
An einem Bächlein friſch und kül,
Der wohnt in ſeiner mül allein
Selbander mit dem weibe ſein,
Vnd malet embſig tag vnd nacht.
Ein ziemlich Barſchaft zſammen bracht,
Dann er das triben hett viel jar.
Deß namen etlich ſpitzbuben war,
Der denn in Sachſen ſind gar viel,
Die ſich allein mit falſchem ſpiel
Vnd ander trigerey ernehrn,
Di einfeltigen mores lehrn.
Nun dieſe haben ausgeſpecht,
Das gar hett weder magd noch knecht
Dieſer alt müller obgemelt
Vnd wer doch reich an barem gelt,
Der ſchlugen ſich dreyzehen zſamen

Eine ſeltzame ſchalckheit fürnamen.
Ihr vier ſchicktens bei nacht hinauß,
Zu der müll, da war hinderm Hauß
Ein öder keller vnd darvor
War auch weder thür oder thor,
In den ſo legten dieſe vir
Ein thunnen gutes Torgiſch Bier,
Nach dem ſchlichens hinder die mül,
Da ſtund ein kleiner waſſerhül
Darein warffen ſie alſo friſch
Ein karpfen vier vnd ander fiſch,
Nach dem ſo ſchlichen ſie darvon,
Frü rüſten ſie ſich auff die Bon.
Die zwölff barhaupt und barfuß giengen
In mänteln vnd in allen dingen
Mit gantz demütigen gebern
Als obs die zwölff Apoſtel wern;
Der dreizehend ein lang perſon
Ein ſchönen braunen rock hett an,
Samb ob er vnſer Herr Gott wer,
In ſolcher geiſtlicher gepär
Tratten ſie zu der mül hinein
Darinn der müller war allein.
Der Herr grüſt ſie laut vberauß
Vnd ſprach: der fried ſey dieſem hauß,
Mein müller, zu dir kehr ich ein
Vnd die lieben zwölff Jünger mein,
Mit dir zu eſſen vnd zu haben rhu
Darumb richt vns zu eſſen zu,
Ich will dirs zahlen gar reichlich
Durch mein ſegen reich machen dich.
Der müller ſich der red entſetzt,
Fieng doch ein Hertz vnd ſprach zuletzt:
Mein herr ich hab nichts gut zu eſſen.
Er ſprach: das hab ich wol ermeſſen,
Geh Petre bald hinter der mül

Zu ſeiner tieffen waſſerhül,
Vnd greiff darein in meinem namen
Mit dieſem großem Fiſchhamen
Vnd ein gut eſſen fiſch vns fach.
Der müller zu dem Herr Gott ſprach:
O Herr auff die trewe mein
Es kam fürwar kein fiſch nie drein,
Es ſind nur lauter fröſch darinn.
Der Herr ſprach: Petre geh du hin
Vnd du müller gehe auch mit,
Du glaubſt doch ſonſt mein Worten nit.
So gingens zu der hül beyſamen.
Petrus ſchlug drein mit ſeinem fiſchhamen,
Fieng bald ein karpffen oder drey
Vnd dergleich ander fiſch darbey.
Den müller hoch verwundert das
Vnd weßt nit, wie den dingen was,
Nam die fiſch und trug ſie hinein,
Hieß ſie bereiten der frawen ſein,
Die thets bald ab vnd ſud die fiſch,
Der müller ſetzet ſie zu tiſch
Vnd leget ihn auff weiſſes brodt
Vnd was ſonſt zu dem tiſch was not.
Der Herr Gott ſprach: O Müller mein
Bring vns Bier auß dem keller dein.
Der Müller ſprach: o lieber Herr,
Wein vnd auch Bier das iſt mir ferr
In vierzig jarn weil ich hier ſaß
Kein trank im öden keller was,
Allein bhalt ich in dieſe gruben
Durch den winter lang kraut vnd ruben.
Der Herr Gott ſprach: Du glaubeſt nicht
Denn was dein Händ greifft vnd aug ſicht,
Geh hin in keller in meim namen
Stich das Bier an vns allenſamen
Vnd bring vns deß her viel vnd gnug.

Der müller namb bald einen krug
Gieng in den öden keller ſchier
Darinn fand er ein tunnen Bier,
Entſetzt ſich deß, erſt glaubet er
Daß dieſer vnſer Herr Gott wer,
Stach an das Bier vnd trug es auff,
Da aß vnd trank der jünger hauff.
Müller und müllerin frewt ſich faſt,
Das vnſer Herr Gott was ihr gaſt,
Mit den zwölff lieben jüngern ſein,
Sie trugen auff vnd ſchenkten ein,
Waren gleich in wunder verſtürtzt.
Nun das ich es mach auff das kürtzt,
Als ſie nun das mahl geſſen hetten
Das gratias ſie betten theten,
Das tiſchtuch man auffhub darnach.
Der Herr Gott zu dem müller ſprach:
Nun trag du deinen ſchatz herein
So will ich dir den ſegen mein
Darüber ſprechen durch mein ehr
Auff das er ſich dreyfeltig mehr,
Das du darbey gedenckeſt mein.
Der müller loff vnd bracht herein
Zu dem Herr Gott auff ſeinen nack
Dreyhundert gülden in eim ſack.
Die ſchüttet er auß auff den tiſch
Er war gar frewdenreich und friſch.
Die müllerin der Herr Gott anredt
Ob ſie nit auch ein ſchätzlein het,
Daß ſie daſſelb auch brecht herein,
Er wollt ihr das auch ſegnen fein
Daß ſein auch würd noch dreymal mehr.
Die müllerin mit frewden ſehr
Sprach: Wart mein Herr, vnd trollt hinauß
Hinder die mül vnd grub da auß
Ein Hafen voll guter plapart

Die ſie erkratzet vnd erſpart
Hinter dem alten müller hett,
Den ſie auch hinein tragen thet,
Vnd auff den tiſch ihn ſchütten, war
Bei achtzig gülden alſo bar,
Nach dem da ſtund der Herr Gott auff
Vom tiſch vnd auch der jünger hauff
Vnd rüſten ſich auff die Hinfart
Vnd der Herr Gott ſich ſtellen wardt
Zu tiſch, ſamb wolt er ſprechen den ſegen
Vber das gelt, doch gar verwegen
Sanct Peter hielt auf den mantel ſein
Der Herr Gott ſtreift ihms gelt darein
Vnd loff mit zu der müll hinauß;
Nach dem loffen auch alle auß
Die jünger ſampt ihrem Herr Gott.
Der müller ertadert halb todt,
Stund als ein pfeiffer an der ſtett
Der einen tanz verderbet hett,
Schrey nach vnd auch die müllerin
Wo wölt ihr mit unſerm gelt hin?
Der Herr Gott ſchrey zu ihr: Ihr frommen
Harrt unſer biß wir wider kommen,
Denn wird des gelts dreymal ſo vil.
Alſo ſtunden ſie beyde ſtill,
Wuſten nit was ſie ſollten thon,
Die ſchelk loffen mit dem gelt davon,
Der müller vnd die müllerin
Waren ſchier beraubt ihrer ſinn,
Hetten zu dem ſchaden den ſpott.

Die hinzugefügte Moral warnt vor blindem Vertrauen, und ſchließt mit den Worten:

Wer nit trawt, der wirdt nit betrogen.
Das ihm nit ſpot zum ſchaden wachs
Schaw vmb vnd auff, das räth H. S.

3) S. Jördens Lexikon, Bd. IV. S. 420. 21.

§. 13. Seine Theilnahme an der Reformation.

Wir würden den guten Hans Sachs und ſeinen wohlthätigen Einfluß auf die damalige Zeit nur unvollſtändig würdigen, wenn wir nicht noch ſeines Antheils erwähnten, den er als Menſch und Dichter an Luther's Kirchen-Reformation genommen hat. Schon viele ſeiner Gedichte bekunden ſeinen redlichen und biedern Sinn, und ſtellen ihn als einen Mann dar von einem edlen, für jeden Eindruck des Schönen und Guten empfänglichen Herzen, von warmer Liebe für Tugend und Religion, und von einer frohen, durch keinen Wechſel des Schickſals getrübten Laune. Alles dies ergibt ſich aber noch weit deutlicher aus dem lebhaften Antheil, den er an Luther's großem Werk nahm. Er war gerade ein junger, feuriger Mann von 23 Jahren, als Luther in Wittenberg öffentlich auftrat. Je mehr dieſer ſich erhob, deſto mehr ſtaunte unſer Meiſterſänger zu ſeiner Größe hin. Alles, was gleich im Anfang der Reformation von und über Luthern geſchrieben worden, hatte er geleſen, auch den großen Mann ſelbſt zweimal geſehen, als dieſer ſich in Augsburg vor Cajetan ſtellen mußte, und nichts konnte ihn mehr von dem Kämpfer für Wahrheit abwendig machen. Wenn ſchon im fünften Jahre der Reformation in den beiden Hauptkirchen Nürnbergs nach Luther's Vorſchrift gepredigt und getauft, die Bibel in Luther's Ueberſetzung geleſen, und ſtatt der unverſtändlichen Lateiniſchen Pſalmen, Deutſche geiſtliche Lieder beim Gottesdienſt geſungen wurden: ſo wird man von dieſen Fortſchritten in religiöſer Aufklärung gewiß auch unſerm Hans Sachs einen bedeutenden Antheil zuſchreiben, wenn man weiß, wie viel er, beſonders bei dem gemeinen Mann in ſeiner Vaterſtadt galt. Er ſelbſt dichtete mehrere Kirchenlieder, unter denen das noch in unſern Geſangbüchern befindliche: „Wa-

rum betrübſt du dich mein Herz," das dreimal in's Lateiniſche, außerdem aber auch in's Griechiſche, Franzöſiſche, Engliſche, Holländiſche, Polniſche, Niederſächſiſche und Böhmiſche überſetzt worden, eines der vorzüglichſten iſt. Auch ſammelte er ſorgfältig, was er nur irgend von Luther's Schriften auftreiben konnte, und gab es ſeinen Mitbürgern zu leſen, wobei er denn zugleich in ſeinen Geſprächen mit ihnen den unwiſſenden Papiſten eben ſo dreiſt die Augen zu öffnen ſuchte, als er die zu eifrig Lutheriſch Geſinnten weislich im Zaum zu halten verſtand. Seine tiefe Verehrung für den Reformator ſprach er beſonders bei dem Tode deſſelben 1546 in einer „Klagred" aus.

Durch Luther's Beiſpiel gereizt, ſuchte er auch als Schriftſteller für die gute Sache zu wirken. In dieſer Beziehung, aber auch in poetiſcher Hinſicht, iſt ſeine „Wittenbergiſche Nachtigall," oder, wie der Titel vollſtändig heißt: „die Wittenbergiſch Nachtigall, die man yetzt hört überall,"*) vorzüglich beachtenswerth. Auf dem Holzſchnitt iſt eine Nachtigall zwiſchen Sonne und Mond und allerlei Thieren zu ſehen; oben auf einem Berge ein Lämmlein mit der Siegesfahne. Ganz am Ende ſteht: Christus amator, Papa peccator. Es iſt ein allegoriſches Lobgedicht auf Luthern und die Reformation deſſelben, das im Jahre 1523 verfertigt ward, und als ein komiſches Epos angeſehen werden kann. In dem Ganzen lebt nicht nur eine hohe, reine Begeiſterung für die gute Sache der Reformation, und eine gewiſſe altdeutſche edle Einfachheit in Worten und Gedanken, ſondern auch eine echt-ſatiriſche Laune, und ein derber, geſunder Witz, Eigenſchaften, die dieſem Gedichte eine eigenthümliche Kraft ertheilten. Zwar war die Satire über die herrſchenden Laſter der Geiſtlichkeit ſchon oft ein Gegenſtand des Meiſtergeſanges ge-

weſen, und die papiſtiſche Kleriſei hatte ſchon längſt mit Verdruß auf die Meiſterſänger, als Zeugen der Wahrheit, hingeſehen, die es für ein weſentliches Stück ihres Berufs hielten, dem blinden Haufen über ſeine eigennützigen Führer die Augen zu öffnen; aber keiner hatte ihnen noch ſo wehe gethan, und ſie mit ſo glücklichem Erfolg dem allgemeinen Gelächter Preis gegeben, als es der Meiſter aller Meiſterſänger in ſeiner Nachtigall that. In einer vorangeſchickten „Dedication an alle Liebhaber evangeliſcher Wahrheit" gibt er ſelbſt den Zweck ſeines Gedichts dahin an, daß er das Wohlthätige der Reformation durch Luther in einer einfachen, leicht faßlichen Sprache für drei Klaſſen von Leſern darſtellen wolle: für den gemeinen Mann, der noch gar nicht wiſſe, was es denn eigentlich mit der Reformation auf ſich habe; für die bereits Lutheriſch Geſinnten, daß ſie Gott für die große Wohlthat der glücklich erlangten Aufklärung in der Religion von Herzen danken, und endlich für die hartnäckigen Papiſten, die, auf Antrieb ihres intoleranten Glaubens an die allein ſelig machende Kirche, die neue Partei der evangeliſchen Chriſten verfolgen. Kurz — der Dichter will es ſeinen Leſern durch eine lebendige Darſtellung recht anſchaulich machen, wie groß Luther's Verdienſt um die Reinigung der Lehre Chriſti von allen menſchlichen Zuſätzen ſei, daß er dem Unweſen des Römiſchen Ceremonialdienſtes ein Ende gemacht, und dafür die Ausübung der wahren chriſtlichen Tugend herzlich empfohlen habe. — Um nun bei den ungebildeten Leſern, wie ſie der Dichter ſich denkt, ſeinen Zweck am ſicherſten zu erreichen, wählt er für die Einkleidung ſeiner Gedanken das grotesk-komiſche Gewand. Er läßt in einer, mit wahrem Dichtergenie durchgeführten Allegorie die ſpielenden Perſonen des gro-

ßen Schauſpiels der Reformation nach der Reihe auftreten, und fügt am Schluß noch ſeine eigene Erklärung hinzu, um ſein Publikum nicht im Dunkeln tappen zu laſſen. Luther ſelbſt tritt als Hauptperſon unter dem Bilde einer Nachtigall auf. Schon ſeit mehreren Jahrhunderten hatte die Römiſche Kirche die verirrte Heerde der Chriſten während der Nacht der Unwiſſenheit bei dem Mondſchein ſophiſtiſcher Menſchenſatzung in einer undurchdringlichen Wildniß herumgeführt. Aber nun ließ die Nachtigall ſich hören und lockte durch ihren ſchönen, hellen Geſang die irrenden Schafe zum Sonnenlicht der reinen evangeliſchen Wahrheit hin. Indeſſen hielt der Löwe, Papſt Leo X., die armen Schafe in der Wüſte der Hierarchie zurück, wo ſie ſich auf der dürren Weide des Römiſchen Gottesdienſtes ihr ſparſames Futter ſuchen ſollten, und während er ſie mit dem Mordſtrick der hierarchiſchen Geſetze feſſelt, helfen die Wölfe — die hohe Geiſtlichkeit ſammt und ſonders — ihm die ausgehungerten Thiere melken, ſcheeren und ſchinden. Den Wölfen zur Seite treiben Marktſchreier und Gaukler aller Art, und beſonders die Ablaßkrämer, das edle Handwerk des Scheerens und Schneidens, und ſaugen mit dem harten Pönitenzienweſen ihre unglücklichen Opfer bis auf's Blut aus. Was dieſen da noch von Kraft und Saft übrig gelaſſen wird, eigenen die Schlangen — die Mönche und Nonnen — ſich zu, die ſich für ihre unnützen Liebesdienſte auf Unkoſten der armen Chriſten fett machen. — Aber immer lauter und heller tönt das Lied der Wittenbergiſchen Nachtigall, und dem Löwen wird für ſein Reich bange. Darum ſendet er in der Noth das wilde Schwein, den Dr. Eck, und den Bock, Emſer (deſſen polemiſche Schriften ſ. bei Flögel S. 152.), gegen

ſie aus; die Fröſche, die Römiſchen Theologen, brüſten ſich in dem Sumpf ihrer ſcholaſtiſchen Weisheit, und die Wiltgens, die einfältigen, blinden Laien, wollen ſich durchaus nicht aus dem dichten Gehege vertreiben laſſen das Dummheit und Aberglaube um ſie gezogen haben.

Weiter malt der weiſe Dichter ſeine komiſche Allegorie nicht aus, weil er es fühlt, daß, wo der Schriftſteller es nicht mehr mit lächerlichen Thorheiten und Albernheiten, ſondern mit Bosheit und Ränken zu thun hat, der ſpöttelnde Scherz dem tiefer ſchneidenden Ernſt weichen muß. Mit kräftigen Farben zeichnet er den Greuel der Verfolgungen, welche die Biſchöfe, im Bunde mit den weltlichen Fürſten, über die Anhänger der neuen Lehre ergehen ließen, wie ſie Gefängnißſtrafe und Landesverweiſung zu Hülfe nehmen, um die Reformation in der Geburt zu erſticken. Der Dichter iſt ſogar dreiſt genug, von Ferne auf die kaiſerlichen Mandate hinzuweiſen, durch die bei harter Strafe der Kauf und Verkauf aller Schriften Luther's in Nürnberg unterſagt ward, und ſagt, daß an allen den heimlichen Machinationen und offenbaren Grauſamkeiten die Zeiten der Herrſchaft des Antichriſts zu erkennen wären. Und hier knüpft nun der wackere Mann eine kräftige und herzliche Ermahnung an die Freunde des großen Reformators an, womit er aufmunternd und tröſtend zugleich, das Ganze ſchließt.

Auch wir ſchließen dieſen Abſchnitt, mit der Bemerkung, daß der ehrliche Meiſterſänger nicht minder in Hinſicht auf ſeine Sprache beachtet zu werden verdient.

Anmerk. *) Das Gedicht ſteht im zweiten Buch der erſten Ausgabe ſeiner Werke vom Jahre 1560.

§. 14. Johann Fiſchart, Menzer genannt. Satiriſcher Romanen-Dichter und Epiker.

Der luſtigſte Kopf, erſte Lacher und größte Sonder-

ling ſeiner Zeit war Johann Fiſchart. Von ſeinem äußern Leben weiß man wenig. Wahrſcheinlich wurde er zwiſchen 1520 und 30 zur Straßburg (nach Andern zu Mainz) geboren. Um's Jahr 1586 lebte er als Doctor der Rechte und Amtmann zu Forbach bei Saarbrücken, und ſtarb im Winter 1589.[1]) Auch in Anſehung ſeiner Schriften, denen häufig die Angabe des Druckorts fehlt, iſt noch Manches im Dunkeln. Er war nicht bloß ein fleißiger, ſondern auch ein glücklicher, ſehr geleſener Schriftſteller, und im Fach der Satire ſo ſeltſam und ausgelaſſen, daß er als eine der merkwürdigſten Erſcheinungen dieſes Zeitraums in der Geſchichte des Literatur daſteht. Bei einer unerſchöpflichen Fülle von Witz, und mit ſeltener Originalität, ſcherzt und lacht und höhnt und geißelt er die Thorheiten ſeiner Zeit, bald mit Feinheit, bald im ſchmuzigen, cyniſchen Tone, aber immer als ſchlauer Menſchenkenner. Seine größte Kühnheit aber zeigt ſich in der Art, wie er die Deutſche Sprache behandelt. Er betrachtet ſie, wie ſein Leibeigenthum, denn er dringt ihr Wörter und Wendungen auf, zu denen auch nicht die entfernteſte Analogie aufzufinden iſt. Im ſtarkkomiſchen und burlesken Ausdruck iſt er faſt unübertreffbar. Doch auch die willkürlichſten Sprachformen, die er ſich erlaubt, zeugen von ſeiner Gelehrſamkeit und ſeinem Witz, und neben ihnen ſtehen auch manche glückliche neue Veränderungen und Formen, die der beweglichen Leichtigkeit ſeiner Satire beſſer zuſagen. Auch leuchtet ſelbſt aus der ſchalkhaften Ergießung ſeines Genies ein heiterer Sinn und eine treuherzige Redlichkeit hervor. Wie groß der Beifall geweſen, den er unter ſeinen Zeitgenoſſen gefunden, ergibt ſich ſchon daraus, daß mehrere ſeiner Schriften ſehr oft wieder aufgelegt werden mußten, und, wie

er ſelbſt ſagt, kaum hinlänglich gedruckt werden konnten.[2]) Dennoch ſind ſie in unſrer Zeit höchſt ſelten.

Anmerk. 1) Vergl. K. H. G. v. Meuſebach in der Hall. Lit. Zeit. 1829. Nr. 55. 56. Mit ſeinem Namen hat er mehrern Spaß getrieben, und dadurch zu manchen Verwirrungen Anlaß gegeben. So ſchrieb er ſich unter andern Hultrich Ellopoſcleros Reznem. Den Begriff des erſten Namens glaubte er in ſeinem Vornamen Johann zu finden, den zweiten entlehnte er aus dem Griechiſchen ἔλλοψ Fiſch und σκληρός hart, und der dritte entſtand durch Umkehrung des Namens Menzer, den er, wie Einige wollen, nach ſeinem ihm beigelegten Geburtsort Mainz angenommen haben ſoll.

2) S. Jördens Lexikon ꝛc. Bd. I. S. 518. Vergl. Küttner's Charaktere ꝛc. Bd. I. S. 90 — 95, und Horn's Geſchichte ꝛc. S. 81. und 82.

§. 15. Seine wichtigſten Schriften.

Seine zahlreichen ſatiriſch-humoriſtiſchen Schriften in proſaiſcher Form, die meiſt ſehr abenteuerliche Titel führen, ſind jetzt äußerſt ſelten, und mehrere kennt man nur aus Anführungen [1]). Die wichtigſten ſind:

1) „Affenteuerliche vnd Vngeheurliche Geſchichtſchrift Vom leben, rhaten vnd Thaten der for langen weilen vollen wolbeſchreiten Helden vnd Herren Grandguſier, Gargantwa vnd Pantagruel, Königen in Vtopien, vnd Ninenreich. Etwan von M. Fr. Rabelais Franzöſiſch entworfen: Nun aber vberſchrecklich luſtig auf den Teutſchen Meridian viſirt, vnd vngefährlich obenhin, wie man den Grindigen laußt, vertirt, durch Huldrich Ellopoſcleron Reznem,“ o. O. 1575. 8. mit Holzſchnitten.

Dies iſt die älteſte Ausgabe. Aus Mangel an Kenntniß derſelben hielt man ſich aber an den Titel der zweiten, völlig umgearbeiteten Ausgabe, welche „Affenteu-

erliche, Naupengeheuerliche Geſchichtklitterung" heißt, daher das Ganze ſchlechtweg Geſchichtklitterung genannt wird. Auf dieſer Ausgabe ſteht: Gedruckt zu Greneſing im Gänſſerich. 1582. 8.[2])

Außerdem ſind noch ſieben, in Sprache und Schrift mehr oder weniger abweichende Ausgaben bekannt, die bis zu dem J. 1631 erſchienen, und von Koch und Flögel aufgeführt ſind.

Dieſe Geſchichtſchrift oder Geſchichtklitterung iſt eine freie Nachbildung des erſten Buchs des La vie du grand Gargantua, père de Pantagruel, von Fiſchart's Zeitgenoſſen, dem Franzöſiſchen Satiriker Rabelais [3]), und der erſte komiſche Roman in Deutſchland, der einen Schatz von Poſſirlichkeiten und groteskem Witz enthält. Der Inhalt iſt eine ſatiriſche Erzählung des Lebens des Gargantua. Indeſſen bearbeitete Fiſchart den Stoff des Franzoſen nach Deutſcher Art und Kunſt, ſo daß man Deutſche und nicht Franzöſiſche Sitten und Schilderungen, kurz ein echt-Deutſches Originalwerk zu leſen glaubt. Mitunter hat der Bearbeiter ſeinem Roman auch einige Verſe eingeſtreut, und da verdient es bemerkt zu werden, daß wir hier Deutſche Hexameter und Pentameter, freilich ganz krüppelhafte und noch dazu gereimte, antreffen, die man lange für die erſten in der Geſchichte unſerer Poeſie gehalten hat [4]). Sie befinden ſich am Ende des zweiten Kapitels der Geſchichtklitterung, und ſind der Anfang eines Gedichtes, das wahrſcheinlich ein komiſches Epos hat werden ſollen. Fiſchart ſagt, er habe deswegen dieſen Verſuch gemacht: „Dieweil daraus die Künſtlichkeit der Teutſchen Sprach in allerhand Karmina beſcheint; und wie ſie nun nach Anſtellung des Hexametri, oder ſechsmäßiger Sylbenſtimmung, und ſylbenmäßigen Sechsſchlag, weder

den Griechen noch Latinen (die das Muß allein eſſen wollten,) forthin weiche." Bei allem echten Witz, den dieſer Roman enthält, hat er doch auch viel Rohes und Gemeines, daher er auch nur durch ſtarke Beſchneidung und Umänderung für uns genießbar gemacht werden könnte [5]).

Anmerk. 1) Ein Verzeichniß vieler ſeiner Schriften findet mau bei ihm ſelbſt, theils in der Vorrede zu ſeiner „Geſchichtklitterung," theils in dem „Bienenkorbe des heil. Römiſchen Reichs Jmenſchwarms." Flögel in der Geſch. der kom. Lit., und Koch in ſeinem Compendium, haben dieſe Verzeichniſſe abdrucken laſſen. Vergl. Meuſebach a. a. O. §. 14. Anm. 1.

2) Doctor Anton in Görlitz, der im Beſitz dieſer zweiten Ausgabe war, hat ſolche im Deutſchen Muſeum 1778, Bd. II., Decbr. S. 543 u. f. beſchrieben. Er hielt aber die ſchlecht ausgedruckte 8 für eine 5, und ſo entſtand der Jrrthum, daß die Ausgabe von 1552 ſei, den Meuſebach a. a. O. S. 440 aufgedeckt hat. Ein Exemplar der älteſten Ausgabe beſaß der Prof. Heynatz zu Frankfurt a. d. O., der ſie in dem Gothaiſchen Magazin der Künſte und Wiſſenſchaften Bd. I. S. 168 u. f. beſchrieben, und Bd. II. St. 11. S. 987 u. f. eine Sammlung von Varianten aus derſelben bekannt gemacht hat.

3) Franz Rabelais (geboren 1483, geſtorben 1553) iſt Vater der Franzöſiſchen Satire, der ohne Schonung alle Thorheiten geißelte, und zwar viel Genie und Originalität, aber wenig geläuterten Geſchmack verräth. Sein Gargantua, als ſein Hauptwerk, iſt eine Satire gegen den Adel, die Geiſtlichkeit und den Hof, und wurde damals unterdrückt.

4) Die „Litteraturbriefe" (Th. I. 3te Aufl. S. 109 u. f.) haben auf dieſes Alter des Deutſchen Hexameters aufmerkſam gemacht. Früherhin glaubte man, daß Heräus (ſ. deſſen Gedichte und Lat. Jnſchriften, Nürnberg 1721, wo man ein Lobgedicht auf Kaiſer Karl VI. findet, überſchrieben:

Verſuch einer neuen Deutſchen Reimart) der erſte Bearbeiter dieſer Versart geweſen ſei. Dies iſt ſo wenig der Fall, daß ihm ſogar Mehrere darin vorangegangen ſind. Denn beinah um dieſelbe Zeit, als Fiſchart ſeine Hexameter machte, verſuchte Konrad Gesner, in ſeinem Mithridates exprimens differentias linguarum tum veterum, tum quae hodie per totum terrarum orbem in usu sunt (Tiguri 1555. 8.), ebenfalls Deutſche Hexameter; ſ. „Hauptepochen der Deutſchen Sprache ſeit dem 8ten Jahrh. ꝛc.“ von Leonhard Meiſter, in den „Schriften der Kurfürſtl. Deutſchen Geſellſchaft in Manheim“ (Bd. II. S. 78 u. f.), wo auch eine Probe der Gesnerſchen Hexameter gegeben wird. — Auf Gesner folgt Emerau Eiſenkeck, beider Rechte Doctor und Advocat in Regensburg, von dem wir beſitzen: „der hundert und vierte Pſalm Davids, in teutſche Hexameter oder Heroicum carmen verſetzt ꝛc.“ (Regensburg, 1617), wovon einige Proben mitgetheilt ſind in der Bibl. d. ſchön. Wiſſenſchaft. u. fr. Künſte Bd. VI. St. 1. S. 187 — 192. Dann folgt Alſted, Prof. der Philoſophie und Theol. zu Weißenburg in Siebenbürgen, in ſeiner Encyclopaedia scientiarum, und dann erſt kommt Heräus. Allen dieſen aber gehen die Hexameter in der Präambeln (ſ. 4te Per. §. 14.) aus dem 15ten Jahrhund. voran, worüber Wilh. Wackernagel's Geſch. d. Deutſchen Hexameters und Pentameters bis auf Klopſtock. Berlin 1831. 8. nachzuſehen iſt. Um uns indeſſen von dem ſchwachen Verſuch Fiſcharts einen Begriff machen zu können, theilen wir hier ſeine Zuſchrift an die Deutſche Nation mit, die in wechſelnden Hexametern und Pentametern abgefaßt iſt, bei welchen letzteren auch noch das Beſondere Statt findet, daß ſich jedes Hemiſtichium mit dem andern reimt:

Dapfere meine Teutſchen, redlich von Gemüt und Geblüte,
  Nur ewerer Herrlichkeit iſt dieſes hie zubereit.
Mein Zuverſicht jederzeit iſt, hilft mir göttliche Güte,
  Zu preiſen in Ewigkeit, ewere Großmütigkeit.
Ihr ſeyd von Redlichkeit, von groſſer ſtreitbarer Hande,
  Berümbt durch alle Land, immerdar ohne Widerſtand!

So wer es euch alleſampt fürwar eine mächtige Schande,
Wird nit das Vaterland in Künſtlichkeit auch bekannt.
Drumb dieſelbige ſonderlich zu förderen eben:
So hab ich mich unverzagt, auf ietziges gern gewagt,
Und hof ſolch Reymes Art werd euch Ergötzlichkeit geben,
Sintemal ein jeder fragt, nach Newerung die er ſagt.
O Harpffenweis Orpheus, jetzumal kompt widerumb hoche
Dein artige Reymenweiß, zu ihrigem erſten Preiß.
Denn du ein Tracier von Geburt und teutſcher Sprache,
Der erſt ſolch unterweiſt, frembde Völcker allermeiſt,
Dieſelbige lange Zeit haben mit unſerer Künſte,
Allein ſehr ſtolziglich, gepranget ſehr unbilliglich:
Jetzumal nun baß bericht, wollen wir den fälſchlichen Dunſte
Ihn nemmen vom Angeſicht, uns nemmen zum Erbgedicht.

5) Etwas dieſer Art iſt geſchehen in einer Umarbeitung, welche unter dem Titel: „Gargantua und Pantagruel umgearbeitet nach Rabelais und Fiſchart von Dr. Eckſtein,“ zu Hamburg 1785 — 87 in 3 Theilen 8. erſchien, und den Secretair der Däniſchen General-Wegcommiſſion zu Kopenhagen, Chriſt. Lävinus Fried. Sander, zum Verf. hat.

§. 16. Fortſetzung.

2) „Hultrich Elloposcleron Flöh Hatz, Weiber Tratz. Der Wunder vnrichtige und ſpotwichtige Rechtshandel der Flöh mit den Weibern, vermehrt mit dem Lobe der Mücken und des Flohes Strauß mit der Lauß.“ (o. O. und J.) 8.; desgl. Strasburg bei Bernhart Jobin 1578. 8. (aus der gereimten Vorrede des Verf. ergibt ſich, daß dieſer Ausgabe ſchon mehrere vorangegangen), und eben daſ. 1594. 8., (auf dem Titel dieſer Ausgabe heißt es, daß das Werk „auf ein newes abgeſtoßen und „behobelt ſey,“ und daß der Flöh Apellation und der Belz „Devenſion“ bald nachfolgen ſoll); desgl. 1610. 8. — Der Inhalt dieſes ſo ziemlich ſcurrilen ſatiriſchen Gedichts iſt: ein Floh klagt einer Mücke die Lei-

den, die er von den Weibern auszuſtehen habe, und die mannichfaltigen Todesarten der Flöhe. Die Mücke will ihn tröſten, aber vergebens. Er bringt ſeine Klage vor den Jupiter, und dieſer fodert die Weiber auf, ſich zu verantworten. Endlich erfolgt der Ausſpruch zum Vortheil der Weiber. Ein Anhang enthält Recepte für die Flöhe, ein Flöhlied und eine Flöhſchlacht. — Das Gedicht iſt voll von burleskem Witz, und mit ſo vielen ekelhaften Beſchreibungen und Bildern überladen, daß ſelbſt der Geſchmack ſeines Zeitalters den Dichter nicht entſchuldigt [r]).

3) In gleichem Geſchmack iſt das „Podagrammiſch Troſtbüchlein. Innhaltend zwo artlicher Schutzreden von heerlicher ankonfft, geſchlecht, Hofhaltung, Nutzbarkeit und tiefgeſuchten Lob des Hochgelehrten Gliedermächtigen vnd zarten Fräwlins Podagra. Nun erſtmals zu Kitzelingen Troſt und ergetzung andächtiger Pfotengrammiſcher Perſonen oder Handkrämpfigen vnd Fußverſtrickten Kämpfern lvſtig und wacker (wie ain Hund auff dem Lotterbet) boſſiert und publiciert durch Hultrich Elloposcleron" ohne Ort 1577, (dann Strasburg, 1591. und 1604. 8.)

4) „Bienenkorb des Heyl. Römiſchen Imenſchwarms, ſeiner Hummelszellen (oder Himmelszellen) Hurnaußnäſter, Brämengeſchwürm vnd Wäſpengetöß. Sampt Läuterung der Heyl. Röm. Kirchen Honigwaben: Einweihung vnd Veräuchung oder Fegfeurung der Imenſtöck: vnd Erleſung der Bullenblumen, der Dekretenkreuter, des Heydniſchen Kloſterhyſops, der Suiter Säudiſteln, der Saurboniſchen Säubohnen, des Magisnoſtriſchen Liripipefenchels vnd des Imenplatts der Plattinen, auch des Meßthaues vnd H. Saffts von Wunderbäumen ꝛc. ꝛc., alles nach dem rechten Himmelsthau oder Manna juſtirt, vnd mit Mentzerkletten durchziert. Durch Jeſuwalt Pick-

hart, des Canoniſchen Rechtens Canoniſirten oder Gewürdigten ꝛc. Getruckt zu Chriſtlingen Anno 1579.“ 8. Neue Ausgaben ſind von den Jahren 1580, 81, 82, 86, 88, und die neuſte von 1657, Leipzig, mit einer Vorrede von Jacob Thomaſius.

Dieſer „Bienenkorb“ iſt eine Umarbeitung der Holländiſchen Satire: De Bienkorf der H. Roomsche Kercke, die Philipp Marnix, Herr von Saint Aldegonde 1569, 8. zum erſten Male herausgab. — Das Fiſchartſche Werk iſt eine zügelloſe Züchtigung der Pfaffenunkeuſchheit, und voll von kurzweiligen Mährchen und Legenden. Es wurde mit unglaublichem Frohlocken aufgenommen, und hat der Römiſchen Kirche keinen geringen Schaden zugefügt. Fiſchart trieb in ſeiner Umarbeitung nicht allein die beſtändige Allegorie des Verf. viel höher, ſondern machte auch das Buch durch ſeine komiſche Laune und derbe Schreibart noch volksmäßiger, ſo wie er es durch viele neue Zuſätze vermehrte. Nur muß man hier, wie in allen ſatiriſchen Schriften Fiſchart's, weniger poetiſchen Geiſt, als grotesken Witz und derben Spott ſuchen [2]), und es mit der Züchtigkeit ſeines Ausdrucks nicht genau nehmen wollen.

Anmerk. 1) In Meiſter's Beiträgen zur Geſch. Th. I. S. 226 u. f. ſind einige Proben dieſes Gedichts abgedruckt. Wahrſcheinlich veranlaßte der Fiſchartſche Flohhatz eine Nachahmung in macaroniſchen Verſen (einer von den Italienern entlehnten, und wahrſcheinlich von ihrem, aus mehreren Ingredienzien beſtehenden Lieblingsgericht, macaroni, benannten Versart, in der alte und neue Sprachen unter einander gemiſcht ſind, und die Wörter der neuen Sprache nach Art der alten gebeugt werden), die ſich in einem Gedicht finden, das zu Ende des 16ten und in der erſten Hälfte des 17ten Jahrh., öfters auch noch im 19ten Jahrh. gedruckt worden iſt, und den Titel führt: Floïa, Cor-

tum versicale (kurzes Gedicht) de Flois swartibus, illis Deiriculis (Thierchen) quae omnes fere Minschos, Mannos, Weibras, Jungfras etc. behuppere, et spitzibus suis schnaflis steckere et bitere solent. Autore Gripholdo Knickknackio ex Flolandia. Anno 1593. 4. Der Anfang dieſes Gedichts lautet:

Angla (Stacheln) floosque canam, qui wassunt pulvere swarto
Ex wateroque simul fleitenti et blaside dicko,
Multipedes deiri, qui possunt huppere longe,
Non aliter, quam si floglos natura dedisset.
Illis sunt equidem, sunt, inquam, corpora kleina,
Sed mille erregunt menschis martrasque plagasque,
Cum steckunt snaflum in livum, blutumque rubentem
Exsugunt etc.

2) Ueber den „Bienenkorb" und alle genannte ſatiriſche Gedichte Fiſchart's ſ. man beſonders Flögel's „Geſchichte der komiſchen Literatur," Bd. III.

§. 17. Fortſetzung.

Anders erſcheint uns Fiſchart in ſeinem ernſthaften erzählenden Reim-Gedicht: „das glückhafft Schiff. Ein Lobſpruch der glücklichen und wolfertigen Schiffart einer burgerlichen Geſellſchaft auss Zürich auf das Schießen von Straßburg." Hier zeigt der Verf. gegen ſeine ſonſtige Natur, Züchtigkeit der Sprache und durchweg eine edle, männliche Schreibart. Die Veranlaſſung zu dieſem Gedicht iſt rein hiſtoriſch: die Zürcher wünſchten nämlich, daß die Strasburger (damals noch freie Reichsſtädter) ſich dem Schweizerbunde anſchließen möchten. Die Strasburger aber beſorgten, zu weit von der Schweizer Grenze entfernt zu ſein, als daß ihre Stadt im Fall der Noth zur rechten Zeit Hülfe von den Schweizern erhalten könnte. Um nun dieſe Beſorgniß zu heben, machte eine Geſellſchaft von Zürchern (unter denen ſich wahrſcheinlich der

Verfaſſer ſelbſt befand) 1576 früh morgens zu Schiffe auf der Limmat, der Aar und dem Rhein eine Reiſe nach Strasburg, um dem dortigen Schützenſchießen beizuwohnen. Sie kamen an demſelben Tage noch vor dem Abendſchmauſe der Schützengeſellſchaft an, und brachten einen großen ehernen Topf voll warmen Hirſebrei mit. Als ſie dieſen auf den Tiſch ſtellten, und die Strasburger ſich wunderten, daß der Brei noch ſo heiß ſei, es bisher auch für unmöglich gehalten hatten, den Weg von Zürch nach Strasburg in einem Tage zu machen: ſagten die Zürcher, ſie hätten die Abſicht gehabt, den Strasburgern zu zeigen, daß, wenn ihre Stadt einmal überfallen würde, Zürch ihr eher zu Hilfe kommen könne, als ein ſolcher Brei kalt werde. Der Topf, der 144 Pfund wog, wurde als ein Geſchenk der Zürcher zum Andenken in das Strasburger Zeughaus gebracht. — Dieſe Begebenheit beſchreibt Fiſchart in gereimten Verſen, und liefert darin ein genaues Tagregiſter der ganzen Reiſe und des Aufenthalts in Strasburg, ſammt der glücklichen Rückkunft, in einem ſehr gefälligen Tone. Das Gedicht iſt reich an ſchönen maleriſchen Schilderungen der ſtillen Natur, an glücklichen Fictionen, weiſen Sprüchen und witzigen Reden, und zeichnet ſich durch wahrhaft poetiſchen Geiſt aus; die didaktiſche Tendenz deſſelben iſt: anſchaulich zu machen, wie der Menſch durch kraftvolles Ausharren bei einem kühnen Unternehmen möglich machen könne, was unmöglich ſcheint *).

Anm. *) Die bis jetzt bekannte älteſte Ausgabe dieſes epiſchen Gedichts erſchien unter dem angegebenen Titel o. O. u. J. (1576?) in 4. Einen neuen Abdruck derſelben beſorgte Karl Halling. Tübingen 1828. 8. mit erläuternden Anmerkungen.

§. 18. Georg Rollenhagen. Satiriſcher Didakker und Epiker.

Georg Rollenhagen wurde 1542 in Bernau (drei Meilen von Berlin,) geboren, und ſtarb nach vielen körperlichen Leiden mancherlei Art 1609, als Rector zu Magdeburg. Er war ein zu ſeiner Zeit ſprachgelehrter und beleſener Mann, der verſchiedene Gedichte und Luſtſpiele ſchrieb, in der Literaturgeſchichte aber nur wegen eines ſatiriſch-epiſchen Gedichts merkwürdig iſt, das den Titel führt: „Froſchmeuſeler, in dreyen Büchern von Marx Hupfinsholz von Mäuſeloch, der jungen Fröſche Vorſinger und Calmäuſer." Magdeburg 1595, 8. Spätere Abdrücke ſind von 1596, 1600, 1608, 1621, 1627, ſämmtlich zu Magdeburg, eine von 1683 zu Frankfurt a. M., und die neuſte Ausgabe iſt von 1730 zu Frankfurt und Leipzig. 8., alle mit erweitertem Titel [1]) Das Gedicht (gewiſſermaßen ein Seitenſtück zu Reineke dem Fuchs) beſteht aus drei Büchern, deren jedes wieder ſeine beſonderen Abtheilungen hat. In dem erſten werden unter Handlungen und Begebenheiten der Mäuſe, Katzen und Füchſe, die Sitten des Hausſtandes vorgeſtellt; in dem zweiten wird das geiſtliche und weltliche Regiment unter der Allegorie von den Berathſchlagungen der Fröſche geſchildert, und das dritte Buch gibt die Abbildung des Kriegsweſens in einer epiſchen Erzählung von den Kriegen der Fröſche und Mäuſe. Den Stoff zu dieſem Gedichte entlehnte Rollenhagen aus Homer's Batrachomyomachie auf Veranlaſſung einer Aeußerung ſeines Lehrers, des Wittenbergiſchen Profeſſors, Dr. Veit Oertel von Winßheim, der bei der Erklärung der Batrachomyomachie geäußert hatte, daß man die darin herrſchende Lieblichkeit der Rede in keiner Sprache ſo zierlich und anmuthig wiedergeben könne. Allein der Griechiſche

Stoff iſt nur benützt in dem Anfang des erſten Buchs und in dem letzten Abſchnitt. Das Uebrige enthält Epiſoden, die in Bezug auf das Papſtthum oft ſatiriſch, aber zum Theil ſo lang ſind, daß man faſt den Gang der Erzählung darüber verliert, daher die noch nicht aus 300 Verſen beſtehende Batrachomyomachie unter Rollenhagens Händen zu einem Gedicht von mehr als 10,000 Verſen angeſchwollen iſt. Dieſe Weitſchweifigkeit in der Compoſition iſt der Hauptfehler des Gedichts, deſſen Theile auch nicht mit gleicher Sorgfalt gearbeitet ſind, das aber doch ſo viel trefflich gezeichnete Charaktere, Sprüche, Bilder und Gemälde enthält, und von ſo viel Weltkenntniß, Witz und Laune zeugt, daß man in dem Dichter ein nicht gemeines Talent für die humoriſtiſche Poeſie anerkennen, und ſeinem Werk den Ruhm der Originalität zugeſtehen muß. Auch für die Sitten- und Culturgeſchichte der damaligen Zeit iſt der Froſchmäuſeler ſehr wichtig [2]).

Eine, von allen Literätoren mit Recht gerühmte Nachbildung oder Umbildung des Rollenhagenſchen Froſchmäuſelers erſchien unter dem Titel: „Der neue Froſchmäuſeler. Ein Heldengedicht in drei Büchern. Erſtes Buch. Köln, bei Peter Hammer, 1796" 8. mit eingedruckten Holzſchnitten. Nur das erſte Buch iſt erſchienen. Der ungenannte Herausgeber dieſer Umbildung iſt der, in der juriſtiſchen Literatur bekannte, im J. 1802 verſtorbene Hoffiscal Chriſt. Ludwig Stengel [3]), von dem wir auch eine „Quinteſſenz aus Abrah. a Sancta Clara Schriften" in zwei Gaben beſitzen.

Anmerk. 1) Im Auszuge bearbeitet von Karl Lappe, erſchien der Froſchmäuſeler, Stralſund 1816. 8.; eine abgekürzte, ſonſt unveränderte Ausgabe zu Tübingen 1819. 8.

2) S. Jörden's Lexikon, Bd. IV. S. 374 — 391. Vergl. Naſſer's Vorleſungen, Th. I. S. 352 u. f., wo

auch einige Proben aus dem Gedicht mitgetheilt ſind; desgl. Meiſter's Beiträge ꝛc. Th. I. S. 275 u. f.

3) Proben dieſer Nachbildung ſind mitgetheilt in Heinſius „Bardenhain," Th. III. S. 235 bis 260.

§. 19. Burkard Waldis, Fabeldichter. und Bartholomäus Ringwaldt, Lehrdichter.

Der erſte, ſchon als Umarbeiter des Teuerdank genannte Dichter lebte in der erſten Hälfte des 16. Jahrh., und war noch im Jahre 1554 Kaplan der Landgräfin Margaretha von Heſſen. Aus ſeinen Schriften erſieht man, daß er die proteſtantiſche Religion angenommen, dem Katholizismus heftig entgegengearbeitet, viele Reiſen nach Italien, Portugal und Holland gemacht, und dabei in drückender Armuth gelebt habe. Weiter weiß man von ſeinen Lebensumſtänden nichts, und da er weder von gleichzeitigen Literatoren, noch von denen des folgenden Jahrhunderts angeführt wird, ſo ſcheint auch ſeine Berühmtheit zu ſeiner Zeit nicht groß geweſen zu ſein. Dennoch iſt er für uns wichtig als Fabeldichter. Die Sammlung ſeiner Fabeln führt den Titel: „Eſopus gantz new gemacht vnd in Reimen gefaßt. Mit ſampt Hundert newer Fabeln, vormals im Druck nicht geſehen noch außgangen. Durch Burcardum Waldis." Frankfurt a. M. 1548. 8. Eine zweite Ausgabe erſchien 1555, eine dritte 1565, und eine vierte 1584, alle in 8. und zu Frankfurt a. M. Die ganze Sammlung iſt in vier Bücher abgetheilt, von denen jedes 100 Fabeln enthält. Größtentheils ahmt er darin dem Aeſop und Phädrus nach; doch dichtet er auch oft in ihrem Geiſt mit eigener Erfindſamkeit, oder entlehnt ſeinen Stoff aus wirklichen Vorfällen. Ueberhaupt gehören ſeine Fabeln nicht alle unter die Rubrik der eigentlichen Aeſopiſchen Fabel; denn mehrere unter ihnen ſind Schwänke oder kleine komiſche

Erzählungen (aus dem Boccaz geſchöpft) aber mit einer beſtimmten Nutzanwendung verſehen. Als Erzähler wird er nicht ſelten ſchwatzhaft und weitläufig, beſonders in ſeinen moraliſchen Nutzanwendungen; doch iſt er reich an feinen komiſchen Zügen, lebhaft in ſeinen Beſchreibungen, und beſonders correct in ſeiner Sprache. Er gehört zu den trefflichſten Fabeldichtern ſeines Jahrhunderts, und iſt auch von denen des 18ten Jahrhund. ſehr benutzt worden. Gellert, der auch einige Erfindungen aus Waldis entlehnte, urtheilt vortheilhaft über ihn, im erſten Theil ſeiner ſämmtlichen Schriften (Leipzig 1784). Mehr noch erhebt und vertheidigt ihn v. Gemmingen in ſeinen „Briefen nebſt andern poetiſchen und proſaiſchen Stücken" (Frankfurt und Leipzig 1753), und ſucht ihn beſonders gegen den Vorwurf des beleidigten Wohlſtandes zu ſchützen [1]). Einen gleichen Schutzredner fand er an Eſchenburg [2]), und einen glücklichen Nachahmer an Zachariä [3]).

Auch verdient der ſchon unter den Liederdichtern (§. 6. Anm. 2.) genannte Barthol. Ringwaldt (geb. zu Frankf. a. d. O. 1530, Prediger in Langfeld bei Sonnenburg, geſt. wahrſcheinlich 1598) hier noch einer Erwähnung als Lehrdichter. Er ſchrieb ein zu ſeiner Zeit ſehr beliebtes geiſtliches Lehrgedicht, betitelt: „Die lautere Wahrheit. Erfurt 1585" und bis 1598 ſechsmal aufgelegt; und: „Die chriſtl. Warnung des treuen Eckhart. Frankfurt a. d. O. 1590," welches die Viſion eines Kranken enthält, der Himmel und Hölle durchwandert. Vgl. über ihn Hoffmann's v. F. B. R. u. B. Schmolcke. Breslau, 1833. 8.

Anmerk. 1) „Ich habe keinen Anſtand," ſagt v. Gemmingen, „unterſchiedliche ſeiner Gedichte, beſonders aber die Erzählungen, für vollkommene Werke in ihrer Art auszugeben; denn das ſind keine Fehler, was er mit den größten Leuten ſeiner Zeit gemein hat: Ausdrücke, die un-

ſern Ohren grob klingen, und Scherze, welche den Begriff beleidigen, den wir von der Höflichkeit haben. — Das Wort Pfaff hat nunmehr in ganz Deutſchland eine verächtliche Bedeutung. Wer weiß aber nicht, wie herrlich ehedem die Bedeutung dieſes Worts war, wie oft ſich geiſtliche Churfürſten ſelbſt Pfaffenfürſten genannt, und wie viele alte Urkunden alſo anfangen: Ich Pfaff, Meiſter Hans W. urkunde und bekenne hiermit ꝛc. Schalk bedeutet nunmehr einen Spitzbuben, ehedem aber einen Diener, ja zuweilen einen königl. Miniſter. Baron hieß in der alten Gothiſchen Sprache der Teufel, in der Lombardiſchen ein Landläufer, und in der neuTeutſchen iſt es ein Titel, der zu Wien hundert Ducaten koſtet."

2) S. Hamburgiſche Unterhaltungen Bd. IV. St. 5. S. 933 — 942.

3) S. Fabeln und Erzählungen in Burkard Waldis Manier. Braunſchweig 1771. 8. (Voran ſtehen Anmerkungen über B. W. und deſſen Art zu erzählen). Davon beſorgte nach Zachariä's Tode Eſchenburg eine neue Ausgabe 1777, der er einen Anhang von ausgewählten Originalfabeln des Waldis beifügte, und ſolche mit Spracherklärungen begleitete.

Eine der Waldisſchen Fabeln ſetzen wir mit Weglaſſung der langen Nutzanwendung, her. Sie iſt überſchrieben: „von dem ſchwangern Berge" (Phädrus IV. 22.) und eine der beſſern:

In alten Zeiten, vor tauſent Jarn
  Begab ſich's wie ich hab' erfarn
Ein landtgeſchrey kam vnder die leut
  Wie die Berge zur ſelben zeit
Schwanger waren vnd ſolten geberen.
  Alls Volk lieff zu mit groſſem begeren
Vnd kam zuſamen ein groſſe ſchaar
  Auß vielen landen gelauffen dar,
Vnd ſchavten an die Berge groß
  Sie waren bauchet über d'moß

Ein

Ein lange zeit ſie da erharten
  Mit groſſer forcht theten erwarten
Wenn ſich nun offne würd die Erden
  Was ſeltzams Dings darauß ſolt werden
Ein Dromedari oder Elephant
  Oder ſonſt ein wunder vnbekannt.
Zu letſt kroch zu dem Berg herauß
  Ein kleine lecherliche Mauß.
Als ſie heraus lieff vnd ſich regt
  Ward alles Volk zu lachen bewegt.

§. 20. Thomas Murner.

(Satiriker.)

Thomas Murner wurde 1475 zu Straßburg geboren, war Franziscaner, erhielt zu Paris die Würde eines *Magiſters* der freien Künſte, wurde 1506 vom Kaiſer Maximilian I. zu Worms als Dichter grkrönt, und ſtarb, nachdem er immer unſtät und flüchtig an verſchiedenen Orten, zu Frankfurt, Freiburg, Trier ꝛc. ſich aufgehalten, als Doctor der Theologie, Prediger und Profeſſor zu Lucern zwiſchen den Jahren 1531 — 36. Murner iſt in der Reformationsgeſchichte als ein heftiger Gegner Luther's bekannt*). Als ſolcher befand er ſich eine Zeit lang bei dem König von England, Heinrich VIII., der ihn ausdrücklich zu ſich berufen hatte, wohnte auch einer öffentlichen Religionsdisputation bei, die zu Baden zwiſchen den Katholiken und Proteſtanten gehalten wurde, und ſchrieb zu Lucern wider die proteſtantiſchen Cantons allerlei Schmähſchriften, welche die Folge hatten, daß er 1520 die Schweiz mit Schimpf verlaſſen mußte, daher man das Jahr ſeines Todes nur muthmaßlich auf 1536 angeben kann. Er war ein Mann von gelehrter Bildung und vielſeitigen Kenntniſſen, aber auch ein vorlauter, unruhiger Kopf, der, immer in Widerſpruch mit der Welt,

keine Mäßigung kannte, und deſſen Schriften daher den Charakter der Unſittlichkeit und Zügelloſigkeit an ſich tragen. Indeſſen räth Leſſing doch (deſſen Leben Th. 3. S. 135) die Murnerſchen Schriften zu leſen, weil man, was die Sprache Nachdrückliches, Derbes, Anzügliches, Grobes und Plumpes hat, nirgends beſſer zu Hauſe finden könne, als in ihnen. Wo Brant nur tadelt, da ſchimpft er; aber an ſatiriſchem Witz übertrifft er jenen.

Anm. *) Er kämpfte eigentlich mehr gegen Luther's Perſon, als gegen die Reformation, da er ſelbſt nach dem Ruhm eines Reformators ſtrebte. Dies zeigen mehrere ſeiner Streitſchriften, beſonders die bitterſte unter denſelben: „von dem großen lutheriſchen Narren" (1522.)

§. 21. Schriften deſſelben.

Unter den zahlreichen poetiſchen Schriften Murner's ſind drei am bemerkenswertheſten, die ihrem Inhalt nach zuſammen gehören, da er in allen das Verderben der verſchiedenen Stände und beſonders des Papſtthums züchtiget.

1) Die Narrenbeſchwörung („narrē beſchwerug,") gedruckt zu Straßburg 1512, in 4. Der roth gedruckte Titel dieſer Ausgabe ſteht in einer Einfaſſung von lauter Narren, und unter einem Holzſchnitte, der einen Mönch vorſtellt, welcher einen, vor ihm in einer Badewanne ſitzenden Narren beſchwört. In der Vorrede ſagt der Verf., daß es ihm viel Mühe gemacht habe, ſeine Kunſt zu lernen; dieſe wolle er nun treiben, und die Narren aus Deutſchland in die welſchen Länder verbannen. Daß er Brant's Narrenſchiff zum Muſter genommen hat, iſt unverkennbar, indem er eben ſo wie jener der menſchlichen Thorheiten ſpottet, und die Unſittlichkeit in allen Ständen geißelt. Nur führt er nicht, wie

Brant, allerlei Narren nach einander namentlich auf, ſondern das Ganze iſt in mehrere Abſchnitte getheilt, von denen jeder einen beſondern Titel hat, der meiſtens von einem Sprichworte hergenommen iſt. Vor jedem Abſchnitte ſteht ein Holzſchnitt, ganz in der Manier der Brantſchen Holzſchnitte. Eine zweite Ausgabe dieſer Narrenbeſchwörung v. J. 1518, in 4., auch zu Straßburg, ſtimmt mit der erſten in der Hauptſache überein. Beide befinden ſich zu Nürnberg in der Solgerſchen Bibliothek. Auch gibt es eine dritte v. J. 1522. 4. Moderniſirte Ausgaben, von Georg Wickram ſind: zu Straßburg vom Jahr 1556, 58 und 1618, und zu Frankfurt v. J. 1565. — Ueber dieſe ſeine Narrenbeſchwörung hat Th. Murner, wie er ſelbſt am Schluſſe des Buchs ſagt, Predigten zu Frankfurt a. M. gehalten [1]).

2) Die Schelmenzunft („der Schelmē zūfft") 1512. (o. O.) 4. und eine zweite Ausgabe zu Augsburg 1513, eine dritte, vierte und fünfte zu Straßburg 1516. 4., ferner zu Straßburg 1558. 4. und zu Frankfurt 1618. 8. Eine verſtümmelte Ausgabe iſt zu Frankfurt 1618. 8. erſchienen, und ein Abdruck der zweiten Ausg. mit Erläuterungen und einem Wörterverzeichniß von G. E. Waldau. Halle 1788. 8. Dieſe aus ſeinen zu Frankfurt gehaltenen Predigten entſtandene Schelmenzunft iſt ein Seitenſtück zur Narrenbeſchwörung, worin er mit eben dem Witze, aber auch mit Ungeſtüm und Grobheit, gegen die Thorheiten und Laſter ſeiner Zeit, und beſonders gegen die Geiſtlichkeit loszieht.

3) Die Geuchmat (Gauchmat) zu ſtraff allē wybſchē manen, gedruckt zu Baſel 1519. 4. und eine andere Ausgabe von 1565 zu Frankfurt a. M. Die Gauchmat (von Gauch, Narre, und Mat, Wieſe, alſo

Narrenwieſe) iſt eine Strafpredigt für die Ehemänner, die ſich durch Weiberliebe bethören laſſen, in welcher der Verf. zeigt, welche Mittel die Weiber anwenden, ihre Männer zu Gäuchen zu machen, und in dieſer Hinſicht alle berühmte Männer und Frauen aus der bibliſchen Geſchichte, von Adam und Eva an, ſogar den Moſes, auf der Gauchmat erſcheinen läßt. Das Buch iſt in Proſa mit untermiſchten Verſen geſchrieben, nicht ohne lebhaften Witz, aber auch ſo voll von Gemeinheiten und unzüchtigen Einfällen, daß man über den Geſchmack unſers Satirikers nicht lange in Zweifel bleibt.

Außerdem ſchreibt man Murnern noch die „Mülle von Schwündelsheym und Gredt Müllerin Jarzeyt" zu, worin ebenfalls mancherlei Thorheiten beſtraft werden. Aber der zu ſeiner Zeit ſo beliebte komiſche Volksroman „Tyll Eulenſpiegel" (ſ. 4te Per. §. 25.) iſt nicht von ihm, obwohl er ihn bearbeitet haben kann [2]).

Anmerk. 1) Wir müſſen bei dieſer Gelegenheit derjenigen Narren gedenken, die in der Geſchichte unter dem Namen der Hofnarren bekannt ſind. Im Mittelalter hatte man nämlich, nicht bloß in Deutſchland, ſondern faſt an allen Höfen Europa's, ein ordentliches Amt für die Luſtigmacher, die, wenn ſie ihre wirkliche Beſtallung als ſolche hatten, Hofnarren (Fous du Roi en titre d'office) genannt wurden, zur Unterſcheidung derjenigen Luſtigmacher, die Hof- oder Kriegsämter bekleideten. Der Charakter derſelben war, wie Flögel in ſeiner „Geſchichte der Hofnarren", (Liegnitz 1789. 8.) erzählt, verſchieden: Einige waren von grober Art, konnten Alles ſagen, was ihnen einfiel, ohne Unterſchied der Perſon und Zeit, und ſich die gröbſten Zoten erlauben; Andere waren witzige und ſinnreiche Köpfe, ſchlaue Hofleute von feiner Sitte, die durch artige Erzählungen und kurzweilige Reden beluſtigten; noch Andere waren Tellerlecker und Schmarotzer, die ſich um einer Mahlzeit willen verſpotten

ließen. Manche Fürſten fanden auch Vergnügen an Blödſinnigen und Dummköpfen oder an den häßlichſten Zwergen, Andere wieder an pedantiſchen Gelehrten. Die Hofnarren hatten auch eine eigene Tracht; dazu gehörte: der beſchorne Kopf, die Narrenkappe (Gugel, Kugel, Kogel), ein Kopfputz von kugelförmiger Geſtalt, Eſelsohren an demſelben, ein Narrenkolben (Marotte) von Leder in Form einer Herkuleskeule mit einem Riemen, ein großer Halskragen und Schellen, die ſie bald an dieſem, bald an jenem Theile des Körpers trugen. — Uebrigens erhielt ſich die Sitte, Hofnarren zu haben, bis in das 18te Jahrh. Einen Beleg dazu gibt Gundling unter Friedrich Wilhelm I. und beſonders Sal. Jak. Morgenſtern, Hofnarr des genannten Königs und zugleich Titular-Vicekanzler aller Preuß. Univerſitäten, der eine von ihm verfaßte Schrift: „Vernünftige Gedanken von der Narrheit und Narren (Frankfurt a. d. O.) 1737. 8." herausgab. über welche auf Befehl und in Gegenwart des Königs eine förmliche Disputation in Deutſcher Sprache gehalten wurde, wobei Morgenſtern Reſpondent war. Den Urſprung dieſer Sitte findet man wohl am natürlichſten in dem Hang der Fürſten zu Erheiterungen. Ein Rath Karls V., Dr. Lamprechter, pflegte daher zu ſagen: ein Fürſt muß zwei Narren haben, einen, den er vexirt, den andern, der ihn vexirt.

2) Ueber Murner's Leben und Schriften findet man etwas Ausführliches in den: „Nachrichten von Th. M's. Leben und Schriften ꝛc. von Georg Ernſt Waldau." (Nürnberg 1775) 8., und in Jördens Lexikon Bd. III. S. 738 — 758.

§. 22. Dramatiſche Poeſie.

Vorzüglich reich iſt dieſer Zeitraum an gedruckten Komödien und Tragödien. Dies brachte theils das Bedürfniß der Zeit mit ſich, theils war es nicht ſchwer, den Geſchmack des Publikums zu befriedigen. So wie in Frankreich und Italien, ſo mußte auch in Deutſchland die

Leidensgeſchichte Chriſti nebſt andern bibliſchen Geſchichten, auch die Reformation den Stoff für die Bühne hergeben, wodurch man nur den Gang der Griechen und Römer wiederholte, die ihr Theater mit den Gebräuchen ihrer mythiſchen Religion in Verbindung ſetzten. Die meiſten Dramen waren daher gereimte, dramatiſirte bibliſche Geſchichten, und man konnte ſie als gottesdienſtliche Feierlichkeiten anſehen, ungeachtet ſie uns zum Theil lächerlich und abgeſchmackt erſcheinen. Schauſpielhäuſer hatte man eben ſo wenig als Schauſpielergeſellſchaften, von denen erſt im Anfang des 17ten Jahrhunderts die Rede iſt. Die Aufführung der Stücke geſchah vielmehr unter freiem Himmel, von den Bürgern ſelbſt und auf deren Koſten, häufig mit großer Pracht, und das Schauſpieler-Perſonale war oft ſehr anſehnlich. Als z. B. der Saul, ein bibliſches Schauſpiel, von einem gewiſſen Magiſter Holzwart zu Gabel in Böhmen, aufgeführt wurde, erſchienen auf dem Theater einhundert redende und fünfhundert ſtumme Perſonen, und in Kaufbeuern wurde eine apoſtoliſche Tragikomödie von dem Schulrector Johann Brummer von zweihundert ſechs und vierzig Perſonen geſpielt.

Die beiden Haupt-Dramatiker dieſes Zeitraums waren Hans Sachs (deſſen ſchon früher ausführlich gedacht worden) und Jacob Ayrer, der als Notarius und Gerichtsprocurator zu Nürnberg in der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts lebte, und Tragödien, Komödien und Faſtnachtſpiele ſchrieb. Er ſteht dem Hans Sachs ſehr nach, obwohl er ihm an Fruchtbarkeit ähnlich iſt, denn er verfertigte außer 36 Faſtnachtſpielen, noch 30 Schauſpiele, die unter dem Titel: Opus Theatricum, Nürnberg, 1618. Fol. erſchienen und von Gottſched in ſeinem Vorrath zur Geſchichte der dramatiſchen Dichtkunſt. (Thl. 1. S. 142 — 152) verzeichnet ſind. [1]) Aber in den Sing-

ſpielen, die er zuerſt einführte, zeigt er ein volkthümliches lyriſches Talent.

Merkwürdig iſt auch der ſchon genannte Johann Brummer, Rector zu Kaufbeuern in Schwaben; denn ſeine „Tragico-Comoedia apostolica d. i. die Hiſtorien der heil. Apoſteln-Geſchichten, inmaſſen ſie von St. Luca dem heil. Evangeliſten beſchrieben, vnd dem newen Teſtament einverleibt, in form einer Comedien gebracht.“ (Lauingen 1592. 4.), wurde, wie aus der Zueignungsſchrift an den Magiſtrat der Stadt hervorgeht, mit nicht geringen Unkoſten, zur Verwunderung der Fremden und Auswärtigen, am Pfingſtmontag von einer löblichen Bürgerſchaft zu Kaufbeuern vorgeſtellt. Auch Maſchinerien muß man gekannt und gehandhabt haben, denn es heißt *in* der Ueberſchrift der Scene vom Pfingſttag: „der heilige Geiſt fährt hernieder, und erſcheinen an den Apoſteln feurige Zungen;“ und an einem andern Ort: „es geſchieht ein Erdbeben, die Thüren thun ſich auf, vnd werden ſie aller Banden ledig“ [2]). — Schon früher, im Jahr 1536 und 38 ſchrieb Paul Rebhun, der erſt Schulmeiſter, dann Superintendent war, einige geiſtliche Komödien, die ſich beſonders durch eine gewiſſe Regelmäßigkeit auszeichnen, und in jambiſchen und trochäiſchen Versarten abgefaßt ſind, welche letztern damals noch ganz unbekannt waren [3]). — Endlich im Jahre 1584 erſchien auch eine Ueberſetzung des Griechiſchen Trauerſpiels des Euripides: Iphigenie in Aulis, und 1585 der Eunuch des Terenz „Deutſch gemacht und in Reim verfaſſet [4]), doch blieb die Bekanntſchaft mit den Meiſterwerken der Alten noch ohne Einfluß auf das Deutſche Drama. Nur die Engliſche Bühne, nach der ſich Ayrer bildete, ſcheint einige Einwirkung auf das Deutſche Theater gehabt zu haben, da der Jack-Pudding der Briten unſern Hanswurſt erzeugte.

Anmerk. 1) S. Tiecks Deutſches Theater I. c. 1. 167.
2) Meiſter's Beiträge ꝛc. Th. I. S. 260 — 62.
3) S. Gottſched's Vorrath ꝛc. Bd. 1. S. 66.
4) Gottſched's Vorrath ꝛc. Bd. 1. S. 120 und 121.

§. 23. Volkslieder.

Neben dem Kirchengeſang erhob ſich das Deutſche Volkslied, das in dieſer Periode ſeine ſchönſte Nahrung fand. Wir verſtehen unter dieſer Benennung alle diejenigen Lieder, die ihrem Geiſt und Weſen nach mit dem Charakter des Volks zuſammentreffen, und daher von demſelben leicht aufgefaßt und geſungen werden. Ihr Entſtehen fanden dieſe Lieder ſchon in der Zeit, als die Schwäbiſche Poeſie in den Meiſtergeſang ſich auflöſ'te; doch fehlte ihnen damals noch der wahre Volkscharakter. Dieſer ſpricht ſich in der zunehmenden Deutſchheit des 16*ten* Jahrhunderts kräftiger aus, und erzeugte Liebes-, Trink-, Jäger-, Kriegs- und Geſellſchaftslieder aller Art, die theils mündlich unter dem Volke ſich fortpflanzten, theils auf fliegenden Blättern gedruckt und verkauft wurden. Daraus entſtanden ganze Sammlungen, die ſich beſonders in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts ſehr vermehrten [1]), oft auch mit Muſiknoten begleitet waren, in welchem Falle ſie den Namen Gaillarden [2]) trugen. Dahin gehört unter andern: Newer lieblicher Gaillard, mit ſchönen luſtigen Texten, ſo bei allerhandt ehrlichen Geſellſchaften, Gaſtereyen vnd anderm Wohlleben zur Freude ganz bequem ꝛc. componirt und publicirt von Nicolao Roſthio, Cappelmeiſter zu Altenburg 1593" (2 Thle. 4. [3]). Eine gleiche Sammlung iſt der „Luſtgarten Newer Teutſcher Geſäng, Balletti, Gaillarden vnd Intraden, mit 4, 5, 6 vnd 8 Stimmen", componirt durch Hans Leo Haßler von Nürnberg. Gedruckt zu Nürnberg 1601." 4.

So reich indeſſen dieſe Zeit an Volksliedern war, ſo fehlt es ihr doch an ausgezeichneten Dichternamen. Auch dauerte dieſer Geſchmack nur bis zum dreißigjährigen Kriege, mit welchem die Liebe für Volkspoeſie in gänzliche Unbedeutenheit überging, bis das Volk endlich ganz ſtumm und geſanglos ward.

1) S. Koch's Compendium ꝛc. Bd. II. S. 84 ff., wo eine Reihe ſolcher Sammlungen aufgeführt iſt; auch Docen's Miſcell. I. S. 255.

2) Die Gaillarde war eigentlich eine, damals gewöhnliche muntere Tanzart, die nachher durch das Menuet verdrängt worden iſt.

3) Proben davon hat Eſchenburg im Deutſchen Muſeum 1776, Mai-Stück, abdrucken laſſen, desgl. Meiſter in ſeinen Beiträgen Theil I.; auch haben Herder (in den Blättern von Deutſcher Art und Kunſt), Gräter (in der Bragur) mehrere Volkslieder mitgetheilt. Vergl. die neuſten Sammlungen von Brentano und Achim von Arnim (des Knaben Wunderhorn), ſo wie von Görres, Büſching und von der Hagen. Da aber kein Lied mehr der Entſtellung unterworfen iſt als das Volkslied, ſo erklärt ſich leicht, daß die meiſten uns mitgetheilten Abdrücke ſehr verſchiedene Leſearten haben. Hier iſt ein Schöpfen aus den Quellen, und ein philologiſch-kritiſcher Tact mehr als irgendwo nothwendig.

Zwei Proben des Deutſchen Volksliedes.

I.

Nechten*), da ich bei jhr was,
Schwazten wir dann dieß, dann das,
Auch ſehr freündlich zu mir ſaß,
Sagt, ſie lieb mich ohn all Maß.

Nechten, da ich von jhr ſcheidt,
Freündlich wir uns herzten beyd,

Verhieß mir bei ihrem Eyd
Mein zu ſeyn in Lieb und Leyd.

Nechten, da ich von ihr ging,
Sie mich ganz freündlich umbfing,
Darzu ſehr fern mit mir ging,
Und war gar ſehr gut all Ding.

Heüte, da ich zu ihr kam,
War es alles wider zam,
Böſen Bſcheid ich da bekam,
Mußt abziehn mit Spott und Scham.

*) Geſtern Abend, vergangene Nacht.

II.

Fraw Nachtigall, mag dich bereit,
Der Tag bricht an, es iſt hoch Zeit,
Du ſollt mein trewer Bothe ſeyn,
Wol zu der allerliebſten mein.

Die dein in ihrem Wurzgärtelein
Thut warten mit groß Angſt und Pein,
Manch heißen Seüfzer ihr rauß dringſt,
Bis ihr von mir gut Bottſchafft bringſt.

So mach dich auf, ſeüm dich nicht lang,
Fahr hin mit ſchön und fröhlichn Gſang,
Sprich ihr mein Gruß ins Herz hinein,
Sag, ich wöll ſelbſt bald bei ihr ſeyn.

Sie wirdt dich heiſſen zu tauſendmal
Willkommen ſeyn, Fraw Nachtigall,
Wird dir auch zeigen zur ſelben Stund
Ihr trewes Herz mit Lieb verwundt.

Durch Venus Pfeil iſt es verletzt,
Drum du ſie alles Leids ergez,
Sag, daß ſie ihrn Vnmuth laß fall,
Richts nur recht auß, Fraw Nachtigall!

II. Proſaiſche Erzeugniſſe.

§. 24. Volksromane..

So wie ſchon früher, wurden beſonders jetzt die Volksromane, Ritter- und Liebesgeſchichten mit Vorliebe vom Volke genoſſen. Viele derſelben waren aus dem Franzöſiſchen auf Deutſchen Boden verpflanzt, z. B. der Amadis (Frankfurt a. M. 1594. 8.), die vier Haimonskinder (Simmern 1535. Fol.), der Kaiſer Octavianus (Straßburg 1535 und 1548. 4.), die ſchöne Magelone (Augsb. 1545), Meluſina, (Augsb. 1477), Ritter Pontus und andere. Dreizehn derſelben finden ſich beiſammen in dem Buch der Liebe. Frankfurt a. M. 1587, Fol., die H. A. O. Reichard (Leipzig 1779) und in neuerer Zeit J. G. Büſching und F. H. v. d. Hagen (Berlin 1809) wieder zu erneueren ſuchten, doch wurden beide Unternehmungen mit dem erſten Bande geſchloſſen.

Wichtiger ſind uns die auf wirklich Deutſchen und volksthümlichen Sagen beruhenden, und auf vaterländiſchem Boden entſtandenen, größern und kleinern Volkserzählungen, Geſchichten, Mährchen und Schwänke aller Art. Dahin gehören neben dem immer wieder erneuten und in mannichfachen Formen aufgefriſchten Tyl Eulenſpiegel beſonders folgende:

1) Hiſtoria von Dr. Joh. Fauſti des ausbündigen Zauberers und Schwarzkünſtlers Teufliſcher Verſchreibung. Frankfurt a. M. 1589. 8., auf's Neue bearbeitet von G. R. Widmann. Hamburg 1599. 2 Bände 4. Die ſeltſame Sage des vorgeblichen Zauberers Fauſt [1]) läßt ſich in ihrem Entſtehen nicht genügend nachweiſen, iſt aber in allen nachfolgenden Zeitaltern ein fruchtbarer Stoff für die Dichtkunſt, und immer ſinniger und genialer

behandelt worden. Die Legende trägt die Warnung vor Unzufriedenheit des Menſchen mit ſeinem Schickſale und vor dem ſtolzen Streben nach dem Höheren und Unerforſchlichen in ſich.

2) Das Laienbuch oder die Schildbürger (1598. 8.)

3) Der Pfarrherr von Kalenberg (1551. 8.)

4) Peter Leu (1582. 8.), die alle drei bearbeitet und herausgegeben ſind in v. d. Hagens Narrenbuch. Halle 1811. 8. Endlich

5) Müſſen wir auch noch des ewigen Juden[2]) gedenken, einer Legende, die am Ende des ſechzehnten Jahrhunderts vielfach bearbeitet und verbreitet in ihrem Urſprung auf die Leidensgeſchichte Jeſu Chriſti zurückführt.

Anmerk. 1. Dieſer Fauſt iſt nicht der, im 15ten Jahrh. lebende Goldarbeiter Fauſt, oder Fuſt zu Mainz, der die Buchdruckerkunſt übte; ſondern irgend ein Abenteurer am Ende des 15ten und im Anfang des 16ten Jahrhunderts, von dem die Sage erzählt, daß er in Cracau Theologie, Medicin, Aſtrologie und Magie ſtudirt, Geiſter beſchworen, vom Teufel einen Geiſt, Mephiſtopheles, zum Diener erhalten, mit dieſem die Welt durchwandert ſei, Wunder gethan, und ſich überall als Schwarzkünſtler und Zauberer bekundet haben ſoll. Das Daſein eines ſolchen Abenteurers unter dem Namen Dr. Joh. Fauſt iſt, bei den Zeugniſſen gleichzeitiger Schriftſteller namentlich des Paracelſus und Melanchthon nicht wohl zu läugnen. Und dieſer excentriſche Kopf wurde auch in der Folge mit ſeiner ganzen Sagengeſchichte zu Farcen und Marionetten-Spielen häufig genug benutzt. Neuere Dichter haben aus ihm nach freier Phantaſie eine hypergeniale Natur gebildet, und ſolche zu höheren dramatiſchen Zwecken verarbeitet, wie Leſſing, Klinger, Schink und beſonders Goethe; über die Sage ſelbſt ſ. J. F. Köhler's hiſtor.-krit. Unterſuchung über das Leben und die Thaten des als Schwarz-

künſtler verſchrieenen Landfahrers Dr. Joh. Fauſt. Leipzig 1791, und Stieglitz im 5ten Jahrgang des hiſtoriſchen Taſchenbuchs von Raumer.

2) Die Sage erzählt: als Chriſtus ſich auf dem Wege zum Richtplatz durch Tragung des Kreuzes ermüdet fand, wollte er ruhen auf einem Stein vor dem Hauſe des Juden Ahaspherus. Als dieſer aber ihn wegſtieß und ihm fluchte, ſprach Chriſtus: Du ſollſt auf Erden wandern bis ich wieder komme. Seit der Zeit wandert der Jude, gequält und getrieben von innerer Unruhe durch Stadt und Land, und kann nirgend ein Grab für ſich finden. — Auch dieſer poetiſche Stoff iſt von mehrern Dichtern der neuern Zeit, von Schubert, A. W. Schlegel und Goethe, auf verſchiedene Weiſe behandelt worden. Ueber die tiefere Bedeutung der Sage ſpricht die Schrift: Ueber Fauſt und den ewigen Juden. Leipzig 1824. 8. Vergl. über alle genannte Sagen: die deutſchen Volksbücher von J. Görres. Heidelberg 1807. 8.

§. 25. Rein-geſchichtliche Proſa.

Außer den ſchon im Anfang dieſes Zeitraums genannten, für die Geſammtbildung wirkenden Schriftſtellern, wie Luther und Hutten, ſo wie außer dem ſatiriſchen Romandichter Joh. Fiſchart, dem wir ebenfalls ſeinen Hauptplatz unter den Dichtern anwieſen, die aber ſämmtlich nach der Mannichfaltigkeit ihrer Schöpfungen, den Gebieten der Poeſie und der wiſſenſchaftlichen Proſa zugleich angehören, ſind noch beſonders folgende hervorzuheben:

In rein-hiſtoriſcher Proſa

1) Johann Thurnmeyer, Aventinus genannt, zu Abensberg geboren, war Erzieher (Zuchtmeiſter) der Baierſchen Prinzen Ludwig und Ernſt, und ſtarb 1534 zu Regensburg. Er ſchrieb in Lateiniſcher Sprache eine Chronik, die vollſtändig 1566 in Fol. erſchien, und nachher von ihm ſelbſt in ein kräftiges und einfaches Deutſch

übertragen und mit Zuſätzen begleitet wurde. Sein Werk zeigt von hiſtoriſcher Kunſt.

2) Aegidius Tſchudi, geboren 1505 zu Glarus, geſtorben daſelbſt 1572 als Landamman, bearbeitete eine Schweizeriſche Chronik (chronicon helveticum), die damaliger Zeit als klaſſiſch galt, und noch jetzt zu den namhaften hiſtoriſchen Werken gehört. Sie iſt, obwohl nur theilweiſe, Baſel 1734 ff. gedruckt worden.

3) Thomas Kanzow, aus Stralſund, ein Schüler Melanchthons, geſtorben 1545, ſchrieb eine Pommerſche Chronik, die von Koſegarten, Greifswald 1816 in zwei Bänden 8., herausgegeben wurde.

Von dieſen dreien hat Piſchon in ſeinem Handbuch der Deutſchen Proſa Proben abdrucken laſſen.

4) Heinrich Pantaleon, zu Baſel 1522 geboren und geſtorben 1595, ſchrieb ein Heldenbuch teutſcher Nation, erſt lateiniſch 1585, dann Deutſch, Baſel 1568 und 1578, worin er das Andenken berühmter, Deutſcher Männer zu feiern ſucht.

5) Sebaſtian Frank, geboren 1500 zu Wörd, geſtorben 1545, ein vielgeleſener Schriftſteller, lebte als evangeliſcher Geiſtlicher zu Donauwörth, und ſchrieb außer mehrern andern Geſchichtswerken eine Weltchronik, „Chronica Hauptbuch und Geſchichtbibel vom Anbegin bis 1531.“ die zu Straßburg erſchien und ſeinen Werth als Hiſtoriker bekundet, zugleich aber auch die darſtellende Kraft ſeiner proſaiſchen Schreibart. Endlich

6) gedenken wir hier auch noch, doch mehr wegen ſeiner anderweitigen Berühmtheit, als wegen des inneren Werthes ſeiner Arbeit, des Götz von Berlichingen (mit der eiſernen Hand), der eine, ſein Zeitalter ſehr charakteriſirende Selbſtbiographie ſchrieb, die 1731 in 8. zu Nürnberg gedruckt wurde.

Den Genannten reihen ſich noch mehrere andere an, die wir hier nur kurz anführen können. Dahin gehören: Lucas David, geboren 1503, von dem wir eine Preußiſche Chronik beſitzen, (Königsberg 1812. 8.); Hermann Hammelmann's Oldenburgiſches Chronikon; Hans Stade's Nachrichten von Braſilien (Marburg 1557); Jacob Brenning's morgenländiſche Reiſebeſchreibungen (1612) und viele andere, die alle mehr oder weniger Beweiſe von der Fortbildung der Proſa in Lutheriſchem Geiſte enthalten.

§. 26. Didaktiſche und oratoriſche Proſa.

In der didaktiſchen und oratoriſchen Proſa ſchrieben außer Luther, Hutten und Fiſchart:

1 und 2) Johann Agricola und Sebaſtian Frank, die als Ausleger Deutſcher Sprichwörter im folgenden §. gewürdiget werden.

3) Huldrych Zwingli, der Schweizeriſche Reformator (geboren 1481 zu Wildhauſen, geſtorben in der Schlacht bei Kappel 11. October 1531), außer mehrern katechetiſchen Schriften, ſorgfältig gearbeitete Predigten, obwohl in einer rauhern Sprache als Luther. Seine Werke erſchienen zu Zürch 1530. 3 Th. Fol. und 1584. 4 Th. Einen Auszug gaben Uſteri und Nägeli. Zürch 1819, und den geſammten ſchriftlichen Nachlaß beſorgten Schuler und Schultes. Zürich 1828—32 in 3 Th.

4) Johann Arndt, (geboren 1555 zu Ballenſtedt, General-Superintendent in Celle, geſtorben 1621) einer der trefflichſten aſcetiſchen Schriftſteller, treuer Anhänger und Förderer der Lutheriſchen Lehre, und von ungeheuchelter Religioſität in Lehre und Leben. Sein Andenken bewahren vorzüglich vier geiſtreiche Bücher vom wahren Chriſtenthum, Magdeburg 1610, ein Erbauungsbuch,

das in die gebildetſten Sprachen überſetzt iſt, und noch jetzt in frommen Familien häufig geleſen wird. Die neuſte Bearbeitung deſſelben iſt von Sintenis 1816. Eine Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Schriften erſchien zu Görlitz 1734 — 36 in 5 Th. Fol.

§. 27. Anfänge zur grammatiſch-lexikaliſch-philoſophiſchen Bearbeitung der Sprache.

Wenn gleich ſchon Karl der Große daran dachte, die Deutſche Sprache unter Regeln zu bringen, ſo iſt doch bis zur Zeit der Reformation in dieſem Felde der Sprachliteratur nichts auf uns herabgekommen, und wahrſcheinlich auch nichts geleiſtet worden. Erſt dieſem Zeitraum war es aufbehalten, die Sprache wiſſenſchaftlich zu behandeln, und die regelloſe Ungebundenheit der Schriftſteller (die ſich aus den bisher mitgetheilten Proben genügend ergeben hat) auf gewiſſe Grundſätze zurückzuführen.

1) Die erſten Linien zu einer Deutſchen Sprachlehre zog ein Zeitgenoſſe Luther's, Namens Valentin Ickelſamer. Der vollſtändige Titel ſeiner Arbeit lautet: „Teutſche Grammatica, darauß ainer von jm ſelbs mag leſen lernen, mit allem dem, ſo zum teutſchen leſen vnnd deſſelben Orthographiam mangel vnnd überfluß, auch anderm vil mehr, zu wiſſen gehört. Auch ettwas von der rechten art vnnd Etymologia der teutſchen ſprach vnnd wörter, vnnd wie man die teutſchen wörter in jre ſilben taylen, vnnd zuſammen buchſtaben ſoll. Valentin Ickelſamer." Das Buch beſteht aus fünf Bogen 8., aber ohne Jahrzahl und Druckort (Nürnberg 1537.) Ein Exemplar davon befindet ſich auf der Wolfenbüttelſchen Bibliothek. Die Arbeit iſt gering, und verdient eher ein Buchſtabir- und Leſebüchlein, als eine Grammatik genannt zu werden. Aber welche Foderungen dürfen wir auch an eine

Schrift

Schrift machen, welche nur als der erſte Verſuch dieſer Art merkwürdig iſt! Deſto ſchätzbarer iſt uns der Verfaſſer nach ſeiner Deutſchen Geſinnung, die er in mehreren Stellen ganz unverhohlen darlegt. So ſagt er S. 7: „Bey den Lateiniſchen wird die Orthographia, das iſt, wohl buchſtäblich ſchreiben, ſo eben vnnd fleißig gehalten, das ainer der ganzen Lateiniſchen kunſt vnwiſſend würdt geachtet, der nur ainen Buchſtaben vnrecht, oder ainen zu vil oder zu wenig ſetzet, warumb ſoll es dann bei den Teutſchen gleich gelten, man ſchrieb recht oder falſch? kündte man doch dieſe ſprach ſo wol reguliren als die Hebraiſch, Griechiſch oder Lateiniſch ſein. Ja billich iſt es allen Teutſchen ein ſchand vnnd ſpott, daß ſy anderer ſprachen maiſter wöllen ſein, vnnd haben jre aigene angeborne mutterſprach noch nye gelernet oder verſtanden.“ — Daß der gute Mann mit ſeiner einfachen und ſchmuckloſen Rede auch uns noch lehrreich ſein könnte, beweiſ't nachfolgende Stelle: „Es iſt ſer vnrecht, das die teutſchen ſchulmaiſter nit mehr künden oder thun wöllen, dann ainen jungen leſen, ſchreiben vnnd rechen leren, dann was iſt's anders, das ſich ainer außthut ain teutſcher ſchulmaiſter zu ſein, dann ainen Lerer der teutſchen ſprach zu ſein? da nit allain leſen, ſchreiben, vnnd rechen zugehört, ſondern ain künſtlicher verſtand d'ganzen teutſchen wörter ſprach art vnnd weiß? Man ſolt denn erſt aus dem teutſchen ſchüler ainen Grammaticum machen, vnd jn leren alles was zu ainer teutſchen Orthographia, Etymologia vnnd Sintaxi dienet, vnnd das wer ſer nutz, ſonderlich denen, die etwa gemaine ſchreiber ſolten werden, oder in den andern ſprachen hernach wolten ſtudieren, darzu ſy gar leichtlich möchten kummen, wo ſy zuvor jren verſtand in ainer ſollichen teutſchen Grammatic geuebt hetten.“

2) Der zweite Deutſche Grammatiker dieſes Zeit-

raums iſt Laurentius Albertus, mit dem Zunamen Oſtrofrank (Oſterfrank ſchreibt Philipp von Zeſen). Der vollſtändige Titel ſeiner Arbeit, wovon die Wolfenbüttelſche Bibliothek ein Exemplar bewahrt[1]), lautet: „Teutſch Grammatick oder Sprachkunſt. Certissima ratio discendae, augendae, ornandae, propagandae, conservandaeque linguae Alemanorum siue Germanorum, Grammaticis regulis et exemplis comprehensa et conscripta: per *Laurentium Albertum*, Ostrofrancum. Cum gratia et priuilegio imperiali. Augustae Vindelicorum excudebat Michael Manger. MDLXXIII." 8. 16 Bogen. Er geſteht, daß ſeiner Regeln wenig, und ſein Werk noch ſehr mager und unausgearbeitet ſei; doch ſolle man bedenken, daß aller Anfang ſchwer, und dieſes eine neue und ungewöhnliche Arbeit ſei, darin er keine Vorgänger gehabt. In einer Abhandlung von dem Nutzen und Zweck ſeiner grammatiſchen Arbeit ſagt er, daß die Deutſche Sprache von Vielen zu ſeiner Zeit rein und zierlich geredet werde, aber daß es doch den Meiſten noch an Gründen fehle, und verſichert hierauf, daß dieſe Sprache ſo gut gelehrt und gelernt werden könne, als irgend eine andere, was er erſtlich durch dieſe Arbeit, hernach durch eine vollſtändigere Grammatik und endlich durch ein reiches, Deutſches Wörterbuch beweiſen wolle. (Von beiden aber iſt nichts erſchienen). Auch ſtraft er die unter den Deutſchen eingeriſſene Sprachmengerei. — Das Werk iſt nach dem Muſter der Lateiniſchen Grammatik gearbeitet, und zerfällt in die gewöhnlichen vier Theile. Den Anfang macht die Orthographie. Für das Wort Grammatik hat er, weil es ſich nach ſeiner Meinung im Deutſchen nicht füglich durch ein Wort geben läßt, über 80 kurze Umſchreibungen und Erklärungen vorgeſchlagen, worunter ſich auch die Wörter

Sprachkunſt und Sprachlehre befinden. Die Diphthongen, ſagt er, wären unſrer Sprache nicht eigen, ſondern entlehnt, und bei den Unterſcheidungszeichen äußert er, daß den Deutſchen außer dem Punkt, Komma und Kolon keines bekannt ſei. (Auch Ickelſamer weiß von keinem Semikolon). Die Stammwörter ſind nach ihm alle einſylbig. Unter den Mundarten gibt er der Oberdeutſchen den Vorzug, und ſagt, daß er ſich nach ihr in dieſer Anweiſung gerichtet, und die Schriften zum Muſter genommen, die zu Mainz, Ingolſtadt, Nürnberg, Baſel, Frankfurt und Wittenberg gedruckt worden. Auf die Orthographie folgt der erſte Theil der Proſodie, der die Lehre von den Accenten und der Ausſprache enthält; der zweite Theil, der von der Verskunſt handelt, ſteht am Ende des Werks. Beide ſind ſehr kurz und höchſt oberflächlich bearbeitet. Am längſten verweilt er bei der Etymologie, die aber, beſonders in der Lehre von den Zeitwörtern, wenig befriedigt. In der Syntax kommen mehrere ſehr gute Regeln vor, die er durch zweckmäßig gebildete Beiſpiele unterſtützt.

3) Der dritte Deutſche Grammatiker iſt Albert Oelinger. Der Titel ſeiner Sprachanweiſung lautet: „Vnderricht der Hoch Teutſchen Spraach: Grammatica seu Institutio vera germanicae linguae, in qua Etymologia, syntaxis et reliquae partes omnes suo ordine breviter tractantur etc. etc. Cum D. Joan. Sturmy sententia de cognitione et exercitatione linguarum nostri saeculi. *Alberto Ofelingero* Argent. Notario publico Auctore. Argentorati, excudebat Nicolaus Wyriot, MDLXXIIII.“ 8. 14 Bogen. (Auf der letzten Seite ſteht die Jahrzahl MDLXXIII.) Der Verfaſſer ſagt, daß er für die Jugeud, beſonders für einige Franzöſiſche Edelleute, die er im Deutſchen unterrich-

te, geſchrieben habe. Die Arbeit iſt aber nicht ſonderlich ausgefallen. Seine Regeln zeigen von Willkür und Unkunde. So lehrt er, es ſei einerlei, zu ſagen from oder frumm; deſiterativa ſind ihm: es lauffert, weinert, danzert, reittert ihn, d. h. er hat Luſt zu laufen, weinen ꝛc. S. 95. ſagt er: die Deutſchen hätten kein Paſſivum. Ganz elend iſt, was er über die Proſodie ſagt.

4) Weit wichtiger, und mit eben ſo viel wiſſenſchaftlichem Geiſt als Fleiß iſt die Deutſche Sprachlehre des Johann Clajus gearbeitet, die vier Jahr nach der Delingerſchen erſchien. Ihr vollſtändiger Titel iſt: „Grammatica germanicae linguae M. Johannis Claji, *Hirtzbergensis*, ex bibliis Lutheri germanicis et aliis ejus libris collecta. MDLXXVIII.“ 18 Bogen. 8. (Auf der letzten Seite ſteht: Lipsiae Johannes Rhamba excudebat 1578). Sie iſt bis zum Jahr 1689 zehnmal aufgelegt und im Jahr 1720 zum elften Male zu Nürnberg gedruckt worden, woraus hervorgeht, daß ſie damals als die beſte angeſehen worden ſein muß, welches ſie auch nach dem Urtheile Morhof's verdient[2]). Der Verfaſſer, der erſt Rector zu Goldberg und zu Nordhauſen, und dann Prediger zu Bendeleben, und ein guter Linguiſt war, beſſerte über zwanzig Jahr daran, ehe er ſich damit hervorwagte. Sie enthält meiſt ſehr gründliche und klare Regeln, die durch glücklich gewählte Beiſpiele, größtentheils aus der Lutheriſchen Bibelüberſetzung entlehnt, erläutert werden, und die Sprache erſcheint darin überhaupt in einer größern Schönheit, als man nach der damaligen Zeit erwarten durfte.

Von den übrigen uns noch bekannt gewordenen Sprachlehren führen wir zum Schluß nur noch die „Weymarſche deutſche Grammatik“ an, die 1618 erſchien, und zum Gebrauch der Schulen des Herzogthums Weimar

beſtimmt war. Daß ſolche ein nutzbares Buch geweſen ſein muß, erſieht man aus dem vom Hofprediger und Inſpector M. Joh. Kromayer im Jahre 1619 erlaſſenen, zu Weimar gedruckten „Bericht von newen Methodo, wie es in den Schulen deß Weymariſchen Fürſtenthumbs mit Unterweiſung der Jugend gehalten werden ſoll ꝛc.,“ worin auf obige grammatiſche Arbeit Bezug genommen, und über den Gebrauch derſelben in den Schulen eine ſehr vernünftige Anweiſung ertheilt wird [3]).

Anmerk. 1) Dieſes Exemplar iſt hie und da mit guten Summarien beſchrieben, und von derſelben Hand ſind einige Regeln ganz durchgeſtrichen.

2) S. deſſen Polyhiſtor Th. I. Bd. IV. Kap. 4.

3) S. Elias Caspar Reichhard's Verſuch einer Hiſtorie der Deutſchen Sprachkunſt. Hamburg 1747. 8. S. 22 — 66. Vergl. G. Veeſenmeyer kleine Beiträge zu der Culturgeſch. der Deutſchen Sprache. Ulm 1798 u. 1802. 4.

§. 28. Fortſetzung.

Da die lexikaliſche Bearbeitung der Sprache mit der grammatiſchen im genaueſten Zuſammenhang ſteht, ſo darf es nicht befremden, daß von einer Literatur Deutſcher Wörterbücher ebenfalls erſt in dieſem Zeitraume die Rede iſt. Die erſten Arbeiten dieſer Art waren natürlich nur dürftige Vocabularien, bei denen man ſich begnügte, ſo viel Wörter als man vorfand, in alphabetiſche Ordnung zu bringen. Den Anfang macht das im Jahr 1478 zu Strasburg erſchienene Deutſch-Lateiniſche Wörterbuch in 4., von Wenceslaus Brack, betitelt: „Vocabularius rerum.“ Ihm folgte ein Wörterbuch, das, ohne Namen ſeines Verfaſſers, im Jahr 1480 unter dem Titel erſchien: „Vocabularius, in quo Latinum praecedit et Teutonicum subjungitur,“ jetzt aber ſehr ſelten iſt. Darauf kam ein „Vocabularius Theutonicus

1482," 4. zu Nürnberg heraus, in welchem das Latein barbariſch iſt, und das Deutſche aus einer Miſchung des Schwäbiſchen mit dem Fränkiſchen beſteht. Zwiſchen Vocalen und Diphthongen iſt hier gar kein Unterſchied gemacht. Im Anfang des 16ten Jahrhunderts (1505) erſchien eine „Gemma Gemmarum" die ein ſchmuziges Latein, aber ein reineres Deutſch als die früheren Wörterbücher enthält, und 1508 veranſtaltete Joh. Altenſteig eine Sammlung verdeutſchter grammatikaliſcher Kunſtwörter. Wichtiger aber als die vorgenannten iſt das Wörterbuch des Peter Daſypodius, das 1535 zu Strasburg erſchien, und 1536 und 37 und noch mehrmals wieder aufgelegt wurde, ſo wie das noch reichhaltigere von Joſua Maaler, Prediger zu Elg im Zürchergebiet, das 1561 in 4. zu Zürch unter dem Titel herauskam: „*Die teutſch Sprach.* Alle Wörter, Nahmen und Arten zu *reden, in* Hochdeutſcher Sprach dem A. B. C. nach *ordentlich* geſtellt, und mit gutem Latein gantz fleißig und ordeutlich verdollmetſcht, desgleichen bisher noch nie geſehen. Zürich, bei Froſchover, 1561." 4. Der Literator Conrad Gesner hat dieſes Wörterbuch mit einer Einleitung verſehen.

Anmerk. Von dieſen erſten, in Deutſchland gedruckten Wörterbüchern gibt Joh. Leonh. Friſch Nachricht in einem Lateiniſchen Programm. Er nennt darin acht Wörterbücher, das Maalerſche aber ſcheint er nicht gekannt zu haben, da er es ganz übergangen hat.

§. 29. Fortſetzung.

Auch Schriften zur Erklärung ſynonymer Wörter, Kunſtausdrücke und ſprichwörtlicher Redensarten fanden in dieſem Zeitraum ihr Entſtehen. So gab Hans Fabricius ein „nützliches Büchlein etlicher gleichſtimmender Worte" (Erfurt 1531. 8.) heraus; Joh. Serranus

eine Sammlung Deutſcher Synonymen, die indeſſen ſehr unvollſtändig war; und der gelehrte Naturforſcher Conrad Gesner erwarb ſich Verdienſte um die Benennung der Thiere und Pflanzen. Vorzügliche Beachtung aber verdient die Auslegung Deutſcher Sprichwörter, um die ſich der achtbare Humaniſt Heinrich Bebel aus Juſtingen (geſt. 1516), der Proverbia Germanorum in latinitatem reducta ſchrieb, die in ſeinen opusculis novis Straſsburg 1508 ſtehen, beſonders aber Johann Agricola (nicht zu verwechſeln mit Rudolph ſ. 5te Periode §. 2.) und Sebaſtian Frank verdient machten. Jener, geboren 1492 in Eisleben (weshalb er ſich auch nach damaliger Sitte Magiſter Eisleben nannte, ſo wie er ſchon ſeinen eigentlichen Namen Schnitter ebenfalls nach damaligem Gebrauch in den Lateiniſchen Agricola verwandelt hatte), iſt derſelbe, der als eifriger Anhänger Luther's, großen Theil an der Reformation nahm, aber nachmals den ſogenannten antinomiſtiſchen Streit [r]) veranlaßte, weshalb er in mancherlei Bedrängniſſe gerieth, und nach Berlin floh, wo er als Hofprediger und Generalſuperintendent 1566 ſtarb. Hier gilt er uns nur als Verfaſſer einer ſchätzbaren Sammlung Deutſcher Sprichwörter, die in Nieder- und Hochdeutſcher Mundart zugleich gedruckt wurde, und in ihrer erſten Niederdeutſchen, — jetzt äußerſt ſeltenen — Ausgabe den Titel führt: „Drehundert Gemener Sprekwörde der wy Düdſchen uns gebruken, unde doch nicht weten wohar ſe kamen, duch Dr. Johann Agricolam von Isleve.“ (Magdeburg 1528. 8.) Die Hochdeutſche Ausgabe erſchien zu Eisleben, auch 1528 in 8. Im Jahr 1529 kam, ohne Angabe des Druckorts, der zweite Theil unter dem Titel heraus: „das ander Teyl gemeiner deutſcher Sprichwörter mit yhrer Auslegung hat fünfthalbhundert newer Wörter.“ Beide Theile ſind in

der Folge mehrmals wieder gedruckt worden. Die letzte Ausgabe iſt von 1592 und hat den Titel: „Sibenhundert vnd funffzig Deutſche Spruchwörter, ernewert, vnd gebeſſert, durch Joh. Agricola. Mit vielen ſchönen luſtigen vnd nützlichen Hiſtorien vnd Exempeln erkleret vnd ausgelegt 1592. Wittenberg, gedruckt bey M. Joh. Krafft." (Es ſind aber nur 749 Sprichwörter). Agricola dringt mit Scharfſinn in den Geiſt alter Sprüche, und ſucht den Inhalt derſelben mit patriotiſcher Vorliebe für Deutſche Sprache und Denkart in einer eben ſo beredten als lichtvollen Darſtellung allgemein faßlich zu machen. [2]) Sein Styl iſt für ſeine Zeit klaſſiſch, und hat gewiß zur Herbeiführung eines beſſern Geſchmacks in Deutſchen Schriften ſehr viel beigetragen. Sprachforſcher und Geſchichtſchreiber werden dieſem patriotiſchen Ausleger danken, daß er uns in ſeinem Werke einen Reichthum Deutſcher Weisheit und Deutſchen Witzes, und eine Urkunde der Nationaldenkart hinterlaſſen hat, wenn ſie auch nicht immer in der Auslegung der Sprichwörter mit ihm übereinſtimmen ſollten [3])

Auch Sebaſtian Frank (der ſchon §. 25. als ausgezeichneter Geſchichtſchreiber genannt wurde) erwarb ſich nächſt Agricola dankenswerthe Verdienſte, durch eine reiche Sammlung von Sprichwörtern, die unter dem Titel: „Schöne Weiſe Herrliche Clugreden und Hofſprüch." Frankfurt a. M. 1541 erſchienen, und mit Auslegungen begleitet ſind. Beide, Agricola und Frank, haben die Grundlegung zu dieſem Zweig unſrer Sprach-Literatur gegeben und mit ihm einen (in unſrer Zeit zu wenig beachteten) Schatz der Deutſchen Volksvernunft niedergelegt. [4])

Anmerk. 1) Agricola behauptete nämlich gegen Luther (der ihn im Unwillen über ſeine Zänkereien gewöhnlich nur Magiſter Grickel nannte) und gegen Melanch-

thon die Ungültigkeit des Moſaiſchen Geſetzes, und lehrte, daß es bei der Beſſerung des Menſchen nicht auf das Geſetz (die Befolgung deſſelben) ſondern auf das Evangelium oder Buße und Glauben ankomme. Verſchiedene Theologen pflichteten ihm bei, und man nannte ſie daher Antinomiſten (Geſetzſtürmer).

2) Wie nachdrücklich er ſich der Deutſchheit annimmt, zeigt ſich beſonders in der Vorrede ſeines Werkes, wo er ſich über die Abſicht deſſelben und den damaligen Zuſtand der Sprache ſo auslätzt: „Es bewegen mich zur Bekanntſchaft dieſer teutſchen Sprichwörter zwo urſachen: die erſte das, wer dieſe Spruche haben wurde, der wurde die ganze deütſche Sprache haben, welche ſprach wir Deütſchen ſo gar für nichts achten, das ſie auch faſt gefallen iſt, und niemands, oder gar wenig leüt ſind, die deütſch reden konnen. Alle Nation haben yhre zungen und ſprachen ynn regeln gefaßet, auch ynn yhre Cronicken und Handelbücher verzeichnet — alleine wir Deütſchen haben ſolchs vergeßen, daß vnſer geringe geachtet, wie ehrlich es auch geweſen, vnd auff anderer Leütt, und fremder Nation weſen, ſitten und gebehrden gegaffet, gleich als hetten unſere alten vnd forfaren nie nichts gehandelt, geredt, geſezt und geordnet, das yhnen ehrlich und rhumlich nachzuſagen were, ſo doch, wie diſe Sprichwortter aufweiſen, vnſere Forfaren gar erbare, tapfere und weiſe Leüte geweſen ſind. — Die andere, Syntemal gemeyniglich mit der Sprache auch die Sitten fallen, iſt zu beſorgen, der Dewtſchen trewe vnd glauben, beſtand, warheit werden auch fallen: denn wir Deütſchen tragen nun forthin Welſche, Hiſpaniſche und Franzöſiſche Kleidung, haben Welſche Cardinal, Franzöſiſche und Spaniſche krankheiten, auch Welſche practiken, derhalben hab ich gedacht, die weiſe Rede vnſer alten Deütſchen an tag zu geben, auff das doch etliche vnter vnſern Deütſchen mochten gereizt werden, yhrer voreltern Fußſtapfen nachzuwandeln.“

3) S. Meiſter's Beiträge ꝛc. Th. I. S. 303 — 307.

Charaktere Deutſcher Dichter ꝛc. Bd. I. S. 103. Vergl. Jördens Lexikon ꝛc. Bd. I. S. 25 — 28.

4) Franke wußte gebührend die Sprichwörter als Ausflüſſe des sensus cummunis zu würdigen. Die große Weisheit aller Weiſen, ſagt er, ſei in ſolche Sprichwörter, die die Griechen Apophthegmata, die Lateiner Proverbia nennen, wie in einen verſchloſſenen Kaſten eingelegt. Es ſei auch unter allen Lehren, Menſchenurtheilen und Sentenzen nichts Wahreres und Gewiſſeres, als die Sprichwörter, welche die Erfahrung gelehrt, auch Natur und Vernunft in aller Menſchen Herzen und Mund geſchrieben hat. Es ſei in zwei oder drei Worten eine ganze Predigt begriffen, davon recht und nach der Länge zu reden, vil tauſend Worte nnd Papierblätter nicht genug wären. Die Alten hätten wichtige, mächtige, große Urtheile in ein Facit oder Summa Summarum ſchließen wollen. — Vergleicht man mit dieſer Anſicht, was ſchon Jüdiſche und Griechiſche Weiſe über die Sprichwörter überhaupt geſagt haben, ſo wird man auf das Reſultat geführt, daß die Univerſal-Vernunft aller Völker eigentlich kurz in Sentenzen eingeſchloſſen hat, was die Philoſophen aller Zeiten oft nur in ſchweren Syſtemen ausführlich darzulegen ſuchten.

§. 30. Vielſeitige wiſſenſchaftliche Beſtrebungen.

Wenn wir in dieſem Zeitraume nur wenige Dichter von Bedeutung kennen lernten, ſo müſſen wir bedenken, daß der durch die Kirchenreformation aufgeregte Geiſt ſich mehr auf das Strenge und Ernſte in der Wiſſenſchaft hinwarf, indem man allgemeiner und dringender das Bedürfniß zu fühlen anfing, ſich eine haltbare Grundlage für wahre Gelehrtenbildung zu verſchaffen. Offenbar hatte die Reformation den erſten Anſtoß dazu gegeben, da es in ihrem Weſen lag, auf ein gründlicheres Studium derjenigen alten Sprachen hinzuführen, die, als die Quelle reiner Religionserkenntniß, erforſcht ſein wollten, um alte Irrthümer mit Nachdruck zu bekämpfen oder er-

kannte Wahrheiten zu verfechten. Dieſes Studium aber fordert nothwendig ein vielſeitigeres Wiſſen, oder führt auf daſſelbe hin, da es, nicht auf die engen Gränzen einer einzelnen Wiſſenſchaft beſchränkt, das ganze Gebiet menſchlicher Erkenntniß umfaßt, und den, der ſich ihm hingibt, zwingt, mehrere Felder der Gelehrſamkeit zu gleicher Zeit zu bearbeiten.

Dies war der Fall bei den Reformatoren dieſes Zeitraumes, und bei allen Denen, die durch den Geiſt derſelben geweckt und belebt, als Schriftſteller und Bildner Deutſcher Kunſt und Gelehrſamkeit ſich erhoben. Ohne ſie mit allen ihren Leiſtungen hier aufzählen zu können, iſt es doch dem Zwecke einer Literaturgeſchichte gemäß, den vorgedachten, um Sprache und Poeſie verdienten Altvordern, noch einige derjenigen Namen und Anſtalten anzureihen, die jene vielſeitigere wiſſenſchaftliche Bildung Deutſchlands im 16ten Jahrhundert mitbefördern halfen und in Folge derſelben hervortraten.

Im Felde der Geſchichte arbeiteten Nicol. Mareſchall von Thüringen (ſt. 1525); der ſchon beiläufig genannte Conrad Peutinger (1547), und Joh. Sleidanus (1556). Als Philologen und Aufklärer wirkten Jac. Wümpfelingen, Stifter der Soc. lit. Argentinensis (1528); Joh. Müller Rhellicanus (1542); der berühmte Freund Luther's, Melanchthon, eigentlich Schwarzerd (1497 — 1560), praeceptor germaniae genannt, Joh. Oporinus (1568), Friedr. Sylburg (1596), Juſtus Lipſius (1606), Laur. Rhodomann (1606), Joh. Caſelius (1613). — In den philoſophiſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften: Theophraſtus Bombaſtus Paracelſus, (1541) Alchymiſt und kabbaliſtiſcher Philoſoph von zweideutigem Ruf; Nic. Copernicus, Mathematiker und Aſtronom (1543);

Conrad Gesner, aus Zürch, Naturforſcher und Literator (1565); Joh. Prätorius, Erfinder des nach ihm benannten Meßtiſches (1616).

Des Unterrichtsweſens nahmen ſich beſonders an: Melanchthon, Joachim Camerarius (ſtarb 1576), Johann Sturm (1589), Michael Neander (1595), die den Elementar-Unterricht der Katechismuslehre, das Leſen der Bibel und das Studium der alten Klaſſiker überall zu fördern ſuchten. In verſchiedenen Fächern der Gelehrſamkeit und als Beförderer und Verbreiter derſelben wirkten: Joh. Froben, Buchdrucker zu Baſel, der wahren Gelehrſamkeit Beförderer (1525), Hans Luft, der die erſte Lutheriſche Bibel druckte, Wilibald Pirkhaimer, der erſte Deutſche Numismatiker (1530), Joh. Herwagen, Buchdrucker zu Baſel, der ſich um humaniſtiſche und Deutſche Literatur verdient machte (1544), Andreas Wechel, Buchdruckker zu Frankfurt a. M. (1581), Heinrich Commelin, Humaniſt, und Buchdrucker zu Heidelberg (1597), Conrad Ritterhuſius, Juriſt (1613), Friedr. Taubmann, witziger lat. Dichter (1613), Marx Freher, Juriſt und Bearbeiter der Deutſchen Geſchichte und Literatur (1617). — Auch die ſchöne Kunſt fand ihre Verehrer und Beförderer an Lucas Cranach, dem Portraitmaler (1553), dem Maler Hans Holbein dem jüngern (1574), und an Chr. Schwarz, aus Baiern, dem Deutſchen Raphael (1594).

Unter die wiſſenſchaftlichen Anſtalten, die in dieſem Zeitraum gegründet wurden, gehören: die Univerſitäten Marburg (1527), Strasburg (1538), Königsberg (1544), Jena (1548), Helmſtädt, Altorf (1575) und Gießen (1607); ferner die Schulen und Gym-

naſien zu Frankfurt a. M. und Bremen (1528), die Fürſtenſchulen zu Meißen und zu Pforta (1543), die Fürſtenſchule zu Grimma (1550), das Gymnaſium zu Danzig (1558), das Eliſabethanum zu Breslau (1562), das Gymnaſ. zum Grauen Kloſter in Berlin, jetzt Berliniſches Gymnaſium genannt (1574), das Joachimsthaliſche Gymnaſium zu Berlin (1607) und mehrere andere. — Auch wurden Bibliotheken angelegt, als die Univerſitäts-Bibl. zu Leipzig (1544), die Wittenberger wurde nach Jena verpflanzt (1558), zu Augsburg (1563), zu Wien (1564), zu Strasburg (1572), zu Dresden (1588). — Manche nicht unwichtige Erſcheinungen ſtanden mit dieſen Anlagen wiſſenſchaftlicher Bildung in Verbindung, wohin der erſte gedruckte Meßkatalog in Deutſchland (1554) und der eingeführte verbeſſerte Gregorianiſche Kalender (1582) zu rechnen iſt. Mit Recht alſo konnten wir dieſen Zeitraum das Zeitalter wieder erwach. Wiſſenſchaftlichkeit nennen.

§. 31. Ueber die Kanzelberedſamkeit, von Karl dem Großen bis zum dreißigjährigen Kriege.

Wir können dieſen Zeitraum nicht ſchließen, ohne vorher einen Blick auf die Geſchichte der Deutſchen Kanzelberedſamkeit geworfen zu haben, da der Prediger, wie der Schriftſteller, auf Sprach- und Volkscultur am tiefſten einwirkt, und die Deutſche Beredſamkeit, unter allen Künſten am wenigſten gepflegt, ſich faſt einzig auf die Kanzel beſchränken mußte.

Beſtimmen wir den Anfangspunkt dieſer Kunſt, ſo ſetzen wir ihn eher zu früh als zu ſpät in das Zeitalter Karl's des Großen. Denn erſt unter ihm, wie an ſeinem Ort bemerkt worden, begann die Deutſche Sprache neben der Lateiniſchen in kirchlichen Vorträgen gebraucht zu werden. Jeden Sonntag wurde aus dem Homilia-

rium des Paulus Diaconus, der die ſonntäglichen Epiſteln eingeführt hatte, oder aus dem Poſtillarium des Alcuin, Beda und Anderer der Gemeine Etwas vorgeleſen. Indem man ſich mit dieſen ſonntäglichen Texten begnügte, wurde die Bibel ganz beſeitiget, und da durch die ewige Wiederholung einer und derſelben Sache die Aufmerkſamkeit geſchwächt wurde, ſo ſuchte man die Gemeine durch leere Ueberlieferungen, päpſtliche Decrete und heilige Fabeln zu unterhalten. Ceremonien und Feierlichkeiten machten das Weſen der Gottesverehrung aus. Im zwölften Jahrhundert ward ausdrücklich den Prieſtern verboten, vor dem Volke die heil. Bücher in der Mutterſprache zu leſen. Ungeachtet hernach im Jahre 1240 der Kardinal Hugo die erſte Concordanz über die Vulgata verfertigte, und der Mönch Conrad von Halberſtadt (1310) dieſelbe umarbeitete: ſo blieb's doch bloß bei der buchſtäblichen Erkenntniß. Die Auslegekunſt wurde durch Allegorien, und die Dogmatik durch ſcholaſtiſche Grillen verunſtaltet, die aus einem mangelhaften Studium des Ariſtoteles hervorgingen, der, ſchon im elften Jahrhundert überſetzt, bis auf Luther im höchſten Anſehen ſtand [1]). Mit dieſer ariſtoteliſchen Weisheit verſchwiſterte man die caſuiſtiſche Theologie, eine Frucht des kanoniſchen Rechts, worauf ſich der Myſticismus einſchlich, der, einerſeits aus dem Kloſterleben, andrerſeits aus dem Studium kabbaliſtiſcher und arabiſcher Weltweiſen entſpringend, im vierzehnten Jahrhundert gegen den Despotismus des chriſtlichen Roms auftrat, und in der erſten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts ſein Haupt in Thomas Malleolus oder Hämmerlein (Thomas a Kempis genannt, geb. 1380 zu Kempen im Erzbisthum Köln, geſt. 1471) fand, der durch ſeine ascetiſch-myſtiſchen Schriften, namentlich durch das ihm zugeſchriebene

Werk de imitatione Christi, viel dazu beitrug, das Anſehen der Scholaſtik zu untergraben [2]). Zwiſchen jenen Scholaſtikern und dieſen Myſtikern ſteht eine Menge Allegoriſten in der Mitte, die ihre Gebete und Predigten mit den ſeltſamſten Mährchen und Parabeln anſchwellten.

Nur Einer, Joh. Tauler (ſ. 4te Per. §. 28). hat ſich in der Geſchichte der Kanzelberedſamkeit des 14ten Jahrhunderts ehrenvoll ausgezeichnet, da ſeine Vorträge didaktiſches Intereſſe und oratoriſche Kraft haben. Aus dem 15ten Jahrhundert iſt der ebenfalls ſchon genannte (ſ. 4te Per. §. 28) Geiler von Kaiſersberg zu bezeichnen, da er zu Strasburg über Brant's Narrenſchiff hundert und zehn Predigten hielt, in denen er mit dem Moraliſchen das Satiriſche verwebte, und mit Wärme des Gefühls eine kräftige und eindringliche Sprache verband.

Größere Verdienſte aber erwarben ſich im 16ten J. h. die Reformatoren Luther, Zwingli, Oecolampadius, Juſt. Jonas, J. Buggenhagen und andere ihrer Zeitgenoſſen, die, wenn ſie auch nach unſern Begriffen nicht als Redner gelten können, doch bibliſch und freimüthig belehrten, mit herzlicher Wärme erbauten und wahrhaft religiöſen Sinn durch ihre Kanzelvorträge anregten. Zwar war Luther, ſo ſehr er auch über den Geiſt ſeiner Zeit hinausragte, nicht frei von allen fehlerhaften Eigenthümlichkeiten deſſelben, und erlaubte ſich auch zuweilen eine gewiſſe Art von Popularität, wie ſie mit der Würde des Orts und des Redners nicht wohl vereinbar iſt; aber er wußte ſeine Kanzelunterhaltung doch geiſtvoller zu behandeln, und ſie mit der Offenbarung ſchicklich zu verbinden. Den Beweis davon geben unter andern ſeine vier Predigten, die er über den Tod, die Auferſtehung und das letzte Gericht in den Jahren 1544

und 45 zu Wittenberg gehalten hat [3]). In der zwei- ten, über den Text: „es wird geſäet verweslich, und wird auferſtehen unverweslich“ macht er Anſpielung auf ein Mährchen von einem zum Sprichwort gewordenen Fuhrmann Hans Pfriem [4]), den er einem vernünfti- gen Bauer entgegen ſtellt. In dieſer, ſo wie in der drit- ten Predigt über die letzten Poſaunen, herrſcht eine Naivetät und Einfalt, der man nicht ganz abhold ſein kann, wenn man bedenkt, daß dieſe Art der Verſinnli- chung für damalige Zeit als Mittel erſchien, auf die Ge- müther zu wirken, und daß überhaupt dergleichen Vor- träge unter jedem an Abſtractionen nicht gewöhnten Pu- blicum als Bedürfniß erſcheinen müſſen [5]). Ueberhaupt wurde, ſobald das Leſen der h. Schrift auch dem Laien vergönnt war, der Kanzelvortrag nicht bloß gemeinnütziger und verſtändlicher, ſondern auch mehr auf Vernunft und Offenbarung gegründet. Die Freimüthigkeit, der Charak- ter jener erſchütternden Epoche, herrſchte auch in der Ho- miletik. Von der Hütte bis zum Thron, von dem Gaſt- ſaal bis zum Heiligthum, wurde das Laſter bald mit Donnerkeilen eines Gerichtsengels, bald mit Scorpionen der Satire verfolgt. Es war eine Zeit der Gährung, die ſchon, wie Geiler's von Kaiſersberg Predigten bewei- ſen, vor Luthern ausbrechend, unter ihm und durch ihn das Unedle abſcheidete und den reinen Kryſtall der Lehre Chriſti in ſeiner Lauterkeit vortreten ließ. Die echten Schüler Luther's und Zwingli's waren auch bemüht, die glückliche Mitte zu halten, indem ſie nach einer geſunden Auslegekunſt eben ſo ſehr die Schwärmerei unter den Proteſtanten als die ſcholaſtiſchen und rabbiniſchen Gril- len aus ihren kirchlichen Vorträgen zu verbannen ſuchten. Allein ſchon in den letzten Jahrzehenden des ſechzehnten Jahrhunderts verſchlechterte ſich die kirchliche Beredſam- keit.

keit. Statt der bisherigen kindlich-einfachen chriſtlichen Belehrung trat nun eine dunkle, unzeitige und unfruchtbare Wortgelehrſamkeit ein, indem ſich die Vorträge mit prunkenden Bildern, allegoriſchen Spielereien, witzigen Anekdoten, theologiſchen Kunſtausdrücken und hochgeſchraubten dialektiſchen Begriffserklärungen füllten. Noch ſchlimmer aber war die nun einreißende fanatiſche Polemik, da unter den Lutheranern ſelbſt ein ſcholaſtiſcher Zunftgeiſt einriß, und mit ihm zugleich eine Art neuer Hierarchie hereinbrach. Die Prediger chriſtlicher Liebe wurden die eifrigſten Verfolger, die Kanzeln glichen Hannibal's Schiffen, die mit Schlangen und Nattern angefüllt waren; Zänkereien und Religionsfehden ſtürzten die Kirche in allgemeine Verwirrung, und der gute Geſchmack der Kanzelberedſamkeit nahte mit dem beginnenden 17ten Jahrhundert ſeinem gänzlichen Verfall [6]).

Anmerk. 1) Luther druckt ſich in ſeinen Tiſchreden darüber folgendermaßen aus: „Bei unſern Zeiten war bös ſtudiren, da die Theologie und alle gute Künſte verachtet waren. Ariſtotelem den Heyden hielte man in ſolchen Ehren, daß wer ihm widerſprach, der ward zu Cöln vor den größeſten Ketzer gehalten und verdammet, da ſie den Ariſtoteles doch nicht verſtunden; darum haben die Sophiſten ihn verdunkelt, wie der Mönch that, der in der Paſſionspredigt zwo Stunden mit dieſer Frage zubrachte: utrum quantitas realiter sit distincta a substantia? Ob die Größe an ihr (ſich) ſelbſt unterſchieden wäre vom Weſen? Und zeigte Exempel an und ſprach: Mein Haupt könnte wohl durch dies Loch kriechen, aber die Größe des Haupts kann es nicht; ſondert alſo als ein Lappe und Narr das Haupt von der Größe."

2) Unter Scholaſtik verſteht man die Schulweisheit des Mittelalters, die aus einem Gemiſch von Philoſophie und Theologie beſtand, ſo, daß letztere als kirchliche Religions-

lehre den Hauptbeſtandtheil dabei ausmachte, und die Philoſophie nur gebraucht wurde, um die kirchlichen Dogmen der Vernunft annehmlich zu machen. Den Anfangspunkt der ſcholaſtiſchen Philoſophie findet man im 9ten Jahrh. unter Karl dem Großen, von welcher Zeit an ſie in den Kloſterſchulen ſich immer weiter ausbildete, bis ſie im 16ten Jhrh. wenigſtens in den proteſtantiſchen Staaten, durch das Licht der Kirchen-Reformation und durch das geförderte Studium der alt-klaſſiſchen Literatur ihre Endſchaft erreichte. — Die Ascetik, in ſo fern ſie mönchiſcher Natur iſt, fordert eine gänzliche Entſinnlichung, eine Ertödtung aller ſinnlichen Triebe und Neigungen, wenn ſie auch an ſich unſchuldig und erlaubt ſind. — Die Myſtik endlich iſt das an ſich erlaubte Streben, die überſinnlichen Gegenſtände des religiöſen Glaubens, die für die Speculation als Geheimniſſe daſtehen, durch innere Anſchauung mittelſt der Phantaſie zu erfaſſen; in ſo fern aber das Streben des Myſtikers in den Wahn übergeht, das, was Erzeugniß der Phantaſie iſt, für Realität zu halten, und ſich einer unmittelbaren Gemeinſchaft mit Gott, und ihm gewordener übernatürlichen Offenbarung zu rühmen: verfällt er in den gefährlichen Zuſtand des Myſticismus, der entweder in Trübſinn oder Unzufriedenheit mit allem Irdiſchen oder in Schwärmerei und Verfolgungsſucht ausartet.

3) Dieſe Predigten ſind im J. 1586 von M. Andreas Poach, Pfarrherrn in Erfurt, herausgegeben worden.

4) Ueber das Mährchen von Hans Pfriem theilt uns Poach in ſeiner Vorrede zu Luthers Predigten Folgendes mit:

„Gott will ſein Regiment alſo führen, daß ihm niemand ſoll einreden: Die Welt aber kann es nicht laßen, ſie muß dawider reden, was Gott redet und thut. Darumb hat man diß Getichte gemacht von Hans Pfriemen; der war ein armer Furman, dem zugelaſſen ward von Gott, daß er möchte im Paradiß ſein, vnd mit genießen aller freüde und luſt, ſo im Paradiß iſt: doch mit dem Bedinge, daß er kein Einrede thun ſollte in irgend einer ſachen, ſondern

ſtillſchweigen, vnd jm gefallen laſſen, was er im Paradiß hören vnd ſehn würde.

„Da er nu im Paradiß war, fand er etliche, die ſchepften Waßer mit einem Vaß, welches keinen Boden hatte. Als er ſolch's ſahe, ward er vnwillig vnd dachte bey ſich ſelbs, Wie ſelzam vnd närriſch gehets hie zu? Warumb machen ſich dieſe müde mit vergeblicher Erbeit? Denn er wollte das Regiment im Paradiß meßen nach dem Regiment auf Erden, wie ſich Furleüte, Knecht vnd Megde zum Waßer ſchepfen ſtellen, vnd ſtellen müßen bei dem Pferdſtal, und Küeſtal, und hette gern dawider geredt, gedachte doch daran, mit was Bedinge er ins Paradiß kommen were, ging für über und ſchwieg ſtille.

„Er kam fürbaß, vnd ward gewar, daß zween Zimmermänner einen großen, langen Balken trugen. Denſelben hatten ſie auf die Schultern gefaßt vberzwerricht vnd ſtießen damit an, an allen ſeiten, vnd kunnten nicht fortkommen. Denen ſahe er zu, dachte in ſeinem Hertzen: Welche vngeſchickte Tölpel ſind das. Doch enthielt er ſich zu reden.

„Da er fürbaß ging, fand er einen Furmann, der hatte vier Pferde vor einem Wagen, vnd war beſteckt bliben im Koth. Da er nun aus dem Kot nicht kommen kunt, nam er zwei Pferde, ſo vor dem Wagen gingen vnd ſpannet ſie hinden an den Wagen, und trieb die hinderſten Pferde eben ſo ſehr als die förderſten. Als ſolchs Hans Pfriem ſahe, das es ſeines Handwerks war, kund er ſich nicht mehr enthalten, ſchalt den Furmann vnd ſprach: Ey du großer Narr, was machſtu da? Wiltu den Wagen auf Stücken zerreißen vnd die Pferde muthwillig ohn alle Not verderben? Vnd meinete der Thor, er hette es wol getroffen; aber er hatte gehandelt als ein Narr, da er am klügeſten ſeyn wollt vnd wider das Bedinge gethan, vnd verdienet, daß er aus dem Paradiß ſollt verſtoſſen werden. Darumb ward zu jm erſtlich Petrus von Gott geſandt, das er jm den Befehl bringen ſolte. Hans Pfriem antwortete dem Petrus: Wie? Soll ich das Paradiß reümen? Vnd hab es doch vmb Gott nicht ſo ſehr verſchul-

det als du? Haſt du doch vnſern Herrn Gott verrathen vnd bleibſt dennoch im Paradiß? Petrus ſchemet ſich vnd zog ab. Da ſandte Gott Paulum. Aber Hans Pfriem weiſet Paulum auch gröblich ab vnd ſprach: Du haſt die Gemeine Gottes verfolget, und bleibeſt gleichwol im Paradiß — vnd ich habe ein wort oder zwey geredet vnd ſoll heraus? Paulus ſchemet ſich auch vnd ließ von jm ab. Da ward geſand Maria Magdalena: Derſelben antwortet Hans Pfriem gleicher weiſe vnd ſprach: Du biſt eine öfentliche Sünderin geweſen, vnd heißeſt mich das Paradiß reümen? Es ward geſand der heilige Mann Moſes: Aber Hans Pfriem blieb auf ſeiner Meinung und ſprach zu Moſi: Willtu mich aus dem Paradiß treiben? Weißeſtu nicht, daß du vnſern Herrn Gott durch Vnglauben vnd Zweifel gevnheiligt haſt, da du den Felß ſollteſt ſchlachen mit dem Stabe, daß er Waßer gebe? — Als nun Hans Pfriem keinen Geſandten hören wolt, ſandte Gott zu jm die vnſchuldigen Kindlein. Da dachte Hans Pfriem: Auwe, das wil arg werden! Die vnſchuldigen Kindlein kan ich nicht tadeln. Dachte bey ſich ſelbs: Ich weiß, was ich thun will. Ich will mit den Kindlin ſpilen vnd verſuchen wie ich ſie mit Güte von mir bringe. Vnd ehe die unſchuldigen Kindlin nahe zu jm kamen, ſteig er auf einen Baum vnd ſchüttelte vil Epfel herab, rief den Kindlein zu vnd ſprach: Kompt her, lieben Kindlin, leſet getroſt auf. Solches gefiel den Kindlin wol und vergaſen des Befehls und ließen Hans Pfriemen bleiben. Alſo blieb Hans Pfriem im Paradeiß vnd ſchweig hernach ſtille.

„Diß iſt ein kindiſch aber doch fein Gedichte," fährt der Herausgeber fort, „vnd leret, das Gottes Regierung im Himmelreich vnd in der Kirchen Chriſti weit vnterſcheiden iſt von der Menſchen Regierung u. ſ. w."

5) Die Stellen aus der zweiten Predigt, worin Luther jenes Mährchen behandelt, lauten ſo:

„Ein Bawer gehet daher auf dem Acker, hat ſein Tuch am Halſe, darinne tregt er Weitzen, Rocken, Gerſten u. ſ. w. Vnd greifft getroſt mit der Hand in den Samen, wirft um

ſich vnd beſeet den Acker. Hinder jm her folget ein Knabe, der füret die Ege, vnd ſcharret den Samen zu, das er mit der Erde wol bedekt werde. Solchem Samen wollen wir entgegen ſetzen einen groben Tölpel vnd vnverſtändigen Narren, der doch trefflich klug ſeyn will vnd wol Gott im Himmel reformiren vnd meiſtern that, wie man von dem Furman Hans Pfriem ſaget, daß er im Paradiß alles hab wöllen überklügeln vnd meiſtern. Derſelbe Hans Pfriem ſiehet den Bawr mit dem Tuch vnd den Knaben mit der Ege, ſehet an und ſpricht: Lieber Mann, was machſt du da? Biſtu auch klug? Du wirfſt das gute Getreyd in die Erden; Haſtu nicht daheim Kinder, Geſinde vnd Viehe, die es eßen können? Warumb verderbeſt du denn das gute Korn ſo ſchändlich vnd wirfſt es in die Erde? — Wäre der Bawer vngedultig vnd kurz angebunden, wie man ſolcher viel findet, die da heiß ſeyn für der Stirn vnd nichts leiden können, ſo ſollt er wol auffahren vnd meinen Hans Pfriemen gröblich abweiſen vnd ſagen: Was haſtu, Narr, mit mir zu ſchaffen? Gehe du deines Weges! — Solt auch wol einen Erdenkloß nemmen vnd ſolchen Meiſterklügel damit grüßen, das er auf dem Rücken lege vnd die Augen verkeerte wie ein Ochſe, den man jzt ſchlagen will. Aber ein vernünftiger Bawer thut das nicht, ſondern ſpricht: Lieber, Schweig ſtille; du verſteheſt jzt nicht, was ich mache. Komm aber über ein halb Jahr oder Vierteljahr wieder, ſo will ich dir alsdenn zeigen, was ich jzt gemacht habe. ——— Solch Gleichniß vom Acker vnd Samen giebt hie der Apoſtel, als wollt' er ſagen: Du Narr, gehe hin zum Ackermann: derſelb hat eine feine Bibel yber den Artickel von der Todten Auferſtehung; darinne ſollt du ſtudiren vnd verſtehn lernen, was du im Kinderglauben betteſt. Denn derſelbe Artickel ſteht auf dem Felde vnd im Garten geſchrieben vnd abgemahlt vor deinen Augen, vnd kann dich dein Feld vnd Acker, den du beſeeſt, leren, was du halten ſollt von der Todten Auferſtehung. —

„— Der Unterſcheid Mannes vnd Weibes wird bleiben,

wie Gott einen jeden geſchaffen hat. Gleich wie das Korn ſeine Art und Natur behält. Aus einem Wäizenkorn wechſet nichts anders dann ein Wäizenhalm; aus einem Gerſtenkorn nichts anders, dann ein Gerſtenhalm vnd ſo fort an; Ein jedes bleibet in ſeiner Natur vnd Weſen. Das Korn bringet derſelben Art: das Gerſtenkorn geht nicht in ein Wäizenhalm. Das Wäizenkorn nicht in ein Habernhalm. Wie die Natur geſchaffen iſt, vnd bleibet nach dem Wort, daß ein jegliches nach ſeiner Art ſoll Frucht tragen und ſeinen eignen Samen bei ſich ſelbs haben, ein jeglichs nach ſeiner Art, Geneſ. I. Alſo wird auch Gott in der Auferſtehung einem jeglichen geben ſeinen eigenen Leib. Was ein Menſch geſchaffen iſt, das ſoll ein Menſch bleiben, Mann oder Weib, Gott wird ſein Geſchöpf vnd Creatur nicht endern. Wie ein jeglicher geſeet wird, alſo wird er eben derſelben Art vnd Natur wider auferſtehen, aber vil ſchöner vnd herrlicher ſeyn, denn er geſeet iſt, wird ſcharpfe Augen haben, die durch ein Berg ſehn, vnd leiſe Ohren haben, die von einem Ende der Welt bis zum andern hören können. —

„—Alſo predigt vns Gott täglich von der Todten Auferſtehung. — Was geſchieht in unſern Häuſern? Woher kommen Hüner, Enten, Genſe? Kommen ſie nicht aus todten Ding? Ein Matrona nimmpt Eyer. Dieſelben leget ſie unter eine Henne, Ente, Gans u. ſ. w. Was nimbſt du für, du närriſches Weib, daß du die Henne, Ente über die Eyer ſezeſt? — Ja, ſpricht die Matrona, über einen Mond, über ſechs Wochen will ich dir die Schalen von den Eyern zeigen, vnd ſollen dafür in dem Neſte ſizen junge Hünlin, Enten u. ſ. f. Iſt das nicht Todte auferwecket? Ja, es iſt mehr denn Todte auferwecket! denn zuvor war es noch nicht ſo viel als ein todt Huhn, ſondern ein bloß Ey, vnd dazu ein ſolch Ey, welches keine Geſtalt eines Eyes mehr hat; nu aber wird nicht wider ein Ey, ſondern ein lebendig Huhn.

„Sage mir, iſt es nicht ein groß Wunderwerk der Allmechtigkeit Gottes? Ein Weib empfehet, treget, gebieret

einen Son. Derſelb hat Leib und Seel, wechßet, wird ſtark vnd groß, ſtehet, gehet, lebet und webet. Frageſtu, woraus ſolcher Son komme? ſo ſaget die Vernunft, Erzneykunſt, Erfarung, deßgleichen auch Gottes Wort: Dieſes Sons erſter Anfang ſey ein Blutströpflin. Wie gehet nun das zu? St. Petrus, Paulus, Auguſtinus, Ambroſius, Johannes Huß, Ich Doctor Martinus, woraus ſind dieſe alle worden? Iſt nicht jr erſter Anfang ein Blutstropfe? Aber wir ſind Hans Pfriemen, die nichts merken wollen."

In der dritten Predigt: über die letzten Poſaunen kommen unter andern folgende Stellen vor: „So gehts zu, zu Felde in der Heerſchlacht. Wenn man die Schlacht anſehet, ſo bleſet man die Poſaunen oder Drometen, ſchlegt die Trommel vnd gehet daher die Taratantara. Man macht ein Feldgeſchrey, Her, her, her, her. Der oberſte Leütenant oder Heübtmann vermahnet das Kriegsvolk die Feinde ritterlich anzugreiffen, Hui, Hui, Hui, Hui. Und das Kriegsvolk ſchreyt zu, Friſch an ſie, Friſch an ſie, Friſch an ſie, Schlag Tod, Schlag Tod, Schlag Tod. — — — — Als Sodom vnd Gomorrah vnterging, da waren in einem Augenblik alle Einwoner der Stedte, Mann vnd Weib, Kind vnd Kegel tod vnd verſenkt in Abgrund der Höllen. Da war nicht Zeit Gelt zu zelen, noch mit der Metze herumb zu ſpringen, ſondern in einem Augenblick war alles, was lebet, tod vnd verſunken. Das war Gottes Poſaune vnd Dromet, da gings: Pummerle pump, Pliz, Plaz, Schmi, Schmir, — Das iſt nu vnſers Herrn Gottes Pauken, oder wie es St. Paulus hie nennet, die Stimme des Erzengels vnd Poſaune Gottes. Denn wenn Gott donnert, ſo lautets ſchier wie ein Pauken, Pommerle pump, vnd die Donnerſchläge ſcherzen nicht. — Das wird ſeyn das Feldgeſchrey vnd die Taratantara Gottes, das der ganze Himmel vnd alle Luft wird gehn Kir, Kir, Pummerle pump."

6) S. Meiſter's Beiträge zur Geſchichte der Teutſchen Sprache, Th. II. S. 131 — 223, wo der Verf. einen leſenswerthen hiſtoriſchen Grundriß der Deutſchen Kanzelberedſamkeit gibt.

Sechste Periode.

Das Zeitalter widerſtrebender Meinungen.

Von Opitz bis auf Klopſtock oder bis zur Mitte des 18ten Jahrhunderts.

---

§. 1. Einleitung.

Wenn es ſchon den Geſetzen des menſchlichen Denkens überhaupt gemäß, und durch die Geſchichte aller Völker beſtätigt iſt, daß den erſten wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen ein Kampf der Meinungen folgen muß: ſo iſt ſolcher in dem Zeitraume, den wir jetzt anfangen, um ſo erklärbarer, da ihm nicht nur in der Reformation eine alles bewegende Umformung des Heiligſten und Aufregung aller Geiſteskräfte vorausgeht, ſondern auch mit ihm eine Begebenheit beginnt, die ganz Deutſchland dreißig Jahre hindurch erſchüttert. Sprache, Dichtkunſt und Philoſophie ſind hier die drei Hauptgegenſtände, die, mit widerſtrebender Kraft und eben daher mit ungleichem Erfolg bearbeitet, den Beweis führen, daß der Menſch erſt nach vielen und mannichfaltigen Verirrungen den geraden Weg auffindet. Dies iſt beſonders der Fall bei der Dichtkunſt, die in dieſem Zeitraum ſich großentheils von der Nachahmung nährt, und das Schickſal hat, daß ſich drei Partheien in den Beſitz des Deutſchen Parnaß theilen, die wir dadurch beſtimmt zu bezeichnen glauben, daß wir ſie die gedankenreiche, prunkvolle und geiſtloſe nennen, wodurch ſich zugleich die Ueberſchrift dieſes Zeitraumes rechtfertigt, die, in ſo fern ſie drei ver-

ſchiedene Zuſtände in ſich begreift, den ſchwankenden und ungewiſſen Charakter deſſelben ausdruckt.

Anmerk. In mehrern Literaturgeſchichten wird dieſer Zeitraum die Periode der Schleſiſchen Dichter genannt, weil damals Schleſien das Vaterland der ſchönen Geiſter werden zu wollen ſchien, obſchon jene Benennung nicht das Weſen dieſes Abſchnittes bezeichnet.

§. 2. Fortſetzung.

Um dies näher zu beweiſen, und dadurch den Inhalt der folgenden Abſchnitte dieſes Zeitraums beſtimmter einzuleiten, mögen noch einige beſondere geſchichtliche Andeutungen vorausgehen. Es gibt nämlich unter allen vorhergehenden Zeiträumen unſerer Literatur keinen einzigen, in welchem ſo viel widerſtrebende geiſtige Kräfte auf den Schauplatz treten, und in dem Felde der Dichtkunſt und Sprache gegen einander ankämpfen als in dieſem.

Zuerſt erblicken wir in Opitz einen durch das Mark des Alterthums genährten, großgeiſtigen Mann, der durch ſeine hohe eigenthümliche Dichtergabe und ſeinen geläuterten Geſchmack ein beſſeres Zeitalter für Deutſchland herbeizuführen verſpricht. Wirklich wecken ſeine Werke ähnliche Geiſter, wie Flemming, Logau und Gryph, und es bildet ſich eine Schleſiſche Dichterſchule, ihres Meiſters würdig. — Aber faſt zu gleicher Zeit entſteht eine entgegenwirkende Schule, die, bekannt unter dem Namen der Hofmannswaldau-Lohenſteinſchen Parthei, bald die Spanier, bald die Franzoſen, bald die Italiener zu ihrem Vorbilde nimmt, und ſich im Schimmer von Wortſpielen und eines gezierten, ſchwülſtigen Styls wohlgefällt. — Dieſe wird wieder durch eine dritte Parthei verdrängt, die, wie Neukirch, die ſchwindelnde Höhe des Lohenſtein verlaſſend, zur gemeinſten Flachheit und geiſtloſen Reimerei herabſinkt. Erſt in dem erſten Drittel des 18ten Jahrh. ent-

wickelt ſich ein freier, rein=nationaler Dichtergeiſt durch Albrecht von Haller, mit dem wir daher die zweite Hälfte dieſes Zeitraums beginnen.

Aehnlich den wechſelnden Erſcheinungen in der Dichtkunſt war das Schickſal der Sprache. Die verſchiedenen Völker, namentlich die Franzoſen, welche im dreißigjährigen Kriege den Deutſchen Boden verheerten, hatten nicht bloß die Kleidertrachten und Sitten umgewandelt, ſondern auch tauſendfältige Lumpen und Lappen in unſere Sprache gebracht, und ſie zu einem buntſcheckigen Kauderwelſch gemacht, welches, für vornehm und hofmäßig geltend, ſogar von gefälligen Schriftſtellern in die Bücherſprache eingefälſcht wurde. Reiche und Vornehme kannten kein höheres Glück, als ihre Kinder nach Paris zu ſchikken, um in dem Lande, welches ſich unter Ludwig XIV. des goldnen Zeitalters ſeiner Literatur und Kunſt erfreute, ihre rauhe Mutterſprache gegen die verfeinerte Franzöſiſche umzutauſchen, die nun zur Sprache der Diplomaten und der Höfe erhoben wurde. Dieſen Sprachverfälſchern und Verächtern ſtellten ſich zwar mehrere achtbare Männer entgegen, die, wie Zeſen, zur Wiederherſtellung der Reinheit unſrer Mutterſprache und zur Veredelung des herrſchenden Abergeſchmacks gelehrte Geſellſchaften bildeten; allein ihre wohlgemeinten Beſtrebungen verunglückten, indem aus den Bekämpfern der Sprachmengerei gezierte und pedantiſche Reinheitskünſtler wurden, die durch ein lächerliches Sylbenſtechen in den entgegengeſetzten Fehler der Uebertreibung verfielen.

Erſt durch ein allgemeiner werdendes Studium des klaſſiſchen Alterthums erhält auch die Sprache einen gediegenern Charakter, und tritt mit den übrigen gebildeten Sprachen Europa's in gleiche Rechte, die ſie nicht

nur zu behaupten, ſondern als reiche und vollkräftige Urſprache ſogar zu ſteigern weiß.

Theils während jener Kämpfe, theils bald nachher, ſehen wir mehrere Deutſche Philologen und Philoſophen auf dem Felde der Sprache und Dichtkunſt ſammeln (Schilter), regeln (Olearius, Schottel), die Kräfte des eigenen Denkens wecken, und die Sprache für überſinnliche Begriffe tauglich machen (Leibnitz und Wolf.) Solchem Wirken entſpringen die Vorbereiter der nationalen Dichtkunſt. Und mit dieſer edlern Parthei ſchließt dieſer Zeitraum, wie er mit Opitz geiſtvoll begann, und es entbindet ſich aus der großen Gährung fremdartiger und widerſtrebender Stoffe, die ſich gegenſeitig auszuwerfen ſuchen, ein reines, geiſtiges Weſen, das der hohe Geiſt Klopſtock's zu veredeln *und zu einem* herrſchenden Charakter für Deutſche Sprache und Dichtkunſt zu erheben weiß.

Erſter Abſchnitt,

bis auf Albrecht v. Haller, oder bis in das erſte Drittel des 18ten Jahrh.

I. §. 3. Poetiſche Erzeugniſſe.

Wenn der Zeitraum, dem wir entgegen gehen, auch *keine* Dichtart ganz vermiſſen läßt: ſo tritt doch das Epiſche, das ſeit der dritten Periode immer werthloſer geworden war, faſt zur gänzlichen Unbedeutſamkeit zurück. Dagegen erhebt ſich das Didaktiſche und Dramatiſche, von denen jenes ſeinen Meiſter in Opitz, und dieſes in Gryph findet, obwohl beide Dichtarten mit dem Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts wieder erlahmen. Die lyriſche Poeſie dagegen ſtellt ſich weit über die Erſcheinungen dieſer Art in der dritten Periode hinaus, und zeigt ſich beſonders im Kirchengeſang als ein noch jetzt geltendes muſterhaftes Vorbild.

§. 4. Uebergang aus dem vorigen Zeitraum in den ſechſten, durch Weckherlin.

Als Vorläufer unſers Opitz zeigen ſich uns drei beachtenswerthe Dichter, unter denen wir Georg Rudolph Weckherlin oben an ſtellen. Den 15ten September 1584 zu Stuttgard geboren, verlebte Weckherlin ſeine männlichen Jahre in England, wo er 1620 bei der Deutſchen Kanzlei in London eine Anſtellung erhalten hatte, und ſtarb daſelbſt um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts (1651?). Seine Neigung zur Poeſie, die zu damaliger Zeit, wo für geſchmackvolle Dichtkunſt in Deutſchland ſo wenig gethan worden war, mit großen Schwierigkeiten zu ringen hatte, fand theils darin, theils in den vollkommnen Muſtern der ausländiſchen Literatur einen kräftigen Sporn, dieſen nachzueifern. Statt der damals gewöhnlichen Knittelreime, wählte er ſich *beſtimmtere* und abwechſelndere Sylbenmaße, und verſuchte ſich in den meiſten, von den Franzoſen, Italienern und Engländern bereits angegebenen, beſonders in dem Alexandriner, der durch ihn und Opitz zum herrſchenden Sylbenmaße gemacht wurde, und ſich bis nach der Mitte des 18ten Jahrhunderts in ſeinem Anſehn erhalten hat, um welche Zeit ihn der Hexameter verdrängte. Seine Gedichte erwecken ein anziehendes Bild des Kampfes der noch ungeſchmeidigen poetiſchen Sprache mit dem kräftigen Geiſte des Dichters und ſeinem ihm vorſchwebenden Ideale der Vollkommenheit. Die Form ringt mit dem widerſtrebenden Stoff, und wenn die Ausführung oft unter der Idee des Künſtlers bleibt, ſo muß man doch die Kühnheit des Mannes bewundern, der vor Opitz, vor dem er dreizehn Jahre geboren wurde, ſich eine neue Bahn zu brechen bemüht war und nicht ſelten über den Widerſtand ſiegte. Zwar hat die Härte mancher ſei-

ner Poeſien, die Vernachläſſigung der Quantität, und überhaupt das Ungelenke in Handhabung des Mechaniſchen in der Dichtkunſt, ihm ſpäterhin, nachdem Opitz die Deutſchen mit formgerechtern Muſtern bekannt gemacht, manchen unglimpflichen Tadler zugezogen; aber man hat ihm doch wahres poetiſches Talent, das ſich in körnichtem Ausdruck, in Neuheit der Bilder, in einem regen Phantaſie-Schwung und in ungemeiner Zartheit der Empfindung äußerte, nicht abſprechen können. Dazu kommt, daß er in unſerer Literatur zwei bis dahin ungebräuchliche Dichtarten anregte, die Idylle und das Sonett. Als geiſtvoller und witziger Kopf, eben ſo wie als biederer, offener und gefälliger Mann ſtand er bei den nationalſtolzen Briten ſehr in Achtung. Selbſt bei den beiden Königen Jakob I. und Karl I., denen er ſeine Dienſte widmete, genoß er ein ausgezeichnetes Vertrauen, und wurde ſogar zu mehrern Verſendungen nach Schottland, Irland, Holland, Italien und Spanien in ſehr verwickelten Angelegenheiten gebraucht. Darüber vergaß er indeſſen nicht der Sprache und Dichtkunſt ſeines Vaterlandes, woran ſein Deutſches Gemüth unabläſſig hing, und freute ſich des wachſenden Ruhmes, den Opitz ſich mitten unter den Stürmen Deutſchlands erſungen hatte. Dieſe Freude druckte er auch in einem Sonett an ihn aus, welches zugleich ſein freundliches Verhältniß zu dieſem Dichter bezeichnet.

Weckherlin hat ſich beſonders als Lyriker und Epigrammatiker gezeigt. Von den drei Sammlungen ſeiner Gedichte führt die erſte den Titel: „Zwei Büchlein Oden und Geſänge.“ (Stuttgart, 1618. 8.) Man kennt ſie aber nur aus den Vorreden der folgenden Ausgaben. Die zweite, verbeſſerte und vermehrte, erſchien zu Amſterdam 1641. 12., und eine dritte ebendaſelbſt 1648.

8.; beide unter dem Titel: „Geiſtliche und weltliche Gedichte.“ Jene enthalten unter andern ſehr gelungene Nachbildungen von Pſalmen; dieſe mehrere Oden, Klag- und Trauergedichte (worunter eins auf den Tod Guſtav Adolph's), Buhlereien (erotiſche Lieder) oder Liebesgedichte; Epigramme, Eklogen und Sonette (ſonſt Klinggedichte genannt). Die von ihm eingeführten Deutſchen Idyllen aber ſind nur gemeine Liebesunterhaltungen zwiſchen Hirten, Winzern und Landleuten, auf ihre rohe Weiſe, ohne irgend einen idealiſirenden Zug, in einer noch harten Sprache. Unter den vielen in den kriegeriſchen Unruhen ihm verloren gegangenen, Gedichten, beklagt der Dichter beſonders die auf ſeine geliebte Myrtha.

Anmerk. Das beſte, was wir bis jetzt über Weckherlin haben, findet ſich in den „Nachrichten von dem Leben und den Schriften Rudolph Weckherlin's; ein Beitrag zur Litteraturgeſchichte des ſiebzehnten Jahrhunderts, von C. Ph. Conz.“ (Ludwigsburg 1803. 8.), worin der Verfaſſer mit Benutzung und Berichtigung deſſen, was Eſchenburg, Herder, Küttner und Schmid über unſern Dichter geſagt haben, aus Familienurkunden manche unbekannte Nachrichten von Weckherlin's Lebensumſtänden und Schriften gibt, auch mehrere Gedichte nach der Originalausgabe von 1641 in einem genauen Abdruck, und mit Sprachanmerkungen begleitet, mittheilt. — Vergl. Jördens Lexikon, Bd. V. S. 196 — 207. — In Zachariä's „auserleſenen Stücken der beſten Deutſchen Dichter,“ Bd. III. befindet ſich ebenfalls eine Auswahl Weckherlinſcher Gedichte; eben ſo in W. Müller's Bibliothek Deutſcher Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts (Leipzig 1822. ff.) 4ter Bd. nebſt einer Einleitung über Weckherlin's Leben und Schriften.

§. 5. Fortſetzung. Friedrich von Spee.

Als zweiter Vorgänger zeichnete ſich aus Friedrich v. Spee, der 1591 zu Kaiſerswerth geboren, als Jeſuit zu Köln lebte, und 1635 ſtarb. Dieſer, auch als erſter Beſtreiter der Hexenproceſſe merkwürdig, dichtete geiſtlich-erotiſche Lieder und geiſtliche Eklogen, in denen er viel Phantaſie, Gefühl und Tact für rhythmiſchen Wohllaut zeigt, wie er denn auch in der Vorrede der von ihm veranſtalteten Sammlung ſeiner lyriſchen Gedichte ſehr richtig über Deutſche Proſodie urtheilt. Der Titel dieſer Sammlung heißt: Trutz-Nachtigall. Köln 1649. 8. Auch ſein „Güldenes Tugendbuch", Köln 1666. 8. und N. A. 1812 enthält viele ſehr anſprechende Lieder. Beide Sammlungen vereint und mit einer Biographie des Dichters verſehen, erſchienen Berlin 1817, und das Tugendbuch noch beſonders zu Koblenz 1829.

§. 6. Fortſetzung. Johann Valentin Andreä.

Auch dürfen wir nicht übergehen den Dichter Andreä, der, ein Sohn des berühmten Anticalviniſten und Hauptverfertigers der Concordienformel, Jakob Andreä, 1586 zu Herrenberg im Würtembergiſchen geboren wurde, mehrere geiſtliche Stellen, zuletzt als Abt zu Adelsberg und Bebenhauſen bekleidete und 1654 in Stuttgard ſtarb. Er war ein Mann von ausgebreiteten Kenntniſſen, der acht Jahre hindurch gelehrte Reiſen durch Deutſchland, die Schweiz, Frankreich und Italien gemacht und ſich dadurch eben ſo viel Menſchenkenntniß als Vielſeitigkeit in ſeinem Wiſſen erworben hatte. — Als Deutſcher Dichter erſcheint er in zwei kleinen Sammlungen: „Chriſtliche Gemäl" (Tübingen, 1612. 4.), und „Geiſtliche Kurzweil". (Strasburg, 1619. 8.), die zwar in dem Sprachausdruck noch viel Härte und Ungelenkigkeit zeigen, aber durchweg

ſeine poetiſchen Anlagen, und beſonders die kräftig reine Geſinnung und die Innigkeit ſeines Gefühls bekunden. Die ſtete Sorgfalt, die er auf ſeinen Lateiniſchen Stil verwendete, hinderte ihn an ſeiner vollendeten Ausbildung als Deutſcher Dichter; denn die meiſten ſeiner ſehr zahlreichen, jetzt ſeltenen Schriften ſind lateiniſch, und gerade in dieſen tritt ſein Witz und Scharfſinn vorzugsweiſe hervor [1]). Die Lutheriſche Kühnheit, mit der er die Gebrechen ſeines Zeitalters bekämpft, und das Laſter, ſelbſt in den höhern Ständen, verfolgt, erregte zu ſeiner Zeit in und außerhalb Deutſchland Aufſehen und Bewunderung, bereitete ihm ſelbſt aber Verunglimpfung und Unbill. Mit Recht hat Herder den geiſt- und herzvollen Mann aus dem Staube wieder hervorgezogen, und ihn unſrer Zeit werth gemacht [2]).

Anmerk. 1) Unter ſeinen Lat. Schriften befindet ſich auch eine Sammlung kleiner Abhandlungen, die den Titel führt: „Opuscula aliquot de restitutione reipublicae christianae in Germania, occasione temporum istorum huc collecta. (Norimbergae) 1633." — Indem er darin das Bild eines chriſtlichn Freiſtaats entwirft, kommt er auch auf das Erziehungsweſen, worüber er ſich unter andern auf folgende treffliche Art äußert: „Zu Lehrern und Erziehern werden lauter auserleſene Männer gewählt, durch Fleiß, Weisheit, Rechtſchaffenheit und Anſehen, ſelbſt im Staate, ausgezeichnet. Die Hörſäle ſind keine düſtere Kerker, wo der Sinn verdumpft und eingeengt wird, ſondern ſie ſind frei, geräumig, anmuthig und mit Malereien geſchmückt. Allenthalben glänzen der Jugend Gemälde und Bildſäulen der verdienſtvollen Männer entgegen, um dieſelbe durch das ewig gegenwärtige Andenken ihrer Größe zu gleicher Denk- und Handlungsweiſe anzureizen. Getriebene Geiſtesfrüchte ſind äußerſt ſchädlich: vor dem ſechſten Jahre wird kein Kind der öffentlichen Erziehung übergeben. Von Naturalien, phy-

phyſikaliſchen und mathematiſchen Inſtrumenten ſind genugſame Vorräthe vorhanden. Selbſt zur Zergliederungskunſt werden alle Jünglinge angeführt; denn an dem Körper ſind die größten Wunder zu ſchauen, und viele Seelenwirkungen zu lernen u. ſ. w."

2) ſ. Herder's Vorrede zu: Joh. Val. Andreae Dichtungen zur Beherzigung unsers Zeitalters. Leipzig, 1786. 8. Die Schrift iſt eine von Karl Gottlob Sonntag (geſt. 1827 zu Riga) veranſtaltete Ueberſetzung des Andreäſchen Werks: Mythologiae christianae sive virtutum et vitiorum vitae humanae imaginum libri III. Argentorati 1619. Vgl. Herder's zerſtreute Blätter, Bd. V. S. 249 bis 269, wo auch zur Probe einige Gedichte Andreä's mitgetheilt ſind. — Die Geſchichte ſeines äußern Lebens hat er uns ſelbſt handſchriftlich in Lat. Sprache hinterlaſſen, wovon Prof. Seybold, der 1804 zu Tübingen ſtarb, uns eine Ueberſetzung gegeben hat: „Selbſtbiographie Joh. Valent. Andreä's, aus dem Manuſcript überſetzt und mit Anmerkungen begleitet." (Winterthur, 1799. 8.) Vergl. auch: W. Hoßbach's J. Val. Andreä u. ſein Zeitalter. Berlin, 1819. 8.

Erſte Schleſiſche Schule.

§. 7. Martin Opitz.

Eine höhere Anregung für Sprache und Poeſie ſollte von Oſten kommen. Schleſien, beſonders derjenige Theil, den wir Niederſchleſien nennen, hatte ſchon ſeit dem dreizehnten Jahrh. durch die ſtändiſche Verfaſſung ſeiner vorzüglichſten Städte und durch die Vorrechte der patriciſchen Bürger nicht nur einen höheren Grad von Wohlſtand, ſondern auch eine größere Empfänglichkeit für geiſtige und geſellſchaftliche Bildung gewonnen. Dies hatte zur Zeit der Reformation die Folge, daß ſich mehrere wohl eingerichtete Schulanſtalten erhoben, unter denen beſonders die Schule zu Goldberg unter Valent. Friedland Trotzendorf (geb. 1490, geſt. 1556), einem wak-

kern Schüler Melanchthons, ſich auszeichnete. Die Beförderung der humaniſtiſchen Studien aber regte wieder die Edleren an zu gemeinnützigen wiſſenſchaftlichen Stiftungen, unter denen die des Thomas Rehdiger (geb. zu Breslau 1540, und geſt. zu Köln 1576) hervorſtrahlt, der ſeine koſtbare, viele Handſchriften und Incunabeln bewahrende, Bibliothek ſeiner Vaterſtadt zum öffentlichen Gebrauch vermachte. Vereinigt man damit den Umſtand, daß Schleſien in den Stürmen des dreißigjährigen Krieges unter allen Deutſchen Ländern am wenigſten litt, ſo erklärt ſich, wie dieſes Land das Vaterland der Neu-Deutſchen Poeſie werden konnte, als deren Schöpfer wir Opitz betrachten.

Opitz, 1597 zu Bunzlau in Schleſien geboren, ſtudirte 1618 zu Frankfurt a. d. O. und 1619 zu Heidelberg, ward 1622 Profeſſor am Gymaſium zu Weißenburg in Siebenbürgen, 1624 Rath bei den Herzogen zu Liegnitz und Brieg, 1625 vom Kaiſer Ferdinand II. mit dem poetiſchen Lorbeer gekrönt, und 1628 unter dem Namen Martin Opitz von Boberfeld (von der Bober, die nahe an ſeinem Geburtsort vorbei fließt) in den Adelſtand erhoben, war von 1626 bis 1633 Geheimſecretair des Burggrafen Annibal von Dohna, in deſſen Angelegenheiten er während dieſer Zeit nach Paris reiſ'te, nachdem er ſchon vorher 1620 mit einem jungen Dänen, Hamilton, eine Reiſe durch die Niederlande gemacht hatte, wurde 1636 Königl. Polniſcher Secretair und Hiſtoriograph, und ſtarb leider ſchon im 42ſten Jahre ſeines Alters am 20ſten Aug. 1639 zu Danzig an der Peſt, wo ſeinen Körper in der Oberpfarrkirche zu St. Marien ein gemeiner Stein ohne Inſchrift deckt[1]).

Er hat den ehrenvollen Namen eines Vaters und Wiederherſtellers Deutſcher Dichtkunſt verdient, wenn man

erwägt, wie ſehr er ſeine Vorgänger und Zeitgenoſſen an Kenntniß der Sprache, an Stärke der Gedanken, an geläutertem Geſchmack und Genie überflügelt. Die Wahl ſeines Stoffes, wie die Behandlung deſſelben zeigen, welch' einen wohlthätigen Einfluß die Leſung der Alten auf ihn gehabt, deren Geiſt er in ſich aufgenommen. Durch Studium, Reiſen, Umgang mit der Welt und Reichthum der Erfahrung nach allen Richtungen hin gebildet und geſtärkt, wußte er der Poeſie, was ihr bis dahin fehlte, Leben und Anmuth zu geben, und die Sprache, nächſt Luther am meiſten, in ihrer Urkraft zu begreifen und fortzubilden. Denn ſie verdankt ihm nicht nur manche neue Wörter, Formen und Verbindungen, ſondern auch größere Geſchmeidigkeit und Correctheit, höheren Nachdruck und Wohllaut, vor allem aber Züchtigkeit und Reinigkeit des Ausdrucks.

Eben ſo bedeutend erſcheint ſein Verdienſt um die Proſodie. Genau genommen war ſolche vor ihm noch gar nicht vorhanden. Alle Dichter, ſelbſt ſeine unmittelbaren Vorgänger, beobachteten in ihren Verſen nach Art der Franzoſen nichts weiter als die richtige Sylbenzahl nebſt den Abſchnitten und Reimen; an eine beſtimmte Quantität hingegen, oder an einen gleichförmigen Wechſel der langen und kurzen Sylben hatte man nicht gedacht. Jamben, Trochäen und Daktylen paarten ſich daher in einem und demſelben Verſe mit einander, und es kam Niemanden in den Sinn, dieſe mannichfaltig gemiſchten Füße zu ſondern, und aus ihnen rein jambiſche, trochäiſche und daktyliſche Sylbenmaße zu bilden. Opitz war der erſte, der die theils falſche, theils unſichere Quantität unſerer Sylben beſtimmte, auf die Geltung, Meſſung und Betonung derſelben aufmerkſam machte, und durch haltbare Grundſätze unſerer Proſodie ihr Entſtehen gab. Seine Gedichte ſind die erſten, in denen durchgehends ein

wahrer und vollkommener proſodiſcher Rhythmus herrſcht, ſo wie der volltönendere, vor ihm ſelten gebrauchte Alexandriner eine größere Allgemeinheit, und durch die Verlegung der Einſchnitte und Ruhepunkte und das Verſchlingen der Zeilen in einander, mehr Mannichfaltigkeit und Abwechſelung gewann. Gründe genug, mit ihm einen neuen Zeitraum zu beginnen.

Von unſerm Standpunkt aus geſehen, kann man freilich nicht behaupten, Opitz habe Dichterwerke geliefert, die uns durchweg befriedigen, oder gar als Vorbild und Muſter dienen könnten. Er huldigte dem Franzöſiſch-Holländiſchen Geſchmack, und hatte als Dichter, beſonders als Lyriker, zu wenig ſchöpferiſche Kraft und Begeiſterung. Daher fehlt es vielen ſeiner Dichtungen an innerem Leben und gleichmäßiger Erhebung der Phantaſie. Aber er hatte Tiefe des Gemüths, rhythmiſches Gefühl, Kenntniß der Sprache, Reichthum an Welt- und Menſchenkenntniß, und regen Sinn für die Schönheiten der Natur; daher gelang ihm das Lehrgedicht und die maleriſche Beſchreibung am beſten, und da beide die höhere, redneriſche Proſa berühren, ſo hat auch dieſe Gediegenheit, Klarheit und Wohllaut. Ueberall zeigt ſich ſeine Sprache kräftig, rein und fließend, obwohl er von dem Fehler einer gewiſſen Breite in der Darſtellung nicht frei iſt. Da die Vorzüge unſers Opitz ſeinen Zeitgenoſſen einleuchteten, ſo bildeten ſich nach ihm Schriftſteller und Lehrer, und ſo entſtand aus ſeinen ausgezeichnetſten Schülern und Anhängern eine Dichterſchule, welche die erſte Schleſiſche Schule [2]) genannt wird, der ſpäterhin leider noch zwei andre nachfolgen, von denen aber jede auch Nicht-Schleſiſche Dichter aufzuweiſen hat.

Anmerk. 1) Die Quelle aller Nachrichten über Opitz und deſſen Leben iſt eine zu Breslau 1639 gehaltene Lat.

Schul-Rede: Laudatio honori et memoriae Martini Opitii, von ſeinem Freunde Chriſtoph Coler, der als Prof. der Geſchichte und Beredſamkeit zu Breslau 1658 ſtarb. Sie iſt mehrmals abgedruckt, unter andern in C. G. Lindner's „umſtändlicher Nachricht von M. Opitz Leben, Tod und Schriften ꝛc. 2 Thle." (Hirſchberg, 1740. 41.) Das Verdienſt des Dichters iſt aber am beſten gewürdigt in Fr. Schlegel's Muſeum 1812. Bd. 2. S. 116 ff. u. S. 285 ff.

2) ſ. den Abſchnitt Mart. Opitz in Jördens Lexikon Bd. IV. S. 110 — 112, wo zugleich ſämmtliche Schriften über Opitz von S. 137 — 141 genau angegeben und zum Theil beurtheilt ſind.

§. 8. Seine Schriften und Ausgaben derſelben.

Wir beſitzen bis jetzt zwölf Ausgaben von Opitzens Werken, unter denen aber keine in kritiſcher Hinſicht befriedigt:

Die erſte beſorgte ſein Freund Jul. Wilh. Zinkgref ohne Vorwiſſen des Dichters, unter dem Titel: „Martin Opitzens teutſche Poemata vnd Ariſtarchus Wieder die verachtung deutſcher Sprach ꝛc."[1]) Straſsburg, 1624. 4. Da ſowohl Ordnung und Auswahl der Gedichte, als Druck und Papier ſchlecht ſind, ſo veranſtaltete Opitz ſelbſt eine

zweite Ausgabe: „Martini Opitii acht Bücher deutſcher Poematum, durch ihn ſelber herausgegeben, auch alſo vermehret vnnd vberſehen, das die vorigen darmitte nicht zu vergleichen ſindt. In Verlegung David Müller's, Buchhändlers in Breslau, 1625. 4." (1 Alphab. und 21 Bogen). Das erſte Buch enthält geiſtliche Gedichte, nämlich Opitz'ens eigenen Lobgeſang auf die Geburt Jeſu Chriſti, und den von ihm aus dem Holländiſchen des Daniel Heinſius überſetzten Lobgeſang Jeſu Chriſti; das zweite: die Gedichte von der Ruhe des Gemüths, vom Ackerleben und Heinſius Lobgeſang auf den Bacchus[2]); das dritte: Leichen- und Glückswün-

ſchungsgedichte; das vierte: Hochzeitsgedichte; das fünfte: Liebes- und Heldengedichte; das ſechste: Oden oder Geſänge; das ſiebente: Sonette: das achte: Deutſche Epigrammata.

Die dritte Ausgabe erſchien zu Frankfurt a. M. 1628. 8., und iſt ein Nachdruck der zweiten; die vierte in 2 Theilen, Breslau, 1629. 8.; die fünfte, 2 Theile, Breslau, 1637. 8.; die ſechste, 2 Theile, Danzig, 1641. 8.; die ſiebente, 2 Theile, Frankfurt a. M. 1644. 8.; die achte, in 3 Theilen, Amſterdam, 1646. 12., die wegen ihres ſaubern Drucks merkwürdig iſt; die neunte in 2 Theilen zu Frankfurt a. M. 1648. 8.; die zehnte in 3 Theilen, Breslau, 1690. 8. und mit neuem Titel, Frankfurt und Leipzig 1724, welches die vollſtändigſte, aber fehlerhafteſte von allen iſt; die elfte von J. J. B. (Bodmer) und J. J. B. (Breitinger), Zürich 1745. 8., wovon nur der erſte Theil erſchienen iſt; endlich die zwölfte, in 4 Bänden, Frankfurt a. M. 1746. 8. von Dan. Wilh. Triller, welche viele eigenmächtige Aenderungen und Anmerkungen ohne Werth enthält. Mehrere dieſer Ausgaben ſind, beſonders die zehnte, durch eine Menge Gedichte verſchiedener Gattung ſehr vermehrt worden. Eine Auswahl von Opitzens Gedichten hat W. Müller in Deſſau in ſeiner „Bibliothek Deutſcher Dichter des 17ten Jahrhunderts." Bd. I. (Leipzig, 1822. 8.) gegeben.

Anmerk. 1) Dieſe Diſſertation iſt eine Jugendarbeit unſers Dichters, unter dem Titel: Aristarchus, seu de contemptu linguae teutonicae, worin er die von ihm nach ihrem Werth ſchon früh erkannte Deutſche Sprache gegen ihre Verächter vertheidigt.

2) Opitz hatte den gelehrten D. Heinſius, der ein Schüler Joſeph Scaliger's war, auf ſeinen Reiſen perſönlich kennen gelernt, und ſchätzte ihn ſehr hoch.

§. 9. Nähere Kenntniß ſeiner Gedichte.

Wir beſitzen von Opitz didaktiſche, beſchreibende, dramatiſche, lyriſche Gedichte und Ueberſetzungen. Epiſche hat er nicht gedichtet. Am höchſten ſteht er im Didaktiſchen.

Zu ſeinen beſten Lehrgedichten gehören:

Erſtens: ſein „Troſt-Gedicht in Widerwärtigkeit des Krieges," das in 4 Bücher abgetheilt iſt. Ideengang: der Dichter ſchildert im erſten Buch das Elend des Krieges, und ſtellt ihn als eine Strafe für menſchliche Thorheiten dar, die den Zweck habe, die Kräfte zu wecken und den Menſchen zu Gott hinzuführen. Im zweiten gibt er Troſtgründe, unter denen der Gedanke an Gott und ſeine Vorſehung der ſtärkſte iſt; alles Irdiſche ſei vergänglich, nur Weisheit und Tugend erheben uns über unſer Schickſal. Das dritte ſingt den Segen des Friedens. Glücklich iſt das Land, deſſen Regent, fern von Eroberungsſucht, den Frieden liebt; doch kann auch der Krieg unter Umſtänden nöthig ſein. Auffoderung an die Deutſchen, für ihr unterdrücktes Vaterland zu kämpfen, beſonders, wenn es Religion und Gewiſſensfreiheit gilt. Das vierte Buch zeigt, daß zwar die Allgemeinheit des Krieges und die lange Dauer deſſelben uns unſer Unglück gewohnt mache, daß aber ein edlerer Troſt in den Wiſſenſchaften und beſonders in der Philoſophie uns dargeboten werde. Das Ganze ſchließt mit einem Gebet an Gott;

Zweitens: „Lob des Feldlebens," enthält ein liebliches Gemälde der Beſchäftigungen und der häuslichen Glückſeligkeit des arbeitſamen Landmannes;

Drittens: „Zlatna" (ein Flecken in Siebenbürgen) „oder von Ruhe des Gemüthes." — Opitz hat in Zlatna frohe Tage verlebt. Es gefiel ihm zwar in Siebenbürgen nicht; aber doch fand er Vergnügen an der ländlich ſchö-

nen Gegend dieſes Fleckens. Der natürliche Gedanke, daß man an jedem Orte vergnügt ſein könne, wenn man nur Gemüthsruhe beſitze, veranlaßte mehrere moraliſche Betrachtungen, welche die Beſchreibung der Gegend begleiten. Das Gedicht hat, bei manchen ſchönen Stellen, zu viel Abſchweifungen;

Viertens ſein „Veſuvius," ein Lehrgedicht über die phyſikaliſchen Urſachen des Feuerſpeiens der Berge überhaupt, veranlaßt durch einen Ausbruch des Veſuvs in den Jahren 1631 und 32. Es iſt das erſte beſchreibende Lehrgedicht, und galt lange auch für das vorzüglichſte, da es ſorgſamen Kunſtfleiß verräth und treffliche Schilderungen enthält, die theils das Furchtbare der Naturerſcheinung, theils die Angſt der Bewohner ſeiner Gegend betreffen. Alle dieſe Gedichte ſind im Alexandriniſchen Versmaß.

Seine dramatiſchen Arbeiten enthalten theils poetiſche Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen, theils einige freie Nachbildungen Italiäniſcher Originale. Zu den Griechiſchen gehören:

Seine „Trojanerinnen," ein Trauerſpiel aus dem Seneca, in ſechsfüßigen Jamben oder ſogenannten Alexandrinern, und ſeine „Antigone," ein Trauerſpiel aus dem Griechiſchen des Sophokles in Verſen; ferner zwei Italiäniſche Stücke:

„Dafne," ein Singſpiel in fünf Acten, bei Gelegenheit einer fürſtlichen Vermählung, und „Judith," ein geiſtliches Trauerſpiel in drei Acten.

In dieſen Ueberſetzungen erſcheint Opitz minder glänzend. Sie enthalten, beſonders ſeine Antigone, manche Abweichungen vom Original, manche mißlungene Stellen, und haben manche Härte des Ausdrucks und der Wendungen. Dieſer Mängel ungeachtet ragt er auch als Ueberſetzer über ſein Zeitalter hinaus, und erwägt man, daß

unſre Sprache damals für eine treue und geſchmackvolle Uebertragung eines Griechiſchen Trauerſpiels noch zu ungelenk war, ſo wird man ſich wundern müſſen, daß noch ſo viel glückliche und gelungene Stellen in ſeinen Ueberſetzungen gefunden werden.

Außerdem übertrug er das Holländiſche Gedicht des Hugo Grotius (geboren 1583, geſtorben 1645) von dem wahren Gottesdienſt in Verſe, worauf ihm Grotius ſchrieb: elegantiam et nitorem ubique miror, nec ex alio libro germanice loqui aut facilius discam aut lubentius.

Sehr viel Gutes bieten auch ſeine geiſtliche Lieder- und ſeine Pſalmenüberſetzung dar, in welchen einige Nachbildungen noch jetzt unſre Aufmerkſamkeit verdienen. Noch gelungener iſt ſeine Umſchreibung des hohen Liedes in lyriſchen Strophen. Unter ſeinen ſcherzhaften lyriſchen Gedichten, ſo wie unter den Sonetten liegt manches, zwar weniger Beachtete, aber doch Treffliche verborgen, das in einer ausführlichen Charakteriſtik unſers Dichters nicht übergangen werden dürfte. Mehreres dieſer Art findet man in ſeiner Sammlung von Gedichten, welche die vier Bücher ſeiner „poetiſchen Wälder" (damals Benennung für jede Sammlung gemiſchter Gedichte) enthalten, aus deren viertem Buche wir den kleinen Proben ſeiner Muſe ein joviales Geſellſchaftslied beifügen wollen.

Kleine Proben aus den Lehrgedichten.

Nach der Amſterdamer Ausgabe.

Im erſten Buch ſeines Troſtgedichts ꝛc. ſagt er über die Verketzerungsſucht ſeiner Zeit:

Was macht doch ihr Tyrannen?
Was hilft, was nutzet euch das Martern, das Verbannen,
Schwert, Feuer, Galgen, Rad? Gezwungen Werk zerbricht,

Gewalt macht keinen fromm, macht keinen Chriſten nicht.
Es iſt ja nichts ſo frei, nichts alſo ungedrungen,
Als wohl der Gottesdienſt: ſobald er wird erzwungen,
So iſt er nur ein Schein, ein holer falſcher Ton:
Gut von ſich ſelber thun das heißt Religion,
Das iſt Gott angenehm. Laßt Ketzer Ketzer bleiben,
Und glaubet ihr für euch; begehrt ſie nicht zu treiben.
Geheiſſen willig ſein, iſt plötzlich umgewandt,
Treu, die aus Furchte kommt, hat mißlichen Beſtand,
Ein Menſch kann ſeinen Sinn wohl für den andern ſchließen.
Der Glauben lieget tief. Gott kennet die Gewiſſen
Sucht alle Nieren durch, ſieht aller Herzen Rath,
Und weiß, was ich, und du, und der verſchuldet hat.

Im vierten Buch ſpricht er von den Troſtgründen, welche die Wiſſenſchaft und beſonders die Philoſophie gewährt:

O wohl dem, der ſich läßt an ihrer Tafel ſpeiſen,
Ihr Himmelsbrod geneußt, trinkt ihren ſüßen Wein,
Und ſchläft an ihrer Bruſt, der lernt zufrieden ſein,
Was Unfall ihn betrifft! Wornach die Welt gelüſt,
Das ſtellt er unter ſich, iſt allzeit ausgerüſtt,
Die Widerwärtigkeit mit Ehren zu beſtehn,
Kann rittermäßig auch dem Tod entgegen gehn.
Dich brachte Bias weg aus ſeinem Vaterlande,
O Mutter der Vernunft! Da alles von dem Brande
Sonſt aufging in der Luft; du haſt ſehr viel erfreut
In Elend und Gefahr und höchſter Dürftigkeit.
Dir dank ich es allein, du Meiſterin der Tugend,
Mit welcher ich bisher in dieſer meiner Jugend,
Und faſt von Wiegen an getreuen Rath gehabt;
Dir dank ich es allein, dir iſt es zuzuſchreiben,
Daß ich noch bis hieher beſtändig können bleiben.

In ſeinem Veſuv ſchildert er die Angſt der Umwohnenden:

Es iſt das arme Volk im Zweifel aller Sachen;
Man ſieht ganz Stabia, Salern und Nola wachen,
Es bebet Capua, die Königin der See;
Des Landes beſter Ruhm und Zier, Parthenope,
Vermeinet durch den Blitz und Donner zu zerſplittern;
Die Thiere fürchten ſich, des Volkes Herzen zittern;
Der klagt der Seinigen und jener fremde Noth,
Viel wünſchen ihnen auch aus Todesangſt den Tod;
Viel ſehen, was nicht iſt. Der allermeiſte Haufen
Kommt auf die Tempel zu mit heiſſer Brunſt gelaufen,
Sagt ſeine Sünden auf, ſpricht theiles etwas an,
Das ſelbſt im Feuer ſteht und wenig rathen kann;
Und theiles weiß den Sinn doch beſſer zu erhöhen
Zu dem, der einig hilft. So pflegt es herzugehen,
Wenn böſer Zuſtand iſt, da nimmt man Gottes wahr.
Wo gutes Glücke wohnt, raucht ſelten ein Altar.

In dem vierten Buch ſeiner poetiſchen Wälder findet ſich unter der Rubrik Oden oder Geſänge folgendes Geſellſchaftslied:

Ich empfinde faſt ein Grauen,
Daß ich, Plato, für und für
Bin geſeſſen über dir;
Es iſt Zeit hinauß zu ſchauen,
Und ſich bei den friſchen Quellen
In dem grünen zu ergehn,
Wo die ſchönen Blumen ſtehn,
Und die Fiſcher Netze ſtellen.

Worzu dienet das ſtudieren,
Als zu lauter Ungemach?
Unterdeſſen laufft die Bach
Unſers Lebens das wir führen,

Ehe wir es inne werden,
Auff ihr letztes Ende hin,
Dann kömpt ohne Geiſt und Sinn
Dieſes alles in die Erden.

Hola, Junger, geh' und frage,
Wo der beſte Trunck mag ſeyn,
Nimb den Krug, und fülle Wein.
Alles Trauren, Leid und Klage
Wie wir Menſchen täglich haben
Eh' uns Clotho fort gerafft,
Will ich in den ſüſſen Safft
Den die Traube gibt vergraben.

Kauffe gleichfals auch Melonen,
Und vergiß deß Zuckers nicht;
Schaue nur daß nichts gebricht.
Jener mag der Heller ſchonen,
Der bey ſeinem Gold' und Schätzen
Tolle ſich zu kräncken pflegt,
Und nicht ſatt zu Bette legt:
Ich wil weil ich kan mich letzen.

Bitte meine gute Brüder
Auff die Muſic und ein Glaß:
Kein ding ſchickt ſich, dünckt mich, baß,
Als ein Trunck und gute Lieder.
Laß' ich ſchon nicht viel zu erben,
Ey ſo hab ich edlen Wein,
Wil mit andern luſtig ſeyn,
Wann ich gleich allein muß ſterben.

Anmerk. Die gehaltvollſten Urtheile über Opitz als Dichter findet man außer Fr. Schlegel's Muſeum (ſ. §. 7. Anmerkung 1), in Manſo's „Ueberſicht der Geſchichte der Deutſchen Poeſie," und in dem „Leipziger Muſenalmanach

auf das Jahr 1782.“ — Sehr ſchätzbar, und mit vielen Proben Opitziſcher Gedichte geſchmückt, iſt der Abſchnitt über Opitz in Naſſer's Vorleſungen ꝛc. Bd. II. S. 10 bis 98. —

§. 10. Opitzens Anweiſung zur Deutſchen Dichtkunſt.

Unter Opitzens proſaiſchen Arbeiten verdient hier noch eine Abhandlung genannt zu werden, die, mit ſeinen Poeſien zuſammenhangend, zugleich als der erſte Verſuch einer Deutſchen Poetik daſteht; nämlich ſeine „Prosodia, oder Buch von der deutſchen Poeterey, in welchem alle ihre Eigenſchaft und Zugehör gründlich erzählet und mit Exempeln ausgeführet wird ꝛc.“ Die erſte, von Opitz ſelbſt beſorgte Ausgabe erſchien, Brieg, 1624. 4. (in zehn Bogen), an allen folgenden Ausgaben aber hatte er keinen Theil. Aufgenommen iſt dieſe Abhandlung nur in die Breslauiſche Sammlung der Opitziſchen Gedichte vom Jahr 1690, und in die nachfolgenden von Bodmer und Triller. Das Ganze zerfällt in 8 Kapitel, in denen unter andern folgende Abſchnitte vorkommen: von der Deutſchen Poeterei (worin Opitz darauf dringt, daß man ſich durch das Studium der Alten bilden müſſe, ehe man als Dichter in ſeiner Mutterſprache auftreten könne); von der Zugehör der Deutſchen Poeſie, und erſtlich von der Invention oder Erfindung und Disposition oder Abtheilung der Dinge, von denen wir ſchreiben wollen (wo von den verſchiedenen Arten der Gedichte, dem Epos, dem Trauerſpiel, der Komödie gehandelt wird); von der Zubereitung und Zier der Worte (über die poetiſche Sprache), und von den Reimen, ihren Wörtern und Arten der Gedichte (von der Proſodie). Obwohl Opitz in der Vorrede ausdrücklich erklärt: er ſei nicht der Mei-

nung, daß man durch gewiſſe Regeln und Geſetze Jemanden zum Poeten machen könne, ſo haben doch viele nachfolgenden Poetiker und Rhetoriker, an denen dieſes Zeitalter reich iſt, die verkehrten Anſichten von dem Weſen der Poeſie und Proſa eher befördert als berichtiget.

Epiſche und lyriſche Dichter.

§. 11. Dieterich von dem Werder, Ueberſetzer Italiäniſcher Epiker.

Unter den vielen Dichtern, welche mit und bald nach Opitz auftraten, iſt Keiner, der ihm an Geiſt, Kenntniß und claſſiſchem Geſchmack überall gleich zu ſtellen wäre. Dennoch iſt dieſer Zeitraum an Männern, die mehr oder weniger in der Schule des Meiſters gebildet, Einfluß auf poetiſche Bildung der Sprache und auf wiſſenſchaftliche Beſtrebung der Deutſchen überhaupt hatten, ſo reich, daß wir keinen von ihnen ganz übergehen dürfen, wenn auch Mancher Verdienſte um die Fortbildung der Literatur minder entſchieden ſein ſollten. Zunächſt nennen wir den einzigen namhaften Epiker dieſer Zeit:

Dieterich von dem Werder, geboren 1584 zu Werdershauſen, geſtorben 1657. Er war ein Deutſcher Ritter, der, durch Studium und Reiſen in Italien und Frankreich gebildet, unter Guſtav Adolph mit Ruhm diente, und ſein Leben wechſelweiſe im Felde, am Hofe, in öffentlichen Geſchäften und ländlicher Ruhe zubrachte. Er iſt kein epiſcher Originaldichter, wohl aber ein glücklicher Ueberſetzer von Taſſo's befreitem Jeruſalem und den erſten dreißig Geſängen von Arioſt's raſendem Roland, beide in gereimten Alexandrinern. Jene erſchien zu Frankfurt a. M. 1626. 4., unter dem Titel: Glücklicher Heerzug in das heilige Land, und in einer neuen verbeſſerten

Ausgabe 1651, 4., unter dem veränderten Titel: Gottfried, oder erlöſetes Jeruſalem; dieſe zu Leipzig 1632 — 1636. 4. Mit Fleiß eiferte er ſeinen großen Urbildern nach, um ihre eigenthümlichen Schönheiten auch im Deutſchen wieder zu geben. Er bemüht ſich ſogar, den Bau der Italiäniſchen Stanze in Bezug auf die Reimverbindungen beizubehalten, und ungeachtet ſeine Verſe oft ſehr rauh klingen, ſo iſt er doch in den Geiſt der Originale eingedrungen, und hat mit Treue und Begeiſterung überſetzt. Daß Opitz ihn ſehr geſchätzt, ſieht man daraus, daß er ihm mehrere ſeiner Werke zugeeignet hat*). Nur Schade, daß ſein Beiſpiel den damals ſchlummernden Sinn für das Epos nicht zu wecken vermochte. Uebrigens gehörte er mit zu den Stiftern der fruchtbringenden Geſellſchaft oder des gekrönten Palmenordens.

Anmerk. *) S. Küttner's Charaktere ꝛc. Band I. S. 129. und Jördens Lexikon Band V. S. 305.

§. 12. Jul. Wilh. Zinkgref, gnomiſcher und lyriſcher Dichter.

Jul. Wilh. Zinkgref, Doctor der Rechte, geboren 1591 zu Heidelberg, geſtorben 1635 zu Worms an der Peſt, war ein Jugendfreund Opitzens. Er war gnomiſcher und lyriſcher Dichter, und hat ſeinen ſchriftſtelleriſchen Ruhm beſonders befördert durch ſeine Deutſche „Apophthegmata, das iſt, der Deutſchen kluge Sprüche ꝛc.“ in zwei Theilen, Strasburg 1626. 8., denen Joh. Leonh. Weidner (Conrector zu Nimwegen), noch einen dritten Theil (Leiden 1644. 8. und Amſterdam bei Ludwig Elzeviren, 1653. 12.) hinzugefügt hat. Dieſe Apophthegmata ſind eine Sammlung witziger Sinnreden, die aus den beſten Schriftſtellern ſeiner Zeit und der früheren Jahrhunderte genommen, für Sittengeſchichte und Sprache ſehr

bemerkenswerth ſind. Es herrſcht darin ein freier Deutſcher Sinn, und eine ſentenziöſe, oft lakoniſche Kürze.

Als lyriſcher Dichter hat er ſich weniger durch proſodiſche Regelmäßigkeit als durch richtigen und gefälligen Ausdruck empfohlen in ſeinem „Soldatenlob," welches eine Nachahmung der Kriegsgeſänge des Tyrtäus iſt, und Frankfurt a. M. 1632. 4. erſchien*). Auch beſitzen wir von ihm manche gelungene Epigramme.

Anmerk. *) S. Küttner's Charaktere ꝛc. Band I. S. 135; Jördens Lexikon Band V. S. 658; Eſchenburg's auserleſene Stücke der beſten Deutſchen Dichter Band III. S. 44. des Vorberichts; und W. Müller's Bibliothek Band VII. worin ſich eine Auswahl aus Zinkgref's Gedichten nebſt einer Einleitung über ſein Leben befindet.

§. 13. Ernſt Chriſt. Homburg, Lyriker u. Epigrammatiker.

Homburg, 1605 zu Mühla bei Eiſenach geboren, und 1681 als Gerichtsactuarius und Rechtsconſulent zu Naumburg geſtorben, gehört zu den beſſern Nachfolgern des Opitz. Er hat ſich beſonders als Lyriker und Epigrammatiker bekannt gemacht durch eine Sammlung von Gedichten, welche den Titel führt: „Schimpf- und ernſthafte Clio von Erasmus Chryſophilus Homburgenſis" (ohne Druckort) 2 Theile. 1638. 8. Ein zweiter Abdruck erſchien zu Jena 1642. 8. Der erſte Theil enthält meiſt Lyriſche Gedichte, der zweite Epigramme. In jenen finden wir viel reinen Naturſinn, in dieſen Witz und glückliche Wendungen. Auch iſt er Verfaſſer einer „Sammlung von geiſtlichen Liedern," (Naumburg 1658, und Jena 1659. 8.) Sie beſteht aus zwei Theilen und enthält 148 Lieder, von denen mehrere in Geſangbücher aufgenommen worden ſind.

Anm.

Anmerk. S. über ihn: Jöcher's allgemeines Gelehrtenlexikon Th. II. S. 1687. Eſchenburg's Vorbericht zum dritten Bande der „Auserleſenen Stücke der beſten Deutſchen Dichter von M. Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten" ꝛc. S. 49 bis 53, wo auch von S. 263 bis 322 mehrere Proben mitgetheilt ſind. Eine Auswahl ſeiner Gedichte ſteht auch im 7ten Band von W. Müller's Bibliothek.

§. 14. Paul Flemming, Hauptlyriker.

Mit Flemming, beginnt eine Reihe gefeierter Lyriker, unter denen beſonders einige als geiſtliche Liederdichter ſich auszeichneten. Geboren 1609 zu Hartenſtein im Voigtlande, ſtudirte er zu Leipzig die Arzneikunſt, nahm Theil an einer Geſandtſchaft, die der Herzog von Holſtein-Gottorp, Friedrich III., 1633 an ſeinen Schwager, den Czaren Michael Feodorowitſch nach Rußland ſchickte, von wo aus er 1635 nach Perſien ging, kehrte 1639 zurück, ward Doctor in Leiden, und ſtarb 31 Jahr alt 1640 zu Hamburg, wo er ſich als Arzt niederlaſſen wollte. — Unter allen Dichtern dieſes Zeitraums tritt er dem Opitz am nächſten, und gilt als der gebildetſte und größte lyriſche Dichter des 17. Jahrhunderts. Daß er jenem nacheiferte, und ihm viel zu verdanken hatte, ſagt er ſelbſt. An Reinigkeit der Sprache und Kraft des Ausdrucks ſteht er ihm nicht nach, dürfte ihn aber an Innigkeit des Gefühls und Stärke der Phantaſie übertreffen. Hätte er länger gelebt, ſo würde er ſeinen Gedichten einen höheren Grad der Vollendung gegeben haben; aber er ſtarb, noch ehe er einmal eine Sammlung derſelben zum Druck befördert hatte. Nach ſeinem Tode gab der Vater ſeiner Braut, der Kaufmann Niehuſen in Reval, 1642 einen Theil derſelben in 8. heraus: „Geiſt- und weltliche Poemata Paul Flemming's;" der Verleger war zu Naumburg, und der Druckort Jena. Dieſer,

durch viele Druckfehler entſtellten Ausgabe folgten in vierzig Jahren noch vier andere, von 1651, 1660, 1666 und 1685. Verdienſtlich war es, daß Zachariä einen richtigen Abdruck der vorzüglichſten Flemmingſchen Gedichte veranſtaltete[1]). Neue Auswahlen, mit Flemming's Leben geben G. Schwab, Stuttgart 1820. 8., und Wilh. Müller im 3ten Bande ſeiner Bibliothek Deutſcher Dichter.

Nach der Ausgabe vom Jahr 1685 iſt der Inhalt dieſer Gedichte folgender: 1) Poetiſche Wälder. Sie ſind in fünf Bücher abgetheilt, von denen das erſte geiſtliche Gedichte, (worunter ſich das Klaggedicht: vom unſchuldigen Leiden Chriſti, durch frommes Gefühl auszeichnet), das zweite Glückwünſchungsgedichte, das dritte Leichengedichte (das merkwürdigſte auf den Tod Guſtav Adolph's), das vierte Hochzeitgedichte, das fünfte Liebes- und Scherzgedichte enthält. 2) Neues Buch der Wälder, auch gemiſchten Inhalts. Das beſte, und zugleich einzige Gedicht von größerm Umfang iſt eine poetiſche Beſchreibung ſeiner Reiſe, unter der Ueberſchrift: „An Hrn. Grahmann, Fürſtl. Holſteiniſchen Geſandten-Leibarzt, geſchrieben in Aſtrachan 1638," in welchem der Verlauf der Reiſe nach Moskau und Perſien erzählt, und manche lebendige Schilderung von den Gefahren der Reiſe gegeben wird. 3) Abſonderliches Buch poetiſcher Wälder, worin mehrere ſehr unbedeutende Gedichte auf Flemming von ſeinen Freunden befindlich ſind. 4) Ueberſchriften, 46 an der Zahl, von denen nur wenige gelungen. 5) Fünf Bücher Oden. Das erſte Buch enthält geiſtliche Lieder, von denen mehrere in Geſangbücher aufgenommen worden ſind, und alle Tiefe und allen Reichthum eines gläubigen Gemüths in ſich bewahren[2]); das zweite enthält Leichengeſänge, ohne Er-

heblichkeit; das dritte Hochzeit-, das vierte Glückwünſchungs- und das fünfte Liebesgedichte, unter denen manche liebliche Dichtung der Vergeſſenheit entriſſen zu werden verdient. 6) Vier Bücher Sonette, von denen das letzte eine Grabſchrift iſt, die er drei Tage vor ſeinem Tode auf ſich ſelbſt verfertigt hat. Sie machen die zahlreichſte Klaſſe der Flemmingſchen Gedichte aus, aber nur wenige in der großen Anzahl haben den Geiſt und die feine Würze der Petrarchiſchen und Bürgerſchen Sonette. Indeſſen ragt er doch in dieſer Gattung, ſo wie in dem leichten Liede, über ſeine Zeitgenoſſen weit hervor [3]).

Anmerk. 1) S. Zachariä's auserleſene Stücke der beſten Deutſchen Dichter, von Martin Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten, mit hiſtoriſchen Nachrichten und kritiſchen Anmerkungen verſehen. Band II. S. 1 bis 324. Dieſen Gedichten iſt zugleich eine Schilderung des poetiſchen Charakters Flemming's beigefügt.

2) Dies iſt beſonders der Fall in dem Liede: In allen meinen Thaten, zu ſeiner Reiſe verfertigt. Da es aber in unſern Geſangbüchern ſehr verſtümmelt abgedruckt iſt, ſo möge es hier nach dem Originaltexte einen Platz finden.

In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchſten rathen,
Der alles kann und hat!
Er muß zu allen Dingen,
Soll's anders wohl gelingen,
Selbſt geben Rath und That.
Nichts iſt es ſpat und frühe,
Um alle meine Mühe
Mein Sorgen iſt umſonſt.
Er mag's mit meinen Sachen
Nach ſeinem Willen machen,
Ich ſtell's in ſeine Gunſt.

Es kann mir nichts geſchehen,
Als was er hat verſehen
Und was mir ſelig iſt;
Ich nehm' es, wie ers giebet,
Was ihm von mir geliebet,
Das hab' ich auch erkieſt.

Ich traue ſeiner Gnaden,
Die mich für allem Schaden,
Für allem Uebel ſchützt.
Leb' ich nach ſeinen Sätzen,
So wird mich nichts verletzen,
Nichts fehlen, was mir nützt.

Er wolle meiner Sünden
Aus Gnaden mich entbinden,
Durchſtreichen meine Schuld.
Er wird auf mein Verbrechen
Nicht ſtracks das Urtheil ſprechen
Und haben noch Geduld.

Ich zieh' in ferne Lande,
Zu nützen einem Stande,
An den er mich beſtellt.
Sein Seegen wird mich laſſen,
Was gut und recht iſt, faſſen,
Zu dienen ſeiner Welt.

Bin ich in wilder Wüſten,
So bin ich doch bei Chriſten,
Und Chriſtus iſt bei mir;
Der Helfer in Gefahren,
Der kann mich doch bewahren,
Wie dorten, ſo auch hier.

Er wird zu dieſen Reiſen
Gewünſchten Fortgang weiſen,
Wohl helfen hin und her;
Geſundheit, Heil und Leben,
Zeit, Wind und Wetter geben
Und alles nach Begehr.

Sein Engel, der getreue,
Macht meine Feinde ſcheue,
Tritt zwiſchen mich und ſie;
Durch ſeinen Zug, den frommen,
Sind wir ſo weit nun kommen,
Und wiſſen faſt nicht wie?
Leg' ich mich ſpäte nieder,
Erwach' ich frühe wieder,
Lieg' oder zieh' ich fort,
In Schwachheit und in Banden,
Und was mir ſtößt zu Handen,
So tröſtet mich ſein Wort.
Hat er es denn beſchloſſen,
So will ich unverdroſſen
An mein Verhängniß gehn;
Kein Unfall unter allen
Wird mir zu harte fallen,
Ich will ihn überſtehn!
Ihm hab' ich mich ergeben,
Zu ſterben und zu leben,
So bald er mir gebeut:
Es ſei heut oder morgen,
Dafür laß ich ihn ſorgen,
Er weiß die rechte Zeit.
Gefällt es ſeiner Güte
Und ſagt mir mein Gemüthe
Nicht was vergeblichs zu,
So werd' ich Gott noch preiſen
Mit manchen ſchönen Weiſen
Daheim in meiner Ruh.
Indeß wird er den meinen
Mit Seegen auch erſcheinen,
Ihr Schutz, wie meiner, ſein;
Wird beiderſeits gewähren,
Was unſer Wunſch und Zähren
Ihn bitten überein.

So ſei nun, Seele, deine,
Und traue dem alleine,
Der dich geſchaffen hat!
Es gehe, wie es gehe,
Dein Vater aus der Höhe
Weiß allen Sachen Rath.

3) S. Jördens Lexikon ꝛc. Band I. S. 544 bis 551. Vergl. Naſſer's Vorleſungen ꝛc. Band II. S. 107 u. f., wo auch mehrere Flemmingſche Gedichte mitgetheilt ſind, und Horn's Geſchichte ꝛc. S. 111 bis 117, wo Flemming's Dichtertalent noch über Opitz geſtellt wird.

§. 15. Simon Dach. — Paul Gerhard. Lyriker und beſonders ausgezeichnete Kirchenliederdichter.

Zwei fruchtbare lyriſche, beſonders um den Kirchengeſang hochverdiente Dichter.

Dach wurde geboren 1605 zu Memel, und ſtarb 1659 als Profeſſor der Poeſie zu Königsberg in Preußen. Dieſer frohe Deutſche Mann gehört zu den würdigſten Nacheiferern Opitz'ens, indem er ſich auszeichnet durch Gefühl und Wohllaut der Sprache, wenn er gleich von dem unnatürlichen Geſchmack ſeiner Zeit ſich nicht ganz frei machen konnte. Seine geiſtlichen Geſänge, von denen mehrere in veränderter Geſtalt noch jetzt in den Kirchen geſungen werden, athmen tiefes Gefühl, frommen Sinn und reine Gottesliebe. Am bekannteſten ſind die beiden Kirchenlieder: Ich bin ja, Herr, in deiner Macht ꝛc., welches er bei dem Tode ſeines dichteriſchen Freundes Robert Roberthin, (geſtorben 1648 zu Königsberg in Preußen als Brandenburg. Rath) verfertigte, und: O wie ſelig ſeyd ihr doch, ihr Frommen ꝛc.[1]). Aber auch ſeine ſcherzhaften und fröhlichen Lieder zeigen ſelbſt in ihrem altväteriſchen Tone einen Hang zur Freude, der zur Theilnahme auffodert. Beſonders gefühlvoll iſt er,

wenn er die mit Widerwärtigkeiten kämpfende und ſiegende Liebe ſchildert, wie in ſeinem trefflichen Gedichte Aennchen von Tharau, in welchem ſich ſein Gemüth mit ganzer Kraft und Lauterkeit offenbart. Für den Mangel hoher Begeiſterung und ſtarker Gedanken entſchädigt ſeine gefühlvolle, einfache und reine Sprache, wie der Wohlklang ſeines Versbaues. — Erſt nach ſeinem Tode erſchien eine Sammlung ſeiner Gedichte, veranſtaltet von ſeinen Erben, unter dem Titel: „Churbrandenburgiſche Roſe, Adler, Löw und Scepter, von Simon Dachen poetiſch beſungen. Königsberg" (ohne Druckjahr, 1681?) 4. Dieſer, aus Einem Bande beſtehenden, jetzt ſehr ſeltenen, aber auch unvollſtändigen Ausgabe, iſt noch das Schauſpiel Sorbuiſa beigefügt, das zur Feier des akademiſchen Jubelfeſtes zu Königsberg aufgeführt und 1644 gedruckt wurde, aber zu ſeinem Ruhme nichts beiträgt. Nicht viel vollſtändiger iſt: S. D.'s poet. Werke. Königsberg 1696. 4. — Eine Auswahl von Dach's Gedichten geben, nach des Organiſten H. Albert (geſtorben 1668) gedruckter Sammlung, W. Müller in ſeiner Bibliothek Band 5. und A. Gebauer, Tübingen, 1828. 8. — Eine ziemlich vollſtändige Sammlung der einzelnen Dach'ſchen Gedichte befindet ſich auf der Rhediger'ſchen Bibliothek zu Breslau und beſteht aus 6 Bänden*).

Gerhard, geboren 1606 oder 1607 (?) zu Gräfenhainichen in Sachſen, geſtorben den 7ten Juni 1676 als Prediger zu Lübben in der Niederlauſitz, behauptet unter den geiſtlichen Liederdichtern den erſten Rang. Er war im Jahr 1657 als Diakonus an die Nikolaikirche in Berlin berufen worden; da er aber mit andern Predigern ſich weigerte, über die Befolgung einiger Edicte, welche der Kurfürſt Friedrich Wilhelm zur Steuerung des öffentlichen Streites zwiſchen den reformirten und lutheri-

ſchen Predigern erlaſſen hatte, einen Revers auszuſtellen, ſo mußte er 1665 ſeinem Amte entſagen [3]). Auf Verwenden der Gemeine und des Magiſtrats ſollte unſerm Gerhard zwar jener Revers erlaſſen werden; allein ſeine Gewiſſenszweifel erlaubten ihm nicht wieder zu predigen. So lebte er nun in Berlin von den Unterſtützungen ſeiner ehemaligen Zuhörer, und von einem Jahrgelde, welches er nach Ablehnung eines Rufs nach Merſeburg, von dem Herzoge Chriſtian von Sachſen-Merſeburg anzunehmen genöthigt wurde, bis er 1668 von dem Magiſtrat zu Lübben als Archidiakonus der dortigen Hauptkirche berufen ward, welche Stelle er um die Mitte 1669 antrat und bis zu ſeinem Tode verwaltete. [4])

„Gerhard, ſagt E. G. Roth [5]), erſcheint uns als ein Mann von echter Religiöſität, tiefem, innigem Gefühle, der höchſten, von Vielen ihm als Eigenſinn und Uebertreibung ausgelegten Gewiſſenhaftigkeit und Beharrlichkeit in ſeinen Ueberzeugungen, nicht frei von Befangenheit in ſeinen theologiſchen Anſichten, umſtändlich und ängſtlich im bürgerlichen Geſchäftsleben, aber duldſam, demüthig, dankbar für das geringſte ihm erwieſene Gute, dienſtfertig gegen Alle, vornehmlich mit der zärtlichſten Liebe und Aufopferung den Seinigen ſich hingebend."

Gerhard iſt, als Dichter betrachtet, ein zweiter Luther. Seine Lieder ſind Ausbrüche eines frommen empfindſamen Herzens, das von den heiligen Gefühlen der Andacht bis zur Begeiſterung gerührt und erſchüttert ward, und in ſolchem Drange der Empfindung in Geſang überfloß. Einige Härten und Rauhigkeiten, und ein gewiſſer beſchwerlicher Ueberfluß an Worten gehört mehr ſeinem Zeitalter als ihm. Wir beſitzen von ihm noch 120 Lieder; indeſſen ſind ſie nicht alle von gleichem Werth. Zu den beſſern, die durch edle Einfalt und herzliche Sprache ſich

empfehlen, gehören beſonders: „Iſt Gott für mich, ſo trete gleich alles wider mich ꝛc.;" „Befiehl du deine Wege, und was dein Herze kränkt ꝛc.;" — „O Welt, ſieh hier dein Leben am Stamm des Kreuzes ſchweben;" — „Sollt ich meinem Gott nicht ſingen;" — Schwing dich auf zu deinem Gott, du betrübte Seele!" — Warum ſollt' ich mich denn grämen;" — „Ich ſinge dir mit Herz und Mund;" — „Wach auf mein Herz und ſinge;" — „Wie ſoll ich dich empfangen." — Nicht zu vergleichen ſind mit ihnen: „Ich ſteh' an deiner Krippen hier, o Jeſulein, mein Leben;" — „Vergönnne mir, o Jeſulein, daß ich dein Mündlein küſſe" und mehrere andere, die voll von tändelnden und myſtiſchen Ausdrücken ſind, aber darum unſerm Gerhard ſeinen Werth als Liederdichter nicht rauben dürfen*).

Wir haben viele Ausgaben der Gerhardſchen Lieder. Die erſte erſchien zu Berlin 1666 und 67, in Folio, unter dem Titel: „Haus- und Kirchenlieder," mit Melodieen von J. G. Ebeling; die folgenden: Frankfurt a. d. O. 1667; Stettin, 1669; Berlin, 1676; von Conr. Feuerlein, Nürnberg, 1681; 2te Aufl. 1683; Eisleben 1700, und endlich die beſte Ausgabe unter dem Titel: „Pauli Gerhardi Geiſtreiche Haus- und Kirchenlieder. Nach des ſel. Autoris eigenhändigen revidirten Exemplare mit Fleiß überſehen, auch ſammt einem kurzen, doch nöthigen Vorberichte ausgefertigt von Joh. Heinrich Feuſtking Dr., damals Hochfürſtlichem Konſiſtorialrath, Hofpredigern, Beichtvater und Superintendenten des Fürſtenthums Anhalt-Zerbſt. Zerbſt, 1707. 12. N. A. Wittenberg 1717 und 1723; ferner von J. Ph. Treuner. Augsburg 1708; Auswahl (von Friedr. Tiedemann) Bremen 1817. N. A. 1827; Wittenberg 1821, 2te Aufl. Berlin 1827 (nach Feuſtkings Ausgabe), Auswahl in W. Müller's Bibliothek Bd. 7. Sehr viele dieſer Lieder — aber leider oft unglücklich mo-

bernisirt — ſind in verſchiedene Geſangbücher aufgenommen worden.[7])

Anmerk. 1) Wezel's Hymnopoeographia oder hiſtoriſche Lebensbeſchreibung der berühmteſten Liederdichter, Th. I. S. 160 — 65.

2) S. Gottſched's neuen Bücherſaal, Band IV. S. 9. und 10.

3) Die Kurfürſtl. Erklärung über Gerhard's Dienſtentſetzung iſt vom 4ten Mai 1665, und ſteht wörtlich in König's Verſuch einer hiſtoriſchen Schilderung der Hauptveränderungen ꝛc. der Reſidenzſtadt Berlin, 2ter Theil. S. 114. ff. Bemerkenswerth iſt, daß auch die Gemahlin des großen Kurfürſten, Luiſe Henriette (geboren 1627, geſtorben 1667) mehrere geiſtliche Lieder gedichtet hat, unter denen das ſehr bekannte: „Jeſus meine Zuverſicht.“

4) Hiernach berichtiget ſich die ſonſt rührende Erzählung, daß er mit ſeiner Familie aus Berlin gewandert, um ſich auf gut Glück nach Sachſen zu begeben, und daß ihm unterwegs in einem Gaſthofe Abgeordnete des Herzogs Chriſtian von Sachſen-Merſeburg ein Schreiben deſſelben überreicht, worin dieſer ihm bis zu ſeiner anderweitigen Verſorgung ein anſehnliches Jahrgeld geſichert habe.

5) S. Paul Gerhard, nach ſeinem Leben und Wirken, aus zum Theil ungedruckten Nachrichten dargeſtellt von E. G. Roth. Leipzig, 1829. 8.

6) Den meiſten Anſtoß haben die beiden Lieder erregt: „Herr, ich will ja gerne bleiben wie ich bin dein armer Hund“ ꝛc. und „Nun ruhen alle Wälder“ ꝛc — Was aber erſteres betrifft, ſo iſt es nicht Gerhard's eigene Dichtung, ſondern nur Ueberſetzung einer Lateiniſchen Elegie, die in des Nathan Chyträus Viatico itineris extremi (1602) S. 175. u. f. mit der Ueberſchrift ſteht: Mulieris Syrophoenissae precatio, Marc. 7. und die ſo anfängt:

Sum canis indignus, fateor; quid enim mea celem

Crimina, sunt oculis quae manifesta tuis?
Quin etiam cane deterior etc. etc.

Was das zweite Lied betrifft, das man für thörichtes Zeug hielt, weil Friedrich II. es unter die tollen Dinge gerechnet hatte, ſo würde man vielleicht milder darüber urtheilen, wenn man bedächte, daß Vieles in dieſem verſchrienen Liede nichts als Nachbildung jener trefflichen Stelle des Virgil iſt:

Nox erat, et placidum carpebant fessa soporem
Corpora per terras, silvaeque et saeva quierant
Aequora — etc. Aen. IV. 521 — 528.

S. Jördens Lexikon ꝛc. Bd. II. S. 95 — 101.

7) Ueber Gerhard's Leben und Liederpoeſie ſ., außer der ſchon Anm. 5. genannten Schrift v. E. G. Roth, auch Wetzel's Hiſtoriſche Lebensbeſchreibung ꝛc. Th. I. S. 311 — 22.

§. 16. Fortſetzung: Johann Riſt. — Georg Neumark ꝛc.

Zeitgenoſſen der vorgenannten und auf gleiche Art in der Literaturgeſchichte als geiſtliche Liederdichter bekannt, ſind Riſt und Neumark.

Riſt, geboren zu Pinneberg 1607, und geſtorben 1667 als Prediger zu Wedel an der Elbe und Herzoglich Meklenburgiſcher Kirchenrath, hat eine große Menge geiſtlicher Lieder gedichtet, die durch Aufnahme in mehrere Geſangbücher bekannt genug geworden ſind, aber nur einen geringen poetiſchen Werth haben. Sein Verdienſt beſteht in einem frommen, guten Willen und in einer glücklichen Gabe, leicht zu reimen; aber die Alltäglichkeit der Gedanken und die vielen matten Seufzer und Ausrufungen laſſen das Herz kalt und leer.

Die Sammlungen ſeiner Kirchenlieder ſind unter mancherlei Titeln erſchienen, als: „Himmliſche Lieder,“ — „Sabbathiſche Seelenluſt,“ — „Muſikaliſche Kreuz-, Troſt-, Lob- und Dankſchule,“ — „Muſikaliſches Seelenparadies“ ꝛc. Zu den Liedern, die in den öffentlichen Kirchengeſang

aufgenommen wurden, gehören unter andern: „Ermuntre dich, mein ſchwacher Geiſt;“ — „Hilf, Herr Jeſu, laß gelingen;“ — „Jeſu, du meine Seele haſt durch deinen bittern Tod;“ — „O Ewigkeit, du Donnerwort;“ — „O Traurigkeit, o Herzeleid.“ — Uebrigens beſitzen wir von ihm auch einige Schauſpiele: „Das Friedewünſchende Deutſchland“ und das „Friedejauchzende Deutſchland,“ die mehr von patriotiſchem Gefühl als von poetiſchem Sinn zeugen. Mehr leiſtete

Neumark, der 1621 zu Mühlhauſen in Thüringen geboren wurde, und 1681 als Bibliothekar zu Weimar ſtarb. Unter mehreren Schriften, die er herausgab, verdient beſonders ſein „Poetiſches muſikaliſches Luſtwäldlein“ (Hamburg 1652. 12.) genannt zu werden, da hierin mehrere geiſtliche Geſänge von ihm abgedruckt ſind, unter denen das herrliche Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ dem Werth nach das erſte iſt, und ihm den größten Beifall erworben hat. Dies und mehrere andere, als: „Ich danke dir, mein Gott, von Herzen, daß du mich die vergangene Nacht;“ — „Es lebt kein Menſch auf Erden, der nicht muß endlich werden des grimmen Todes Raub“ ſind verändert in verſchiedene neue Geſangbücher aufgenommen worden.

Noch manche geiſtliche Liederdichter würden hier angeführt werden müſſen, wenn es darauf ankäme, die ganze Fruchtbarkeit dieſer Zeit zu erſchöpfen. Indeſſen nennen wir noch:

Joachim Neander oder Neumann, einen reformirten Prediger in Bremen, der 1680 ſtarb, und mehrere treffliche Lieder dichtete, unter denen beſonders bekannt ſind: „Lobe den Herrn, den mächtigen ꝛc.,“ und „Wie fleucht dahin ꝛc.“

Johann Clajus, von dem aber noch unter den Dramatikern dieſer Zeit die Rede ſein wird.

M. Rinkhart, Pfarrer in Eulenburg, geſtorben 1649, dichtete: „Nun danket Alle Gott ꝛc.“ und

J. G. Albinus, geſtorben 1679: „Alle Menſchen müſſen ſterben.“ Gewiß iſt, daß keine nachfolgende Zeit für das Kirchenlied ſo fruchtbar geweſen, als das ſiebzehnte Jahrhundert.

Anm. S. über die beiden erſten Liederdichter die vorhergenannten Schriftſteller, beſonders Jördens Lexikon Bd. IV. S. 366 — 372 und S. 27 — 32; auch L. v. Baczko's Preußiſches Tempe, 1781 April, S. 246. Mehrere Lieder von Riſt ſind in W. Müller's Bibliothek, Bd. 8. und von Neumark Bd. 7. abgedruckt.

§. 17. Andreas Tſcherning. Lyriker.

Tſcherning iſt geboren 1611 zu Bunzlau in Schleſien, und zu Roſtock als Profeſſor der Dichtkunſt 1659 geſtorben. Er hat ſich durch zwei Sammlungen ſeiner Gedichte bekannt gemacht, unter dem Titel: „Deutſcher Gedichte Frühling“ (Breslau, 1642. 8. und neu aufgelegt 1649) und: „Vortrab des Sommers Deutſcher Gedichte.“ (Roſtock, 1655. 8.) In der erſten Sammlung erſcheint er als ein würdiger Schüler Opitzens, in der letzten aber, die ſeine reiferen Arbeiten enthalten ſollte, herrſcht viel Steifheit und Kälte. Sehr glücklich iſt er in einzelnen dichteriſchen Schilderungen der Natur und des Menſchen. An Reinigkeit und Würde im Ausdruck fehlt es ihm nie, wohl aber an dauernder Begeiſterung und Gedankenfülle. Einige ſeiner Gedichte ſind in dem leichten Ton der poetiſchen Epiſteln geſchrieben. Die meiſten wurden durch beſtimmte Gelegenheiten veranlaßt, und ſogleich nach ihrer Verfertigung abgedruckt,

doch enthalten beide Sammlungen auch Lieder, Lehrgedichte, Sonette und Sinngedichte. Wie ſehr er dabei Opitz vor Augen gehabt, ergibt ſich aus den vielen Bildern, Wendungen und Ausdrücken, die er von ſeinem Vorgänger entlehnt hat; doch zeugen dieſe Gedichte auch von ſeinem eigenen Reichthum und der Mannichfaltigkeit ſeiner gelehrten Kenntniſſe. Eins der ſchönſten iſt ſeine „Klage der Rahel über den Kindermord des Herodes"*). Uebrigens hat er auch auf theoretiſchem Wege durch ſein „Unvorgreifliſches Bedenken über etliche Mißbräuche in der deutſchen Schreib- und Sprachkunſt." Lübeck, 1659. 12., für die Sprache zu wirken geſucht.

Anmerk. *) Eſchenburg, der im dritten Bande der: „Auserleſene Stücke der beſten Deutſchen Dichter" eine Auswahl der vorzüglichſten Poeſien Tſcherning's *mitgetheilt* hat, gibt unſerm Dichter den dritten Platz nach *Opitz*. — Ramler veranſtaltete eine Auswahl ſeiner *Sinngedichte* unter dem Titel; „Wernike's Ueberschriften, nebst Opizzens, Tscherning's etc. epigrammatischen Gedichten." (Leipzig, 1780.) Auch in W. Müller's Biblioth. Bd. 7. findet ſich eine Auswahl der Tſcherningſchen Poeſien nebſt dem Leben des Dichters.

§. 18. Andreas Scultetus, Lyriker.

Scultetus, zu Bunzlau in Schleſien geboren, (wann?) ſtarb, nachdem er das Eliſabethanum zu Breslau beſucht, in der erſten Zeit ſeines akademiſchen Lebens, etwa um das J. 1642. Von ſeinen Lebensumſtänden wiſſen wir wenig, und auch ſeine Gedichte würden vergeſſen ſein, wenn nicht Leſſing auf eine ehrenvolle Art ſein Andenken erneuert hätte. Dieſer gab ſie unter dem Titel heraus: „Gedichte von Andreas Scultetus, aufgefunden von Gottthold Ephraim Leſſing." Braunſchweig 1771. 8. Leſſing hat ſie mit Anmerkungen und einigen

biographiſchen Bemerkungen begleitet. In ſeinem Urtheil über ihn nennt er ihn den würdigſten Zögling der Opitziſchen Muſe, deſſen Sprache reich, ſtark und mahleriſch iſt, und dem Flemming, Tſcherning und alle Uebrige, die Opitz nacheiferten, darin nicht gleich kommen. Der bedeutendſte ſeiner Fehler, meint er, ſei das Beſtreben, überall Gelehrſamkeit zu zeigen. — Das wichtigſte und vollendetſte ſeiner Gedichte iſt: Die Oeſterliche Triumphpoſaune (Breslau, 1642. 4.), ein Triumphgeſang auf die Auferſtehung Jeſu; es herrſcht darin der Ton des Opitz, und der Ausdruck iſt richtig, edel und neu. Ein zweites Gedicht: Blutſchwitzender und todesringender Jeſus kann nur für die Geſchichte der poetiſchen Bildung unſers jungen Dichters Intereſſe haben. In der Folge erſchien noch eine doppelte Nachleſe zu Leſſing's Sammlung, nämlich von J. G. Jachmann (Breslau, 1774.) und von Hieron. Scholtz (Breslau, 1783.), die beide theils Deutſche, theils Lateiniſche Gedichte enthalten. Eine Auswahl aus Andr. Scultetus Deutſchen Gedichten befindet ſich in W. Müller's Bibliothek ꝛc. Bd. IX.

§. 19. Johann Scheffler, Lyriker.

Minder bekannt iſt Joh. Scheffler, der 1624 zu Glatz geboren, als Leibarzt bei dem Herzog von Würtemberg-Oels zur Katholiſchen Kirche übertrat, und 1677 als Prieſter geſtorben iſt. Ein zartſinniger, aber myſtiſcher und überſpannter Kopf, der ſchon in der Jugend die Schriften des Jak. Böhme, Val. Weigel, Schwenkfeld und anderer Schwärmer geleſen, und im reiferen Alter ſich in mancherlei theologiſche Streitigkeiten verwickelt hatte. Er nannte ſich in mehreren Schriften Johann Angelus Sileſius (nach einem Spaniſchen Ordens-

bruder des 16ten Jahrh.), und unter dieſem Namen iſt er von einigen neueren Literatoren, namentlich von Haid, Franz Horn und Varnhagen von Enſe aus dem Dunkel der Vergeſſenheit wieder hervorgezogen. Er ſchrieb zuerſt den „Cherubiniſchen Wandersmann,“ Wien, 1657. 12.; 2te Aufl. 1674. Neuer Abdruck, beſorgt von Gottfr. Arnold, Frkf. a. M. 1701. 12; N. Abdruck der erſten Ausg. mit Arnold's Varianten. Sulzbach, 1829. 12. Dieſes, zu ſeiner Zeit viel geleſene Erbauungsbuch enthält eine Sammlung von geiſtlichen Sprüchen, unter denen ſich mehrere durch Gedankenreichthum und Kürze empfehlen, die meiſten aber den Myſtizismus ihres Verfaſſers bekunden. Das Beſte davon haben uns die oben genannten Literatoren in einer kleinen Auswahl gegeben, und zwar Haid zu München im J. 1815, Horn zu Berlin 1818, ein Ungenannter (Varnhagen) zu Berlin 1820. — Dann erſchien ſeine „köſtliche evangeliſche Perle,“ die aber kein Gedicht iſt, ſondern ein aus dem Lateiniſchen überſetztes geiſtliches Buch in Proſa, ſeine „betrübte Pſyche“ und ſeine „geiſtlichen Hirtenlieder“, Breslau, 1657, 68 und 97. 8., wovon auch eine Ausgabe zu Berlin 1702. 12. gedruckt iſt. Alle dieſe Schriften hat er vor ſeinem Abfall von der Lutheriſchen Kirche, der 1653 erfolgte (und den er in einer kleinen Schrift, Olmütz, 1653. 4. zu rechtfertigen ſuchte), geſchrieben, obwohl erſt ſpäterhin drucken laſſen, daher ſich auch in den meiſten ſeiner Lieder keine Spuren des Papſtthums finden, und viele in Evangeliſche Geſangbücher aufgenommen worden ſind. Eine Auswahl aus Scheffler's Liedern und Sprüchen findet ſich in W. Müllers Bibliothek ꝛc., Bd. IX.

Mit Scheffler ſchließen wir die Reihe der Liederdichter dieſes Zeitraums.

§. 20.

§. 20. Friedrich v. Logau. (Epigrammatiſcher Dichter.)

Friedrich v. Logau iſt 1604 in Schleſien geboren, und 1655 zu Liegnitz geſtorben. Von ſeinen Eltern und dem Ort ſeiner Geburt findet man nirgend etwas aufgezeichnet; nur das weiß man, daß er in Dienſten des Herzogs Ludwig von Liegnitz und Brieg geweſen. Als Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft hieß er der Verkleinernde. Wir beſitzen von ihm eine Sammlung von mehr als viertehalbtauſend Sinngedichten, die ihm den Ruf eines ausgezeichneten Epigrammatikers erworben haben. Anfangs gab er nur eine Sammlung von zweihundert unter verſtecktem Namen heraus: „Erſtes (und andres) Hundert Deutſcher Reimenſprüche Salomons von Golaw. Breslau, 1638. 12.“ Darauf folgte eine ſtärkere, wahrſcheinlich um's Jahr 1654, betitelt: „Salomons von Golaw Deutſcher Sinngedichte drei Tauſend. Breslau, 8.,“ die noch eine Zugabe von 553 Epigrammen enthält. Jedes Tauſend iſt wieder in ſeine Hundert abgetheilt.

Logau trat in die Fußtapfen ſeines Landsmannes Opitz, und man findet in ihm deſſen Stärke und körnichten Ausdruck wieder. Wer indeſſen ein ganzes Buch Epigramme ſchreibt, muß auch viel Mittelmäßiges und Schlechtes liefern. Das iſt hier der Fall, ſo daß man alle Beiſpiele des Fehlerhaften aus Logau entlehnen könnte. Stumpfer Witz, platte Einfälle, matte Gedanken, ſchmuzige Bilder und Wortſpiele, verſetzte Namen und Aehnliches trifft man bei ihm in Menge. Auch muß man nicht Alles für wirkliche Sinngedichte halten. Es ſind oft nur Sentenzen und moraliſche Gedanken, oder Bilder ohne eigentliche epigrammatiſche Wendung. Aber viele ſeiner Epigramme haben auch tiefe, originelle und glückliche Einfälle, ſchlagenden Witz, Leichtigkeit des Aus-

drucks, und ſind eben ſo ſchön geſagt, als gedacht, ſo daß man ihrem Verfaſſer Talent und Sprachkenntniß nicht abſprechen kann. Die Menge des Schlechten war indeſſen Urſach, daß Logau's Gedichte bald ganz in Vergeſſenheit geriethen. Zwar gab ein Ungenannter „S. v. G. auferweckte Gedichte" (Frankfurt und Leipzig, 1702.) heraus, allein er beſchnitt und veränderte zu viel, und ging überhaupt dabei ſo ungeſchickt zu Werke, daß er zur Aufervweckung des Dichters nichts beigetragen hat. Logau's Name blieb alſo unbekannt, bis Ramler und Leſſing, die ihn unſern Martial, Catull und Dionyſius Cato in Einer Perſon nennen, ſich des Vergeſſenen annahmen. Sie veranſtalteten mit aller Sauberkeit des Drucks eine Ausgabe, unter dem Titel: „Friedrich v. Logau's Sinngedichte, zwölf Bücher; mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters, herausgegeben von K. W. *Ramler* und G. E. Leſſing. Leipzig, 1759. 8.," in *welcher* ſie das entſchieden Schlechte der Logauſchen Sinngedichte wegließen, ſo daß ungefähr nur ein Drittheil geblieben iſt. Einen beſondern Werth erhält ſie durch das beigefügte Leben Logau's und das angehängte Wörterbuch oder kritiſche Gloſſarium über die der Opitziſchen Schule eigenen Ausdrücke [1]). Nach Leſſing's Tode gab Ramler Logau's Gedichte, auf's Neue bearbeitet und vermehrt, noch einmal heraus (Leipzig, 1791. 8.) Statt des Wörterbuchs findet man hier Anmerkungen unter dem Text. Die Anzahl der ſämmtlichen Gedichte dieſer neuen Ausgabe beläuft ſich auf 1631, unter der freilich noch manches ſehr Mittelmäßige iſt, ſo wie es auch bei Manchem zweifelhaft ſeyn dürfte, ob die Veränderung allemal eine Verbeſſerung ſei [2]). Eine Auswahl von Logau's Epigrammen findet ſich in W. Müller's Bibliothek ꝛc. Bd. VI.

Anmerk. 1) Vergl. Briefe die neueſte Litteratur betreffend, Th. II. Br. 36. S. 260 bis 270.

2) Eine Vergleichung der Ausgabe von 1654 und dieſer beiden neuen findet man in der N. Bibl. der ſchönen Wiſſenſch. Bd. XLVII. St. 2. S. 270 bis 72. Naſſer hat in ſeinen Vorleſungen, Bd. II. S. 153 bis 162, mehrere Epigramme Logau's aus der ältern Ausgabe von 1654 mitgetheilt, unter denen folgende den Sinngedichten des Martial und Catull zur Seite geſtellt werden dürften:

1. Die ſchamhaftige Zeit.

Sie ſei ſonſt, wie ſie ſei, die Zeit,
So liebt ſie doch Verſchämlichkeit.
Sie kann die Wahrheit nackt nicht leiden,
Drum iſt ſie emſig, ſie zu kleiden.

2. Weinfreundſchaft.

Die Freundſchaft, die der Wein gemacht,
Wirkt wie der Wein nur eine Nacht.

3. Auf den Quadratus.

Quadratus iſt der Welt viel nütz, er giebt viel Schatten,
Wär übel, wann er ſtürb', im Sommer zu entrathen.

4. Der Mai.

Dieſer Monat iſt ein Kuß, den der Himmel gibt der Erde,
Daß ſie jetzund ſeine Braut, künftig eine Mutter werde.

5. Aerzte und Kranke.

Kranke führen über Aerzte leichtlich nicht Beſchwerden,
Jene können dieſen ſtopfen fein das Maul mit Erden.

6. Juriſten.

Gott ehr' mir die Juriſten! Wann die an einem Fehler,
Iſt's nicht um Seel und Leben, es iſt nur um das Zähler.

7. Vom Largus.

Largus wünſchet ſeinem Feinde, daß er ein Ducaten ſei
In den Händen eines Filzes, denn da würd' er nimmer frei.

§. 21. Johann Wilhelm Laurenberg und Joachim Rachel. (Satiriſch-didaktiſche Dichter.)

Was Opitz im Hochdeutſchen für das Didaktiſche gethan, das that im Niederdeutſchen Laurenberg für das Satiriſche.

Hans Wilmſen (Wilhelms Sohn) Laurenberg, geb. 1591 zu Roſtock, Profeſſor der Dichtkunſt und Ma-

thematik zuerſt in ſeiner Vaterſtadt, dann Prof. der Mathematik an der Ritterakademie in Soroe, geſt. 1658, erſcheint uns als Schöpfer der ſcherzhaften Satire in Bezug auf ſeinen Dialekt. Wir beſitzen von ihm eine Sammlung plattdeutſcher ſatiriſcher Gedichte, die zum erſtenmal zu Kopenhagen 1648. 8. unter dem Titel: „Veer Scherzgedichte" erſchien, und dann 1654. 8. und wiederholt Caſſel 1750. 8. betitelt: „De veer olde beröhmede Schertzgedichte: Als erſtlick: Van der Minſchen itzigen verdorvenen Wandel unde Maneeren; 2) van almodiſcher Klederdracht; 3) van vermengder Sprake unde Titeln; 4) van Poeſie unde Rymgedichten. Met eenem Anhang van etlicken in düſſen Tyden nyen ingeſchlekenen Misbrüken. Gedrücket in düſſen itzigen Jahr." (Acht Bogen). Ein Exemplar dieſer Ausgabe iſt auf der Königl. Bibliothek zu Berlin. Auf dem Titel der Caſſeler Ausgabe findet ſich der Zuſatz: „In Nedderdütſch gerymet dörch Hans Willmſen L. Roſt." (d. i. Roſtochienſis). Eine Hochdeutſche Ueberſetzung kam (1654?) 8. zu Hamburg heraus, unter dem Titel: „Vier Scherzgedichte zu luſtiger Zeitvertreibung gehochdeutſchet von der Dichtkunſt Liebhaberer" (C. Chriſt. Dedekind), wovon ebenfalls ein Exemplar auf der Königl. Bibliothek zu Berlin befindlich iſt.

Dieſe Scherzgedichte gehören zu den launigſten und heiterſten Volksſchriften aller frühern Jahrhunderte. Der leichten und muntern Darſtellungsgabe des witzreichen Dichters kommt auch die von ihm gewählte plattdeutſche Sprache zu Hilfe, die durch ihre eigenthümlichen Ausdrücke und Wendungen dem Ganzen eine, in jedem andern Idiom unerreichbare Naivetät gibt. Um ſo mehr iſt zu bedauern, daß ſolche bei dem Verfaſſer manchmal in eine gewiſſe Derbheit übergeht.

In der erſten Satire: Van der Minſchen

Wandel geht der Dichter die verſchiedenen Stände durch und ſchildert die allgemein herrſchenden Thorheiten und verderbten Sitten derſelben mit muthwilliger Laune. Die zweite macht die damals modiſchen, unpaſſenden Kleidertrachten lächerlich; die dritte eifert gegen die Titelſucht und die damals auf's Höchſte getriebene Sprachmengerei der Deutſchen, (worauf wir ſpäterhin noch einmal zurückkommen) und enthält überaus drollige und komiſche Schilderungen. So führt der Dichter z. B. einen jungen Gecken auf, der bei einem kurzen Aufenthalt in Paris ſeine Mutterſprache ſo vergeſſen hatte, daß er unaufhörlich Franzöſiſche Brocken in ſeine Rede miſchte. Da er nun einmal in dieſer kauderwelſchen Sprache dem Koch Anweiſung zu einem Frühſtück gibt, und dieſer ihm ein ungenießbares Gemiſch bringt, ſo entſchuldigt er ſich bei ſeinem Herrn damit, daß er es ganz nach ſeiner Anweiſung gemacht habe, indem er ſagt:

Gy ſeden my, yck ſchuld yuw eine Suppe kaken
Even up ſülk Maneer als gy hadden geſpraken.
Ydt was io althomal verplümpert, wat gy ſpreken,
Ydt was thoſamenſchrapt uth Dütſchland, Frankryk, Greken.
So ys de Suppe ock, ſe ys uth velen Stücken;
Ein jede vör ſick ſülfſt hed ſick wol können ſchicken,
Men nu ſe is vermengt, nu ys ſe nicht vel werth,
Schmeckt nicht na Fiſch noch Fleſch, hefft weder Kop noch Stert.

In der vierten Satire endlich tritt ein armer Poet auf, der die Geſchichte ſeiner Wanderungen erzählt. In Gefahr zu verhungern, ſucht er ſich Beſchützer ſeiner Muſe. Einſt kommt er in eine groſe Stadt „up ſynem Apoſtel-Peerde gereten.“ Hier erregt ein prächtig gebautes Haus ſeine Aufmerkſamkeit, und, in der Meinung, es

wohne dort ein vornehmer Mann, oder ein angeſehener Gelehrter, geht er hinein. Es war aber ein reicher Kornhändler, der von den Muſen eben nichts wußte, und nur nach vielen Schwierigkeiten wird unſer Poet eingelaſſen. Da entſpinnt ſich denn zwiſchen Dichter und Kornhändler folgendes Geſpräch:

Jck brachte ydt endlyk ſo fern,
Dat yck ward ingelaten tho dem Hern
Jn ene Stuve, dar was ydt althomahl
So prächtig, als in eines Förſten Sael.
Jck dede eine grote Reverenze maken.
He ſatt ſo ſtyff als ein Hoppenſtaken. —
Wer ſynd gy, ſede he, gevet yuw kund!
Will gy Garſten edder Roggen etlike Pund?
De köne gy bekamen hüte oder morgen,
Vör baren Gelde und nicht tho borgen. —
Jck ſprack, grotgünſtiger, hochgeehrter Her,
Jck ſchetze my glückſelig der groten Ehr
Hieher tho kamen an diſſen Ort
Und mit dem Heren tho weſſeln etlicke Wort.
Der Gelehrden Patron wert de Her genömt,
Davör ys he in de Welt beröhmt,
Em will yck dyt Carmen offereren,
Und in ſyne hoge Gunſt my rekommenderen.
Synes Namens will yck röhmlick gedenken,
Und in den Tempel der Memorie henken.

De Herr ſatt lang und ſach my an,
Endlyk ſede he: gode Mann,
Jck weet nicht, wat yck ſchall uth yuw maken;
Gy ſchnackt wunderlik ſeltſame Saken,
Velicht werd gy ein Magiſter ſyn,
Und den Kindern in de Schole leren Latin;
Edder gy mögen wol gar ein Backelaers weſen,
Und in der Akademe den Studenten vörleſen.

Laet my ydt hören, dat yck kann weten,
Wo ick yuw ſchall titeleren und heten.

Ick ſede: grotgünſtige Herr und Patron,
Dyt Carmen werth uthwyſen myne Profeſſion:
Ock bin yck ein Poet von veelen Jahren,
In der edlen Poeſie gelehrt und erfahren.
Hedd ick ſo veel Glücks als Geſchicklichkeit,
Ydt würde mü ſo nicht gahn, als ydt my geit.
Phöbus mit allen Pimpleiden
Ys vam Marte överwunden im ſtryden;
Pandora, törnig över de maten,
Heſt ere ganze Büſſe över my uth gegaten.
Darvon bin yck nu ein Jrus worden
Und getreden in der Mendicanten Orden.

Gy reden tho hoch, ſprack de Mann thor ſtund,
Yuwe Wörde ſynd altho kakelbunt.
Doch, ſo veel als ick daruth vernehmen kann,
Syndt gy ein Poet und gelehrder Mann.
Wowol yck nu nicht eigentlyck weet,
Wat dat tho ſeggen ys Poet;
So hebbe yck doch van andern my lathen berichten,
Dat ydt de ſynd, de Verſche dichten,
De da könen allerley Ryme ſchryven,
Darmit ſe allenthalven eeren Handel dryven
Up Hochtyden, Kinddöpen, und by Doden,
Und wor ſe ſünſt etwas ſynd vermoden.
Wo gy ock ener van denſülven ſyndt,
So kame gy hier nicht to rechter Tydt;
Den gy ſehen wol, myn gode Herr,
Dat hier ys weder Köſte noch Kindelbeer.
My wundert nicht weinig, dat gy ſydt ſo geck
Und bewahren yuw mit ſülken Dreck.
Dat Handwark ys yo ſo gar tho gemeen,
Verſe will itzunder ſchryven ieder een.
De iungen Bengels, de kuem könt leſen,

De willen alle Poeten weſen.
In allen Brudtlachten dat drüdde Gericht
Ys wißlick ein Hochtydgedicht;
Darmit glit de Wien hinin deſto fachter
So kann man luſtig ſeggen blank achter.
Wenn begraven ſchal werden ein Lyk,
Ys ydt geweſen iemand Vörnehm und Ryk,
Stracks möten uthgedeelt werden Carmen,
Glyk als men Almiſſen uthdeelt den Armen ꝛc.

Nach beendeter Erzählung nimmt der Verfaſſer von dieſem Vorfall Veranlaſſung, einige Betrachtungen über den ſchwülſtigen Ton einiger Dichter ſeines Zeitalters anzuſtellen.

Anmerk. ſ. Maſſer's Vorleſungen ꝛc., Band II. S. 318 — 333, und Flögel's Geſchichte der komiſchen Literatur, Bd. III. S. 414 u. f.

§. 22. Fortſetzung.

Rachel, beinah drei Jahrzehende ſpäter lebend als Laurenberg, wurde 1618 zu Lunden im Herzogthum Holſtein geboren, und ſtarb als Rector in Schleswig 1669. Er war ein Mann, der ſich treffliche Kenntniſſe durch das Studium der Alten erworben hatte. Davon zeugen theils ſeine Lateiniſchen Epigramme, theils — weshalb er vorzugsweiſe hieher gehört — ſeine Hochdeutſchen ſatiriſchen Schriften, die einen ſtrengern und ernſtern Charakter als die Laurenbergiſchen haben. Morhof hielt ihn für den Schöpfer und erſten Satiriker in der Hochdeutſchen Sprache. Seine Charaktere ſind nach dem Leben gezeichnet, doch meiſt von Perſönlichkeiten frei. Er hat das Feuer des Juvenal und die Laune des Horaz; ſeine Sprache iſt correct, und ſein Versbau (das Alexandriniſche Silbenmaß) wohlklingend. Viele Gedanken hat er aus den Alten, namentlich aus Juvenal und Perſius

entlehnt, aber ihnen einen glänzenden Anſtrich von Neuheit gegeben. Doch iſt er auch nicht ohne bedeutende Fehler, wozu beſonders eine gewiſſe Breite in der Darſtellung und eine oft unzüchtige Sprache gehört, welche zeigt, daß es ihm an durchweg geläutertem Geſchmack fehlte.

Die erſte Ausgabe ſeiner Gedichte erſchien unter dem Titel: „Joach. Rachelii, Lundinensis, deutſche ſatyriſche Gedichte. Frankfurt 1664. 12.“ Sie enthält folgende ſechs Satiren: Das poetiſche Frauenzimmer oder böſe Sieben; Der vortheilige Mangel; Die gewünſchte Hausmutter; Die Kinderzucht; Vom Gebet; Gut und Böſe. Im Jahre 1667 beſorgte ein Mecklenburgiſcher Edelmann v. Voß eine neue Ausgabe, die mit noch vier andern Satiren: Der Freund, der Poet, Jungfern-Anatomie, und Jungfernlob — vermehrt iſt; von den beiden letzteren aber, die ohnedies nicht bedeutend ſind, iſt noch ungewiß, ob ſie von Rachel herrühren. Spätere Ausgaben erſchienen zu Oldenburg; ferner, unter dem erdichteten Verlagsort London (Frankf.) 1686, zu Leipzig 1689 und 1695; zu Bremen, mit Laurenberg's Scherzged. 1700 (mit neuem Titel 1707.) Fünfmal eben ſo, aber ſehr incorrect, zu Freyburg im Hopfenſack (d. i. Berlin) gedruckt; auch zu Hamburg 1742. Eine gute Ausgabe beſorgte der Rector Johann Jakob Wippel in Berlin „Joachim Rachel's aus Lunden nach dem Original verbeſſerte und mit einem neuen Vorberichte begleitete teutſche ſatiriſche Gedichte. Berlin, 1743. 8.“ Die neuſte H. Schröder, mit dem Leben des Dichters, Anmerk. und einem Gloſſar, Altona, 1828. 8. Die vielen Ausgaben zeigen zugleich, welch' ein geleſener Dichter Rachel geweſen ſein muß. — In der erſten Satire entwirft der Verfaſſer ſieben Gemälde von böſen weiblichen Cha-

rakteren, und ſchließt mit dem Bilde einer vollkommenen Hausfrau; in der zweiten erläutert er mit Beiſpielen aus dem weiblichen Geſchlecht den Satz: kein Fehler ſei ſo groß, daß er nicht auch ſeine gute Seite habe; in der dritten gibt er ein Ideal von einer vollkommenen Frau. Dieſe drei Satiren waren urſprünglich Hochzeitgedichte, wurden aber in der Folge vom Dichter umgearbeitet. Der vierten Satire, in welcher der Hauptſatz durchgeführt wird, daß in der Kinderzucht Alles auf das Beiſpiel ankomme, liegt die vierzehnte Satire des Juvenal, der fünften die zweite Satire des Perſius, und der sechsten die zehnte Satire des Juvenal zum Grunde. In der 7ten (der Freund) eifert er wider den Mißbrauch des Wortes Freundſchaft, und in der 8ten, die nebſt der vorigen und der erſten die vorzüglichſten Stellen hat, ſpricht er über die Verachtung der Poeſie, und entwirft im Gegenſatze des Reimers das Bild eines guten Dichters.

Anmerk. ſ. Wippel's Vorbericht zu ſeiner Ausgabe der Rachelſchen Satiren. Flögel's Geſchichte der komiſchen Literatur, Bd. III. S. 427, und beſonders Naſſer's Vorleſungen ꝛc., Bd. II. S. 334 — 357.

§. 23. Johann Klaj. — Andreas Gryph. (Dramatiſche Dichter.)

Unter mehreren Dichtungsarten, die ſeit Opitz bearbeitet wurden, hatten beſonders das Lied, das Epigramm und die Satire am meiſten gewonnen. Am übelſten berathen war die dramatiſche Dichtkunſt. Opitz hatte allerdings durch die Veredelung der Sprache und durch ſeine poetiſchen Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen, wie durch einige freie Nachbildungen Italiäniſcher Originale auch in dramatiſcher Hinſicht, beſonders im Singſpiel einen beſſern Geſchmack zu verbreiten geſucht. Sein Singſpiel Dafne (ſ. §. 8. die-

ſes Zeitr.) hatte ſogar einen Theil der Hoffeſtlichkeiten ausgemacht, welche zu Dresden bei der Vermählung des Heſſiſchen Landgrafen Georg mit Sophie Eleonore im Mai 1627 Statt fanden [1]). Aber der vaterländiſche Geſchmack neigte zu ſehr zu dem Ausländiſchen hin, da Engliſche Schau- und Marionetten-Spieler von den Niederlanden aus durch Deutſchland zogen, und ungeachtet der Werthloſigkeit ihrer Stücke [2]) mit großem Beifall aufgenommen wurden. Dazu kam, daß man ſich noch immer nicht von dem heiligen Stoff trennen konnte, den die bibliſche Geſchichte darbot, indem man noch nicht das Unſchickliche fühlte, göttliche Weſen und Angelegenheiten dramatiſch zu behandeln. Daher ſehen wir auch nach Opitz in dem Luſt- und Trauerſpiel noch nichts weiter als den heil. Joſeph, die keuſche Suſanna, den Engel Raphael, den Herodes, Nebukadnezar und ähnliche Erſcheinungen.

Einer dieſer religiös überſpannten, und abenteuerlich-ſeltſamen Dramatiker war Johann Klaj oder Clajus. Dieſem, 1616 zu Meißen geboren, und 1656 als Prediger zu Kitzingen, einer Stadt in Franken, geſtorben, ſchien es beſonders ein großer Ernſt mit dem religiöſen Drama zu ſein. Er ſchrieb nämlich: 1) „Weihnachtsandachten.“ Nürnberg, 1644. 4. 2) „Von der Auferſtehung Jeſu Chriſti, in hochdeutſchen Reimarten verfaſſet und in Nürnberg bei hochanſehnlicher volkreicher Verſammlung abgehandelt.“ Ebendaſ. 1644. 4. 3) „Von der Höllen- und Himmelfahrt Jeſu Chriſti.“ Ebendaſelbſt 1644. 4. 4) „Herodes der Kindermörder, nach Art eines Trauerſpiels ausgebildet, und in Nürnberg einer Teutſchliebenden Gemeine vorgeſtellt durch Johann Klaj.“ Ebendaſ. 1645. 4. 5) „Der leidende Chriſtus, in einem Trauerſpiele vorgeſtellt ꝛc.“ und 6) „Engel- und Drachenſtreit“ ohne Ort u. Jahrszahl (Nürnberg, 1650.) 4.

Am merkwürdigſten ſind Herodes und der Drachenſtreit, auch mit Ueberarbeitung oft wiederholt [3]).

Die Fehler dieſes Dichters ſind, ungeachtet des Lobes, das ſein gelehrter Freund, Harsdörfer, ihm beilegt, zu auffallend, als daß ſie überſehen werden könnten. Seine Schreibart in Proſa wie in Verſen, iſt gezwungen, dabei voll von Plattheiten, Lächerlichkeiten, Spielereien und unnatürlichem Witze. Seine Schauſpiele inſonderheit haben das Eigenthümliche, daß hin und wieder mitten unter den auftretenden Perſonen der Poet ſelbſt redet, und ſeinen Leſern oder Zuſchauern zumuthet, bei dem, was er die handelnden Perſonen ſagen läßt, ſich noch allerlei hinzuzudenken. Merkwürdig iſt auch, daß er mit den Versarten nach der Verſchiedenheit des Inhalts abwechſelt, indem er glaubt, daß in einem Schauſpiele kurze oder lange, jambiſche, trochäiſche oder daktyliſche Verſe gewiſſen Rollen oder gewiſſen Affekten beſonders zukommen [4]). Aus einzelnen Stellen ſieht man indeß, daß es ihm nicht an Anlagen zum Trauerſpieldichter gefehlt habe. — Von ſeinen geiſtlichen Liedern, (in welcher Beziehung er ſchon §. 16 genannt wurde) ſind mehrere in Geſangbücher aufgenommen worden. Das bekannteſte iſt: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft.“

Anm. 1) ſ. Wachler's Vorleſungen über die Geſch. d. Teutſchen National-Litteratur, Th. 2. S. 53. 2te Auflage. Frkf. a. M. 1834. 8.

2) ſ. Engländiſche Comödien und Tragödien 1620. u. N. A. 1624, 3 Bde. 8. Vergl. L. Tieck Vorrede zum Deutſchen Theater.

3) Ein Verzeichniß ſeiner dramatiſchen Gedichte enthält W. Müller's Bibliothek, Bd. IX. S. 28. ff. Vergl. Jördens Lexikon, Bd. I. S. 307.

4) Joh. Elias Schlegel hat das tragikomiſche Schauſpiel Herodes einer ausführlichen Zergliederung gewürdigt.

um uns einen Begriff von dem Geſchmack damaliger Zeit zu geben. ſ. „Beiträge zur kritiſchen Hiſtorie der Deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit,“ St. 27. Nr. 1. S. 355 bis 378; und Schlegel's Werke, Th. III. S. 3 bis 26. Vergl. Gottſched's nöthigen Vorrath ꝛc. Th. I. S. 197.

§. 24. Fortſetzung.

In dieſem ärmlichen Zuſtande dramatiſcher Dichtkunſt erſchien Andreas Gryph, der gleichzeitig mit Klai 1616 zu Großglogau in Schleſien geboren war, ſich aber weit hinaus über ihn zu einem kenntnißreichen, erfahrnen und geiſtvollen Mann ausbildete. Wegen der Unruhen des dreißigjährigen Krieges hatte er Reiſen in fremde Länder, und zwar in Holland, England, Frankreich und Italien unternommen, die ihn faſt zehn Jahr von ſeinem Vaterlande entfernt hielten. Nachdem er wieder zurückgekehrt war, wurde er Landſyndicus des Fürſtenthums Glogau, und als ſolcher ſtarb er 1664. Er iſt der Hauptdramatiker ſeiner Zeit und erhielt auch in der fruchtbringenden Geſellſchaft den ehrenvollen Beinamen: der Unſterbliche *).

Wir beſitzen von Gryph verſchiedene Dichtungen: Luſt- und Trauerſpiele, Oden und Lieder, beſonders auch gute Epigramme. Am ausgezeichnetſten aber iſt er im Drama, worin er ſich erſt Bahn brechen mußte, daher man ihn mit Recht als Schöpfer einer geregelten dramatiſchen Poeſie und beſonders des Trauerſpiels anſehen kann. Zwar ſind ſeine dramatiſchen Arbeiten größtentheils alt-Römiſchen, Italiäniſchen, Niederländiſchen und Franzöſiſchen Muſtern nachgebildet, und häufig mit allegoriſchem Schmuck und Wortgepränge überladen; aber es herrſcht in ihnen eine verſtändige Anordnung, ein belebter Dialog, und eine richtige, oft tiefe Auffaſſung menſchlicher Charaktere. Selbſt in ſeinen Fehlern zeigt ſich ſein Ge-

nie, und er würde, hätte er eine genauere Kenntniß des Theaters gehabt, in der dramatiſchen Dichtkunſt geleiſtet haben, was Opitz als Lehrdichter leiſtete.

Was zuerſt ſeine Trauerſpiele betrifft, ſo entlehnte er den Stoff dazu aus der ſpätern Römiſchen und der neueren Geſchichte. Sie ſind die erſten Verſuche einer gewiſſen dramatiſchen Regelmäßigkeit, wenn gleich die Kunſt einer zuſammenhangenden Verflechtung in ſeinen Plänen vermißt wird. Aber er verſtand es, Situationen anzulegen und Charaktere zu zeichnen; auch ſind ſeine gereimten Alexandriner ziemlich fließend. Nur ſein Ausdruck verfällt oft ins Schwülſtige und Spielende, und das Tragiſche geht nicht ſelten in's Wunderbare und Gräßliche über, wodurch er zu überraſchen und zu erſchüttern ſucht. Zu den Eigenheiten in ſeinen Trauerſpielen gehören die öftern Geiſtererſcheinungen, die den Griechen nachgebildeten lyriſchen Chöre, und die in ihnen auftretenden allegoriſchen Perſonen, z. B. Tod und Liebe, Tugenden, Jahreszeiten u. ſ. w. Die Acte heißen bei ihm Abhandlungen, die Scenen heißen Eingänge, die Chöre aber Reyen (Reihen).

Die Luſtſpiele, meiſtens in Proſa geſchrieben, aber mit gereimten Zwiſchenſpielen verſehen, ſo wie die Singſpiele, ſind nach Franzöſiſchen, Italiäniſchen und Engliſchen Vorbildern eingerichtet, und zeugen durchweg von Frohſinn und Witz, und beſonders von Talent für das Niedrigkomiſche, das freilich nicht ſelten zur Carricatur und Poſſenreißerei herabſinkt.

Unter ſeinen übrigen Gedichten zeichnen ſich noch einige geiſtliche Sonette, z. B. eins auf die Geburt Jeſu Chriſti, und einige Sinngedichte aus, von denen Manches mit martialiſchem Salze gewürzt iſt.

Nachdem mehrere Gedichte Gryph's ſchon einzeln

gedruckt waren, veranſtaltete er ſelbſt eine Sammlung derſelben 1639, zu Leiden bei den Elzeviren. Hierauf erſchien 1650 zu Frankfurt a. M. eine unechte Ausgabe, mit einigen fremden Sonetten, unter dem Titel: „Trauerſpiele, Oden und Sonette.“ Um dieſe zu verdrängen, beſorgte Gryph 1657 eine echte und vollſtändige Ausgabe im Verlage des Buchhändlers Johann Liſchke. Eine vierte erſchien unter dem Titel: „Andreae Gryphii Freuden- und Trauerſpiele, auch Oden und Sonette. In Breslau zu finden bei Veit Jacob Treſchern, Buchhändler. Leipzig, gedruckt bei Joh. Erich Hahn. Im Jahr 1663.“ Die letzte Ausgabe beſorgte des Dichters älteſter Sohn Chriſt. Gryph nach dem Tode des Vaters, unter dem Titel: „Andreae Gryphii um ein merkliches vermehrte Deutſche Gedichte. Breslau und Leipzig, in Verlegung der Fellgiebelſchen Erben 1698. 2 Thle., in 3 Bänden. 8.“ Es iſt ſehr zu bedauern, daß dieſe wegen ihrer Vollſtändigkeit für den Literator ſo brauchbare Ausgabe durch viele Druckfehler und falſche Interpunction entſtellt iſt.

Die in dieſer Ausgabe abgedruckten Trauerſpiele, die auch in Breslau bei Lebzeiten des Dichters gegeben wurden, ſind ſämmtlich in gereimten Alexandrinern:

1) „Leo Arminius, oder Fürſtenmord“, in fünf Aufzügen. Es iſt 1646 gedichtet und unſtreitig Gryph's beſtes Trauerſpiel. Der Stoff iſt entlehnt aus der Geſchichte des Byzantiniſchen Kaiſers dieſes Namens, der im J. 820 durch Anſtiften ſeines Feldherrn, des Michael Balbus, ermordet wurde. Schon einmal war Michael des Hochverraths überwieſen, ſein Urtheil war geſprochen, und die Vollziehung ſollte am Weihnachtsabend geſchehen. Aber die Gemahlin des Kaiſers, Theodoſia, die es anſtößig fand, den heiligen Tag durch eine Hinrichtung zu

entweihen, wußte den Kaiſer zum Aufſchub derſelben zu bewegen. Unterdeß gelang es dem Michael im Gefängniſſe, einige ſeiner Mitverſchwornen auf's Neue zu gewinnen; und ſie überfielen nun, als Prieſter verkleidet, den Kaiſer in ſeiner Kapelle, als er eben ſeine Andacht verrichten wollte.

2) „Katharina von Georgien, oder bewährte Beſtändigkeit," in fünf Aufzügen. Der Inhalt iſt das tragiſche Ende der unglücklichen Fürſtin von Georgien, die auf Befehl des Perſiſchen Regenten, Schach Abas I., im J. 1624 hingerichtet wurde. — Das Stück verändert den Schauplatz der Handlung ſchnell und oft. Die Ewigkeit und Eitelkeit ſpielen als Perſonen mit, und die Tugenden machen den Chor.

3) „Ermordete Majeſtät, oder Karl Stuart von Großbritannien," in fünf Aufzügen. In dieſem Stücke ſpielt eine Menge Perſonen. Der König wird auf der Bühne hingerichtet.

4) „Großmüthiger Rechtsgelehrter, oder ſterbender Aemilius Paulus Papinianus," in fünf Aufzügen. Der Kaiſer Antonius Baſſianus Caracalla ermordet in ſeinem Uebermuth ſeinen Stiefbruder Geta in den Armen ſeiner Mutter. Um den Vorwurf eines Brudermordes von ſich abzulehnen, ſoll der berühmte Rechtsgelehrte Papinianus die That beſchönigen. Dieſen aber kann nichts zur Rechtfertigung oder auch nur zur Entſchuldigung einer Handlung bewegen, die ſein Herz verabſcheut. Der Tyrann beſchließt alſo ſeinen Tod, und im fünften Act wird er wirklich hingerichtet. — Die Rolle des Papinianus iſt der intereſſanteſte Theil des Stückes.

5) „Beſtändige Mutter, oder die heilige Felicitas," in fünf Aufz., iſt dem Lat. des Franzoſen Nic. Cauſin

Cauſſin nachgebildet und unbedeutend. Eine edle Römerin, die mit ihren Kindern zum Chriſtenthum übergegangen iſt, und daſſelbe ableugnen ſoll, ſtirbt mit ihren ſieben Söhnen den Märtyrertod.

6) „Die ſieben Brüder oder die Gibeoniter ꝛc.,“ iſt aus dem Holländiſchen überſetzt, und hat fünf Aufzüge.

7) „Cardenio und Celinde, oder unglücklich Verliebte,“ enthält in fünf Aufzügen eine Geſchichte, die dem Dichter in Italien als wahre Begebenheit erzählt wurde, und iſt wohl das unbedeutendſte, aber der Zeit nach das erſte unter ſeinen Trauerſpielen.

Von ſeinen Luſtſpielen, die erſt ſpäter erſchienen, ſind die wichtigſten:

1) „Majuma, Freudenſpiel, auf dem Schauplatz geſangsweiſe vorgeſtellt im Maimond 1653.“ Das Stück wurde zu Ehren Ferdinand's IV., der damals Römiſcher König wurde, geſchrieben, und iſt das einzige Gryphſche Luſtſpiel, das wirklich auf die Bühne gekommen iſt. Der Ausdruck Freudenſpiel iſt eine von Zeſen herrührende Verdeutſchung des Worts Komödie. Genau genommen iſt das Stück ein Singſpiel, deſſen Haupthandlung darin beſteht, daß Mars auf Verlangen der Chloris entwaffnet wird.

2) „Der ſchwärmende Schäfer,“ ein ſatiriſches Luſtſpiel in fünf Aufzügen. Es iſt eine poetiſche Ueberſetzung aus dem Berger extravagant des jüngern Corneille, und enthält die Geſchichte eines jungen Mannes, dem das Romanleſen den Kopf verdreht hatte. Das Stück iſt etwas gedehnt, und macht daher nur theilweiſe Vergnügen. Die beiden folgenden Stücke ſind in Proſa geſchrieben, aber in Bezug auf ihren Gehalt als die gelungenſten zu betrachten.

3) Absurda comica, oder Herr Peter Squenz,

Schimpfſpiel (Poſſe) in Proſa." Ein ſehr komiſches Stück von der burlesken Gattung. Wie viel unſerm Gryph davon gehören mag, läßt ſich nicht wohl beſtimmen. Er ſelbſt nennt in der Vorrede den Nürnbergiſchen Mathematiker Daniel Schwenter († 1628.) als urſprünglichen Verfaſſer und ſich als Umarbeiter. Zufällig vielleicht theilt es den Stoff mit dem Zwiſchenſpiel in Shakeſpeare's: „Sommernachtstraum," welches die Geſchichte des Pyramus und der Thisbe enthält; indeſſen iſt die Ausführung ſehr verſchieden. Die ſpielenden Perſonen ſind: Peter Squenz, Schreiber und Schulmeiſter zu Rumpelskirchen; Meiſter Krix, ein Schmied; Meiſter Bulla Butain, ein Blaſebalgmacher; Meiſter Klipperling, ein Tiſchler; Meiſter Bollinger, ein Leinweber; Meiſter Klotz George, ein Spulenmacher, und Pickelhäring, der luſtige Rath des Königs. Zuſchauende Perſonen ſind: Die Königin Kaſſandra, die Prinzeſſin Violandra und der Marſchall Eubulus. — Dieſe Poſſe zeigt am meiſten von Gryph's Talent für das Komiſche.

4) „Horribilicribrifax, deutſch Scherzſpiel (Luſtſpiel) in Proſa." Ein Stück, das bei manchen Uebertreibungen und barocken Ideen doch ebenfalls an echt komiſcher Laune reich iſt. Die Hauptperſonen ſind: Don Horribilicribrifax und Don Daradiridatumdarides, zwei verabſchiedete Officiere, zwei Großſprecher und Windbeutel, mit denen ein pedantiſcher und eingebildeter Dorfſchulmeiſter Sempronius figurirt, der eben ſo unerſchöpflich iſt an Lateiniſchen und Griechiſchen Phraſen, als jene Beide an Franzöſiſchen und Italiäniſchen Brocken.

Anmerk. *) Ueber Gryph's Leben ſ. Chriſt. Heinrich Schmid's Nekrolog der vornehmſten Deutſchen Dichter, Bd. I. S. 113 — 129. — Naſſer hat in ſeinen

Vorleſungen, Bd. II. S. 212 u. f., ſich ſehr lange bei Gryph verweilt, und mehrere Proben aus deſſen Trauer- und Luſtſpielen mitgetheilt. W. Müller's Bibliothek ꝛc. Bd. II. enthält Gryph's auserleſene Gedichte, nebſt Nachrichten über deſſen Leben. Vergl. Jördens Lexikon, Bd. II. S. 263; Franz Horn's Luna, Jahrg. 1. für 1804. S. 238. u. f. und Bouterwek Bd. X. S. 153 ff. — Peter Squenz iſt nebſt guten biographiſchen Nachrichten über Gryph in Bredow's nachgelaſſenen Schriften S. 96 ff. wieder abgedruckt.

II. Proſa.

§. 25. Zuſtand der Sprache und Proſa zur Zeit der erſten Schleſiſchen Schule.

Indem wir bisher den Gang in der Fortbildung der Deutſchen Poeſie bis zur Mitte des 17ten Jahrhunderts verfolgten, bleibt uns noch übrig, die proſaiſchen Erſcheinungen dieſer Zeit kennen zu lernen. Da in ihnen mehr als in der Poeſie die nachtheiligen Einflüſſe des damaligen Zuſtands unſers bedrängten Vaterlandes hervortreten, indem die Sprache der Proſa beſonders durch das äußere Leben ſich geſtaltet: ſo werfen wir zuvörderſt einen Blick auf das damalige politiſche und literariſche Verhältniß Deutſchlands zu ſeinen gebildeten Nachbarſtaaten.

Die Deutſchen, zur Auffaſſung und Nachahmung fremder Eigenthümlichkeiten beſonders geneigt, fanden zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, der ſie in unmittelbare Berührung mit den Franzoſen brachte, vielfache Gelegenheit, ihre Originalität in Sprache und Sitte gegen das Flittergold des Auslandes zu vertauſchen*). Frankreich, das allerdings in allen Hauptzweigen der Wiſſenſchaft geiſtreiche und gelehrte Männer aufweiſen konnte, und im 17ten Jahrhundert durch eine Reihe namhafter Dichter ſeine Sprache an die Stelle des Lateiniſchen zur diplo-

matiſchen Sprache Europa's zu erheben wußte, hatte ſchon bei dem Abſchluß des Weſtphäliſchen Friedens (1648) ſich die Hauptſtimme angemaßt, und endlich durch den Frieden zu Nimwegen (1678) ſich wirklich zum Gebieter von Europa gemacht. Was konnte verführeriſcher ſein als ein Volk, das Intelligenz und Geſchliffenheit der Sitte mit politiſcher Obermacht zu verbinden wußte!

Auch England und Italien hatten in der Ausbildung ihrer Sprache und dem Reichthum ihrer Literatur ſchon in der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts ein verdientes Anſehen in Europa gewonnen. Sie blieben daher nicht ohne merkbaren Einfluß auf Deutſche Dichter, die beſonders die Italiäner als ihre Muſter betrachteten, und ſich dadurch zugleich von dem Studium der Alten, als der reinſten Quelle des guten Geſchmacks ableiten ließen, wodurch die freie Ausbildung Deutſcher Geiſtesanlagen gehemmt wurde. So wie alſo eine unverſtändige Nachahmung der Franzoſen unſere Sprache und Sitte vergiftete, ſo verunreinigte die Nachahmung der Italiäner den einfachen und edlen Geſchmack der von Opitz begründeten Dichterſchule.

Kehren wir nach dieſen Bemerkungen zur Deutſchen Proſa dieſes Zeitraums zurück, ſo finden wir, daß ſie weniger als die Poeſie angeregt, doch mehr als jene der Gefahr des Verderbens hingegeben war. Opitz und ſeine beſſeren Schüler, von poetiſchem Geiſt ergriffen, fanden nur in den Ausbrüchen ihrer lyriſchen Gefühle und in den frommen Erhebungen des geiſtlichen Geſanges einen Troſt für die Leiden ihrer blutigen Zeit, und ſo blieb die Proſa, als eine damals verderbte, unkräftige und ungeſuchte Form der Rede, auch minder angebaut, und trat nur bei Männern von Deutſchem Sinn hervor, wenn ein Widerſtand gegen undeutſche Sitte zu leiſten war. Hieraus erklärt

ſich, daß die erſte Hälfte der ſechſten Periode unſrer Literatur an werthvollen proſaiſchen Schriften überhaupt arm iſt, und daß uns hier nur wenige beachtenswerthe Erſcheinungen entgegentreten.

Anmerk. *) Im dreißigjährigen Kriege waren die Franzoſen zuerſt in Maſſe nach Deutſchland gekommen. Hier hatte man von ihnen viele Vortheile des häuslichen Lebens, aber damit zugleich ihre Prachtliebe, Eleganz und ihren feinern geſelligen Ton kennen gelernt. Dadurch beſchämt, wollten die Deutſchen mit aller Gewalt Franzoſen werden, reiſ'ten daher nach Paris, oder verſchrieben ſich Franzöſiſche Trachten und Sprachmeiſter, und erkauften ſich mit ſchwerem Gelde, und auf Koſten ihrer Unſchuld und Sitteneinfalt, Franzöſiſche Manieren. Der ſchon genannte Niederſächſiſche Satiriker Laurenberg druckt ſich über dieſe unverſtändige Nachahmung, in Bezug auf Sprach- und Sittenverderbniß, Kleidung und Complimentirſucht unverhohlen und derb aus. So ſagt er über die Sprache:

Seht, ſülk Schipbrök hefft de Düdſche Sprak geleden,
De franzöſche hefft er de Neſe affgeſchneden,
Und hefft ene fremde Neſe wedder angeflicket,
De ſick by de düdſche Ohren nich wol ſchicket.

über Sitte und Kleidung:

Tucht un Schamhaftigkeit is mit weggeſchneden,
Mit half blotem Live kommen ſie hergetreden.
Int erſte, da diſſe Mode noch was unbekant,
Un men nich wuſte, dat ſe was kamen int Land,
Blewen ſe vör ene Junker ſtahn und gapen,
Als wenn ſe ſegen enes Quackſalbers Apen.
De Stratenjungens hüpich hinder er lepen,
Un ener thom andern mit vullem Halſe repen:
Süh, ſüh, dar geit en Wyff, dat vör en böſe Sack
Schall uthgeſtreken werden öffentlich am Kak! (Pranger)
De Bödelknecht hefft er dat Schnörlif uthgetagen,
Un will er mit de Rod (Ruthe) de Flöh van'n Rüggen jagen! ꝛc.

über Franzöſiſche Anreden:

Domals im ganzen Land was nich ein Servitör,
Nich ein Signor, nich eine Damo, nich ein Monsör.

Were damals ener tho de Junfern gekamen,
Un hedd to en geſecht: „Gott grüß euch, ſchöne Damen!"
Se hedden em gar bald den Rüggen togekehrt,
En nich geachtet enes Peckelherings werth.
Ene van en hedde wol geſecht: wat bildeſt du di in?
Wat meenſt du, grave Eſel, wat nimſt di in den Sinn?
Ick bin en ehrlick Medken gebaren,
Laht mi mit ſülke Oekelnahm ungeſcharen ꝛc.

und in einer andern Stelle:

Awerſt doch de Name Monſör is nu gar tho gmeen,
Vornehmen Lüden is he to gering un to kleen.
It ſind nu alle Monsörs, Monsörs,
De Fohrlöde am Strande, de Jungens up de Börs,
Stallknechte, Scherſchlyper, Kockdrengen,
De laten ſick nu all mit Monsörs behengen.

§. 26. Fortſetzung.

Faſſen wir die Proſa in ihren verſchiedenen Redeformen auf, ſo erblicken wir zunächſt die meiſte Armuth in der hiſtoriſchen Form. Die Romanen-Literatur dieſer Zeit beſchränkt ſich größtentheils auf neue Bearbeitungen der alten Rittererzählungen und Volksromane, aus denen unſre zum Theil noch lebenden Deutſchen Volksbücher hervorgingen. Daran reihten ſich einige Heldenromane, denen Franzöſiſche Vorbilder zum Grunde lagen. In der eigentlichen Geſchichte fehlt es zwar nicht an Chroniken und hiſtoriſchen Erzählungen einzelner Weltbegebenheiten; aber hier mehr als irgendwo iſt die Schreibart durch die Sprachmengerei verderbt. Dies iſt z. B. der Fall in dem ſonſt urkundlich reichhaltigen Werk von Bogislav Philipp von Chemnitz (geboren 1605 zu Stettin, nahm anfänglich Kriegsdienſte, ward dann Schwediſcher Rath und Hiſtoriograph, geſtorben 1678 in Schweden), welches den Titel führt: Der ſchwediſche Krieg, 2 Theile Fol. Stettin und Stockholm 1649 — 53. In einer einfachern und edlern Darſtellung erſcheinen Friedrich Friſius (geboren 1619 zu Leipzig, Conrector in

Osnabrück) in ſeiner Erzählung: Die Eroberung Magdeburg's, die ſich in der Schrift: Hundertjähriges Magdeburgiſches Denkmal, Magdeburg 1731 befindet; und Sigmund von Birken (geboren 1626 zu Wildenſtein bei Eger, geſtorben 1681, vor ſeiner Erhebung in den Adelſtand Betulejus genannt) in ſeinem Spiegel der Ehren des Erzhauſes Oeſtreich, Nürnberg 1668. Fol., welches als das beſte hiſtoriſche Werk jener Zeit anzunehmen iſt. Andere um dieſe Zeit unter der Benennung: Schaubühnen der Welt begonnene und erſchienene, oft ſehr weitläufig angelegte Geſchichtsſammlungen, wie J. Ludw. Gottfried's (eigentlich Joh. Philipp Abelein) Theatrum europaeum, von 1617 — 1717, 21 Fol. Bde, Frankf. a. M. 1635 ff. ſind als geſammelte Urkunden zu betrachten, in denen neben manchem Wichtigen ſehr viel Unbedeutendes enthalten iſt. Nur ein, in dieſes Gebiet einſchlagendes, itinerariſches Werk von Adam Olearius, wird unſre Aufmerkſamkeit feſſeln können, (ſ. §. 31.).

Die oratoriſche Proſa (von der am Ende dieſer Periode bei der Kanzelberedſamkeit die Rede ſein wird) verſtummt vor dem Geräuſch der Waffen und dem Gezänk der fortgeſetzten Streitigkeiten der Kirche.

In der didaktiſchen Proſa dagegen, die von Opitz ſchon ſo glücklich angebaut war, beſonders in der ſatiriſch-humoriſtiſchen, die in den Ausartungen damaliger Zeit reichen Stoff fand, treten uns einige Denkmäler entgegen, die, wenn auch in ſprachlicher und ſtyliſtiſcher Hinſicht nicht ausgezeichnet, doch als Sittenſpiegel Deutſcher Verirrungen merkwürdig ſind.

Was in allen dieſen Beziehungen für die Proſa geleiſtet worden, wird ſich aus der Charakteriſtik nachfolgender Männer ergeben, die theils als Gelehrte galten, theils

auf einem Gebiet der proſaiſchen Darſtellung unter ihren Zeitgenoſſen hervorragten.

§. 27. Georg Philipp Harsdörfer, Polyhiſtor.

Harsdörfer wurde 1607 zu Nürnberg geboren, und ſtarb daſelbſt 1658 als Rathsherr. Die Zeitgenoſſen dieſes Mannes haben ihn wegen ſeiner mannichfaltigen gelehrten Kenntniſſe und ſeiner Rechtſchaffenheit ſehr erhoben. Wirklich gehört er zu den talent= und kenntnißvollſten Männern ſeiner Zeit. Er hatte ſich die Sprachen und Wiſſenſchaften aller alten und neuen Völker zu eigen gemacht, und ſchrieb mit unglaublicher Leichtigkeit eine Menge von Schriften verſchiedener Art. Geſchichte, Mathematik, Dichtkunſt, — er dichtete Parabeln, Allegorien und Lieder — Gottesgelehrtheit, Ernſt und Scherz wechſeln unaufhörlich ab, und eben der Mann, der jetzt über die tiefſinnigſten Wahrheiten ſpricht, ſingt gleich darauf als Schäfer, oder gibt Anleitung, wie man einen Truthahn zerlegen ſoll. Aber eben dieſe unglückliche Vielſeitigkeit iſt es, die es ihm unmöglich machte, einen Gegenſtand ganz und mit ungetheilter Seele zu ergreifen, und eben die Leichtigkeit, mit der er ſchrieb, hinderte ihn, tiefer und gründlicher in den zu bearbeitenden Stoff einzugehen. Auch bildete er ſich mehr nach dem bilderreichen Prunk der Neuern, beſonders der Spanier und Italiäner, als der edlen Einfalt der Alten. Dieſe Fehler haben die Nachwelt zu ungerechten Urtheilen über ihn verleitet. Man verkannte darüber zugleich ſein Gutes, und wußte faſt nichts weiter von ihm, als daß er das h aus unſrer Sprache habe verbannen wollen, woran er aber durch ſeine Schweſter noch glücklicher Weiſe verhindert worden, da ſie ihn an ſeinen Namen erinnert habe. Wahr iſt es, daß ſein Streben oft auf Spielereien hingerichtet iſt, daher er

auch als Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft den Namen des Spielenden führt, und daß er, aus Begierde, rein zu ſchreiben, nicht ſelten in's Geſuchte und Platte fällt. Aber der Ruhm eines fleißigen Sprachforſchers und gelehrten Sammlers darf ihm nicht genommen werden; er weicht an Beleſenheit, Kenntniß der Kritik und Eifer für die Ehre unſerer Sprache keinem ſeiner Zeitgenoſſen.

Unter ſeinen zahlreichen Schriften in Deutſcher und Lateiniſcher Sprache, in Verſen und in Proſa, merken wir hier nur diejenigen an, aus denen das Talent und die vielſeitige Kenntniß des Mannes ſich am beſten beurtheilen laſſen. Dahin gehören:

Seine „Frauenzimmer-Geſprächſpiele." Acht Theile. (Nürnberg, 1641 — 49. quer 8.) und ſein „Poetiſcher Trichter," ꝛc. drei Theile (Nürnberg, 1650 — 53. 8.), welcher die Deutſche Dicht- und Reimkunſt in ſechs Stunden eingießen ſoll. In beiden Werken findet man Abhandlungen über Heraldik, Poeſie, Deutſche Sprache, Philoſophie, Naturkunde, Reitkunſt und andere Gegenſtände. Nächſtdem verdient ſein „Nathan, Jotham und Simſon, oder geiſtliche und weltliche Lehrgedichte und Räthſel. Erſter, zweiter Theil," (Nürnberg, 1650—51. 8.) bemerkt zu werden. Dieſes Werk enthält 300 Fabeln, größtentheils Allegorien, 300 geiſtliche Erdichtungen und 200 Räthſel, und gerade hier zeigt ſich ſein guter Kopf am meiſten, ungeachtet der übertriebenen Liebe zu bildlichen Ausdrücken und Blümeleien. Eben ſo verdiente auch ſein Lateiniſches Werk über die Kritik unſrer Sprache: „Specimen philologiae germanicae." (Norimb., 1646. 16.) mehr gekannt zu ſein. Das Werk zeugt nicht nur, daß Harsdörfer ein gelehrter und beleſener, ſondern, wie Schottel ſagt, auch ein um die Deutſche Sprache in alle Wege hochver-

dienter Mann, und ein wackrer und rechtſchaffener Patriot geweſen ſei*). Bemerkenswerth iſt Harsdörfer auch noch als Stifter des Blumenordens an der Pegnitz, wovon weiter unten umſtändlicher die Rede ſein wird.

Anmerk. *) Das Beſte über Harsdörfer hat A. G. Meißner geſchrieben: „Ueber Harsdörfer's Leben und Schriften," in der Quartalſchrift: Für ältere Literatur und neuere Lectüre, 1783. St. 2. S. 17 bis 53. Vergl. Jördens Lexikon, Bd. II. S. 332 bis 344. und W. Müller's Bibliothek, Bd. IX.

§. 28. Daniel Georg Morhof, Encyklopädiſt.

In dieſe Zeit fällt auch das Leben eines Mannes, der, als Literator merkwürdig, hier um ſo weniger fehlen darf, da er zur Erweiterung auch der Literaturgeſchichte und Ausbreitung ihres Studiums ſo viel beigetragen hat. Morhof wurde 1639 zu Wismar im Meklenburgiſchen geboren, ſtudirte die Rechte, unternahm zweimal eine gelehrte Reiſe durch Holland und England, wurde Profeſſor der Rede- und Dichtkunſt auf der Univerſität zu Kiel, dann Profeſſor der Geſchichte und Bibliothekar, und ſtarb auf einer Rückreiſe von Pyrmont, zu Lübeck, 1691 im 58ſten Jahre ſeines Alters. Ein Mann von ausgebreiteten Kenntniſſen in Sprachen und Wiſſenſchaften und von einem eiſernen Fleiß, wurde er, bei nicht gemeinem Scharfſinn (obwohl einer faſt unbegrenzten Eitelkeit), der Gegenſtand hoher Lobpreiſung nicht nur unter den Deutſchen, ſondern mehr noch unter den Holländern, Engländern, Franzoſen und Italiänern. Aber zu kalt, um von den dichteriſchen Schönheiten der Alten gerührt zu werden, und überhaupt der höheren Begeiſterung unfähig, wagte er es dennoch ſelbſt zu dichten, wozu vielleicht ſeine Kenntniß

des Techniſchen in der Poeſie ihn verleiten mochte. Die erſte Sammlung dieſer Gedichte erſchien zu Kiel im Jahr 1682 in 3 Theilen, und eine zweite Ausgabe zu Lübeck 1700, theils Gelegenheitsgedichte, theils geiſtliche und weltliche Oden und Epigramme enthaltend. Ueberall nur Reime ohne poetiſches Leben, und nur hie und da in den Epigrammen Neuheit und Energie der Gedanken [1]).

Ganz anders aber erſcheint er uns als Literator, wenn gleich die meiſten ſeiner zahlreichen Schriften in Lateiniſcher Sprache abgefaßt ſind. Unter dieſen ragt beſonders ſein Polyhiſtor hervor, der aus drei Theilen beſteht, wovon der erſte den Polyhistorem litterarium, der zweite den philosophicum, und der dritte den practicum in ſich begreift. Morhof ſelbſt hat nur die erſten drei Bücher des erſten Theils unter dem Titel: „Polyhistor, sive de notitia auctorum et rerum commentarii (Lubecae, 1688. 4.) herausgegeben. Die vier übrigen Bücher eben dieſes Theils beſorgte, nach Morhof's Tode, aus den Manuſcripten deſſelben Heinrich Muhle (Lübeck, 1692. 4.) und eine neue Ausgabe des erſten Theils Johann Moller, der zugleich den zweiten und dritten Theil beifügte, (Lübeck, 1707. 4.) welches die erſte vollſtändige Ausgabe des Morhofſchen Polyhistor iſt, der 1714 eine zweite, 1732 eine dritte, und 1747 eine vermehrte vierte Ausgabe in zwei Quartbänden folgte, welche letztere durch Johann Joachim Schwabe beſorgt wurde. Dieſes allbekannte Werk hat in Deutſchland zuerſt ein planmäßigeres Studium der Literaturgeſchichte angeregt, iſt lange Zeit hindurch die Hauptquelle aller literariſchen Nachrichten geweſen, und unzählig oft benutzt, ſtudirt und ausgeſchrieben worden. So manche Einzelnheiten machen es auch noch für unſere Zeiten ſehr ſchätzbar. —

In unmittelbarer Beziehung auf Deutſche Sprache aber ſteht Morhof durch ſeinen „Unterricht von der Deutſchen Sprache und Poeſie, deren Urſprung, Fortgange und Lehrſätzen, wobei auch von der reimenden Poeterei der Ausländer mit mehrerem gehandelt wird.“ (Kiel, 1682. 8.); in einer zweiten Ausgabe vermehrt und verbeſſert (Lübeck und Frankfurt, 1702. 8.), von ſeinem älteſten Sohn Caspar Daniel Morhof herausgegeben, und in einer unveränderten dritten (Lübeck und Leipzig 1718) von ſeinen Erben. Dieſes, beſonders von ſeiner hiſtoriſchen Seite ſchätzbare Werk, das dem Sprachforſcher und Literator manche lehrreiche Bemerkungen und Nachrichten darbietet, beſteht eigentlich aus drei Theilen. Der erſte Theil handelt von der Deutſchen Sprache überhaupt, von welcher der Verfaſſer darzuthun ſucht, daß ſie, nebſt den ihr verwandten nordiſchen Sprachen, ſowohl die Griechiſche als Lateiniſche an Alterthum übertreffe und eine Mutter derſelben ſei; der zweite Theil beſchäftigt ſich mit der Geſchichte des Urſprungs und Fortgangs der Poeſie überhaupt, und der Deutſchen insbeſondere, deren Schickſale er vom 6ten Kap. an erzählt; und der dritte Theil enthält Morhof's Gedanken von der Deutſchen Poeterei an ſich ſelbſt, und iſt als eine Poetik zu betrachten. Den Beſchluß des Ganzen machen „Exempel der Reimgebäude,“ welche 17 Ueberſetzungen horaziſcher Oden enthalten [2]).

Anmerk. 1) Naſſer, im 2ten Bande ſeiner „Vorleſungen über die Geſchichte der deutſchen Poeſie,“ hat S. 404 bis 408. einige Proben aus Morhof's Gedichten mitgetheilt, und ſagt in einer Anmerkung, daß es ihn freuen ſollte, wenn er die Ehre des würdigen Mannes gerettet hätte, von dem man ſehr geringſchätzig urtheilen müſſe, wenn man ihn bloß aus der Schilderung kenne, die der Verfaſſer der

Charaktere Deutſcher Dichter ꝛc. (Bd. I. S. 175 — 177.) von ihm entworfen habe. — Küttner aber tadelt in Morhof nur den Dichter, nicht den Gelehrten und Literator, den er hochachtet, und die von Naſſer mitgetheilten Proben möchten auch ſchwerlich dazu geeignet ſein, jenen Tadel zu entkräften.

2) Ausführliche Nachricht über Morhof's Leben und Schriften findet man in einer von ihm ſelbſt verfaßten Biographie, die dem 1ſten Theil ſeines Polyhiſtors vorgeſetzt iſt, und in Reichard's Verſuch einer Hiſtorie der Deutſchen Sprachkunſt, S. 264 — 69.

§. 29. Jakob Böhme, Theoſoph.

Jakob Böhme iſt einer der berühmteſten Theoſophen und Myſtiker,[1]) der mit Hans Sachs das Schickſal theilt, von Vielen beſpöttelt, von Andern ungebührlich erhoben worden zu ſein, wie er denn auch im bürgerlichen Geſchäft und in dem Gange ſeiner Bildung ihm ähnlich iſt. Er war 1575 in Alt-Seidenberg, bei Görlitz in der Oberlauſitz, von armen Landleuten geboren, lernte das Schuhmacherhandwerk und betrieb ſolches bis an ſein Ende, 1624, zu Görlitz. Bei der Eigenthümlichkeit ſeiner geiſtigen Anlagen, unter welchen eine höchſt lebendige Phantaſie herrſchend hervortrat, entwickelte ſich in ihm allmählig eine Neigung für das Ueberſinnliche und Geheimnißvolle, ſo daß er in den Einwirkungen der Natur auf ſich eine Offenbarung Gottes empfand, und ſich einer höhern Eingebung theilhaftig hielt. Sein frommer Sinn, nicht minder ſeine ſitzende Lebensart, trugen wohl vorzüglich dazu bei, ſein brütendes Nachdenken über höhere Gegenſtände zu befördern, und ihn zu jenem beſchaulichen Leben hinzuführen, in welchem er, ohne höhere wiſſenſchaftliche Bildung, durch den Drang ſeiner Gemüths- und Phantaſie-Kräfte fortgeriſſen, ein Spiel ſeiner eigenen Täu-

ſchungen wurde. Mehrere Entzückungen und Geſichte, die er in dieſem aufgeregten Zuſtand hatte, und die er einer unmittelbaren Erleuchtung durch den Heil. Geiſt zuſchrieb, machten ihn zum Schriftſteller.[2]) Seine erſte Schrift, die er 1610 abfaßte, war die „Morgenröthe im Aufgange," nachher Aurora genannt, 1612, (N. A. Berlin 1780) weil der Verfaſſer ein Licht in ihr anzündet, für die, welche erkennen wollen. Hier verſucht er, ſeine Offenbarungen und Anſchauungen über Gott, Menſchheit und Natur niederzulegen, und es iſt ſowohl aus dieſer Schrift als aus allen nachfolgenden deutlich zu erſehen, daß er eine vertraute Bekanntſchaft mit der Bibel, beſonders mit den apokalyptiſchen Büchern derſelben, ſo wie mit einigen gelehrten, myſtiſchen und chemiſchen Schriften, namentlich dem Paracelſus (1493 — 1541), hatte. Verfolgungen der Geiſtlichkeit, die ihm daraus enſtanden, befeſtigten ihn in ſeiner unwiderlegten Ueberzeugung, und verbreiteten ſeinen Ruf, ſo daß er, von mehreren Seiten aufgefodert ſein Talent zu entwickeln, vom Jahr 1619 an, gegen 29 Schriften herausgab, unter denen die „Beſchreibung der drei Principien des göttlichen Weſens" am merkwürdigſten iſt. Alle dieſe Schriften bekunden ihn als einen gutmüthigen Schwärmer, der für andere Naturen unverſtändlich und unbegreiflich iſt, aber zugleich auch als einen kraftvollen, mit tiefen Anlagen begabten Geiſt, der für uns durch Kühnheit des Ausdrucks und Behandlung der Sprache wichtig iſt, und an dem nur die, aus Mangel an Ausbildung entſtandene, falſche Richtung tadelnswerth war. Abraham von Frankenberg wurde ſein Biograph, und veranſtaltete die Herausgabe ſeiner Schriften, die beſonders in Holland viele Freunde und Ueberſetzer fanden.[3]) Für unſere Zeit können ſie nur einen literariſch-hiſtoriſchen Werth haben;

die Leſung derſelben vermöchte in reizbaren Gemüthern einen Zuſtand der Geiſtesverwirrung zu bewirken.

Anmerk. 1) Das ihm von Einigen beigelegte Prädicat Philosophus teutonicus möchte unſern Philoſophen wohl etwas anſtößig erſcheinen.

2) In dem zweiten Bande des Polyhistor von Morhof befindet ſich folgendes Urtheil über Böhme: Exortus est Jacobus Böhme, homo plebejus sed miri ac singularis ingenii, cujus exstant tam theologica quam philosophica, plena abstrusorum sensuumque Cabalisticorum, de quibus quid dici debeat, non liquet. Lutheranae ecclesiae membrum fuit, totiesque a theologis nostris in examen vocatus sic respondit, ut illum damnare non ausi sint. (Dies ſoll unter andern im Jahre 1624 zu Dresden geſchehen ſein, wo er ſich von den dortigen Theologen examiniren ließ). Quaecunqe ab illo sunt scripta, videntur quasi per enthusiasmum scripta, nec dissimulavit ipse visiones et somnia sibi divinitus, ut dicebat, oblata. (Solche Erſcheinungen hatte er im Jahr 1600, wo er 7 Tage in einer Entzückung zubrachte, und 1610). Ceterum vir erat pius, pacificus, nemini molestus et quotidiano suo labore victitans etc. — W. T. Krug (ſ. deſſen Handwörterbuch der philoſophiſchen Wiſſenſchaften, Bd. I. Leipzig 1827. S. 322) ſagt von ihm: „er fiel in Folge der durch die Reformation und beſonders durch die kryptocalviniſtiſchen Streitigkeiten erregten Gährung der Gemüther auf Religionszweifel; und da er ſich dieſelben nicht zu löſen wußte, ſo bat er Gott um höhere Erleuchtung.“

3) Seine Werke ſind herausgegeben von J. G. Gichtel, Amſterdam 1682, 10 Theile. 8.; dann ohne Ort, 1730, 8. 5 Bände, und 1715, 4. 2 Bände; zuletzt von K. W. Schiebler, Leipzig, 1831 ff. 8., bis jetzt 2 Bde. Auch ins Engliſche überſetzt von William Law, London, 1765. 4 Bände 4., ſo wie ſich denn auch in England eine Böhmiſche Secte bildete. Auszüge erſchienen: Frankfurt und Leipzig 1800. 8., und von J. G. Rätze, Leipzig 1819. 8. — Vergl. Eberhard in

dem „Biographen" (Halle, Band I. St. 1. S. 107.) „Jakob Böhme, ein biographiſcher Verſuch" (Pirna 1801. 8.) in welcher Schrift ſich auch eine Menge ausgezogener Stellen befinden, und: Jakob Böhme, ein biograph. Denkſtein von de la Motte Fouqué (Greiz 1831. 8.)

§. 30. Hans Michael Moſcheroſch und Joh. Balthaſar Schuppe, proſaiſche Satiriker.

Moſcheroſch (eigentlich Moſenroſh) wurde geboren 1600 zu Wilſtädt in Hanau=Lichtenberg, und ſtarb als Kammer= und Conſiſtorial=Präſident zu Hanau 1669. Dieſer geiſtvolle, kenntnißreiche und durch vielſeitige Erfahrung gebildete Mann, ſchrieb „Wunderliche und wahrhafftige Geſichte Philanders von Sittewald, das iſt Straff=Schriften Hans Michael Moſcheroſch von Wilſtädt. In welchen aller Weltweſen, aller *Mänſchen* Händel mit ihren natürlichen Farben der *Eitelkeitt* ꝛc. bekleidet öffentlich auff die Schau geführtt, als in einem Spiegel dargeſtellet und geſehen werden," 2 Theile. 1650 und 1666 — 1667. 8. Das Ganze iſt eine ſelbſtändige Bearbeitung der Träume des Spaniſchen Dichters Francisco de Quevedo y Villegas aus Madrid (geb. 1580, geſtorben 1645) und enthält 14 Geſichte oder Träume, worunter ſich z. B. der Schergen=Teuffel, Venus=Narren, Soldatenleben, Letztes Gericht, Weiber=Lob, Thurnier, Todtenheer u. ſ. w. befinden. Die Satire iſt ernſt und launig, der Form nach nicht frei von unzeitiger Gelehrſamkeit und Sprachmengerei, aber reich an neuen Gedanken und gelungenen Gemälden. Für uns iſt dieſe Schrift ein ſchätzenswerther Beitrag zur Sittengeſchichte des 17ten Jahrhunderts. Ein Abdruck derſelben befindet ſich in der Bibliothek der wichtigſten Deutſchen proſaiſchen Satiriker und Humoriſten, Bd. I. Berlin 1830.

Viel Aehnliches mit ihm hat Joh. Balthaſar Schuppius oder Schuppe, geboren 1610 in Gießen, wurde nach vielen Reiſen im Auslande Profeſſor der Geſchichte und Beredſamkeit in Marburg, dann Darmſtädtiſcher Hofprediger und Conſiſtorialrath in Braubach, und zuletzt Paſtor in Hamburg, wo er 1661 ſtarb. Durch ein viel bewegtes Leben und mannichfachen Verkehr mit allen Ständen an Erfahrung reich, und ausgeſtattet mit gründlichen Kenntniſſen, die er durch Studium der Bibel, wie durch unabläſſige Beſchäftigung mit der alten und neuen Literatur ſich erworben, hatte er ſich zu einem offenen, freien Selbſtdenken erhoben, das nicht nur ſeinen Predigten und Andachtsbüchern ein eigenthümliches Gepräge aufdruckte, ſondern ihn beſonders befähigte, die Verirrungen, Gebrechen und Thorheiten ſeiner Zeit mit Kraft zu bekämpfen. Dies that er in einer witzigen, derben und durchgreifenden Sprache, an der nur die fremdartigen Wörter und Redensarten zu tadeln ſind, in mehreren für die Sittengeſchichte merkwürdigen Schriften, deren Sammlung unter dem Titel: „Lehrreiche Schriften" fünfmal, zuerſt 1663 zu Hanau, zuletzt 1719 zu Frankfurt a. M. in 2 Bänden 8. gedruckt worden iſt. Er verdient mehr beachtet zu werden.

§. 31. Adam Olearius, Reiſebeſchreiber.

Olearius, eigentlich Oelſchläger, wurde 1600 zu Aſchersleben geboren, war Hofmathematikus und Bibliothekar bei dem Herzog Friedrich III. von Holſtein-Gottorp und nahm mit Flemming (ſ. §. 14.) Theil an der Geſandtſchaftsreiſe erſt nach Rußland 1633, und dann nach Perſien zum Schach Sefi 1635. Als er 1639 wieder zurückkehrte, gab er eine Beſchreibung ſeiner Reiſe heraus: „Moscovitiſche und Perſianiſche Reiſebeſchreibung

vom Jahr 1633 — 39," deren erſte Ausgabe zu Schleswig 1647 erſchien, und vermehrt zu Hamburg 1696. Der Verfaſſer ſchildert was er geſehen und gehört in einer reinen, einfachen und angemeſſenen Sprache und macht durch die Form wie durch den reichen Inhalt ſeine Schrift zu einem der ausgezeichnetſten proſaiſchen Denkmäler ſeiner Zeit. (Proben davon gibt Piſchon's Handbuch d. P.)[1])

Sein Verdienſt beſchränkt ſich aber darauf nicht. Da er bei ſeinem Aufenthalt in Perſien des Dichters Saadi Guliſtan oder Roſenthal[2]) kennen gelernt hatte, ſo überſetzte er ſolches in Deutſche Proſa. Das Roſenthal erſchien zuerſt Schleswig 1654. 4. und zuletzt von Schummel, Wittenberg und Zerbſt 1775. 8. in einer moderniſirten Ausgabe. Eine Auswahl der darin vorkommenden Sprüche und Sinngedichte enthält W. Müller's Bibliothek Bd. IX. S. 127. ff. Olearius hat durch dieſe Ueberſetzung unſre Sprache mit neuen morgenländiſchen Bildern und Sprüchen ſehr bereichert.

Anmerk. 1) Ausführliche Nachricht über Olearius findet ſich in Molleri Cimbria litterata. Vergl. Jördens Lexikon Bd. IV. S. 94 — 99.

2) Saadi, oder Scheikh Mosleh — ed — din Saadi aus Schiras, geboren 1189, geſtorben 1291, ſchildert in ſeinem Guliſtan den Gang des menſchlichen Lebens myſtiſch — ſittlich — allegoriſch.

§. 32. Philipp von Zeſen, Sprachreiniger.

Wenn um die Zeit, als die verderblichſte Sprachmengerei ihr Unweſen trieb, und reines Deutſch weder in der Umgangsſprache noch in Schriften gefunden wurde, Männer auftraten, die es zu ihrem Geſchäft machten, dem böſen Zeitgeiſt entgegen zu wirken, und theils als Schriftſteller, theils durch Stiftung von Sprachgeſellſchaften den

Sinn für Reinheit vaterländiſcher Sprache und Sitte wieder zu beleben: ſo werden wir ihre Beſtrebungen allerdings als verdienſtlich betrachten, aber zugleich bedauern müſſen, wenn Ungeſchick und Schwärmerei den gewünſchten Erfolg verhinderten.

An der Spitze dieſer ſprachreinigenden Partei ſtand Philipp v. Zeſen (auch Cäſius) [1]) geboren zu Prirau im Anhaltiſchen 1619, geſtorben zu Hamburg 1689. Ohne Amt, bloß von Schriftſtellerei lebend, ſtand er bei Fürſten und Herren in hohem Anſehen, erhielt in der Folge mit dem Adel den Charakter eines Kaiſerlichen Pfalzgrafen und gekrönten Poeten, auch von mehreren Sächſiſchen Fürſtenhäuſern den Titel eines Raths. Nicht ohne poetiſche Anlagen und ausgezeichnet durch vielſeitige Kenntniß ſchrieb er eine große Menge kritiſcher, moraliſcher und poetiſcher Werke, aber ſeinen Ruf in der Literatur begründete er beſonders durch Sprachſchriften, in denen eine ſonderbare Eigenthümlichkeit und Hinneigung zu Tändeleien und Uebertreibungen am grellſten hervortritt. Der Hauptzweck ſeiner wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen war nämlich: die Deutſche Sprache von dem Fremdartigen zu reinigen, und die Rechtſchreibung auf einfachere Grundſätze zurückzuführen. Daran ſetzte er all' ſeine Kraft, Zeit, Geld und Bequemlichkeit. Wie redlich er es damit gemeint, ergibt ſich aus ſeinen eigenen Aeußerungen. In ſeinem Roſenmond, und zwar im ſechſten Geſpräch, behauptet er, daß die Deutſche Sprache gar nichts Fremdes haben oder borgen dürfe, und iſt ſehr übel auf Diejenigen zu ſprechen, welche die arme Sprache ſo radebrechen, wenn ſie den Urſprung der Wörter ergründen und bei den Haaren aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen herauszerren wollen, da vielmehr der Urſprung der Griechiſchen und Lateiniſchen Wörter in unſerer Sprache zu ſuchen und

auch zu finden ſei*). Im ſiebenten Geſpräch wünſcht er, daß alle Deutſche doch die Schriften Luthers, namentlich die Bibel, und die des Opitz fleißig leſen und ſtudiren möchten, weil darin reines Deutſch anzutreffen ſei, und daß doch Jeder den auf die Lateiniſche Sprache zu verwendenden Fleiß auf ſeine Mutterſprache hinrichten möchte, um dieſer und ſich ſelbſt einen unſterblichen Namen zu machen. In der Orthographie erklärt er die Buchſtaben c, q und y für entlehnt, unnütz und überflüſſig, welche die ganze Schreibrichtigkeit verwirren, und den Urſprung der Wörter verdunkeln. Auch das h hält er für keinen eigentlichen Buchſtaben, verbannt es aber nicht, doch will er es hinter dem t nicht leiden, weil ſich dies in einem Hauche nicht ausſprechen laſſe. Auch ordnet er das Alphabet anders. Vorzüglichen Fleiß verwandte er auf die Verdeutſchung der Kunſtwörter und überhaupt auf neue Wortbildungen. So heißen die Monate bei ihm: Neujahrsmond, Hornung, Lenzmond, Oſtermond, Mai- (Roſen- oder Wonne-)mond, Brachmond, Heumond, Aerntemond, Hartmond, Weinmond, Schlacht- oder Wintermond, Kriſt- oder Heiligmond. Ein Drama nennt er Geſprächſpiel, eine Komödie Freudenſpiel, eine Tragikomödie Freuden-Trauerſpiel oder Miſchſpiel, einen Act Hauptſatz oder Handlung, eine Scene Theil oder Aufzug. Selbſt die Namen Griechiſcher und Römiſcher Gottheiten verdeutſcht er, z. B. ſt. Diana Weidin, ſt. Vulcan Glutfang, ſt. Pomona Obſtin, ſt. Veſta Feurin, ſt. Grazien Holdinnen, ſt. Minerva Burginne oder Kluginne, ſt. Venus Luſtinne.

Zeſen fand mehrere Anhänger und Nachfolger, aber auch Verächter und Spötter. Jene ſchadeten ihm und der guten Sache, indem ſie die Neuerungen ihres Meiſters

auf die lächerlichſte und ungereimteſte Weiſe über- trieben; dieſe hafteten zu ſehr an einzelnen Albernheiten und Tändeleien, als daß ſie das Gute in dem Streben unſers Sprachreinigers hätten auffaſſen können. Man nannte ihn einen Sonderling, einen Grillenfänger, Wort- klauber, und, wie der bekannte Theolog Abr. Calow, einen corrumpuntium patriae linguae, indem man ihm Dinge aufbürdete, an die er nie gedacht hatte. So z. B. erklärt er es ſelbſt in ſeiner „Hochdeutſchen helikoniſchen Hechel" für eine unverſchämte, grobe, ehrloſe Schand- und Landlüge, daß man ihm Schuld gebe, als ob er Windfang f. Mantel, Sattelpuffert f. Piſtol, Zeu- gemutter f. Natur, Dachnaſe f. Schornſtein, Jung- fernzwinger f. Kloſter, Hausloch f. Thür u. ſ. w. geſchrieben habe, und das Wort Fenſter u. a. m. aus der Deutſchen Sprache verbannt wiſſen wolle. Durch- blättert man aber ſeine vielen Schriften über Sprache, ſo wird man dennoch auf eine Menge Ungereimtheiten ſtoßen, und Belege genug zu dem ihm gemachten Vorwurf der Schwärmerei und unerträglich tändelnden, abgeſchmackten Schreibart finden. So fängt er z. B. ſeine Vorrede zum Roſenmond alſo an: „Lieber Leſer, meine Liebe zu Dir hat endlich Deinen Haß zu mir überwunden. Dann ſiehe, ich ſchreibe aus Liebe, mit Liebe rede ich Dich an, und darum mußt Du auch ja mit Liebe antworten. Ich ſchreibe aus Liebe zur Sprache, aus Liebe zu Dir, aus Liebe zu meinem Vaterlande. Durch Liebe werde ich ge- trieben: von Liebe rede ich; mit Liebe vermiſche ich meine Reden, damit ſie ſolchergeſtalt verlieblichet, Dir, der Du Liebe liebſt, zu leſen belieben möchten. — Laß doch alſo, ei Lieber, die Lieblichkeit deiner Augen, lieber Leſer, die- ſes aus Liebe, von Liebe, mit Liebe, ja durch Liebe ge- ſchriebene Liebeszeichen lieblich, liebfällig und freundlich

anlächeln; nicht häßlich, nicht unlieblich, nicht neidiſch, nicht närriſch anſchielen [3])." Bei dem allen aber hat Zeſen die vornehme Verachtung, mit der ſeine Gegner auf ihn herabblicken, nicht verdient, da Er es doch war, der die Deutſchen auf die Bildſamkeit und den Reichthum ihrer Sprache aufmerkſam machte, der Sprachmengerei ſeiner Zeit einen Damm entgegenſetzte, und die verderbliche Gleichgiltigkeit gegen die Mutterſprache züchtigte. Daß er zu weit ging, und dadurch der guten Sache ſchadete, darf uns nicht hindern, das Verdienſtliche in ſeinen Bemühungen anzuerkennen. Auch ſind mehrere von ihm vorgeſchlagene Wortbildungen ſpäterhin wirklich in die Sprache aufgenommen worden [4]).

Anmerk. 1) Im Lateiniſchen ſchrieb er ſich Philippus Caesius, im Deutſchen bald Philip Zeſe, bald Philip Zäſien, bald Filip Zeſen, bald Filip von Zeſen, bald Filip Zeſen von Fürſtenau.

2) Ueber das Wahre und Unwahre dieſer Behauptung hat die neuere Zeit vielfache und gründlichere Forſchungen aufzuweiſen. Wir erinnern hier zunächſt und beſonders an die tiefen Unterſuchungen unſers Bopp und Graff, auch an die nach Alex. Murray von Adolph Wagner in 2 Bänden 8. Leipzig 1825 bearbeitete Schrift: „Zum Europäiſchen Sprachenbau, oder Forſchungen über die Verwandtſchaft der Teutonen, Griechen, Celten, Slaven und Juden," ferner an Kuithan's „Germanen und Griechen. Eine Sprache, Ein Volk, Eine auferweckte Geſchichte." Drei Hefte. Hamm 1822 — 1826, worin der Verfaſſer zu beweiſen ſucht, daß unſre Mutterſprache in Maſſe Griechiſch ſei, und daß jedes Deutſche Wort im Griechiſchen, und jedes Griechiſche im Germaniſchen ſich wieder finde. Aber durch welches, bis zur höchſten Spielerei getriebene Etymologiſiren, man zur Zeit Zeſen's die Wahrheit zu finden wähnte, davon gibt Pölmann (1652 Subrector am grauen Kloſter zu Ber-

lin) in ſeiner Dissertatiuncula de vocabulo Aegyptus einen höchſt ſprechenden Beweis. Hier theilt er die von ihm gemachte Entdeckung mit, daß alle Aegyptiſche Namen aus dem Plattdeutſchen herkommen. Dies zeigt er an dem Namen Aegyptus auf folgende Art: er ſtößt vorweg das t heraus, das nach ſeiner Meinung die Griechen eingeſchoben haben, und nennt alſo das Land Aegypus, d. i. ein eigener Hupe (Haufe), indem nach der Sprachverwirrung ein aigen Hupe (cohors peculiaris) in das Land gezogen ſei, das nachher von ihm den Namen Αιγυπος, des aigen Hupens Land bekommen habe. Hierauf jauchzet der überglückliche Etymolog:

Hem! vox composita est manifesta, oculisque patenter!
Faßt's ihr Händ', und ſchaut offene Augen hieher!
Hier iſt ein alter Sperling ohne Mühe gefangen!

3) S. Reichard's Verſuch einer Hiſtorie der Deutſchen Sprachkunſt. Hamburg 1747. S. 152 bis 195.

4) Vortheilhafte Urtheile über Zeſen als Sprachgelehrten findet man in Eccardi Hist. stud. etymol. ling. germanicae impensi, p. 233 und 34, und in Reichard's Verſuch einer Hiſtorie ꝛc.

§. 33. Zeſen's Schriften.

Von den zahlreichen Schriften Zeſen's in Deutſcher, Lateiniſcher und Holländiſcher Sprache, in Proſa und in Verſen, ſollen hier nur die wichtigſten ſeiner Sprachwerke angeführt werden. Dahin gehören:

1) „Hochdeutſcher Helikon, oder grundrichtige Anleitung zur hochdeutſchen Dicht- und Reim-Kunſt, wie ein hochdeutſches Reimband und Gedicht auf allerlei Art ohne Fehler recht und zierlich zu verfaſſen ſei; ſammt einem richtigen Anweiſer der gleichlautenden männlichen und weiblichen Reimwörter." (Wittenberg, 1640. 8.) Eine zweite vermehrte Auflage erſchien in 2 Theilen 1641, eine dritte in 3 Theilen 1649, und eine vierte 1656 zu

Jena und Berlin. — Dies Werk, welches zehn Jahre früher als der Harsdörferſche Trichter erſchien, war damals und lange nachher die geltendſte Deutſche Metrik. Es enthält zugleich mehrere Liebeslieder und die erſten eigenthümlichen anakreontiſchen Lieder in Deutſcher Sprache, die aber nur als metriſche Beiſpiele dienen ſollen.

2) „Hochdeutſche Sprachübung, oder unvorgreifliches Bedenken über die hochdeutſche Hauptſprache und derſelben Schreibrichtigkeit ꝛc.“ (Hamburg, 1643. 8. und Danzig, 1645. 12.) Der Inhalt iſt ein Geſpräch der Jungfer Adelmund mit Deutſchlieben und Liebholden, wodurch Zeſen ſeiner Schreibrichtigkeit einen freiern und ſicherern Weg bahnen wollte. Auch wird hier gezeigt, daß man Deutſch und nicht Teutſch ſchreiben müſſe, eine Unterſuchung, die man wiederholt in den neuern Zeiten wieder aufgenommen hat.

3) „Roſenmohnd, das iſt, in 31 Geſprächen eröffneter Wunderſchacht zum unerſchätzlichen Steine der Weiſen, darinnen unter andern gewieſen wird, wie das lautere Gold, und der unausſprächliche Schatz der hochdeutſchen Sprache, unſichtbarlich durch den Trieb der Natur, von der Zunge, ſichtbarlich aber durch den Trieb der Kunſt, aus der Feder, und beiderſeits, jenes den Ohren, dieſes den Augen vornähmlich, ſo wunderbarer Weiſe und ſo reichlich entſprüſſet.“ (Hamburg, 1651. 12.) — Von den 31 Geſprächen findet man hier nur 7, ſo daß dieſe als die erſte Woche des Roſenmonds zu betrachten ſind, wie auch der Schluß des Buchs zeigt: „und alſo nahm mit dieſem Tage die erſte Roſenwoche ihr gewünſchtes Ende.“ In dieſen Geſprächen erklärt ſich Zeſen beſtimmter über den Urſprung der Sprache, über Mundarten, und beſonders über das Deutſche Alphabet.

4) „Hochdeutſche helikoniſche Hechel, oder des Ro-

ſenmohndes zweite Woche, darinnen von der hochdeutſchen reinen Dichtkunſt und derſelben Fehlern, die ſich durch Pritſchmeiſterei, auch ſonſten in dieſelbe eingeſchlichen, ja wie ſolche zu verbeſſern, ſammt andern den Sprachliebenden nützlichen Dingen gehandelt wird." Hamburg, 1668. 8. Dieſe Hechel iſt eine Beurtheilung eines Gedichts auf den Geburtstag einer Geliebten, ebenfalls in Geſprächen, worin, bei vielem Ungehörigen, manche gute, Deutſche Sprache und Poeſie betreffende, Bemerkungen enthalten ſind *).

Auch in der Romanen-Literatur begegnen uns von ihm als Original: Simſon, eine Helden- u. Liebesgeſchichte, Nürnberg, 1679. 8., und als Nachbildung aus dem Franzöſiſchen des Herrn v. Scudery: Ibrahim's und der beſtändigen Iſabellen Wundergeſchichte. Amſterdam 1645. 12., ſo wie die Africaniſche Sophonisbe. Amſterdam 1646. Es iſt hiebei zu bemerken, daß die Einführung dieſer Heldenromane nach Franzöſiſchen Vorbildern in unſre Literatur eine neue Erſcheinung war. Seine Gedichte erſchienen unter den Titeln: Frühlingsluſt, Hamburg, 1642. 8.; Dichteriſche Jugendflammen, Hamburg, 1651, und Gekreuzigte Liebesflammen, Hamburg, 1653. 12. Einzelne Lieder ſind wohllautend und gefühlvoll.

Anmerk. *) ſ. Reichard's Hiſtorie ꝛc. a. a. O. Ferner: Jördens Lexikon ꝛc. S. 606 bis 623.

§. 34. Deutſche Geſellſchaften.

Sehen wir auf die Sprachgeſellſchaften, welche in der erſten Hälfte des 17ten Jahrhunderts entſtanden, ſo hatten ſie den gemeinſchaftlichen Zweck, die fremden Wörter aus der Deutſchen Sprache zu verbannen. Die meiſten Dichter und Sprachgelehrten dieſes Zeitraums gehörten einer oder auch mehreren dieſer Geſellſchaften als Mit-

glieder an, indem das Gefühl der Schmach, in der die Deutſche Sprache ſich befand, und die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, ſie zu reinigen, um ſo allgemeiner war, als man durch Luther die hohen Anlagen derſelben zu ahnen gelernt hatte [1]).

1) Den Anfang macht die fruchtbringende Geſellſchaft, oder der gekrönte Palmenorden, welcher zu Weimar am 24. Auguſt 1617 geſtiftet wurde, und wie Hille (der Unverdroſſene) ſich in ſeinem „Teutſchen Palmbaum" S. 17 ausdruckt: „die Mutterſprache in ihrem gründlichen Weſen und rechten Verſtand, ohne Einmiſchung fremder, ausländiſcher Flickwörter, ſowohl im Reden, Schreiben als Gedichten, aufs zier- und deutlichſte zu erhalten und auszuüben" bezweckte. Die erſte Anregung dazu gab Caspar von Teutleben, der bei der Herzogl. Tafel zu Weimar das Geſpräch auf die gelehrten Geſellſchaften in den angeſehenſten Städten Italiens leitete, und den Vorſchlag zu einer ähnlichen Geſellſchaft in Deutſchland machte. Ludwig, Fürſt von Anhalt, der bei der Tafel zugegen war, brachte den Vorſchlag in Ausführung, und wurde dafür zum Oberhaupt der Geſellſchaft gewählt. Ein Saal auf dem Schloſſe zu Köthen war zu den Verſammlungen beſtimmt, und um dem Orden mehr Schutz und Dauer zu verſchaffen, wurde ausgemacht, daß allemal ein Deutſcher Reichsfürſt das Oberhaupt deſſelben ſein ſollte. Das Emblem der Geſellſchaft war ein Palmbaum mit dem Denkſpruch: Alles mit Nutzen. Die Mitglieder hatten ihren Rang nach dem Alter der Aufnahme, ſonſt herrſchte unter ihnen vollkommene Gleichheit. Dieſe kund zu geben, wurde nach dem Beiſpiele der Italiäniſchen Akademieen jedem Mitgliede ein Ordensname zugetheilt, der öfters charakteriſtiſch, nicht ſelten aber von unweſentlichen und zufälligen Dingen ent-

lehnt, ſogar abgeſchmackt und kindiſch war. So hieß Opitz der Gekrönte, Logau der Verkleinernde, Andr. Gryph der Unſterbliche, v. Zeſen der Wohlſetzende; Andere aber wurden der Dicke, Fette, Gemäſtete, Klebrichte, Beregnete, Unanſehnliche ꝛc. genannt. Im Jahr 1680 löſ'te ſich der Orden auf, nachdem er über 800 Mitglieder aufgenommen hatte, unter denen aber nur wenige Gelehrte, und noch weniger Schriftſteller ſich befanden [2]).

2) Die Teutſchgeſinnte Genoſſenſchaft oder Roſengeſellſchaft, welche zu Hamburg 1643 den 1ſten Mai oder Roſenmonat von Philipp v. Zeſen, Dietrich Peterſohn und Hans Chriſtoph von Liebenau errichtet wurde. Als die Geſellſchaft ſtärker wurde, theilte man ſie in beſondere Zünfte, welche die beſondern Namen Roſen-, Lilien-, Nägelein- und Haupt- oder Rauten-Zunft erhielten. Auch in ihr hatte jedes Mitglied ſeinen Geſellſchaftsnamen; Zeſen z. B. hieß der Färtige (Fertige). Selbſt Frauenzimmer gehörten zu dieſem Orden, der — wie es ſcheint — im Anfang des 18ten Jahrhunderts ſeine Endſchaft erreicht hat [3]).

3) Der gekrönte Blumenorden an der Pegnitz, oder die Geſellſchaft der Pegnitzſchäfer, wurde zu Nürnberg 1644 von Harsdörfer und Klaj geſtiftet. Die Mitglieder dieſer Verbindung erhielten bei ihrem Eintritt einen Schäfernamen, z. B. Myrtill, Damon, Daphnis, Meliböus ꝛc. Noch jetzt iſt der Orden nicht ganz ausgeſtorben, obwohl ſeine frühere Wirkſamkeit aufgehört hat [4]).

4) Der Schwanenorden an der Elbe, von J. Riſt im Jahr 1660 geſtiftet [5]). Er hörte mit Riſt's Tode 1667 wieder auf.

Dieſe und mehrere andere viel beſpöttelte Geſellſchaften ſind von Seiten ihres Zwecks, die Deutſche Sprache

zu reinigen und auszubilden, und der Poeſie zu huldigen, ſehr achtungswerth. Sie haben aber bei der Ungleichartigkeit ihrer Mitglieder nicht das gewirkt, was ſie wollten; denn ſie verfielen in Spielerei und Abgeſchmacktheit; indeſſen darf dies nicht hindern, das urſprüngliche Streben nach dem Beſſern, die Einmüthigkeit und den Sinn, womit ſie der verlaſſenen Sprache ſich anzunehmen beabſichtigten, anzuerkennen.

Anmerk. 1) Eine gedrängte Ueberſicht der verſchiedenen Deutſchen Sprach-Geſellſchaften, gibt O. Schulz in der Schrift: die Sprachgeſellſchaften des ſiebzehnten Jahrhunderts. Berlin, 1824. 8., und der Erſte Bericht an die Mitglieder der Deutſchen Geſellſchaft in Leipzig. Daſ. 1827. gr. 8. S. 9—23.

2) Zur Geſchichte dieſes Ordens ſ. „der neuſproſſende Deutſche Palmbaum, oder ausführlicher Bericht von der Hochlöblichen fruchtbringenden Geſellſchaft Anfang, Abſehen, Satzung, Eigenſchaft und derſelben Fortpflanzung ꝛc. von dem Sproſſenden (Georg Neumark).“ Nürnberg 1668. 8. Ein Auszug daraus ſteht in dem Journal von und für Deutſchland 1784. St. 3. S. 233—241.

3) S. das „Hochdeutſche helikoniſche Roſenthal (von Zeſen)“ Amſterdam, 1669. 8. Desgleichen „der ganzen Hochpreiswürdigen Deutſchgeſinnten Genoſſenſchaft ſämmtlicher vom 1643 Jahre nach der heil. Geburt an bis in das 1685 nach einander einverleibten Zunftgenoſſen, Zunft-, Tauf- und Geſchlechtsnamen ꝛc.“ Wittenberg, 1685. 8. Dieſes Verzeichniß Zeſens hat der Rector Joh. Peisker bis auf's Jahr 1705 fortgeſetzt.

4) (J. Herdegen) Hiſtoriſche Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang, von Amaranthes. Nürnberg, 1744. 8.

5) S. Candorins (Conr. v. Hövelen) Zimberſchwan, darin des Hochlöblichen edlen Schwanenordens Anfang, Zunehmen ꝛc. entworfen. Lübeck, 1666. 8. Und ebendeſſelben: Thränenfließender Zimberſchwan, Lübeck 1668. 8.

Zweite Schleſiſche Schule.

§. 35. Uebergang.

Wenn ſchon während der Blüthezeit der erſten Schleſiſchen Schule einige der genannten Dichter und Proſaiker von der Einfachheit unſers Opitz abwichen, andere eine ganz entgegengeſetzte Richtung einſchlugen: ſo waren damit auch im Einzelnen ſchon Vorzeichen eines ſich verſchlechternden Geſchmacks gegeben, der leider zunehmend, in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts der herrſchende wurde. Wir bezeichnen hier als ſolche, die beſonders in der lyriſchen Poeſie den Dichterſchmuck der Italiäner lieb gewannen: Siegmund von Birken (eigentlich Betulius, geboren 1625, geſtorben 1681), Jacob Schwiger (geſtorben 1665) bekannt unter dem Schäfernamen Filidor der Dorferer, und Daniel Schirmer (der 1650 als Bibliothekar zu Dresden lebte), nebſt den ſchon genannten Klai und Harsdörfer, die alle, wenn auch talentvoll, die Ueppigkeit in ſinnlichen Darſtellungen und Bilderſpielen für das Weſen der Dichtkunſt anſahen, und in ihrem Streben nach dem vermeintlich Höheren in's Gezierte, Abgeſchmackte und Unſittliche verfielen. So bildete ſich eine neue Schule, deren Häupter zwei Schleſier waren, Hoffmannswaldau und Lohenſtein, daher ſie die zweite Schleſiſche genannt wird, und ihrem Charakter nach als die prunkvolle bezeichnet werden kann.

§. 36. Chriſtian Hoffmann von Hoffmannswaldau.

Die beiden Koryphäen dieſer Schule ſtanden in ihren bürgerlichen Verhältniſſen wie in ihrer Intelligenz auf einer Stufe, die ihnen die Achtung ihrer Zeitgenoſſen erwarb; aber in ihrer poetiſchen Gefühls- und Phantaſiebildung huldigten ſie jener ungezügelten Freiheit, die alle Grundſätze ſittlicher Reinheit verletzt.

Hoffmann von Hoffmannswaldau wurde 1618 zu Breslau geboren, und ſtarb daſelbſt 1679 als Kaiſerl. Rath und Rathspräſes, im 61. Jahre ſeines Alters. Er war ein Mann, der, mit nicht gemeinen Anlagen, Kenntniß der alten und neuern Sprachen verband, und auf ſeinen Reiſen durch die Niederlande, England, Frankreich und Italien ſich Welt- und Menſchenkenntniß erworben hatte. Aber er verirrte ſich auf dem Wege ſeiner Bildung, auf dem früherhin Opitz ihm als Muſter geleuchtet, indem er angeſteckt von ſeinem Zeitgeiſt, das Studium der Natur und der Alten verließ, und Franzöſiſchen und Italiäniſchen Dichtern, unter dieſen dem Guarini, Loredano, beſonders aber dem Marino, unbeſonnen nachſchwärmte, wodurch er ſeine Phantaſie theils mit ſo genannter Franzöſiſcher Galanterie, theils mit Italiäniſchem Schwulſt befleckte, ſeinen Geſchmack verunreinigte, und die Innigkeit und Wahrheit ſeines Deutſchen Gefühls einbüßte. Seine Gedichte, obwohl ſie ihm zu ſeiner Zeit einen bedeutenden Namen machten, zeigen, faſt ohne Ausnahme, ein verunglücktes Streben nach Witz, ein Haſchen nach Metaphern, Wortſpielen, Gleichniſſen und Antitheſen, womit er die gemeinſten und alltäglichſten Gedanken aufzuſtutzen ſuchte, und eine gewiſſe Unzüchtigkeit im Ausdruck, indem er ſich (beſonders in ſeinen galanten Gedichten und verliebten Arien) die ſchlüpfrigſten Anſpielungen und ſchmuzigſten Zweideutigkeiten erlaubt, ſo daß er auf der einen Seite abgeſchmackt und albern, auf der andern unſittlich, folglich undeutſch erſcheint. Wenn ihn aber ſeine Zeitgenoſſen bewunderten, ſo erklärt ſich dieſer Beifall aus der Allgemeinheit eines verderbten Geſchmacks, von dem ſelbſt die Beſſern, wie Andreas Gryph, ſich nicht frei erhalten hatten [1]).

Seine Gedichte ſind theils von ihm ſelbſt, theils nach

ſeinem Tode von Andern unter verſchiedenen Titeln herausgegeben worden. Die bekannteſten Ausgaben ſind vom Jahre 1673, 80, 89, 1704, 17, 30, ſämmtlich zu Breslau. Mit den Gedichten Anderer z. B. des Lohenſtein, verbunden, findet man ſeine poetiſchen Arbeiten in der von Benjamin Neukirch (geſtorben zu Anſpach 1729 als Markgräfl. Hofrath) beſorgten Sammlung: „Herrn von Hoffmannswaldau und anderer Deutſchen auserleſene und bisher ungedruckte Gedichte, nebſt einer Vorrede von der deutſchen Poeſie.“ Sieben Theile. Leipzig, 1695 — 1727. 8. N. A. Ebendaſ. 1734. 8., welches eine der älteſten Blumenleſen iſt; indeſſen hat Neukirch hin und wieder etwas geändert und auch Manches unter Hoffmanswaldau's Namen aufgenommen, das nicht von ihm herrührt.

Die wichtigſten ſeiner poetiſchen Arbeiten ſind:

1) „Der getreue Schäfer,“ eine Ueberſetzung von Guarini's (geſtorben 1612) Pastor Fido, einer Tragikomödie, die, in der Urſprache, zu ihrer Zeit viel Glück machte, aber in der Ueberſetzung oder vielmehr Nachbildung in Deutſchen Reimen, ſehr weitſchweifig und langweilig iſt.

2) „Der ſterbende Sokrates.“ In Proſa, aber mit Verſen untermiſcht, größtentheils aus dem Franzöſiſchen des Théophile Socrate mourant.

3) „Heldenbriefe [2]).“ Dieſe Gedichte Hoffmannswaldau's ſind darum merkwürdig, weil ſie die erſten Deutſchen Heroiden ſind. Das iſt aber auch Alles, was man an ihnen rühmen kann; denn von warmer inniger Empfindung haben ſie kaum eine Spur, wohl aber ſtrotzen ſie von ſittlichem Schmuz, unanſtändigen Zweideutigkeiten und Unſinn.

Außerdem finden wir in der Sammlung ſeiner Werke

noch geiſtliche Oden, vermiſchte Gedichte, galante Gelegenheitsgedichte, Sinngedichte und poetiſche Grabſchriften. Sie haben alle dieſelben Fehler des geſuchten Witzes, der überladenen, oft ſchamloſen Bilderſprache, wenn gleich auch eine gewiſſe Leichtigkeit in der Darſtellung und Gewandtheit der Sprache nicht zu verkennen iſt [3]).

Anmerk. 1) Sogar Andreas Gryph ſagt, daß Hoffmannswaldau lauter Wunder ſpreche. — Am ärgſten aber trieb es Lohenſtein, der in einer, 46 Seiten langen Leichenrede, die er ſeinem Freunde hielt, allen Schmuck der Sprache und alle Hyperbeln borgt, um ſich in Ruhmreden zu erſchöpfen. Doch gibt ihm eben nichts nach Heinrich Mühlpfort (ein Gelegenheitsdichter zu Breslau), von dem Hoffmannswaldau in einem Gedichte pater patriae, sanctissimus justitiae custos, vindex legum, ingenii dictator, arbiter aevi genannt wird. Er erzählt, bei Hoffmannswaldau's Tode hätten die Najaden und Dryaden in Thränen geſchwommen und ſich die Bruſt zerſchlagen, Apollo habe die Cither weggeworfen, und nicht ferner dem verwaiſ'ten Pindus vorſtehen wollen.

2) Bekanntlich war Ovid Erfinder dieſer Dichtart, die man auch elegiſche Epiſtel nennt, indem ſie im Tone einer Elegie und in der Form eines Schreibens abgefaßt iſt.

3) Ein Mehreres über ihn in oben erwähnter Lohenſteiniſchen Lobrede (Breslau, 1679. 8.), die gewöhnlich den Anhang bei den Ausgaben der Hoffmannswaldauſchen Gedichte ausmacht, aber in einem ſehr geſchraubten poſſierlichen Tone abgefaßt iſt.

§. 37. Daniel Caspar von Lohenſtein.

Noch überboten wurde Hoffmannswaldau von Lohenſtein. Dieſer, 1635 zu Nimptſch in Schleſien geboren, ſtudirte die Rechte, unternahm eine große Reiſe durch Deutſchland, die Schweiz und Niederlande, und ſtarb als

Kaiſerl.

Kaiſerl. Rath und Stadtſyndikus zu Breslau 1683. Das unverkennbare poetiſche Talent dieſes Dichters entwickelte ſich ſehr früh, denn ſchon im funfzehnten Jahre ſchrieb er drei Trauerſpiele: Ibrahim Baſſa, Agrippina und Epicharis. Auch beſaß er ungemein viel Kenntniß, beſonders in der Geſchichte und den Alterthümern, und las und ſtudirte die vorzüglichſten Schriften der Italiäner, Franzoſen und Spanier. Beides, Talent und Kenntniß, zeigen ſich auch überall in ſeinen Gedichten, und erheben ihn nicht nur über Hoffmannswaldau, ſondern über viele berühmte Namen ſeiner Zeitgenoſſen und Vorgänger. Dennoch iſt er ein kaum erträglicher Dichter, da es ihm bei aller Fruchtbarkeit der Phantaſie ſo ganz an reinem Naturſinn und Geſchmack fehlt, und er ſein Talent nur zu gebrauchen ſcheint, um im Fehlerhaften ausgezeichnet zu ſein. Denn alle ſeine Gedichte ſind voll von Schwulſt und Unſinn, und die einzelnen ſchönen Gedanken und warmen Gefühle erſticken unter dem Wuſte von unnatürlichen Bildern oder platten Gemeinheiten und ekelhafter Ueberladung witzhaſchender und prunkender Ausdrücke. Der Grund dieſer Geiſtesverwirrung iſt in den Schriften zu ſuchen, nach denen er ſich bildete. Unter den Alten las er nämlich am liebſten den Seneca, unter den Neuern die ſchwülſtigen Italiäner Marino und Guarini; alles Uebrige beachtete er nur in ſo fern, als es ihm darum zu thun war, in ſeinen eigenen Gedichten darauf anzuſpielen und ſeine Beleſenheit zu zeigen. Eitelkeit und unglückliche Begierde etwas Neues und Außerordentliches zu ſagen, verleiteten ihn, ſich nur das Fehlerhafte jener Schriftſteller anzueignen, und da er in der Folge bemerkte, daß ſeine neue Manier ſogar Freunde und Bewunderer fand, ſo gefiel er ſich in ſeinen Unarten immer mehr, daher er die betretene Bahn auch nicht wieder verlaſſen mochte. So

übertrifft er noch durch ſeine Verſchrobenheit und Unnatur den Hoffmannswaldau (wenn er gleich in ſeiner Sprache etwas ſeltener Keuſchheit und Zucht verletzt), und wurde dadurch Mitſtifter der zweiten Schleſiſchen Schule, deren Anhänger man gewöhnlich Lohenſteinianer nennt, und damit faſt ſprichwörtlich Schwulſt und Unnatur bezeichnet.

Unter den poetiſchen Arbeiten dieſes Dichters charakteriſiren ihn ſeine Trauerſpiele am meiſten. Außer ſeinen ſchon oben genannten Jugendarbeiten, unter denen Ibrah. Baſſa die erſte, und Agrippina die ſchmuzigſte iſt, beſitzen wir von ihm noch Kleopatra, Sophonisbe und Ibrah. Sultan (welches Stück Wachler eine Blumenleſe ſeltener Verbrechen nennt). Sie haben alle einen gemeinſchaftlichen Charakter: die Perſonen handeln nicht, ſondern ſie reden, und zwar immer in Lohenſteiniſcher Manier, gelehrt und ſchwülſtig, in den prunkendſten Bildern und Sentenzen, und blinken und duften von Edelſteinen und Spezereien. Uebrigens ſind ihm Ort und Zeit, wie Züchtigkeit im Ausdruck, ſehr untergeordnete Dinge. Dieſelbe Unart findet man in ſeinen übrigen Gedichten, die er unter dem Namen Blumen geſammelt hat, und die — unter den Ueberſchriften Himmelſchlüſſel, Roſen, Hyacinthen — theils geiſtliche, theils Liebes- und Hochzeit-, theils Begräbnißgedichte in ſich begreifen. Lohenſtein ſelbſt ſammelte ſeine Trauerſpiele und andere Gedichte unter dem Titel: „Trauer- und Luſtgedichte.“ (Breslau, 1680. 8.) Die Trauerſpiele ſind zugleich mit ſehr gelehrten hiſtoriſch-kritiſchen Anmerkungen ausgeſtattet. Nach ſeinem Tode wurde dieſe Sammlung öfters wieder aufgelegt, z. B. 1689, auch mit ſeiner Lebensbeſchreibung verſehen. Die neuſte Ausgabe hat den Titel: „D. C. v. Lohenſtein's ſämmtliche geiſt- und weltliche Gedichte.“ Leipzig 1733. 8.)[1])

Unendlich höher ſteht Lohenſtein in der proſaiſchen Schreibart. Zwar auch hier Sonderling und Original im Fehlerhaften, zeigt er doch mehr, was er zu leiſten fähig war, und gibt uns oft Veranlaſſung zu bedauern, daß er ſein Talent nicht ausſchließlich der Proſa gewidmet hat. Sein Hauptwerk in dieſer Hinſicht iſt ſein „Arminius und Thusnelda," eine Heldengeſchichte von ungewöhnlichem Umfang, die erſt nach dem Tode des Dichters von B. Neukirch, Leipzig 1689 und 1690, 2 Bde. 4. herausgegeben, von des Verfaſſers Bruder Hans Caspar v. Lohenſtein fortgeſetzt, und — als auch dieſer ſtarb — von dem Prediger Chriſt. Wagner zu Leipzig beendet und von G. Chr. Gebauer, Leipzig 1731 bekannt gemacht wurde. Der edle Stoff, den Lohenſtein hier bearbeitet, *ſcheint* ihm Deutſche Geſinnung und Deutſche Kraft wiedergegeben zu haben, denn es ſind ihm einzelne Reden und Schilderungen oft ſo gut geglückt, daß ſie als Muſter einer männlichen und gedrängten Proſa ausgezeichnet zu werden verdienen, wie ſchon Moſes Mendelsſohn dieſes Urtheil über ihn ausgeſprochen hat [2]). Nur wo er in Verſen ſpricht, verfällt er wieder in ſeine gerügten Fehler.

Anmerk. 1) Ueber Lohenſtein's Leben und Gedichte ſ. ſeines jüngern Bruders „Hans Caspar v. Lohenſtein kurz entworfener Lebenslauf," der mehreren Ausgaben der Lohenſteiniſchen Gedichte beigefügt iſt.

2) S. Literaturbriefe Th. XXI. Brief 313. S. 139 — 144, wo Mendelsſohn unter andern ſagt: „Sein (Lohenſtein's) proſaiſcher Styl hat gute Eigenſchaften, die man bei vielen Tadlern ſeiner Schriften vergebens ſuchen würde. Ich finde an vielen Stellen ſeines Arminius einen hiſtoriſchen Styl, den ſich unſre Geſchichtſchreiber zum Muſter nehmen könnten. Gedrungene Kürze, runde Perioden, kernhafte Ausdrücke und eine Beredſamkeit, die an's Erhabene grenzt, wird man an dieſem ungeheuern Romane öfter

finden, als man glauben ſollte" ꝛc. ꝛc. Bruchſtücke des Helden-Romans ſind abgedruckt in Piſchon's Handbuch der Deutſchen Proſa, S. 361 — 374.

§. 38. Anhänger der Hoffmannswaldau-Lohenſteinſchen Manier.

Die Anhänglichkeit an Lohenſtein zeigte ſich beſonders bei ſeinem Tode. Man glaubte, ſeine Talente und Verdienſte nicht genug ſchätzen zu können, und feierte daher ſein Andenken durch eine Menge von Lob- und Trauergedichten, die durch ihren tändelnden Charakter verrathen, zu welcher Partei ihre Verfertiger ſich bekannten. Wirklich beherrſchte auch die prunkvolle, ſchwülſtige und undeutſche Manier der beiden Vorgenannten mehr oder weniger die meiſten damals lebenden Dichter, die beſonders in dem Lohenſtein ihren Meiſter erkannten, und, wenn nicht geradezu ihm ſklaviſch nachtraten, doch wenigſtens in ihrem literariſchen Streben eine, dem Opitz entgegengeſetzte Richtung nahmen. Es iſt daher dieſer Zeitabſchnitt des 17ten Jahrhunderts nur als ein ſchroffer Gegenſatz der erſten Opitziſchen Schule merkwürdig, denn die meiſten in ihm vorkommenden Dichter ſind ganz namenloſe Erſcheinungen, die gar nicht oder nur flüchtig erwähnt zu werden verdienen. Der bedeutendſte unter ihnen iſt: Heinrich Anſelm von Ziegler und Klipphauſen, geb. in der Lauſitz 1653, geſtorben 1697. Er hatte alle ſchmuzige und prunkende Fehler des Lohenſteinſchen Modegeſchmacks im hohen Grade. Sein merkwürdigſtes, viel geleſenes Buch iſt der Roman: „Die Aſiatiſche Baniſe, oder das blutige doch muthige Pegu," in 2 Theilen, Leipzig, 1688. 8., der im achtzehnten Jahrhundert mehrmals aufgelegt und unter ähnlichen Titeln nachgeahmt worden. Der Plan des Buchs iſt verworren, die Phantaſie in demſelben überſpannt, die Schreibart ſchwülſtig, albern,

gemein. Seine „Heldenliebe der Schrift alten Teſtaments“ (Leipzig, 1691. 8.) iſt eine affectirte, ſüßliche Proſa mit abwechſelnden Heroiden, die zwiſchen Perſonen des A. T. gewechſelt werden. Auch ſein „Hiſtoriſcher Schauplatz der Zeit“ Leipzig, 1695. ff. iſt nach Inhalt und Form von geringem Werth, fand aber zu ſeiner Zeit als Unterhaltungsbuch viele Leſer.

Anm. S. Eichhorn's Geſch. d. Lit. ꝛc. Bd. IV. Abth. 2.

§. 39. Poetiſche Erſchlaffung.

Während die Lohenſteinſche Partei immer kühner den Parnaß hinauf ſtrebte, blieben Andere vorſichtig an dem Fuße des Gebirges zurück; Viele aber auch glaubten, die rechte Mitte halten zu müſſen, die ihr Muſaget Opitz ihnen bezeichnet hatte. Jeder pries ſeinen Standpunkt als den rechten, und ſuchte die Schauenden herauf- oder herabzuziehen.

Der erſten Partei, obgleich ſie die ſchwindelnde Höhe des Lohenſtein als gefährlich erkannte, fehlt es an Kraft und poetiſcher Erhebung; was ſie zurückhielt, war weniger Abneigung vor dem Ueberſpannten, als Abſpannung und Erſchlaffung ſelbſt. Daher löſ'te ſich in ihrem Kreiſe der poetiſche Dunſt Lohenſtein's in Waſſer auf; die Begeiſterung verlor ſich in fade Zier und Geſchwätzigkeit, und was ihrer ärmlichen Schöpferkraft entſtieg, waren nüchterne Gedanken, geiſtloſe, wäſſerige Reime. Man hat dieſe Partei, die ebenfalls einen Schleſier an ihrer Spitze hatte, nicht ſelten mit dem Namen der dritten Schleſiſchen Schule belegt, obwohl ſie bei ihren geringen und matten Leiſtungen keine bedeutende Wirkſamkeit gehabt hat.

Neben her wirkte noch die zweite gemäßigte Partei, obwohl ſchwächer, in Opitz Geiſt, bis zu dem Anfang

des 18ten Jahrh. in friedlicher Stille fort, bis endlich durch vielfache Fehde der Parteien ſich ein beſſeres Element herausſchied, das von geiſtvolleren Köpfen aufgefaßt, benutzt und zu ſchöneren poetiſchen Gebilden geformt wurde.

§. 40. Einige Dichter der erſchlaffenden Partei.

Wir begnügen uns hier mit wenigen Namen.

1) Der Erſte, der es verſuchte, einen neuen Weg zu betreten, iſt Benjamin Neukirch, in einem Schleſiſchen Dorf Reinke geboren 1665, geſtorben als Anſpachſcher Hofrath 1729. Anfänglich ein großer Anhänger der Hoffmannswaldau-Lohenſteinſchen Schule, wollte ihm in der Folge, als er ſich durch die Franzoſen ausgebildet hatte, der ſchwülſtige Styl nicht mehr gefallen; er bemühte ſich daher natürlich und verſtändlich zu ſchreiben, wurde aber aus Mangel an Kraft wäſſerig und ſank endlich zu einem platten Reimer herab. Als ſolcher erſcheint er beſonders in ſeinen Eklogen und ſeiner poetiſchen Ueberſetzung des Telemach. Eine Auswahl ſeiner Gedichte veranſtaltete Gottſched, Regensburg, 1744. 8., nebſt einer Lebensbeſchreibung des Dichters. Ihm gleich iſt

2) Joh. v. Beſſer, geb. 1654 in Kurland, und geſt. 1729 als Ober-Ceremonien-Meiſter und Hofpoet zu Dresden. Früherhin ein unſittlicher Lohenſteinianer, doch nicht ohne Geiſt; ſpäter ein ſchlechter Reimer. Seine Werke ſind herausgegeben von König, Leipzig, 1732. 2 Bde. 8.

3) Ulrich v. König, geb. 1688 zu Eßlingen in Schwaben, geſtorben 1744. Er war ein Amts-Nachfolger des vorigen *). Auch er war ein Anhänger Lohenſtein's, verfiel aber nachher in eine platte Natürlichkeit. Unter ſeinen Zeitgenoſſen fand er Bewunderung durch ſein epiſches Gedicht: „Auguſt im Lager", welches die Zuſam-

menkunft der Könige von Polen und Preußen im Lager bei Mühlberg zum Gegenſtande hat. Es iſt aber nur der erſte Geſang, Dresden 1735, erſchienen. Eine Sammlung ſeiner Gedichte gab J. L. Roſt, Dresden 1745. 8., heraus.

4) Auguſt Bohſe, genannt Talander, geb. 1661, geſt. nach 1730, ein galanter Sprachmenger, der viele Reimgedichte und Unterhaltungsſchriften zum Broderwerb verfertigte, auch Muſterbriefe ſchrieb, z. B. wie Jemand um Verzeihung bitten ſoll, der ſich in Geſellſchaft eines zarten Frauenzimmers betrunken. Von gleichem Schlage iſt ſein Schüler

5) Ch. F. Hunold, genannt Menantes, geb. 1680, im Thüringiſchen, geſt. 1721, auf den wir nachher (ſ. §. 42.) noch einmal zurückkommen.

*) Beide Dichter erinnern an eine lächerliche Sitte damaliger Zeit, die hier eine flüchtige Erwähnung verdient. Es waren nämlich am Dresdner Hofe gewiſſe Perſonen, unter dem Namen Pritſchmeiſter, angeſtellt, die bei den öffentlichen Schießfeſten und andern Luſtbarkeiten auf die hohe Herrſchaft ſowohl, als auf die dabei befindlichen Hofleute aus dem Stegreife Verſe machen und die Geſellſchaft beluſtigen mußten. Nach dem Tode des bisherigen Pritſchmeiſters Beſſer ließ der König von Polen und Kurfürſt von Sachſen, Friedrich Auguſt, dem durch ein Lobgedicht ihm bekannt gewordenen Dichter König dieſes Amt antragen. König aber hatte eben nicht Neigung, daſſelbe in der alten Art und mit dem bisherigen Namen eines Pritſchmeiſters zu übernehmen, ſondern ſchlug den Dichter Günther vor, der aber die Gnade des Kurfürſten dadurch verſcherzte, daß er vor demſelben betrunken erſchien. Hierauf nahm König das Amt ſelbſt an, doch in ganz veränderter Geſtalt. Der verhaßte Name eines Pritſchmeiſters fiel weg, die vorige Kleidung deſſelben wurde in die ordentliche eines alten Römiſchen Herolds verwandelt,

und ihm ſelbſt der Charakter eines Königl. Geheim-Sekretairs und Hofpoeten beigelegt.

§. 41. Bemerkenswerthe Dichter der gemäßigten Partei.

Andere Dichter trafen beſſer die glückliche Mitte zwiſchen den beiden Schleſiſchen Schulen. Dahin gehören:

1) Hans Aßmann v. Abſchatz, aus Würbitz in Schleſien, wurde geboren 1646, ſtarb 1699. Nicht frei vom Lohenſteinſchen Geſchmack, milderte er doch den Prunkton deſſelben ſehr in ſeinen geiſtlichen und weltlichen Liedern, die viel Vortreffliches enthalten. Auch als Ueberſetzer des Paſtor fido ſteht er höher als viele ſeiner Zeitgenoſſen. Eine Sammlung ſeiner dichteriſchen Leiſtungen erſchien unter dem Titel: „Poetiſche Ueberſetzungen und Gedichte. Breslau 1704. 8." aus dem W. Müller *eine* Auswahl von Liedern und Sinngedichten im *6ten* Bde. ſeiner Bibliothek, nebſt dem Leben des Dich*ters*, mitgetheilt hat. — Noch beachtenswerther iſt

2) Friedrich Rudolf Ludw. von Canitz. Geboren 1654 zu Berlin, durchreiſte nach zurückgelegten Univerſitätsſtudien Italien, Frankreich, England und Holland, wurde nach ſeiner Rückkehr Geheimrath und Geſandter des Kurfürſtlichen Brandenburgiſchen Hofes, und 1697 Geheimer Staatsrath, in welcher Würde er zu Berlin 11ten Aug. 1699 im 45ſten Jahre ſeines Lebens ſtarb[1]). Als feiner, kenntnißreicher Mann, der ſeinen Geſchmack durch Studium und Reiſen gebildet hatte, verachtete er die abenteuerliche Dichtkunſt der Lohenſteinſchen Schule und überließ ſich ſeinem beſſern Genius, der ihn lehrte, theils ſeinen natürlichen Anlagen, theils wohlgewählten Vorbildern zu folgen. Zwar waren jene zu wenig hervorſtechend, als daß ſie ihn zu etwas Außerordentlichem hätten hinführen können; denn es fehlte ihm jene Kraft der

Phantaſie und Fülle des Witzes, womit die Natur nur wenige Erleſene ausſtattet; aber er hatte Klarheit und Beurtheilungskraft genug, das wahre Schöne in den beſſern Muſtern zu erkennen, Wahrheit der Empfindungen, und ein gebildetes Sprach- und Kunſtgefühl, um rein und richtig zu ſchreiben, und mit Leichtigkeit und Anmuth zu dichten, — Eigenſchaften, die freilich nicht den Dichter machen, aber auch dem Dichter nicht fehlen dürfen, und in damaliger Zeit ſelten oder gar nicht angetroffen wurden.

Canitz hat ſich in verſchiedenen Gattungen der Poeſie verſucht, unter denen ihm die Ode am wenigſten gelungen, da es ihm an Feuer und Schwung der Phantaſiekraft gebrach. Am glücklichſten iſt er in ſeinen anſpruchloſen poetiſchen Briefen und Fabeln, ſo wie in der Satire, worin er ſich den Boileau zum Muſter wählte. Zwar bleibt er meiſtentheils bei dem Allgemeinen ſtehen, vermuthlich um nicht durch Individualiſiren perſönlich zu werden; aber er zeigt ſo viel Erfahrung, Weltkenntniß und Lebensweisheit, daß man ſeinen Beruf zu dieſer Dichtart nicht verkennen kann. Es ſind beſonders zwei Gegenſtände, die ihn beſchäftigten: die Thorheiten der Dichter und die Nichtigkeit des Glanzes der großen Welt. Beide lagen ihm ſehr nahe, und was ſchon von andern Dichtern über dieſe Gegenſtände geſagt war, konnte ihm zur Regel in der Auswahl und Darſtellung dienen. Die vorzüglichſten Charakterſchilderungen findet man in der erſten Satire: „der Geizige,“ und in der zweiten: „der zerſtreute Poet.“ Hier wie überall ſtraft er mit lachender Miene, und immer nur ſpottet er der Fehler, nie der Menſchen. Schade, daß es ihm an Gedrungenheit im Ausdruck fehlt, und daß eine gewiſſe Breite und Geſchwätzigkeit den Gedanken die Kraft raubt, ſo daß er nicht ſelten ermüdet und uns daher leicht

auch ſeine Vorzüge vor andern Dichtern ſeiner Zeit überſehen läßt [2]).

Canitz war zu beſcheiden, um von ſeinen Gedichten ſelbſt etwas drucken zu laſſen. Erſt nach ſeinem Tode ſammelte der als theologiſcher Eiferer bekannte Dr. Joachim Lange einiges von Canitzens poetiſchen Arbeiten, und gab es mit Bewilligung des Freiherrn v. Canſtein, des Schwagers unſers Dichters, unter dem Titel heraus: „Nebenſtunden unterſchiedener Gedichte.“ (Berlin, 1700. 8.) Von dieſem Abdruck, bei welchem Canitz nicht genannt wurde, erſchienen acht neue Auflagen, nämlich: 1702 (nebſt einem Anhang von Gedichten anderer Verfaſſer), 1703 (mit Hinzufügung einer vortrefflichen Trauerrede Canitz'ens über den frühen Tod der Brandenburgiſchen Kurprinzeſſinn Eliſabeth Henriette), 1708, 1712 (wo der Anhang fremder Gedichte wegblieb), 1714, 1715, 1718 und 1719. Erſt bei dieſem neunten Abdruck kam Canitzens Name und eine Vorrede von Canſtein hinzu. Endlich erſchien zu Berlin 1727 eine neue, vom Dresdner Hof- und Ceremonienrath König beſorgte Ausgabe, welche beſſer gedruckt und geordnet, mit vielen ungedruckten Gedichten vermehrt, und mit nöthigen Erläuterungen und einer Lebensbeſchreibung des Dichters begleitet wurde, die zwar glaubwürdige Nachrichten enthält, aber mit ermüdender Weitſchweifigkeit und pedantiſcher Beredſamkeit geſchrieben iſt. Dieſe Ausgabe iſt 1750 und 1765 unter dem Titel: „Des Freiherrn von Canitz Gedichte, mehrentheils aus ſeinen eigenhändigen Schriften verbeſſert und vermehrt ꝛc. ꝛc.“ wiederholt worden. Auch Bodmer beſorgte eine Ausgabe: „Des Freiherrn von Canitz ſatiriſche und ſämmtliche übrige Gedichte, nach Herrn König's Leſearten“ ꝛc. ꝛc. (Zürich 1737. 8.) ſauber gedruckt auf 136 Seiten und anders geordnet. Und endlich erſchien noch von einem Ungenannten eine auf ſei-

nes Papier ſehr ſauber gedruckte, und mit fünf Kupfern geſchmückte Ausgabe in klein Octav, betitelt: „Des Herrn v. Canitz ſämmtliche Gedichte, mit Kupfern, gezeichnet von S. H. G**. Bern 1770.“ Es iſt der bloße Text nach der Ausgabe von König, ohne Anmerkungen und Lebensbeſchreibung.

3) Mit höheren, aber ſchlecht benutzten Anlagen ausgerüſtet war Joh. Chriſtian Günther. Er wurde geboren 1695 zu Strigau in Schleſien, und ſtarb zu Jena 1723. Ein unbegrenzter Leichtſinn, der überall ſein bürgerliches Glück ſtörte, hinderte den unbeſonnenen leidenſchaftlichen Jüngling, ſein ausgezeichnetes Talent durch gründliche Studien zu bilden, und ſelbſtverſchuldete Armuth zwang ihn, in der Gelegenheitsdichterei die Quelle ſeines Erwerbs zu ſuchen. Daher erblicken wir in ſeinen Gedichten neben dem genialen zugleich den ſich ſelbſt vernachläſſigenden Kopf, und ſehen in ihm mit Bedauern eine theils unbenutzte, theils vergeudete Kraft, die, ſorgſam bewahrt und geleitet, ihn zu dem Range der erſten Dichter erhoben haben würde. Dennoch hat er viel geleiſtet im Liede und in der Satire. — Er ſelbſt hat keine Sammlung ſeiner Gedichte veranſtaltet. Nach ſeinem Tode erſchien ein Theil derſelben zu Breslau 1723. 8., 1724 ein zweiter, 1727 ein dritter und 1735 ein vierter Theil. Dieſe Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Deutſchen und Lateiniſchen Gedichte wurde bis zum Jahre 1764 ſechsmal wiederholt; die letzte hat den Titel: „Joh. Chriſt. Günther's Gedichte. Sechste, verbeſſerte und geänderte Auflage. Breslau und Leipzig 1764. gr. 8.“, und enthält, außer dem Leben des Dichters, theils Oden und Lieder, in denen wahrhafte Poeſie herrſcht, theils Elegien, Cantaten, Satiren und kleine epigrammatiſche Stücke, ſo wie

ein unvollkommenes Drama, das er ſelbſt als jugendlichen Verſuch in der Folge verwarf [3]).

4) Endlich gedenken wir auch noch des Barthold Heinrich Brockes, der 1680 zu Hamburg geboren wurde, und 1747 eben daſelbſt als Rathsherr ſtarb. Er war der beliebteſte Naturmaler ſeiner Zeit, deſſen Gedichte mit Begeiſterung geleſen wurden. Bald nach ſeinem Tode aber wurde man lau gegen ihn, und er ſank allmählich in eine gänzliche Vergeſſenheit. Dieſe hat er indeſſen eben ſo wenig verdient, als die große Erhebung ſeines Lobredners Weichmann, der ihn den Elbſchwan nennt, ihn mit den Prädicaten splendidus, blandus atque canorus bezeichnet, und in allen ſeinen Werken eine gewiſſe Größe findet, die mehr zu bewundern als zu nennen ſei. Ein wahrhaft poetiſcher Kopf iſt Brockes *nicht*; er gefällt ſich in ermüdenden Wiederholungen, *will Alles* ſchildern und malen, ohne zu erforſchen, ob die *Natur* des Gegenſtandes es verträgt, und gibt uns daher oft ſehr matte und unverträgliche Farbenmiſchungen; aber er iſt doch der erſte, der uns lesbare Schilderungen der Natur und ihrer Schönheiten in fließenden Reimen gegeben hat, und der überall ein frommes, von Andacht glühendes Herz, ſo wie eine nicht gemeine Kenntniß der Sprache und des Mechaniſchen in der Poeſie verräth. Sein wichtigſtes Werk, worauf ſich vorzüglich ſein dichteriſcher Ruhm gründet, iſt ſein „Irdiſches Vergnügen in Gott, beſtehend in phyſikaliſchen und moraliſchen Gedichten ꝛc.,“ das in 9 Theilen zu Hamburg 1732 — 1748 zum fünften Male aufgelegt und mit einer doppelten Vorrede von Weichmann begleitet worden iſt. Er beſingt darin die Jahreszeiten, die Stunden des Tages, die Elemente, die Sinne des Menſchen und faſt alle Erſcheinungen der Natur, und manche dieſer erſten Verſuche, z. B. Vergnügung des

Gehörs im Frühling, die Schönheit der Felder im Frühling, die Roſe, die auf ein ſtarkes Ungewitter erfolgte Stille ꝛc. empfehlen ſich auch durch ihre poetiſche Behandlung und entſchädigen für das Tändelhafte und Gedehnte, das in andern Stücken nur zu fühlbar wird. An Innigkeit eines frommen und dankbaren Gefühls möchte ihm kaum Einer ſeiner Zeitgenoſſen und Nachkommen gleich ſtehen. — Außerdem iſt noch ſeine poetiſche Ueberſetzung des „Bethlehemitiſchen Kindermordes, von Marino" (fünfte Auflage, Cöln und Hamburg, 1740. 8.) zu erwähnen, ſo wie der Jahreszeiten des Thomſon, die den Anhang zu ſeinem irdiſchen Vergnügen machen. (Hamburg, 1740. 4.).

Anmerk. 1) ſ. König's Leben ꝛc. (in der Ausgabe der Canitziſchen Gedichte v. J. 1765) und Varnhagen v. Enſe biograph. Denkmale, Bd. IV. S. 191 — 278.

2) Am beſten und gründlichſten iſt Canitz'ens poetiſcher Charakter gewürdigt in den: Charakteren der vornehmſten Dichter aller Nationen, Bd. III. St. 2. S. 448 bis 467. — Zu ſcharf hat ihn Horn genommen in ſeiner: Poeſie und Beredſamkeit der Deutſchen, Bd. 2. S. 311 ff.

3) Nachrichten über ihn findet man theils in der Ausgabe ſeiner Gedichte vom J. 1764, theils in dem Buche: „Joh. Chriſt. Günther's, des berühmten Schleſiſchen Dichters, Leben und Schriften. Gedruckt in Schleſien 1738." 8. (Der Verf. iſt Karl Ehrenfried Siebrand). Küttner und Horn haben ihn kurz, aber treffend beurtheilt. — W. Müller hat in ſ. Bibliothek ꝛc. Bd. X. eine Auswahl von Günther's Gedichten mit Nachrichten über deſſen Leben gegeben.

4) ſ. Jördens Lexikon, Bd. I. S. 215 — 221.

§. 42. Anregende Fehde zwiſchen Wernike und den viel-dichtenden Reimern Poſtel und Hunold.

Mit dem Ende des 17ten Jahrh. ſehen wir in der Lohenſteinſchen Schule eine literariſche Fehde entſtehen, die nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die damalige Dichterwelt blieb, da ſie ihr Entſtehen in Hamburg fand, welches nicht nur der Sitz der Deutſch-geſinnten Genoſſenſchaft, und einer bedeutenden Schaubühne, ſondern auch der Wohnort vieler der vorgenannten Dichter war.

Chriſtian Heinrich Poſtel, geboren 1658 zu Freiburg im Lande Hadeln, und geſtorben 1705 als Licentiat der Rechte und Advocat zu Hamburg, hatte ſich gebildet theils nach Italiäniſchen Muſtern, theils nach Hoffmannswaldau und Lohenſtein, und ſich alle Fehler dieſer letztern zu eigen gemacht. Es fehlte ihm nicht an Talent und Kenntniſſen in ältern und neuern Sprachen, auch hatte er Reiſen durch Deutſchland, Holland, England, Frankreich und Italien gemacht, und ſich in Hamburg durch allerlei Poeſien (geſammelt von Chr. Fr. Weichmann: Poeſien der Niederſachſen, Hamburg, 1721 — 38. 6 Bde. 8.), beſonders durch Opern, die er für die Hamburger Bühne ſchrieb, ein gewiſſes, nicht ganz unverdientes Anſehen erworben; aber es fehlte ihm an geſunder Urtheilskraft und reinem Geſchmack, und ſeine Neigung zum Sonderbaren unterdrückte jedes wahre und natürliche Gefühl.

Mit dieſem Lohenſteinianer nun gerieth der damals in Hamburg ſich aufhaltende vortreffliche Epigrammendichter Chriſtian Wernike (Warneck) in Streit. Dieſer, geboren in Preußen (wo? wann? etwa 1665?), Schüler Morhof's in Kiel um's Jahr 1685, geſtorben als Däniſcher Staatsrath und Reſident zu Paris, etwa zwiſchen 1710 bis 1720 [1]), hatte als ein Mann, der Deutſchheit

in Sprache und Sitte zu ehren wußte, in den Anmerkungen zu ſeinen 1697 erſchienenen „Ueberſchriften" (Sinngedichten) gegen den verderbten Geſchmack und falſchen Witz Lohenſteins, ſeines ehemaligen Meiſters und beſonders gegen deſſen blinde, geiſtloſe Nachahmer geeifert. Poſtel bezog jene Noten auf ſich, da er einer der unbedingteſten Verehrer Lohenſteins war, und ſuchte den Wernike durch ein kleines Sonett abzufertigen, worin er den Lohenſtein mit einem Löwen, den Wernike aber mit einem Haſen verglich, der auf dem todten Löwen herumſpringe. Perſönlich angegriffen nahm Wernike nun auch perſönliche Rache, und ließ Poſteln ſeine ſatiriſche Geißel in einem komiſchen Heldengedicht, „Hans Sachs" betitelt, fühlen. Poſtel, deſſen Name hier in Stelpo umgewandelt iſt, erſcheint darin als Hauptheld, und wird feierlich zum Nachfolger des Hans Sachs gekrönt, mit deſſen Namen man in damaliger Zeit einen elenden Reimer zu bezeichnen pflegte. Poſtel ſelbſt ſchwieg. Wahrſcheinlich aber geſchah es auf ſein Anſtiften, daß ein Abenteurer, der mit der Schriftſtellerei ein ungebührliches Gewerbe trieb, einen Ausfall auf Wernike wagte. Dies war nämlich Chriſtian Friedrich Hunold, ein gelehrter Vagabund, der unter dem Namen Menantes galante (d. i. unzüchtige) Gedichte, Romane und Ueberſetzungen ſchrieb, und zuerſt einige ſatiriſche Briefe gegen Wernike drucken ließ, endlich aber in einem förmlichen Pasquill ihn angriff, welches in Form eines Schauſpiels den Titel führte: „der thörichte Pritſchmeiſter oder ſchwermende Poete ꝛc." (Coblenz 1704. 8.). Wernike muß darin unter dem Namen Narweck (dem Anagramm von Warneck) die Rolle eines Pritſchmeiſters ſpielen, d. h. eines Menſchen, der zur Beluſtigung des Pöbels bei öffentlichen Gelegenheiten Verſe ſtegreift, (ſ. §. 40. Anm.)

Der Spaß des Stücks beſteht in ungereimten Anwendungen der Wernikeſchen Sinngedichte; der Ton des Ganzen iſt pöbelhaft. Wernike rächte ſich dafür an Hunold durch einige Sinngedichte, in welchen er ihm den Namen Mävius gibt, womit denn ein Streit endete, der die Lohenſteinſchen Reimer in ihrer ganzen Plattheit und Geiſtloſigkeit dargeſtellt hatte. [2]).

1) Nicht bloß ſein Geburts- und Sterbejahr, ſondern ſelbſt ſein Name iſt ſtreitig. Bodmer nennt ihn Wernike, ältere Schriftſteller aber ſchreiben ihn Warneck. Gewiß iſt es, daß er 1685 zu Kiel ſtudirte, viel reiſ'te, vom Däniſchen Hofe in Geſchäften gebraucht wurde, und die letzten Tage ſeines Lebens in Hamburg zubrachte.

2) Auch Wernike benahm ſich bei dieſem Streit nicht ganz edel, indem er aus dieſer literariſchen Fehde eine bürgerliche Anklage machte, die dem Hunold leicht Verderben hätte bringen können. Er zeigte nämlich den Spaniſchen und Franzöſiſchen Reſidenten in Hamburg an, daß unter den von Hunold herausgegebenen Gedichten ſich auch eine ſatiriſche Grabſchrift auf Karl II., König von Spanien, befinde, und reichte ſolche, ins Spaniſche und Franzöſiſche überſetzt, ein. Die Reſidenten verlangten darauf von dem daſigen Magiſtrat Genugthuung. Hunold aber, der noch zu rechter Zeit Nachricht davon erhielt, ließ ſogleich das Blatt, worauf die Grabſchrift ſtand, umdrucken, ſetzte ſtatt derſelben eben ſo viele Zeilen auf die Geburt der Prinzeſſin von Weißenfels, und ließ ſo viel Exemplare binden, als Herren im Rathe waren. Als darauf Verleger und Drucker vor den Richter erſcheinen mußten, überreichten ſie jedem Rathsherrn ein Exemplar, und gaben vor, das, worin die Grabſchrift ſtehe, ſei ein Nachdruck, und ſo war die Sache abgethan.

§. 43. Schriften der Dichter Wernike und Poſtel.

Auch ohne dieſe Fehde erſcheinen uns Poſtel und Wernike, obwohl in entgegengeſetzter Beziehung, jener

ſeiner

ſeiner großen, aber unglücklichen poetiſchen Fruchtbarkeit, dieſer ſeines epigrammatiſchen Witzes wegen, in der Literaturgeſchichte beachtenswerth.

Poſtel ſchrieb als Dramatiker 25 Opern oder Singſpiele für das Hamburger Theater, theils Originale, theils freie Ueberſetzungen und Nachahmungen aus dem Griechiſchen, Italiäniſchen, Franzöſiſchen, Holländiſchen, z. B. „die heilige Eugenia oder Bekehrung der Stadt Alexandria zum Chriſtenthum;" — „Kain und Abel, oder der verzweifelnde Brudermörder;" — „die betrübte und erfreute Cymbria;" — „Bajazeth u. Tamerlan;" — „Numa Pompilius;" — „Ariadne;" — „Iphigenie in Aulis" ꝛc. ꝛc. Viele dieſer Opern ſind mit und ohne Veränderungen wieder aufgelegt worden, und alle erhielten zu Hamburg großen Beifall. Dieſer gilt aber nicht dem Verf., ſondern dem Componiſten und den Sängerinnen. Der Text iſt ein Beweis von der Verworrenheit und dem ungeläuterten Geſchmack des Verfaſſers, deſſen ſentimentales Weſen hier beſonders recht grell und widrig hervortritt. Als epiſcher Ueberſetzer gab er ſeine „liſtige Juno, wie ſolche von dem großen Homer im vierzehnten Buch der Ilias abgebildet ꝛc." (Hamburg, 1700. 8.) Den Anfang macht eine lange und breite Vorrede, worin er zugleich von dem Leben und den Schriften Homer's Nachricht gibt; dann folgt Poſtel's Lobgeſang der Liſt, worin er alle Vortheile derſelben auseinanderſetzt, und im höchſten Enthuſiasmus mit einer Apoſtrophe an dieſelbe ſchließt. Nun erſt kommt der Text der Homeriſchen Erzählung (Il. Geſ. 14. v. 153 bis 363) und auf der andern Seite die Poſtelſche Ueberſetzung in gereimten Alexandrinern, ſo wie hinter dieſer die verdeutſchte Auslegung des Euſtathius, und Poſtels eigene Anmerkungen [1]). — Ein anderes Erzeugniß ſeiner kranken Phantaſie iſt: „der große

Wittekind" ꝛc. ꝛc., ein in gereimten Alexandrinern geſchriebenes, unvollendetes, aus zehn Büchern beſtehendes Heldengedicht, welches nach Poſtel's Tode von C(hriſtian) F(riedrich) Weichmann, Hofrath und Geh. Secretair zu Wolfenbüttel, im J. 1724 zu Hamburg mit dem Leben des Dichters herausgegeben wurde. Es iſt ein weitläufiges Gedicht, dem man es überall anſieht, daß ſein Verf. nach dem Sonderbaren ſtrebt. Plan, Handlung, rührende Situationen und ausgezeichnete Charaktere ſind ſeine Sache nicht, und der ganze Reiz ſeines Epos beſchränkt ſich auf ſophiſtiſches Gewäſch und ſchimmernde Malerei [2]).

In einer andern Gattung der Poeſie, aber auch mit ungleich größerm Glück arbeitete Wernike. Er beſchränkte ſich bloß auf die epigrammatiſche Poeſie, worauf theils wirkliches Talent, theils Morhofs Aufmunterungen ihn hinführten. Dieſer ſtellte nämlich Wernike'n vor, wie wenige Dichter unter den neuern Völkern ſich dieſer Gattung allein oder vorzüglich gewidmet hätten, ſo daß, wenn man auch ſagen könnte, ſie hätten einen Virgil, Terenz, Seneca, doch kein Martial in ihren Sprachen anzutreffen ſei. Er glaubte den Grund davon in der Beſchaffenheit der neuern Sprachen zu finden, die es der Lateiniſchen an Kürze nicht gleich thun könnten, und meinte, daß die Deutſche Sprache am wenigſten dazu geſchickt ſei. Wernike, über den letztern Punkt anders denkend, glaubte, unſre Sprache nicht beſſer vertheidigen und den ihr gemachten Vorwurf nicht kräftiger ablehnen zu können, als wenn er einige der kürzeſten und ſchwerſten Lateiniſchen Sinngedichte ins Deutſche überſetzte. So entſtanden denn mehrere Verdeutſchungen, unter denen das berühmte Sinngedicht des Sannazar auf die Stadt Venedig [3]), und das eines Ungenannten auf

das Louvre am merkwürdigſten ſind. Seit dieſer Zeit verfertigte er eine ziemliche Anzahl eigener Sinngedichte, die er zuerſt unter dem Titel: „Ueberſchriften oder Epigrammata in kurzen Satiren, kurzen Lobreden und kurzen Sittenlehren beſtehend,“ Amſterdam (Hamburg) 1697. 8. herausgab, und die in ſechs Bücher abgetheilt ſind. Eine zweite, aus acht Büchern beſtehende Ausgabe, erſchien zu Hamburg 1701, und eine dritte, in zehn Bücher abgetheilt, ebendaſ. 1704. 8. Dies iſt die vollſtändigſte Ausgabe, die zugleich eine Sammlung ſeiner übrigen Poeſien enthält, betitelt: „Poetiſche Verſuche ꝛc.“ Das zehnte Buch beſteht aus kleinen witzigen Anekdoten, die hier, Andern nacherzählt, in Verſe gebracht ſind; in den übrigen Büchern aber ſind alle Einfälle ihm eigenthümlich. Die Sinngedichte der erſten Bücher ſind, wie er ſelbſt ſagt, mit mehr Hitze, die neuern mit mehr Ueberlegung, jene mit mehr Witz, dieſe mit mehr Verſtand und Abſicht geſchrieben worden. Die hiſtoriſchen Epigramme ſtammen aus des Verf. früheſter Jugend her, die ſatiriſchen meiſtens aus den reifern Jahren. In der Jugend verfolgte er das Laſter mit Eifer, im reifern Alter ſpottete er der Thorheit der Welt mit lächelndem Munde. Er betheuert, daß er in den ſatiriſchen Epigrammen ſelten eine eigentliche Perſon, wenigſtens Niemand von Wichtigkeit, vor Augen gehabt. Uebrigens, fügt er hinzu, wird es wohl von meinen Ueberſchriften, wie von den meiſten andern Sachen in der Welt heißen: Sunt mala mixta bonis. — Allerdings kann man bei der ungeheuren Menge der Wernikeſchen Epigramme nur ein beſchränktes Lob über ſie ausſprechen. Viele ſind ſcharfſinnig und gedankenreich, und zeigen von Welt- und Menſchenkenntniß. Aber es fehlt ihnen häufig der Stachel; beſonders vermißt man an ihnen Wohllaut der Sprache, wie er denn

ſelbſt geſteht, daß er ſich, aller Mühe ungeachtet, von einer gewiſſen Härte im Ausdruck nicht habe frei machen können. Dafür aber entſchädigt ſeine Kürze und ſein Gedankenreichthum. Am treffendſten charakteriſirt ihn Hagedorn, wenn er in einem Epigramm von ihm ſagt:

An Sprach' und Wohllaut iſt er leicht,
An Geiſt ſehr ſchwer zu übertreffen.

Wernike'ns Gedichte wurden indeſſen von einer nicht verdienten Vergeſſenheit bedroht, als Bodmer zu rechter Zeit eine neue Auflage derſelben unter dem Titel: „Wernikens Poetiſche Verſuche in Ueberſchriften, wie auch in Helden- und Schäfergedichten." (Zürich, 1749. 8.) veranſtaltete, die 1763 wiederholt werden mußte. Da aber, mit der fortſchreitenden Geſchmacksbildung, die Fehler in Wernike'ns Gedichten das Wohlgefallen an ihm ſchwächen mußten, ſo war es verdienſtlich, daß Ramler eine Auswahl des Beſſern veranſtaltete, und mit Aenderung in der Sprache eine klaſſiſche Ausgabe beſorgte, die unter dem Titel: „Christian Wernikens Ueberschriften. Nebst Opitzens, Tschernings, Andreas Gryphius und Adam Olearius epigrammatischen Gedichten." (Leipzig, 1780. 8) zugleich das Andenken an mehrere ältere Dichter erneuerte [4]).

Anmerk. 1) Eine Probe der Poſtelſchen Ueberſetzung gibt uns der Anfang ſeiner liſtigen Juno:

Die große Juno ſah von ihrem güldnen Sitz
Des Bergs Olympus her, da ſpürt ihr Augenbliz,
Was ihr Vergnügen gab, daß, der mit ihr entſproſſen
Von einem Vater war, und der den Ruhm genoſſen,
Zeus Bruder auch zu ſeyn, in der ruhmreichen Schlacht
Mit unermüdtem Fleiß erzeigte ſeine Macht.
Sie ſahe Jupiter auf den erhabnen Spitzen
Der ſchönen Idenshöh', die reich an Quellen, ſitzen,
Mit größtem Ueberdruß; ſie ſinnte hin und her,
Wie doch der Donnergott recht zu betriegen wär'.

Es kam kein beßrer Rath in die verſchmitzten Sinnen,
Als daß ſie ſchön geſchmückt auf die belaubten Zinnen
Des Berges wollte gehn, ob Jupitern vielleicht
Nicht durch Annehmlichkeit ſein Herze würd' erweicht,
Zu ruhn in ihrem Arm, daß dann die Augenlieder
Durch's Schlafes holde Wärm' entkräftet fielen nieder,
Und dämpften den Verſtand ꝛc.

2) ſ. Küttner's Charaktere ꝛc. Bd. I. S. 187—188. Vergl. Jördens Lexikon ꝛc. Bd. IV. S. 210 — 219.

3) Dieſes Epigramm des Italiäniſchen Dichters Jakob Sannazar (ſt. 1530) beſteht aus ſechs Zeilen, deren jede ihm von der Republik Venedig mit hundert Stück Ducaten bezahlt wurde. Es lautet im Original und der Ueberſetzung des Wernike alſo:

De mirabili urbe Venetiis.

Viderat Hadriacis Venetam Neptunus in undis
Stare urbem, et toto ponere jura mari.
Nunc mihi Tarpejas quantumvis, Jupiter, arces
Objice, et illa tui moenia Martis, ait.
Si Tibrim Oceano praefers, urbem adspice utramque:
Illam homines dices, hanc posuisse deos.

Auf die Stadt Venedig.

Neptun ſah in der Flut der Adriat'ſchen See
Die Stadt Venedig ſtehn, und ihr Geſetze geben.
Jetzt, ſprach er, Jupiter, magſt du Tarpejens Höh'
Und deines Mavors Maur, ſo hoch du willſt, erheben:
Schau beide Städt'; hältſt du der See die Tiber für?
Die Menſchen legten dort den Grund, die Götter hier.

Schon vor Wernike'n hatte Opitz dies Sannazariſche Epigramm auf folgende Weiſe, nach der Ramlerſchen Verbeſſerung, überſetzt:

Auf die Stadt Venedig.

Als jüngſt Neptun im Schooß des grauen Adria
Venedig ſtehn, und Land und See beherrſchen ſah,
Sprach er: Zeus, rühme mir nicht mehr Tarpejens Höhe,
Und deines Mavors Stadt! Gefällt die Tiber dir
Mehr als das Meer, ſo ſieh' die Städt' an und geſtehe;
Die Menſchen haben dort gebaut, die Götter hier.

Eine neuere Ueberſetzung deſſelben Gedichts von Ge. Ludw. Spalding (in der Berliniſchen Monatsſchrift. 1783. März. S. 263) lautet alſo:

Jüngſt ſah Neptun hervor aus Hadria's Gewäſſern
Venedig ſchimmern, ſah wie ſie dem Meer gebot.
So trotze mir denn nun, rief er, du Donnergott,
Mit deines Mavors Burg und ihren Felſenſchlöſſern!
Und zögeſt du dem Meer die Tiber vor, ſo ſchau:
Rom iſt nur Menſchenwerk, Venedig Götterbau.

4) Sehr vortheilhafte Urtheile über Wernike'ns dichteriſches und kritiſches Verdienſt haben ausgeſprochen: Bodmer, in der Sammlung der Zürcheriſchen Streitſchriften zur Verbeſſerung des Deutſchen Geſchmacks ꝛc. Bd. I. St. 2.; Ramler, in Batteux's Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften ꝛc. Bd. III. S. 231; Hottinger, in dem Verſuch einer Vergleichung der Deutſchen Dichter mit den Griechen und Römern (in den Schriften der Königl. Deutſchen Geſellſchaft in Manheim, Bd. V. S. 354 bis 359), wo er ihn mit Martial vergleicht, und folgendes ſehr gediegene Urtheil über ihn fällt: „An Leichtigkeit und Gewandtheit kommt er freilich dem Römer nicht bei. Er iſt einförmiger und ſchwerer, und auch da mehr ermüdend, wo er nicht ſo geſchränkt iſt. Bei ihm wirkt der Gedanke meiſt durch ſich ſelbſt, und ſelten kommt ihm eine künſtliche Wendung zu Hülfe. Statt durch den Ausdruck zu blenden, und durch den Vers zu täuſchen, drängt er ſich ungeduldig aus beiden hervor, und zerſprengt, gleich einer ſchwellenden Frucht, die Hülſe, worin er nicht Raum genug findet. Wenn er das Ohr durch manche Härte, den Geſchmack durch manche Nachläſſigkeit beleidigt, ſo ſöhnt er uns wieder durch den gediegenen, vollwichtigen Sinn aus, und wenn er aus ſeinem Vermögen nicht allen den Vortheil zu ziehen weiß, den ein Anderer wohl ziehen könnte, ſo wird er auch dafür nie reicher ſcheinen als er iſt. Ein ſolcher Tadel enthält, wie ich denke, nicht wenig Lob, und ein ſolcher Kunſtmangel iſt wohl mehr werth, als die Kunſt allein. Freilich, wer beides zugleich hätte! Martial hat das eine unſtreitig voraus; aber was

Wernike behält, das hat jener nicht in eben dem Grade, und ſo könnte die Wagſchaale immer noch ruhen. Wernike, ſagt Leſſing, beſaß mehr von den Metallen, woraus Gold zu münzen iſt, und dem Martial ging mehr gemünztes Gold durch die Hände. Ich möchte eher ſagen: Martial beſitzt mehr Schaupfennige, als gangbare Münze. Auch iſt das Gepräge oft mehr werth, als der Stoff. Wernike'ns Reichthum hingegen, wenn er auch nicht immer gemünztes Gold iſt, läßt ſich doch ſehr leicht in Gold umſetzen. Oder um unverblümt zu reden, Martial iſt ein Epigrammatiſt für müßige Leſer, Wernike mehr für Denker. Dieſer iſt ſcharfſinniger, jener geſpitzter. Dem einen iſt der Witz meiſtens nur Vehikel für den Verſtand, dem Andern iſt er gemeiniglich alles. Wer nur lachen will, der thut wohl, wenn er ſich an den Martial hält; aber wer, mit Leſſing zu reden, mit dem Verſtande lachen will, der wird ſeine Rechnung mehr bei Wernike finden." — Ferner: Küttner, in den Charakteren rc. Bd. I. S. 189 — 192; Manſo, in ſeinem Aufſatz: Martin Opitz und einige ſeiner Nachfolger (ſ. Charaktere der vornehmſten Dichter aller Nationen rc. Bd. VI. St. 1. S. 276. ff) — Sehr vollſtändig iſt der Artikel über Wernike in Jördens Lexikon, Bd. V. S. 307 — 326.

§. 44. Kaspar Friedrich Renner. Niederſächſiſcher epiſcher Dichter.

Ehe wir die Reihe der Deutſchen Dichter bis in das erſte Viertel des 18ten Jahrh. ſchließen, müſſen wir noch eines Mannes gedenken, der uns eine Fortſetzung des Reineke (ſ. 4te Per. §. 14.) geliefert hat. Renner, 1692 in Münden geb., und geſt. 1772 als Stadtvoigt in Bremen, ein Sprachforſcher und witziger Kopf, fand Vergnügen daran, in der alten Niederſächſiſchen Sprache, von der er ein großer Kenner war, bald ungenannt, bald unter dem erdichteten Namen Franz Hein-

rich Sparre, Gedichte herauszugeben. Letzteres geſchah auch unter andern mit ſeinem im Geſchmack des Reineke Fuchs geſchriebenen Hennynk de Han, und lange machte er ſich einen Spaß daraus, die Gelehrten zu täuſchen, und in dem Wahn zu erhalten, daß dies epiſche Gedicht ein mit Reineke gleichzeitiges ſei *).

Es gibt die Fortſetzung der Geſchichte des Reineke bis zu ſeinem Tode. Zuerſt erſchien es einzeln auf 37 Blätter in 4., unter dem Titel: „Hennynk de Han.“ Auf der Rückſeite des Titelblatts ſteht folgender Vorbericht: „Weilen die Handſchrift dieſes, in dem erſten Viertheil des ſechszehnten Jahrhunderts, zur Nachahmung des Reineke Voſſes verfertigten Gedichts mir ungefähr in die Hände gerathen; So habe für gut erachtet, daſſelbe, ſo wol wegen der darin enthaltenen guten Lehren, als auch denen Liebhabern der deutſchen Sprache zu Gefallen, durch den Druck gemein zu machen. Welche Abſicht, wie auch zugleich mich, der geneigte Leſer ſich beſtens empfohlen ſeyn laſſen wolle, Franz Heinrich Sparre.“ Am Schluſſe des Gedichts ſteht die Jahrzahl, Anno Dni M. D. xvj. und auf der letzten Seite: Ghedruckt im Yaer M.d.cc.xxxij. Das Gedicht ſelbſt beſteht, wie Reineke, aus vier Büchern, von denen jedes wieder in Ghesette oder Abſchnitte getheilt iſt. Jedes derſelben hat ſeine eigene Ueberſchrift des Inhalts, und nach einzelnen oder zweien ſolchen poetiſchen Abſchnitten folgt eine proſaiſche Nutzanwendung, ganz im Geſchmack der Baumannſchen zum Reineke de Voß. Voran geht noch: „Eyne Vorrede vuer dyt Boek von Hennynk dem Hane.“ Das nächſte Blatt zeigt einen Holzſchnitt, der einen Hahn abbildet, mit der Ueberſchrift: „Dyt is dat Bylde Hennink des Hanen.“ Der Inhalt des Gedichts iſt folgender:

Hennynk, der Hahn, damit unzufrieden, daß der

Fuchs, anſtatt für ſeine Betrügereien beſtraft zu werden, nur noch mehr in der Gunſt des Königs ſich befeſtigt, will nicht länger am Hofe bleiben, und verlangt ſeinen Abſchied. Ryn, der Hund, iſt nicht der Meinung, daß der König einen ſo treuen Diener fahren laſſe, und ſchildert daher die mannichfaltigen Tugenden des Hahns und ſeines Geſchlechts. Reineke widerlegt dieſe Lobſprüche, einen nach dem andern, und verunglimpft den Hennynk auf's Neue. Ryn beantwortet ſeine Vorwürfe. Um nun dem Streit ein Ende zu machen, läßt der König die Parteien auseinander gehen, und behält nur Bokkert, den Biber, bei ſich. Dieſer ſtimmt dem Hunde bei, und redet ebenfalls zu Hennynk's Beſten; dennoch gibt der König ihm den verlangten Abſchied. Nun ſtellt ſich Reineke ſehr betrübt, und wünſcht, den armen Hahn auf ſeinem Wege zu begleiten. Dieſer lehnt das Anerbieten ab, und nimmt, da er die böſen Abſichten des Fuchſes merkt, den Ryn zum Begleiter mit. Unterwegs ſchleicht Reineke nach, um den Hennynk zu überraſchen, wird aber dafür vom Hunde übel behandelt. Hennynk kommt nun glücklich nach Hauſe, findet aber ſein Hausweſen in großem Verfall, da das junge Füchschen Renardyn, der Kater Hinze und der Iltys während ſeiner Abweſenheit ihr Unweſen getrieben hatten, und der treue Hofhund Wackerlos vom Wolfe zerbiſſen worden war. Unter dieſen Umſtänden entſchließt ſich Ryn, bei ſeinem Freunde zu bleiben, und ſchickt deshalb den Tauber Unfalſch ab, um ihm den Abſchied bei Hofe auszuwirken. Dieſer findet unterwegs den Hof um den Fuchs verſammelt, der in den letzten Zügen an dem Orte lag, wo ihn der Hund ſo übel zugerichtet hatte, und endlich ſtirbt. Unfalſch kehrt nun ſogleich zur Wohnung des Hahns zurück, und erzählt das Vorgefallene. Alle freuen ſich über den Tod des Reineke.

Zum zweiten Male iſt dieſes Gedicht in einer Sammlung von Gedichten 1752 erſchienen, allein ſowohl dieſe Ausgabe, als die erſte, iſt jetzt ſehr ſelten. Im J. 1813 erſchien zu Bremen ein Abdruck des Originals in 8.: „Hennynk de Han nebſt einer freien Ueberſetzung von Dr. Nic. Meyer." Dazu gehören 12 Kupfer in 4.

Anmerk. *) Nachrichten von Renner und ſeinem Hennynk findet man in Gräter's: „Braga und Hermode, oder Neues Magazin für die vaterländiſchen Alterthümer der Sprache, Kunſt und Sitten" Bd. III. Abthl. 2. S. 145 — 152; ferner ebendaſelbſt: Entdeckung des wahren Verfaſſers des Niederſächſiſchen Gedichts Hennynk de Han, und näherer Beweis, daß es kein altes Gedicht ſey, von Kinderling, Bd. I. Abth. 1. S. 167. ff. Vergl. Jördens Lexikon ꝛc. Bd. IV. S. 335 — 338. — Naſſer behandelt noch dieſes Gedicht, im 1ſten Bande ſeiner Vorleſungen S. 166 — 174., als ein Werk aus dem Anfang des 16ten Jahrhunderts.

II. §. 45. Hiſtoriſche Proſa.

Erhebung derſelben durch Arnold, Mascov u. Bünau.

Die nachtheiligen Einflüſſe der Sprachverderbniß und Lohenſteinſchen Schwulſt hatten um die Mitte des 17ten Jahrh. auch die Erzeugniſſe geſchichtlicher Studien getroffen, die ſich großentheils auf ein dürres Chronikenweſen beſchränkten. Mit dem Ende des Jahrhunderts aber ſehen wir drei Männer erſtehen, die ſich uns durch eine Umbildung und geiſtvollere Behandlung der Geſchichte ſowohl in materieller als formeller Beziehung beachtenswerth machen.

1) Gottfried Arnold wurde geboren 1666 zu Annaberg, war Profeſſor der Geſchichte zu Gießen, wurde dann Prediger, zuletzt Inſpector und Paſtor in Perleberg, wo er 1714 ſtarb. Er war ſeiner Zeit der bedeutendſte

Schriftſteller in der Kirchengeſchichte, und erregte beſonders großes Aufſehen durch ſein berühmtes Hauptwerk: „Unpartheiiſche Kirchen- und Ketzerhiſtorien", wovon der erſte Theil 1697, und die erſte vollſtändige Ausgabe Frkf. a. M. 1699 — 1700 in 4 Bde. fol. erſchien; der neuſte Abdruck zu Schaffhauſen 1740 — 1742.

2) Joh. Jac. Mascov, geb. zu Danzig 1689, Prof. der Rechte und Rathsherr zu Leipzig, geſt. 1761, ſchrieb eine unvollendete „Geſchichte der Deutſchen, bis zu Anfang der Fränkiſchen Monarchie, Leipzig 1726. 4.," deren Fortſetzung Leipzig 1737 in 2 Bdn. 4. erſchien. Dies iſt eigentlich die erſte Geſchichte unſers Volks, die in mehrere lebende Sprachen überſetzt, lange Zeit als Muſter hiſtoriſcher Compoſition gegolten hat. Minder bedeutend, aber doch als fleißiger und geſchickter Ordner hiſtoriſcher Stoffe in einer gefälligen Sprache erſcheint uns

3) Heinrich Graf v. Bünau, geb. zu Weißenfels 1697, Premier-Miniſter in Weimar, geſt. 1762. Er ſchrieb das Leben Friedrichs I., Leipzig 1722. 4.; aber ſein Hauptwerk iſt ſeine „Teutſche Kaiſer- und Reichshiſtorie. Leipzig 1728 — 45. 4 Thle. 4."

§. 46. Begründung philoſophiſcher Forſchungen durch Leibnitz und Wolf.

Die Geſchichte der Philoſophie in Deutſchland findet ihren Anfangspunkt erſt nach der Mitte des 17ten Jahrh. Zwar könnte man ſchon im 15ten Jahrh. an Joh. Reuchlin denken (geb. zu Pforzheim 1455, geſt. zu Stuttgart 1522), der zu Paris außer der Griechiſchen und Römiſchen Literatur auch die Ariſtoteliſche Philoſophie ſtudirte; aber er war mehr Philolog als Philoſoph, und beförderte das Studium der Philoſophie nur mittelbar, indem er der ſcholaſtiſchen Barbarei durch klaſſiſche Literatur entgegen

arbeitete, und, obwohl ein heller Kopf, ſich doch jenem phantaſtiſchen Gemiſch von Theologie und Philoſophie hingab, welches das Weſen der Kabbaliſtik ausmacht. Davon zeugen ſeine Schriften: de verbo mirifico (Baſel 1494. fol.) und de arte cabbalistica (Hagenau 1517 und 1530 fol.)

Mit größerem Rechte vielleicht könnte aus dem 17ten Jahrh. genannt werden Samuel Freiherr von Pufendorf (geb. zu Flöhe bei Chemnitz 1632, geſt. zu Berlin 1694), der, als erſter öffentlicher Univerſitätslehrer des Natur- und Völkerrechts in Heidelberg, ein philoſophiſches Werk über das Naturrecht: „elementa jurisprudentiae universalis, Haag 1660," N. A. Jena 1669. 8. herausgab, worin er ſein Syſtem auf den Grundſatz der Geſelligkeit oder der Socialität gründet. Indeſſen beſchäftigte ſich Pufendorf mehr mit der praktiſchen Philoſophie, und kann wohl als Begründer des Naturrechts (obgleich er ſolches nicht ſcharf genug von der Moral trennte), nicht aber als ſpeculativer Philoſoph betrachtet werden.

Gottfr. Wilhelm Leibnitz iſt der erſte, der uns in der Geſchichte als Begründer der ſpeculativen Philoſophie in Deutſchland erſcheint, wenn gleich ſeine Schriften, ſtatt eines ſelbſtändigen Syſtems, nur Fragmente der Speculation enthalten. Geboren zu Leipzig 1646, geſt. zu Hannover 1716, gehört dieſer große Mann der Gelehrtengeſchichte überhaupt an. Sein Genie umfaßte die Hauptgebiete des gelehrten Wiſſens, denn er war auch Mathematiker, Naturkundiger, Geſchichtforſcher und Philolog, und leiſtete in allen dieſen Beziehungen Vieles und Großes. Davon zeugen ſeine in Lateiniſcher und Franzöſiſcher Sprache geſchriebenen Werke, die dem größeren Theil nach unter dem Titel geſammelt ſind: „Gothofr. Guil.

Leibnitii opera omnia, nunc primum coll. etc. studio Ludovici Dutens. Genev. 1768. Tom. VI. 4.“ Der erſte Band enthält die theologiſchen, der zweite die logiſchen, metaphyſiſchen und phyſikaliſchen, der dritte die mathematiſchen, der vierte die philoſophiſch-hiſtoriſchen und juriſtiſchen, der fünfte die philologiſchen, und der ſechſte philoſophiſche und vermiſchte Schriften. In dieſer Sammlung (Th. 6.) befindet ſich auch die treffliche Abhandlung, die, nachher überſetzt, unter dem Titel: „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbeſſerung der Teutſchen Sprache“ einen ſehr durchdachten Plan enthält, zu deſſen Ausführung ſich 1792 die Deutſchen Mitglieder der 1700 geſtifteten Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin verbanden, zu deren Präſidenten *Leibnitz* vom Könige Friedrich I. ernannt worden war [1]). Was die Philoſophie betrifft, ſo hat Leibnitz ſie zwar nicht zu einer ſyſtematiſch-organiſirten Wiſſenſchaft erhoben, aber er hat die ſchwierigſten Probleme derſelben im Gebiete der Speculation gelöſt, wovon ſeine „angeborenen Ideen“, ſeine „Monadologie“, ſeine „präſtabilirte Harmonie“, ſeine „Theodicee“ u. ſ. w. den Beweis enthalten, und dadurch ein philoſophiſches Syſtem vorbereitet, das ſpäterhin von Wolf ausgebildet, den Namen des Leibnitz-Wolfiſchen Syſtems erhielt, und die erſte Deutſche philoſophiſche Schule begründet hat.

Chriſtian Freiherr v. Wolf, geb. zu Breslau 1679, geſtorben als Kanzler zu Halle 1754, hat ſeinen *philoſophiſchen* Geiſt theoretiſch in ſeinen Schriften und praktiſch in ſeinem Leben gegen die Verketzerungen der ihn verfolgenden Partei auf eine höchſt ruhmvolle Weiſe bewieſen. Von Leibnitz empfohlen, erhielt er 1707 die erſte mathematiſche Profeſſur in Halle, und gewann hier durch ſeine Vorleſungen und Schriften einen ſo großen

Beifall, daß der damals unter der theologiſchen Facultät zu Halle herrſchende Pietismus und Myſticismus die Philoſophie des Mannes als fataliſtiſch und atheiſtiſch bei dem Staatsminiſterium zu Berlin verdächtigte. Wolf wurde ſeines Amts 1723 als Irrlehrer entſetzt, und bei Strafe des Stranges verurtheilt, binnen 24 Stunden Halle und in zweimal 24 Stunden die Preußiſchen Staaten zu räumen [2]). Die Univerſität Marburg nahm den Vertriebenen als erſten Profeſſor der philoſophiſchen Facultät mit einem anſehnlichen Gehalt auf, und während die Theologen in Tübingen ſogar ein Verbot der Wolfiſchen Philoſophie auszuwirken ſuchten, beſtrebten ſich die Akademieen in London, Paris und Stockholm ihn zu ihrem Mitgliede zu ernennen, und Peter der Große ihn zum Vice-Präſidenten der Akademie in Petersburg zu gewinnen. Die glänzendſte Genugthuung aber ward ihm durch Friedrich den Großen, der 1740 gleich mit dem Antritt ſeiner Regierung ihn unter den ehrenvollſten und vortheilhafteſten Bedingungen als Prof. des Natur- und Völkerrechts, Geheimrath und Vicekanzler nach Halle zurückrief. Drei Jahr nachher ward er Kanzler und 1745 von dem Kurfürſten von Baiern in den Freiherrnſtand erhoben. [3])

Das Hauptverdienſt Wolfs beſteht darin, daß er, die Mängel und Lücken in der Leibnitziſchen Philoſophie ergänzend, ein möglichſt vollſtändiges Syſtem aufzuſtellen, ſolches mit allen Wiſſenſchaften in Verbindung zu ſetzen, und die Deutſche Sprache für die Bezeichnung philoſophiſcher Begriffe zu befähigen ſuchte. Seine philoſophiſchen Schriften in Deutſcher und Lateiniſcher Sprache ſind ſehr zahlreich; durch jene beſonders iſt die Philoſophie in Deutſchland eine wirklich Deutſche und heimiſche Wiſſenſchaft geworden, um ſo mehr, als ſie in einer klaren, beſtimmten Schreibart abgefaßt, weniger als die Lateini-

ſchen an einer ungemeſſenen Breite und Weitſchweiſigkeit leiden. Einige der vorzüglichſten ſind: „Vernünftige Gedanken von den Kräften des menſchlichen Verſtandes und ihrem richtigen Gebrauch in Erkenntniß der Wahrheit. Halle, 1712. 8.“ (mehrmals aufgelegt); „Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menſchen. Frkf. und Leipzig 1719. 8.“; „Vernünftige Gedanken von den Wirkungen der Natur, Halle, 1723. 8.“; „Vernünftige Gedanken von der Menſchen Thun und Laſſen, zur Beförderung ihrer Glückſeligkeit. Halle, 1720. 8.“ In dieſen Schriften werden Logik, Metaphyſik, Naturrecht und Ethik abgehandelt. Die Schwächen in dem Organismus der Wolfſchen Philoſophie ſind durch ſpätere Syſteme aufgedeckt worden; aber Niemand vor ihm hatte Beſſeres geleiſtet, als er, und ſo wird er ſtets in der Geſchichte der Deutſchen Philoſophie, als einer ſyſtematiſchen Wiſſenſchaft, für die er eine weit verbreitete Schule gründete, der Schöpfer derſelben genannt werden müſſen.

Anmerk. 1) Die Abhandlung befindet ſich in der Schrift: „Beiträge zur Deutſchen Sprachkunde. Erſte Sammlung. Berlin, 1794. 8.“ Die Akademie (bei ihrer Stiftung Societät der Wiſſenſchaften genannt) hat ſpäterhin für Deutſche Sprachforſchung zu wirken aufgehört und einen allgemeinern wiſſenſchaftlichen Charakter angenommen.

2) Man hatte dem König vorgeredet, daß die Deſertion ſeiner großen Gardiſten nach den Grundſätzen der Wolfſchen Philoſophie als prädeterminirt entſchuldigt werden könne.

3) ſ. W. T. Krug's Allg. Handwörterbuch der philoſ. Wiſſenſchaften, Bd. 4. S. 477 — 479.

§. 47. Freiſinnige Bekämpfung des Aberglaubens durch Thomaſius.

Chriſtian Thomaſius wurde geboren 1655 zu Leipzig, ſtudirte daſelbſt die Rechtswiſſenſchaft in Verbin-

dung mit Philoſophie unter Leitung ſeines Vaters [1]), las 1675 juriſtiſche Collegia in Frankfurt a. d. O., ging dann nach Leipzig, wo er Vorleſungen in Deutſcher Sprache hielt [2]), ſich aber durch ſeine freiere Methode und durch ſeinen in Lehre und Schrift losgelaſſenen Spott gegen die Pietiſten Feinde zuzog, die durch ihre Klagen beim Dresdner Hofe ihn nöthigten, 1690 Leipzig zu verlaſſen. Er wandte ſich nach Berlin, und ward auf der 1694 neu geſtifteten Univerſität Halle als öffentlicher Lehrer der Rechtswiſſenſchaft angeſtellt, 1709 aber zum Geheimrath und im folgenden Jahre zum Director der Friedrichs-Univerſität gemacht. Als ſolcher ſtarb er 1728.

Thomaſius hat ſeine philoſophiſche Bildung beſonders für praktiſche und gemeinnützige Zwecke benutzt, indem er die Aufklärung ſeines Zeitalters und die Einführung einer beſſern Methode in der Behandlung der Wiſſenſchaften in's Auge faßte. Dies iſt ihm um ſo mehr gelungen, als er ſich in ſeinen Vorleſungen und in vielen philoſophiſchen Schriften der Deutſchen Sprache bediente, welches zu jener Zeit unerhört war. Und in dieſer Beziehung iſt es beſonders merkwürdig, daß er ein Deutſches Programm ſchrieb: „Discours, welcher Geſtalt man denen Franzoſen nachahmen ſoll. Leipzig, 1687", und auch 1680 — 1690 die erſte Deutſche Zeitſchrift herausgab, betitelt: „Freimüthige, luſtige und ernſthafte, jedoch vernunft- und geſetzmäßige Gedanken oder Monatgeſpräche über allerhand, vornehmlich über neue Bücher", die ihm wegen der darin vorkommenden perſönlichen Angriffe auf ſeine Gegner viel Verdruß zuzog. Obwohl ſeine Deutſche Schreibart weder rein noch fließend iſt, ſo hat er doch die Mutterſprache durch den wiſſenſchaftlichen Gebrauch zum Werkzeug des gelehrten Unterrichts erhoben, und dadurch das Volk für höhere Geiſtesbildung empfänglich gemacht. Auch

bekämpfte

bekämpfte er verderbliche Vorurtheile, wozu beſonders der damals noch herrſchende Aberglaube an Hexerei und Zauberei gehört, die beide von Theologen und Juriſten geglaubt, als Verbrechen angeſehen und beſtraft wurden. Sein Verdienſt um die geiſtige Nationalbildung der Deutſchen iſt unverkennbar [3]).

Zu bemerken iſt noch am Schluſſe dieſes Zeitabſchnitts, daß die bedeutendſten Anregungen der Gelehrten- und Volksbildung vom Preußiſchen Staat, und hier wieder von der Univerſität Halle ausgingen.

Anmerk. 1) Jacob Thomaſius (geb. 1622, geſt. 1684) war Profeſſor der Philoſophie zu Leipzig, und beſchäftigte ſich beſonders mit der Geſchichte der Philoſophie.

2) Wenn ſeit jener Zeit die ſonſt einzig bevorrechtete Lateiniſche Sprache als Gelehrtenſprache immer mehr zurückgedrängt und die Deutſche Sprache in der Mittheilung der geſammten Wiſſenſchaft faſt ausſchließlich gebraucht wurde: ſo iſt darin allerdings wohl der Grund zu ſuchen, daß jetzt die Fertigkeit im Lateiniſchen Sprechen immer ſeltener gefunden wird. Aber die Kenntniß im Verſtehen der Lateiniſchen Autoren hat durch die geiſtvolleren Methoden des öffentlichen Unterrichts unleugbar wieder gewonnen und die Deutſche Sprache durch den allgemeineren Gebrauch im Gebiet der Wiſſenſchaften die Kraft eines völlig ausreichenden Idioms aller Gedanken und Empfindungen erlangt. Dennoch bleibt es für die Wiſſenſchaft ſelbſt ſehr wünſchenswerth, daß die Gelehrten aller Länder Europa's die Lateiniſche Sprache als das geeignetſte Werkzeug ihrer Mittheilungen unter ſich bewahren und ſie wenigſtens in den Gebieten der höheren ſpeculativen Erkenntniß, die nicht für das unmündige Volk gehört, anwenden.

3) ſ. Schröckh's Biographie, Th. 5. S. 266 ff., und Luden über Thomaſius Schickſale und Schriften. Berlin, 1806. 8.

Zweiter Abſchnitt.

§. 48. Vorbereitende Heranbildung eines edlen Geſchmacks in Sprache und Poeſie.

Der Kampf der widerſtrebenden Kräfte in der erſten und größern Hälfte dieſer Periode, der alle Einheit verhinderte, ermäßigt ſich mit dem Ende des 17ten Jahrh., und es zeigt ſich im Beginne des folgenden ein ernſteres, und beſonnenes Streben nach dem Beſſeren, indem die Lohenſteiniſche Schule ſich gänzlich ihrer Auflöſung naht, und Sprache und Poeſie ihrer Feſſeln durch Haller und Hagedorn entledigt werden. Zwar droht auch während dieſer Zeit wieder eine ſich neu bildende Schule, an deren Spitze der Leipziger Gottſched ſteht, dem beſſern Geſchmack Gefahr, indem ſie bloße Correctheit und Deutlichkeit als das Weſen der Poeſie betrachtet und die Franzoſen als Vorbilder hinſtellt; aber ſie wird bald durch eine andere Partei, die durch Studium der altklaſſiſchen Literatur und der Engländer gebildet iſt, überflügelt und in ihre Schranken zurückgewieſen. Während dieſer Kämpfe und zum Theil durch dieſelben, erwacht durch die ſchöpferiſche Kraft Klopſtock's ein neuer Geiſt in der Deutſchen Literatur, der ſelbſtändig ſich bildend, Sprache und Poeſie auf einen vorher noch nie geahnten Höhepunkt ſtellt, zu dem ſelbſt das gebildetſte Ausland mit ſtaunender Bewunderung hinaufblickt.

§. 49. Albrecht von Haller, Lehr- und beſchreibender Dichter.

Der erſte Vorläufer und Bildner eines edleren Nationalgeſchmacks iſt Albrecht v. Haller. Geboren den 16ten October 1708 zu Bern, zeigte er ſchon als Knabe eine hohe geniale Natur, indem er bereits im 9ten Lebensjahre der alten Sprachen kundig, im 10ten zu dichten begann, und ſchon im 15ten die Univerſität Tübin-

gen, nachher Leiden und Baſel beſuchte. Er ſtarb zu Bern 1777 im 70ſten Lebensjahre.

Haller war einer der erſten und vielſeitigſten Gelehrten ſeiner Zeit, ausgezeichnet als philoſophiſcher Arzt, gedankenreicher Lehrdichter und Lyriker. Göttingen, der erſte Schauplatz ſeiner Größe, wo er als Profeſſor der Arzneikunde, Anatomie und Botanik wirkte, und ſeine Vaterſtadt, der er zuletzt als Amman ſeine Dienſte ſchenkte, ſo wie die wichtigſten gelehrten Geſellſchaften Europa's, deren Mitglied er war, verkünden noch jetzt ſeinen Ruhm und ſegnen ſein Andenken. Die Zeit ſeiner dichteriſchen Bildung fiel in die ſchlimmſte Periode unſerer Poeſie, wo nämlich auf der einen Seite der Lohenſteinſche Geſchmack, und auf der andern glatte und wäſſerige Reimerei, überhand genommen hatten. Wirklich neigte ſich auch Haller in ſeinen erſten Arbeiten zur Hoffmannswaldau-Lohenſteinſchen Manier hin; allein das Studium der Alten, unter denen Homer und Virgil ſeine Lieblinge waren, und einiger Engliſchen Dichter, veredelte allmählig ſeinen Geſchmack. Eben darum vernichtete er auch faſt alle Arbeiten ſeiner Jugend, unter denen ſich z. B. ein epiſches Gedicht über den Urſprung des Schweizerbundes in viertauſend Verſen, ſo wie einige Trauerſpiele und Idyllen befanden, und wo in der Folge noch Spuren der Lohenſteinſchen Unnatur zu finden waren, ſuchte er ſie bei jeder neuen Ausgabe ſeiner Gedichte zu tilgen. Früh ſchon bemerkte Haller die trefflichen Anlagen unſrer Sprache, in wenig Worten viel zu ſagen; er rang unermüdet nach dieſer gedankenvollen Kürze, und erreichte ſie, wie kein Dichter vor, und wenige nach ihm; nur in dem ſprachlichen und rhythmiſchen Wohllaut iſt ihm ſein Streben nicht immer gelungen. Aber ſeine ausgebreitete Gelehrſamkeit, ſein philoſophiſcher Scharfſinn und der Reich-

thum ſeiner Erfahrungen, die ihm unerſchöpflichen Stoff darboten, erſetzten jene Mängel, ſo daß Tiefe der Gedanken, geſunde Moral, Stärke, Adel des Ausdrucks ihn vor allen Dichtern damaliger Zeit vortheilhaft charakteriſiren.

Eine Sammlung ſeiner Gedichte erſchien zuerſt 1732 ohne ſeinen Namen, und zuletzt 1777 unter dem beſcheidenen Titel: „Verſuch Schweizeriſcher Gedichte.“ (Bern, 8.) Sämmtliche Berner und Göttinger Ausgaben von den Jahren 1734, 43, 48, 49, 51, 53, 58, 62, 68 und 77 ſind von ihm ſelbſt beſorgt, und enthalten verſchiedene Aenderungen und Verbeſſerungen; die alten Lesarten ſind unter dem Texte bemerkt, in der letzten Ausgabe als Anhang. Die 12te Ausgabe ſeiner Gedichte erſchien Bern 1828. 8. beſorgt von J. R. Wyß, mit dem Leben des Dichters. Unecht und Nachdruck ſind die Ausgaben: Danzig, 1743, Wien, Ulm, Zürich u. ſ. w. Die wichtigſten Stücke der Original-Ausgabe ſind folgende. Den Anfang machen ſeine Morgengedanken, eins ſeiner frühſten lyriſchen Gedichte, das er im 17ten Jahre verfertigte, und das erhabene Betrachtungen über die Größe des Schöpfers in der Natur enthält. Dies und die nachfolgenden beiden Lehroden über die Ehre, und die unvollendete über die Ewigkeit, ſo wie die Elegie: Trauerode beim Abſterben ſeiner geliebten Mariane ſind unter ſeinen lyriſchen Stücken am berühmteſten. Seinen eigentlichen Dichterruhm aber haben begründet ſein beſchreibendes Gedicht: „Die Alpen“, und ſein philoſophiſches Lehrgedicht: „Ueber den Urſprung des Uebels.“ Jenes, das Chr. E. von Kleiſt ſagen läßt, er habe die Pfeiler des Himmels, die Alpen, zu ſeinen Ehrenſäulen gemacht, wurde veranlaßt durch eine botaniſche Reiſe 1728, und beſteht aus einer Reihe von lebendigen Natur- und Sittengemäl-

den, welche, auf eigenthümliche Art anziehend, die Ueberzeugung bewirken ſollen, daß Unſchuld des Herzens und einfacher Lebensgenuß die Bedingung unſers Glückes ſind. Es iſt in zehnzeiligen Strophen, und gehört auch jetzt noch zu den trefflichſten Arbeiten in der maleriſchen Poeſie der Deutſchen [1]). Sein Lehrgedicht: „über den Urſprung des Uebels, in drei Büchern;" vom Jahre 1734, erklärt er ſelbſt für ſein beſtes Gedicht. Ueberall aber hat der Lehrton das Uebergewicht über das Poetiſche.

Außer dieſen Gedichten haben wir von Haller auch noch politiſche Romane, Uſong (Bern, 1771. 8.), Alfred (Bern, 1773. 8.) und Fabius und Cato (Bern, 1774. 8.), welche die Frage von der beſten Regierungsform zum Gegenſtande haben. Uſong, worin gezeigt wird, daß unbeſchränkte Monarchie durch Gemüthsadel gemildert wird, hat am meiſten gefallen, und iſt in mehrere Sprachen überſetzt worden. Haller ſchrieb dieſe Romane wenige Jahre vor ſeinem Tode, wo die Deutſche Literatur bereits einen höhern Schwung genommen, er ſelbſt aber ſchon angefangen hatte, an ſeinem eigenen Geſchmack und an ſeiner Aufklärung irre zu werden. Er verfiel nämlich zuletzt in die finſterſte Orthodoxie, worin er den feſten Glauben an den Teufel für die Bedingung ſeiner Seligkeit hielt, und ſein poetiſcher Genius verließ ihn endlich ſo ganz, daß er gegen den Kaiſer Joſeph, der ihn beſuchte, ſeine Poeſien für eine Jugendſünde erklärte. Ein trauriger Beweis von der Hinfälligkeit auch der edelſten menſchlichen Natur [2]).

Anmerk. 1) Eine Prachtausgabe dieſes Gedichts, mit Kupfern, erſchien Bern 1774. gr. 4. Jeder Strophe iſt eine allegoriſche Vignette und Tſcharner's Franzöſ. Ueberſetzung mit einigen Verbeſſerungen beigefügt.

2) Nachrichten von Haller's Leben und Schriften fin-

det man in dem: „Leben des Herrn v. Haller, von Joh. Georg Zimmermann ꝛc. (Zürich, 1755. 8.) und in Chr. Gott. Heyne Elogium Alberti de Haller. Göttingae, 1778. 4. Ueber ſeinen literariſchen Charakter ſ. beſonders Manſo's Abhandlung über ihn, mit treffenden Bemerkungen über ſeine vorzüglichſten Gedichte, in den „Charakteren der vornehmſten Dichter aller Nationen," (Leipzig, 1792. 8.) Bd. I. Stück 1.

§. 50. Friedrich v. Hagedorn, Lieder- und Fabeldichter.

So wie Haller den Ton anſtimmte für Ernſt und Belehrung, ſo Hagedorn für Heiterkeit und geſellige Freude. Jener gab der Sprache ihren männlichen und kräftigen Charakter, dieſer ihr das Gepräge der Anmuth und Zier.

Friedrich v. Hagedorn wurde am 23ſten April 1708 zu Hamburg geboren, und ſtarb daſelbſt 1754 als Secretair bei dem Engliſchen Court, einer ſchon im dreizehnten Jahrh. gegründeten Handelsgeſellſchaft. Ein Mann, der ſeinen Geſchmack durch das Studium des klaſſiſchen Alterthums, der Franzöſ. und Engliſchen Literatur gebildet, zugleich einen heitern, theilnehmenden und für Kunſt und geſellige Freude empfänglichen Sinn hatte. Sein Haupttalent zeigt ſich in den leichtern Dichtgattungen, beſonders in dem fröhlichen ſcherzhaften Liede, denn hier konnte er ſeine Neigung zum veredelten Genuß befriedigen, und ſein volles freies Herz ungeſtört öffnen. Mit Recht hat man von Hagedorn's Liedern geſagt, daß ſie die erſten geweſen ſind, deren ſich der Deutſche Geſchmack nicht zu ſchämen hatte, indem in ihnen der wahre Ton des muntern Geſanges zuerſt mit Glück getroffen war. Sie athmen den Geiſt ſanfter Fröhlichkeit und naiven Scherzes, und eine leichte, gefällige rhythmiſche Sprache und Verſifikation empfahl ſie dem allgemeinen Gebrauch. Hagedorn gab ſeine Lieder unter dem Titel: „Sammlung neuer Oden und Lieder, in fünf Büchern," (Hamburg,

1747. 8.) heraus, worauf 1754 eine zweite, vermehrte, und 1756 eine dritte mit Muſik in 3 Theilen erſchien. Drei Jahr darauf, 1750, erſchien auch eine Sammlung ſeiner moraliſchen Gedichte, und eine N. A. 1752. Sie ſind mehr ſatiriſch als didaktiſch, und enthalten nützliche Lehren und fruchtbare Sittenſprüche, die in einem gefälligen und überall züchtigen Ton vorgetragen und mit kleinen ſatiriſchen Gemälden belebt ſind. Das beſte iſt: „die Glückſeligkeit," in welchem die falſchen Meinungen der Menſchen über dieſen Gegenſtand, und ihre daraus entſpringenden Leidenſchaften beſtraft werden.

Als Fabeldichter und Erzähler hat er ſich durch ſeinen „Verſuch in poetiſchen Fabeln und Erzählungen." (Hamburg, 1738. 8., und N. A. in zwei Büchern 1752) ein dauerndes Verdienſt erworben. Der Stoff zu ſeinen Fabeln iſt meiſt aus älteren Dichtern entlehnt, doch hat er fremde Erfindung eigenthümlich behandelt. Sie zeichnen ſich vor allen frühern Gedichten dieſer Art vortheilhaft aus durch Compoſition, fließende Schreibart, muntere Erzählung, witzige Einfälle und naive Wendung, beſonders aber durch eine fruchtbare Moral und eingeſtreute Sittenſprüche. Manche, wie ſein „Johann der Seifenſieder," leben noch jetzt wie ein Sprichwort in dem Munde des geſammten Volks; obwohl auch die beſten nicht frei ſind von einer gewiſſen ſeinem Zeitalter angehörigen ſchwatzhaften Breite.

Endlich verſuchte ſich Hagedorn auch im Sinngedicht. Wenn gleich hier der epigrammatiſche Witz weniger als der belehrende Verſtand und das gute Herz ſpricht, ſo enthält doch die im Jahre 1752 veranſtaltete Sammlung ſehr treffende Epigramme, die meiſt von eigener Erfindung, ſich bald durch einen anziehenden Gedan-

ken, bald durch Scharfſinn und überraſchende Wendung auszeichnen.

Die erſten Gedichte, welche **Hagedorn** bald nach ſeinem Abgang von der Univerſität Jena, unter dem Titel: „Fr. v. H. Verſuche einiger Gedichte, oder erleſene Proben poetiſcher Nebenſtunden," Hamburg, 1729 ſammelte, tragen noch zu viel von der rauhen, unbehilflichen Sprache und dem wäſſrigen Geſchmack einer frühern Zeit an ſich; daher hat er, der immer fortſchritt, nur wenig von dieſen Verſuchen in ſeine ſpätern Sammlungen aufgenommen. Kein Dichter vor ihm hat das Horaziſche nonum prematur in annum ſo treu beachtet. Er pflegte ſeine neuen Gedichte erſt ein Paar Jahre auf die Seite zu legen, ſie dann zu muſtern, das Urtheil ſeiner Freunde zu hören, und das, was ihm nicht gefiel, oder ſich nicht verbeſſern laſſen wollte, dem Vulkan zu opfern. Daher nennt ihn **Wieland** mit Recht den Dichter, den an Feinheit des Geſchmacks Keiner, von welcher Nation er ſei, übertroffen, und der unter allen unſern Dichtern ſeine Werke am meiſten gefeilt hat. Dies zeigt ſich unverkennbar, wenn man ſeine ſpätern Arbeiten mit ſeinen frühern, und noch mehr ſeine umgearbeiteten ältern Stücke in ihrer urſprünglichen Geſtalt mit der ſchönen Form ihrer letzten Vollendung vergleicht. Dieſe Vollendung hat die nach **Hagedorn's** Tode durch den Buchhändler **Bohn** zu Hamburg beſorgte, von dem Verf. ſelbſt auf das genaueſte durchgeſehene, auch mit neuen Gedichten und Zuſätzen vermehrte doppelte Ausgabe, die unter dem Titel: „Herrn **Friedrich's** von **Hagedorn** ſämmtliche poetiſche Werke," in drei Theilen 8., und zwar die größere Ausgabe mit Vignetten 1756, die kleinere ohne Vignetten 1757 erſchien; jene wurde 1769 zum zweiten Male, dieſe 1771 zum vierten Male aufgelegt. Die

letzte Ausgabe erſchien unter dem Titel: „Fr. v. Hagedorn's poetiſche Werke, mit ſeiner Lebensbeſchreibung und Charakteriſtik, und mit Auszügen ſeines Briefwechſels begleitet, von Johann Joachim Eſchenburg." (Fünf Theile. Hamburg, 1800. 8. mit neuem Titel 1825.). Sie iſt unter allen die vollſtändigſte und ſorgfältigſte, und kann in mehrfacher Hinſicht klaſſiſch genannt werden.

Anmerk. Nachricht von Hagedorn's Leben findet man in der Eſchenburgſchen Ausgabe ſeiner poetiſchen Werke Th. IV.; ferner in Chriſt. Heinr. Schmid's Biographie der Dichter Th. II. Dieſe Arbeit wurde vor ihrem Abdruck von Hagedorn's Bruder, Chriſtian Ludewig (geb. 1712, geſt. 1764 zu Dresden als Generaldirector der Kunſtakademie daſelbſt), der ſich um die Kunſt, beſonders durch ſeine „Betrachtungen über die Malerei," (Leipzig 1762) verdient gemacht hat, durchgeſehen, berichtigt, und mit Zuſätzen begleitet. Vergl. Vetterlein's Handbuch der poetiſchen Literatur ꝛc. S. 93 bis 101, und Jördens Lexikon ꝛc. Bd. II. S. 286 bis 303.

§. 51. Namhafte Dichter ähnlichen Strebens.

Dieſelbe Richtung, welche Haller eingeſchlagen, nahmen auch einige andere, zwar minder bedeutſame, doch namhafte Dichter dieſer Zeit. Dahin gehören:

1) Karl Friedr. Drollinger, geb. zu Durlach 1688, geſt. zu Baſel als Baden-Durlachſcher Archivar 1742. Er gehörte anfänglich zur Lohenſteinſchen Schule; aber das Studium der Alten und einiger Britiſchen Dichter gab ſeinem Geſchmack eine edlere Richtung. Er war Lyriker, und gibt in ſeinen Oden kräftige Gedanken und tiefe Gefühle in wohllautendem Versbau und reinem Sprachausdruck. In dieſer Beziehung ſteht er noch höher als Haller. Seine vorzüglichſten Gedichte ſind drei

Oden, in denen er die Gottheit, die Unſterblichkeit der Seele und die göttliche Vorſehung beſingt. Eine Sammlung ſeiner Gedichte erſchien erſt nach ſeinem Tode zu Baſel 1743. 8. und mit neuem Titel Frankfurt a. M. 1745. 8. Nachrichten von ſeinem Leben gibt die den Gedichten angehängte Gedächtnißrede von Spreng. Sein dichteriſcher Charakter iſt entwickelt in Küttner's Charakteren ꝛc. Bd. I. S. 203 — 205.

2) Chriſtoph Joſ. Sucro, geb. 1718 zu Königsberg in der N. M., geſt. 1756 als Profeſſor zu Coburg, eiferte Haller'n nach, blieb aber hinter ſeinem großen Muſter zurück. Die beſten ſeiner didaktiſchen Gedichte ſind: „Verſuch vom Menſchen"; „der Stoiker", und „die Gemüthsruhe." Sein Freund G. C. Harles ſammelte ſeine Gedichte nebſt einigen unbedeutenden Programmen unter dem Titel: „Hinterlaſſene teutſche Schriften. Coburg 1770. 8."

§. 52. Literariſche Fehde zwiſchen Bodmer u. Gottſched.

Da der ſchwankende Zuſtand der Deutſchen Literatur bis jetzt noch keinen nationalen Charakter hatte gewinnen können, indem alle Dichter mehr oder weniger bald Italiäner, bald Franzoſen und Briten zu ihren Vorbildern genommen; ſo war zu erwarten, daß der durch Haller und Hagedorn geweckte freiere Geiſt, der ſeine Nahrung beſonders aus den Werken des klaſſiſchen Alterthums gezogen, den bisher unbefriedigten Sinn für das Schöne in Sprache und Poeſie bald allgemeiner anregen würde. Es bedurfte dazu nur einer neuen literariſchen Veranlaſſung, und dieſe fand ſich in den entgegengeſetzten Beſtrebungen zweier Männer, die beide als Meiſter und Lehrer ſich und ihre Kunſtgenoſſen in eine Fehde verwikkelten, welche lang fortgezogen weniger ihren eigenen

Ruhm, als die Befeſtigung des edlen Geſchmacks befördert hat.

Die beiden Streitenden waren: Johann Jakob Bodmer, geb. 1698 zu Greifenſee bei Zürich, und geſt. 1783 als Profeſſor der Geſchichte in Zürich; und Johann Chriſtoph Gottſched, geb. 1700 zu Juditenkirch bei Königsberg in Preußen, geſtorben 1766 als Profeſſor der Philoſophie zu Leipzig. Beide arbeiteten zunächſt auf einem verſchiedenen Felde, jener als Kritiker, dieſer als Grammatiker; auch erwarben ſich beide, jeder in ſeiner Art, ein anerkanntes eigenthümliches Verdienſt. Aber Eitelkeit von der einen und Anmaßung von der andern Seite verleiteten ſie, Schwächen vor der literariſchen Welt aufzudecken, und dadurch ihren Ruhm zu beflecken. Der Kampf ſelbſt wird gewöhnlich der Kampf der Leipziger und Schweizer genannt; die Zöglinge beider Schulen bezeichnet man als Bodmerianer und Gottſchedianer.

§. 53. Fortſetzung.

Der literariſche Streit beider Parteien war folgender: Im Jahre 1721 errichteten Bodmer und ſein Freund Breitinger (geboren 1701 zu Zürich, geſtorben daſelbſt 1776 als Canonikus und Profeſſor der hebr. und griech. Sprache) eine gelehrte Geſellſchaft, die ſich an beſtimmten Tagen verſammelte, ſich über moraliſche und literariſche Gegenſtände unterhielt, und Verhandlungen über ihre Zuſammenkünfte führte. Dies leitete die Stifter darauf, ein moraliſch-äſthetiſches Wochenblatt, nach Art des Engliſchen Zuſchauers, unter dem Titel: „Diskurſe der Maler" (nämlich Maler der menſchlichen Sitten) herauszugeben, in welchem ſie ſich unter den Namen berühmter Maler, als Hans Holbein (bedeutet bald Bodmer, bald Breitin-

ger), Albrecht Dürer, Raphael von Urbin, Michael Angelo, Rubens (Bodmer) verbargen. Mitunter kamen nun in dieſer Wochenſchrift auch einige kritiſche Aufſätze vor (z. B. über Sprache und Styl; wider den Reim; über die Kunſt zu leſen; Stellen aus Boileau's Dichtkunſt in reimloſe Verſe überſetzt und mit Beiſpielen aus Deutſchen Dichtern erläutert; ein Traum zu Opitzens Lobe; über Gallimathias und Phöbus; über die gleich geltenden Wörter; über die verſchiedenen Arten der Wortſpiele ꝛc.) und dieſe Betrachtungen wurden mit Beiſpielen aus ältern und neuern Dichtern erläutert, und dabei die Vorzüge der Opitziſchen, und die Fehler der neuern Gedichte freimüthig gezeigt. — Schon durch den Inhalt dieſer Wochenſchrift, die im Jahre 1729 unter dem Titel: „der Maler der Sitten" fortgeſetzt wurde, ſtreiften die Herausgeber häufig in das Gebiet des grammatiſchen Gottſched, und es konnte nicht fehlen, daß er ſelbſt dabei empfindlich berührt wurde. Aber es dauerte nicht lange, ſo entſtanden ähnliche Unternehmungen. Es kam z. B. in Leipzig eine moraliſche Wochenſchrift heraus, unter dem Titel: „der Leipziger Spectateur," deſſen Verfaſſer ſich den Namen Diogenes beilegte; in Hamburg der „Patriot" (von Brockes, Fabricius, Hoffmann ꝛc.), und in Halle „die vernünftigen Tadlerinnen" von Gottſched u. A. Die beiden Schweizer prüften dieſe Schriften und ſuchten die Geſchmackloſigkeit derſelben öffentlich zu zeigen. So ſchrieben ſie wider den Leipziger Spectateur: „der geſtäupte Leipziger Diogenes oder kritiſches Urtheil über die erſte Speculation des Leipziger Spectateurs, 1726. 8.," und wider den Patrioten und die Tadlerinnen: „Anklagung des verderbten Geſchmacks, oder Anmerkungen über den Hamburgiſchen Patrioten und die Halliſche Tadlerinnen" (Frankfurt und Leipzig, 1728. 8.). Nun erhoben ſich Gott-

ſched, Schwabe, Triller u. A. als Gegner der Schweizer, und ſuchten dieſe in grammatiſcher Hinſicht, beſonders wegen ihres Schweizeriſchen Dialekts, eben ſo zurechtzuweiſen, wie man ſie in äſthetiſcher Hinſicht zurecht gewieſen hatte. Dieſe Neckereien nahmen eine ernſtere Wendung, als Bodmer's Ueberſetzung des Milton erſchien. Gottſched nämlich, ein Freund des Franzöſiſchen Geſchmacks, griff in ſeiner „Dichtkunſt" und in den „Beiträgen zur kritiſchen Hiſtorie der Deutſchen Sprache," die Manier des Engliſchen Dichters mit Voltairiſchen Gründen an, und Bodmer ſchrieb dagegen eine ſtarke Vertheidigung unter dem Titel: „Kritiſche Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poeſie und deſſen Verbindungen mit dem Wahrſcheinlichen" ꝛc. (Zürich 1740. 8.). Gottſched, obwohl ziemlich glimpflich behandelt, zog dieſe Abhandlung in ſeinen „Beiträgen zur kritiſchen Hiſtorie der Deutſchen Sprache" (St. 24. S. 652 bis 668.) heftig durch, und ſo ging denn das lang glimmende Feuer in eine helllodernde Flamme auf. Der nun völlig ausgebrochene Federkrieg wurde von beiden Seiten ſo beißig und heftig geführt, daß die ſtreitenden Parteien, in der Hitze ihrer Polemik, am Ende den Gegenſtand des Streits ganz aus den Augen verloren, und viele der Gottſchedianer gar nicht mehr wußten, wovon denn eigentlich die Rede ſei. Nach einer Reihe von Jahren trug die Bodmerſche Partei den (auch nicht ſehr erfreulichen) Sieg davon, wozu Albrecht von Haller, nicht wenig mitwirkte, da er gerade zur Zeit des Streits mit ſeinen Gedichten auftrat, die alle bisherigen Leiſtungen unendlich übertrafen*). Daß die Gottſchediſche Partei unterliegen würde, war aus den Umſtänden vorher zu ſehen; denn ihr galten gerade die Dichter der geiſtloſen Schule, Neukirch, König ꝛc. für die beſten Muſter, daher auch nur

flache Köpfe, wie Triller, Schwabe, J. Chr. Schwarz als Mitkämpfer ſich ihr anſchloſſen; Gottſched ſelbſt aber, ohne Scharfſinn und poetiſches Talent, nur nach Correctheit und Verſtändlichkeit ſtrebend, wurde von Stolz und Anmaßung ſo geplagt, daß er mehr für ſich als für die Sache ſtritt. Seine Gegner, Bodmer und Breitinger, dagegen hatten ihren Geſchmack durch das Studium der Alten und beſonders auch der Engländer, die dem Deutſchen Geſchmack mehr als die Franzoſen zuſagen, gebildet, und blieben nicht bloß bei Grundſätzen und Regeln ſtehen, ſondern ſie gaben auch Muſter in mehreren Gattungen der Poeſie; dagegen die Gottſchedianer kein einziges poetiſches Werk von Bedeutung hervorbrachten, wohl aber den Dünkel hatten, ſich für Dichter und ihre nüchternen Reimereien für Poeſie zu halten. Wirklich hatte auch Bodmer die meiſten und talentvollſten jungen Köpfe des nördlichen Deutſchlands, z. B. Klopſtock und Wieland, auf ſeiner Seite, wenn gleich dieſe nicht unmittelbar Antheil an dem Streite nahmen.

Anmerk. *) Man vergleiche über dieſe literar. Fehde: Gottlieb Schlegel's Entwurf einer Geſchichte der Streitigkeiten, welche zwiſchen einigen Leipzigern und Schweizern über die Dichtkunſt geführt worden. Königsberg 1764.

§. 54. Gottſched's literariſcher Charakter.

Gottſched hat das traurige Schickſal gehabt, ſeinen Ruhm zu beflecken. Die vorher erzählte Fehde mit Bodmer gab ſeinem Namen eine Schmach, die in der Literatur noch jetzt auf ihm haftet. — Doch muß man in ihm den Sprachkünſtler vom Philoſophen und Dichter wohl unterſcheiden. In den beiden letztern Beziehungen erſcheint er in einer Mittelmäßigkeit, welche die Urtheile ſeiner Gegner vollkommen rechtfertigt. Zum Philoſophen

fehlte es ihm an Forſchungsgeiſt, zum Dichter an Wärme des Gefühls und Erfindungskraft. Sein Unglück war aber, gegen ſeinen innern Beruf etwas ſein zu wollen, was er nicht ſein konnte. Als Profeſſor der Logik und Metaphyſik ſchrieb er ſeine „erſten Gründe der Weltweisheit," (1734), eine Schrift, die zwar ſieben Auflagen erlebte, aber doch kein anderes Verdienſt hat, als daß die Lehren der Wolfiſchen Philoſophie hier populariſirt worden ſind. Schon früher (1730) hatte er ſeinen „Verſuch einer kritiſchen Dichtkunſt," herausgegeben, bei deſſen vierter Auflage (Leipzig, 1751. gr. 8.) er in der Vorrede jubilirend ausruft: „Und meine Dichtkunſt lebet noch! ſie lebet, ſag' ich, ꝛc." weil er gerade dieſes Buchs wegen von den Schweizern angegriffen, und in ſeiner Blöße als äſthetiſcher Kritiker dargeſtellt worden war. Auch erſchien 1736 eine von Schwabe herausgegebene Sammlung ſeiner Gedichte zu Leipzig in 2 Bänden, 8., die 1751 eine vermehrte neue Auflage erlebte, ungeachtet die darin enthaltenen Oden und Elegien den Neukirchſchen Geſchmack an ſich tragen. Dieſe und ähnliche Arbeiten Gottſched's würden indeſſen entweder glimpflicher beurtheilt, oder, wie viele andere wohl ſchlechtere vor ihm und nach ihm, vielleicht gar mit einer gewiſſen Anerkennung aufgenommen worden ſein, wenn nicht der Dämon Eitelkeit ihren Schöpfer verleitet hätte, ſich ſelbſt damit zu brüſten, ſeine Anſichten und Meinungen in der Philoſophie und Dichtkunſt als die einzig wahren geltend zu machen, und ſeine äſthetiſchen Regeln mit Beiſpielen von ſeiner eigenen Arbeit als mit Muſtern ausſchmücken zu wollen. Denn ſein Fleiß iſt nicht zu verkennen, und eben ſo muß man es zugeben, daß ſeine Lehrbücher, wozu auch ſeine: „ausführliche Redekunſt," (5te Auflage Leipzig, 1759. 8.) gehört, damaliger Zeit wirklich Bedürfniß waren, und manchen wohlthätigen

Einfluß auf die Verbreitung eines gründlichern Studiums der Deutſchen Poeſie und der Wiſſenſchaft des Schönen gehabt haben [1]). Da aber, wo kalte Betrachtungen nicht angebracht ſind, und bloße Regelmäßigkeit nicht ausreicht, vielmehr Alles auf Begeiſterung, große Gedanken, kühne Situationen, Zeichnung der Charaktere, mit einem Worte auf innere Poeſie ankommt: da kann die Kritik nicht ſtreng genug über ihn richten. In der That iſt er in ſeinen Dramen, beſonders in den Tragödien, die in dem Werke: „die Deutſche Schaubühne nach den Regeln der alten Griechen und Römer eingerichtet ꝛc." zu Leipzig in ſechs Theilen, zuerſt 1740 bis 45, in 8. erſchienen (N. A. 1746 bis 1750), äußerſt hölzern und ſteif, und ſelbſt „ſein ſterbender Kato," obwohl er zehn Auflagen erlebte, und höher als ſeine „Pariſiſche Bluthochzeit," und als ſein „Agis, König von Sparta," angeſchlagen wird, iſt eben ſo ungenießbar, als ſeine Nachahmung der Racineſchen Iphigenia verfehlt iſt, wenn gleich nicht verkannt werden kann, daß bei dem damaligen ſchlechten Zuſtand des Theaterweſens, wo Harlekin, den Gottſched zur Verbeſſerung des geſellchaftlichen Anſtandes vom Theater verbannen wollte [2]), die Hauptrolle ſpielte, die Gottſched'ſchen Stücke zur Verfeinerung des Tons und zur Hervorbringung einer gewiſſen Regelmäßigkeit auf der Bühne, eine Hauptveranlaſſung gegeben haben.

Sehen wir nun aber auf Gottſched als Wortkritiker und Deutſchen Grammatiker, ſo ſteht er um vieles höher, und kann hier auf unſern Dank die gerechteſten Anſprüche machen. Im Jahr 1727 bildete er die „Deutſchübende poetiſche Geſellſchaft" in Leipzig in eine „Deutſche Geſellſchaft" um [3]), und brachte es dahin, daß durch ſie die Liebe zur Mutterſprache wieder geweckt, und der Deutſchen Literatur mehr Freunde und Verehrer ver-

ſchafft

ſchafft wurden, wenn ſie gleich weder gute Dichter erzeugt, noch auch zur Veredlung des Geſchmacks etwas beigetragen hat. Er ſelbſt ging mit Ernſt und Kraft daran, die damals ſehr verderbte Sprache zu reinigen, der Sprachmengerei und der Lohenſteiniſchen Schwulſt entgegen zu arbeiten, und zugleich mehr Ordnung und Regelmäßigkeit in das Deutſche Sprachweſen zu bringen. Davon zeugt ſeine „Vollſtändigere und neu erläuterte deutſche Sprachkunſt,“ (6te Aufl. Leipzig 1776. 8.), die zuerſt 1748 erſchienen war, und bei allen Mängeln, die wir von unſerm höhern Standpunkt aus darin erblicken, doch die Kunſt, grammatiſch richtig zu ſchreiben, in einem großen Theile des ſüdlichen Deutſchlands verbreitet, und größere Einheit in die Schriftſprache gebracht hat. Daß ſein Anſehen als Grammatiker viel gegolten habe, ergibt ſich auch ſchon zum Theil aus den vielen Ueberſetzungen ſeiner Sprachlehre in's Franzöſiſche (Paris, 1753, Wien und Prag, 1756, Straßburg 1763, Bern, 1795), in's Holländiſche (Amſterdam, 1772), in's Ungeriſche (Presburg, 1784), in's Ruſſiſche (Moskau, 1762), und in's Lateiniſche (Frankfurt, 1770). Ferner zeugen davon ſeine „Beobachtungen über den Gebrauch und Mißbrauch vieler deutſchen Wörter und Redensarten“ (Straßburg und Leipzig, 1758), eine Vorbereitung zu nachherigen ſynonymiſchen Unterſuchungen unſrer Zeit, und beſonders die von ihm und einigen Mitgliedern der Deutſchen Geſellſchaft in Leipzig herausgegebenen „Beiträge zur kritiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache ꝛc.“ 8 Bde. (Leipzig, 1732 bis 1744. 8.), die theils Auszüge aus alten und neuen Deutſchen Büchern, theils Abhandlungen, die Literatur, Dichtkunſt und Beredſamkeit betreffend, theils Beurtheilungen Deutſcher Schriftſteller und Lebensbeſchreibungen ſolcher Männer enthalten, die

um Deutſche Sprache, Poeſie und Beredſamkeit ſich verdient gemacht haben.

Das größte Verdienſt aber erwarb ſich Gottſched als Sammler und Deutſcher Antiquar. Mit vieler Mühe trug er ſchätzbare Stoffe zur Geſchichte der Deutſchen Poeſie und Sprache zuſammen, und lieferte uns ein, für die Literatur des dramatiſchen Fachs überaus wichtiges Werk, in ſeinem „Nöthiger Vorrath zur Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt, oder Verzeichniß aller deutſchen Trauer-, Luſt und Singſpiele, die im Druck erſchienen, von 1450 bis zur Hälfte des jetzigen Jahrhunderts ꝛc. (Erſter Theil.) Leipzig, 1757. 8. Zweiter Theil, oder Nachleſe aller deutſchen Trauer-, Luſt- und Singſpiele, die vom Jahre 1450 bis 1760 im Drucke erſchienen ꝛc. 1765.“ (Ein Anhang dazu iſt: „Freiesleben's kleine Nachleſe ꝛc. Leipzig, 1760.“) Eben ſo erweckte er den alten Reineke Fuchs, von dem er 1752 eine proſaiſche Ueberſetzung, mit Beifügung des Textes nach der Hackmann'ſchen Ausgabe, veranſtaltete, ſ. 4te Per. S. 133; auch machte er auf manche Dichtungen des Minnegeſangs, namentlich auf Veldegk's Eneidt (1745) aufmerkſam. Hätte er ſeine Kraft auf ſein antiquariſches Wiſſen beſchränkt, ſo würde er ſeinen Nachruhm nicht befleckt haben *).

Gottſched fand eine treue Gehülfin bei ſeinen gelehrten Arbeiten in ſeiner ſehr gebildeten Gattin Louiſe Adelgunde Victorie, geb. Culmus aus Danzig, geb. 1713, geſt. 1762, die aber an ſeinen literariſchen Streitigkeiten keinen Antheil nahm. Sie hat ſich durch mehrere Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen, (Pope's Lockenraub ꝛc.) beſonders durch ihre Briefe, deren Herausgabe Dorothea Henriette v. Runkel in 3 Theilen zu Dresden 1771— 1772, 8. beſorgte, einen Namen gemacht.

Anmerk. 1) In der That hat die gelehrte Fehde auf die kritiſche Herabwürdigung Gottſched's einen nur zu großen Einfluß gehabt. Dies ergibt ſich deutlich aus Bodmer's „Charakter der deutſchen Dichter," der von ihm in der erſten Ausgabe ſagte:

Sein wahrer Held Auguſt iſt Opitz's Schreibart werth,
Iſt alles deſſen werth, was Gottſched ſonſt beſungen:
So weit iſt's ihm durch Fleiß und Biegſamkeit gelungen.

in der neuen Ausgabe aber die Stelle dahin abänderte:

Sein wahrer Held Auguſt iſt ſeines Kiels nicht werth —
Iſt mehr als alles werth, was Gottſched ſonſt geſungen!
Nicht weiter iſt es ihm durch Fleiß und Angſt gelungen.

2) Der Hanswurſt (Holländiſch Pickelhäring, d. i. Pökelhering, Franzöſiſch Jean Potage, d. i. Hans Suppe, auch Jean Farine, d. i. Hans Mehl, Engliſch Jack Pudding, Italiäniſch Arlequino, Maccaroni und Polichinello) hat, wie vorſtehende Benennungen zeigen, bei allen Völkern ſeinen Namen von einem nationalen Lieblingsgericht erhalten, welches darauf hindeutet, daß er überall als ein Menſch gedacht wurde, der um einer Mahlzeit willen ſich zur Poſſenreißerei gebrauchen läßt. Die Bühnen faßten dieſen Charakter auf, um dem Volke ein ihm zuſagendes Schauſpiel zu geben, am liebſten die Italiäniſche; doch jede auf eine eigenthümliche Weiſe, daher Harlekin in allen Farben erſcheint, überall aber durch ausgezeichnete baroke Kleidung und lächerliche Gebärden figurirt. Deutſchland kennt ihn ſeit dem Jahre 1553, wo er zuerſt in einem Faſtnachtſpiele vom kranken Bauer und einem Doctor vorkommt; der Name Hanswurſt aber war ſchon vor Luther vorhanden, indem dieſer in ſeiner Schrift „Wider-Hans Worſt, 1541. 4." (ſ. S. 166) ſagt, daß dieſes Wort von andern Leuten gebraucht worden ſei zur Bezeichnung grober Tölpel, die klug ſein wollten, aber ungereimt und ungeſchickt ſprächen und handelten. Im Laufe der Zeit wurde Hanswurſt immer mehr und mehr Liebling des ſchauluſtigen Publikums, denn er ſtellte gewiſſermaßen den Repräſentanten des durch die rohe Natur mehr als durch die

Kunſt gebildeten Volks dar. Auch war eine ſolche Figur dem Bühnenzuſtand der vorigen Jahrhunderte ganz angemeſſen; denn noch zu Gottſched's Zeiten trugen die Komödianten papierne Manſchetten, und hatten die Kleider mit Streifen von Goldpapier, ſtatt der Treſſen, beſetzt, ja die Prinzeſſinnen kamen auch wohl ohne Strümpfe auf die Bühne, und die Unanſtändigkeit in den Handlungen wurde von den gemeinſten Reden begleitet. Hieraus erklärt ſich leicht, wie der froſtige Gottſched bei ſeiner bezweckten Reform der Deutſchen Bühne im Jahr 1737 ſeinen pedantiſchen Ernſt ſo weit ſteigern konnte, daß er in Verbindung mit der Schauſpiel-Directrice Johanne Neuber den Hanswurſt feierlich zu Grabe trug. Dies gelang zwar nicht; denn gleich dem Chamäleon kam Hanswurſt in neuen Geſtalten hervor, und fand ſelbſt an den beſſern Köpfen noch ſpäterhin ſeine Schützlinge, indem Leſſing ſeine Vertreibung die größte Hanswurſtiade nannte, und Juſtus Möſer in einer eigenen Vertheidigungsſchrift den Anwalt für Hanswurſt machte; aber der feinere Geſchmack des 19ten Jahrhunderts hat ihn immer ſeltener und in einer veredeltern Geſtalt den Schauluſtigen vorgeführt.

3) Dieſe Geſellſchaft nahm ſchon 1697 durch einige akademiſche Freunde aus Görlitz einen kleinen Anfang und führte den Namen Görlitziſche poetiſche Geſellſchaft. Als der berühmte J. B. Menken derſelben vorſtand, erweiterte ſie ſich und nannte ſich Deutſchübende poetiſche Geſellſchaft. Durch Gottſched erhielt ſie im Jahr 1727 eine neue Einrichtung und mit dieſer den Namen Deutſche Geſellſchaft. Da ſie aber, in ihrer Thätigkeit immer mehr unterbrochen, ihrer gänzlichen Auflöſung entgegen ſah, vereinigte ſie ſich im Jahr 1827 mit dem Sächſiſchen Verein für Erforſchung und Bewahrung vaterländiſcher Alterthümer in Leipzig, und nahm nun den Namen Deutſche Geſellſchaft zur Erforſchung vaterländiſcher Sprache und Alterthümer an, in welcher Benennung zugleich ihr doppelter Zweck: Beförderung der vaterländiſchen Geſchichts- und Alterthumskunde durch Aufbewahrung, Er-

forſchung und Erläuterung der alten Denkmale, und: Forſchungen im Gebiete der Deutſchen Sprache und Literatur älterer und neuerer Zeiten, angedeutet iſt. In eifriger Verfolgung dieſer Zwecke, und ihrer Blüthe ſich erfreuend, gibt ſie in fortlaufenden Jahresberichten ſehr intereſſante Nachrichten von ihrem fortgeſetzten Wirken. Der zehnte Bericht erſchien Leipzig, 1834. Herausgegeben von Karl Aug. Espe, zeitigem Geſchichtsſchreiber der Geſellſchaft. Vergl. Gottſched's Nachricht von der Deutſchen Geſellſchaft ꝛc. 2te Aufl. Leipzig, 1731, und Chriſt. Ludw. Stieglitz Erinnerung an die Stiftung der Deutſchen Geſellſchaft. Ebendaſ. 1827.

4) Ueber Gottſcheds literariſchen Charakter ſ. Küttner's Charaktere ꝛc. Bd. I. S. 230 bis 233. — Betrachtungen über Gottſched's Charakter ꝛc. in Käſtners vermiſchten Schriften, Th. II. S. 150 und f. (Altenburg 1783), in Horn's Poeſie und Beredſamkeit der Deutſchen, Band II. S. 377 — 384. L. Wachler Vorleſungen über die Geſchichte der teutſchen National-Literatur. Zweiter Theil, 2te Aufl. Frankfurt a. M. 1834. S. 106 — 110.

§. 55. Bodmer's literariſcher Charakter. Nachrichten von Breitinger.

Länger als Gottſched hat Bodmer ſeinen literariſchen Ruhm zu behaupten gewußt. Ganz der Wiſſenſchaft hingegeben, und beſonders für Deutſche Literatur mit regem Eifer eingenommen, war er nicht eiferſüchtig auf fremdes Verdienſt. Daß er vielmehr ſolches anerkannt und hervorgezogen, zeigt ſein Verhältniß zu Klopſtock, deſſen erſte Geſänge der Meſſiade ihn ſo ergriffen hatten, daß er ihn nach Zürich einlud, und hier mit väterlicher Beſorgniß den feurigen Jüngling für ſeine patriarchaliſchen Sitten zu ſtimmen ſuchte. Ein Jahr nachher knüpfte er ein gleiches Verhältniß mit Wieland an. Auch vergaß er ſeine eigene Perſönlichkeit, wo es auf Meinungen an-

kam. So ſandte ihm einer ſeiner kritiſchen Freunde von Bern aus eine ſcharfe Beurtheilung der „Noachide", deren Verfaſſer, da Bodmer ſich nicht genannt hatte, unbekannt war, mit der Bitte, ſolche abdrucken zu laſſen, und Bodmer ſäumte nicht, dem Verlangen zu genügen. Dieſe Denkart und der ganze ſittliche und bürgerliche Charakter des Mannes trugen Vieles dazu bei, die Zahl ſeiner Verehrer durch ganz Deutſchland zu vermehren, und ſein literariſches Anſehen zu befeſtigen. Bodmer war Kunſtrichter, Ueberſetzer, Philolog und zuletzt Dichter. Mehr als ſechzig Jahre hindurch wirkte er für die Verbreitung eines edlern Geſchmacks, den er in Künſten und Wiſſenſchaften durch ſeine und ſeiner Freunde Kritik geweckt und genährt hatte, und wodurch er in unſrer Literatur manche ſehr heilſame Veränderungen herbeiführte. In *dieſer* Hinſicht iſt er als der würdigſte Vorgänger Leſſing's zu betrachten, deſſen umfaſſenderes Genie freilich *tiefer* in die Bildung des Nationalgeſchmacks eingriff und auch dadurch den Einfluß und das Anſehen der Schweizer vernichtete. Doch blickte zu ſeiner Zeit Keiner ſchärfer als er, und Keiner wandte ſo viel Kraft und Fleiß auf, durch kritiſche Schriften ein beſſeres Zeitalter vorzubereiten. Dahin gehören außer den, §. 54. genannten, Streitſchriften noch beſonders ſeine „kritiſche Briefe" (Zürich, 1746. 8.) und deren Fortſetzung „Neue kritiſche Briefe" ꝛc. 1749.

Als Ueberſetzer hat er das Verdienſt, die Aufmerkſamkeit der Deutſchen auf das Studium der Engländer hingerichtet zu haben. Dies bewirkte er beſonders durch ſeine proſaiſche Ueberſetzung von „Johann Milton's Verluſt des Paradieſes," (wie der Titel der erſten Ausgabe lautet) Zürich, 1732, die, wenn ſie auch ſteif und ungelenk iſt, doch die Vortrefflichkeit des damals noch ganz unbekannten Engländers ahnen ließ. In ſeiner me-

triſchen Ueberſetzung des Homer (Zürich, 1778) hat er das Original nicht erreicht.

Höher ſteht er für uns als Deutſcher Philolog und Herausgeber mehrerer Altdeutſcher Gedichte, wovon ſchon im dritten Zeitraum S. 44. die Rede geweſen iſt. Der Eifer, mit dem er die verborgenen Schätze aus den Zeiten der Minneſänger wieder zu Tage förderte, wird immer anerkannt bleiben, wenn gleich die Bemühungen neuerer Sammler ein helleres Licht über jene Schätze verbreitet und dadurch das Bodmerſche Verdienſt in etwas verdunkelt haben.

Zu ſpät für ſeinen Ruhm trat er als Dichter auf. Er war beinah funfzig Jahr, als er ſeine poetiſchen Erzählungen „Pygmalion und Eliſe (Zürich, 1747) herausgab, womit er ſeine poetiſche Laufbahn eröffnete. In demſelben Jahre erſchienen ſeine „Lobgedichte und Elegien," worunter ſich auch ſein, für uns nur geſchichtlich beachtenswerther; „Charakter der Deutſchen Dichter" befindet, in welchem er die verſchiedenen Perioden in der Geſchichte des Deutſchen Geſchmacks und die Eigenthümlichkeiten der merkwürdigſten Dichter in denſelben, dichteriſch behandelt, und zum Schluß die poetiſche Nachwelt auffodert, zu thun, was noch übrig ſei [1]). Von dieſer Zeit an hat er eine übergroße Menge poetiſcher Werke geſchrieben, die durchweg von geringem poetiſchen Werth, nur den Zwang und die Mühſeligkeit verrathen, womit ſie gedichtet worden. Die meiſten derſelben ſind epiſch und dramatiſch. Die erſten ſind größtentheils Patriarchaden, indem er den dürftigen Stoff der patriarchaliſchen Geſchichte zu kleinen epiſchen Erzählungen ausſpann, und erſchienen anfänglich einzeln, nachher aber mit einigen Veränderungen in einer Sammlung, unter dem Titel: „Kalliope," (2 Bde. Zürich, 1767. 8.)

Sein erſtes epiſches Stück iſt „Jakob und Joſeph,“ vom Jahre 1751; ſein vorzüglichſtes Epos aber, worauf er den meiſten Fleiß verwandt hat: „Noah, ein Heldengedicht, in zwölf Geſängen“ (Zürich, 1752. 4.) wovon Sulzer zu Berlin 1765 eine zweite Ausgabe in 8. beſorgte, und ihr den Titel „die Noachide“ gab, der auch in den übrigen Ausgaben beibehalten worden iſt; eine dritte im Bau des Hexameters verbeſſerte Ausgabe erſchien zu Zürich 1772. 8., und eine vierte, von Bodmer ganz umgearbeitete, zu Baſel, 1781. 8. Wieland ſchrieb eine weitläufige kritiſche Abhandlung über die Schönheiten dieſes Gedichts: „Abhandlung von den Schönheiten des epiſchen Gedichts: der Noah; von dem Verfaſſer des Lehrgedichts über den Urſprung der Dinge“ (Zürch, 1753. 8.) und Sulzer gab: „Gedanken von dem vorzüglichen Werthe der epiſchen Gedichte des Hrn. Bodmer.“ (Berlin, 1754. 8.) heraus, und ſuchte auch in mehreren Artikeln ſeiner „Theorie der ſchönen Künſte“ die Vorzüge und Schönheiten dieſes Epos zu entwickeln *). Beides aber hat wenig beigetragen, den Beifall oder die Vorliebe des Deutſchen Publikums auf ein Gedicht zu lenken, dem es nun einmal an großen hervorſtechenden Schönheiten, an poetiſcher Einkleidung, Wohllaut des Verſes, und innerem Reiz gebricht. In mehreren einzelnen gelungenen Stellen erkennt man den Milton und Addiſon. Ein Pendant zur Noachide iſt „die Sündfluth, in fünf Geſängen,“ (Zürich, 1755. 4.), aber noch von geringerem poetiſchen Werthe. Die Noachide ſchildert die Rettung Noah's, die Sündfluth dagegen den kläglichen Untergang des erſten Menſchengeſchlechts in den Waſſern der Sündfluth. Faſt zu gleicher Zeit warf ſich Bodmer auch in's dramatiſche Fach, wiewohl hier mit noch wenigerm Glück. Er ſchrieb eine Menge Dramen, wozu er den Stoff theils

aus der bibliſchen, theils aus der weltlichen Geſchichte entlehnte. Alle aber ſind mehr politiſch-hiſtoriſche Geſpräche als dramatiſche Kunſtwerke, und eigentlich ſeines Namens ganz unwürdig. Ueberhaupt ſchrieb Bodmer zu viel und zu eilfertig, und gebrauchte zu wenig die beſſernde Feile. Ueberall aber erkennt man den vortrefflichen Charakter, der ſich durch Eifer für die gute Sache der Tugend und Freiheit ausſpricht; nur auf wahres poetiſches Genie kann er nicht Anſpruch machen. Auch ſchien er ſelbſt zu fühlen, daß er mehr zum Kritiker als zum Dichter geboren ſei; denn jener war er ſein ganzes Leben hindurch, und wenn gleich die vielen Streitigkeiten, worin die Kritik ihn verwickelt hatte, ſeinem Tone eine gewiſſe Härte und Bitterkeit gaben: ſo ſchien er ſich doch hier am meiſten zu gefallen, und in der That kann ſein Ruhm in der Literaturgeſchichte auch nur auf dieſem Wege fortgeführt werden [a]).

Ehe wir Bodmer verlaſſen, müſſen wir noch ſeines Freundes Johann Jakob Breitinger gedenken, der 1701 zu Zürich geboren, und daſelbſt 1776 als Profeſſor der Hebräiſchen und Griechiſchen Sprache geſtorben, unſerm Bodmer bei der Herausgabe mehrerer Werke, namentlich der „Diskurſe der Mahler,“ und der Sammlung von Minneſängern, thätige Hilfe geleiſtet hat. Er ſteht als Gelehrter und Denker höher als ſein Freund. In ſeinen eigenen Schriften, unter denen ſeine: „Kritiſche Dichtkunſt“ ꝛc., (Zürch, 1740. 8.) oben an ſteht, herrſcht kritiſcher Scharfſinn, geläuterter Geſchmack, und große Beleſenheit in den Werken der Alten und Neuern. In der Theologie, der er ſich gewidmet hatte, iſt er beſonders durch eine kritiſche Ausgabe der ſogenannten ſiebenzig Dolmetſcher, unter dem Titel: „Vetus Testamentum ex versione septuaginta interpretum, olim ad fidem codicis manuscripti Alexandrini summo studio et incredibili

diligentia expressum etc. T. I — IV." (Turic. 1730 — 32. 4.) bekannt geworden.

Anmerk. 1) Vetterlein hat in ſeinem Handbuch der poetiſchen Literatur der Deutſchen (Köthen 1800), S. 219 bis 222, dieſes Gedicht, mit Anmerkungen begleitet, abdrucken laſſen.

2) Wie ſehr Bodmer ſich durch Sulzer's Urtheil geſchmeichelt fand, ſieht man aus der Grabſchrift, die er ſich ſelbſt ſetzte:

Streuet Violen und Roſen auf Bodmer's Begräbniß! Sein Ruhm war,
Daß er die Liebe der Edlen hatte, die Unſchuld und Sitten
Ehrten; ihn nannte Sulzer den Dichter nach ſeinem Herzen.

3) Zu vortheilhaft urtheilt über ihn Küttner, in ſeinen Charakteren Deutſcher Dichter ꝛc. Bd. I. S. 221 bis 225. — Leonhard Meiſter in ſeinen Beiträgen zur Geſchichte ꝛc. Th. II. S. 56 bis 65 ſtellt Milton, Bodmer und Klopſtock zuſammen, wobei letzterer in gewiſſen Beziehungen ſogar unter Bodmer geſetzt wird. Horn, in ſeiner Poeſie und Beredſamkeit der Deutſchen, Bd. II. S. 371 bis 377, hebt zu wenig die Verdienſte des Mannes, deſto mehr aber ſeine Schwächen heraus, die er bei ſorgſamer Durchleſung der zahlreichen Bodmerſchen Schriften gefunden haben will. Am gerechteſten würdigen ihn Chr. Heinr. Schmid in ſeinem Nekrolog Bd. II. S. 811 — 871. und Vetterlein in ſeinem Handbuch der poetiſchen Literatur der Deutſchen S. 181 — 218. Eine vollſtändige Angabe ſeiner Schriften findet ſich in Jördens Lexikon Bd. I. S. 119 bis 160.

§. 56. Ausgezeichnete Gegner der Gottſchedianer.

Jakob Immanuel Pyra und Samuel Gotthold Lange. (Lyriker.)

Unter den geiſtvollen jungen Dichtern, die am kräftigſten die Gottſchediſche Schule bekämpften, zeichnete ſich zunächſt Pyra und Lange aus. Beide

eng verbundene Freunde, und Beide lyriſche Dichter, die das erſte Beiſpiel im Gebrauch antiker Sylbenmaße gaben.

Pyra, geboren 1715 zu Cottbus, und geſtorben 1744 d. 14. Jul. zu Berlin als Conrector am Cölniſchen Gymnaſium, alſo in einem Alter von 29 Jahren, war ein Mann von hoher ſittlicher Kraft und lebhaftem Geiſt. Als er 1742 nach mancherlei körperlichen Leiden und ökonomiſchen Bedrängniſſen, das Conrectorat in Berlin erhielt, war der Deutſche Parnaß zwiſchen die beiden Parteien der Schweizer und Gottſchedianer getheilt. Pyra ergriff jene, und war außerhalb der Schweiz einer der erſten, der öffentlich gegen Gottſched auftrat. Was man dieſem von Zürich aus bisher nur zu verſtehen gegeben hatte, das wollte in Deutſchland ſelbſt noch Niemand öffentlich ſagen. Pyra, von wahrem Eifer getrieben, brach die Bahn, und ſchrieb, was noch Keiner gewagt, einen „Erweis, daß die Gottſchediſche Secte den Geſchmack verderbe." Hamburg und Leipzig 1743. 8. Dieſe Schrift verwickelte ihn indeß in einen heftigen Streit mit den Gottſchedianern, und verbitterte ihm die letzten Tage ſeines Lebens. Die wenigen, noch aufbehaltenen Probeſtücke ſeiner Muſe zeigen, wie viel dieſer phantaſiereiche Mann, bei ſeinem Geſchmack, ſeinen Kenntniſſen und ſeinem Gefühl für das Schöne, geleiſtet haben würde, wenn er länger gelebt hätte. Lange ſammelte die reimloſen lyriſchen Gedichte Pyra's, und da er von den ſeinigen diejenigen hinzuthat, welche ſein freundſchaftlicher Umgang mit Pyra veranlaßt hatte, ſo gab er ſie unter dem Titel: „Freundſchaftliche Lieder" heraus. Bodmer, durch deſſen Beſorgung die erſte Ausgabe zu Zürich 1745. 8. erſchien, hielt es für poetiſcher, ſtatt der wahren Namen die arkadiſchen Thyrſis und Damon zu ſetzen, die auch bei der zweiten vermehrten Auflage, die Lange ſelbſt be-

ſorgte (Halle, 1749. 8.) blieben. Aus dieſen Gedichten erkennt man die herrlichen Anlagen Pyra's zum Lyriker, die, obwohl noch unausgebildet, von ſeinen Zeitgenoſſen ſo bewundert wurden, daß ſie ihn den Deutſchen Pindar nannten. Daß aber Pyra geworden ſein würde, was man ſchon damals in ihm zu finden meinte, iſt nicht zu bezweifeln. Noch iſt zu bemerken, daß auf die freundſchaftlichen Lieder ein Anhang Pyra'ſcher Gedichte folgte, in welchem ſich unter andern ein treffliches epiſch-didaktiſches Gedicht: „der Tempel der wahren Dichtkunſt" in fünf Geſängen befindet, welches, ſowohl wegen der Dichtung, als wegen der aus epiſchen Dichtern nachgeahmten Gemälde, eine merkwürdige Erſcheinung zu einer Zeit war, wo man die epiſche Sprache noch ſo wenig kannte [1]).

Samuel Gotthold Lange (ein Sohn des durch ſeine Streitigkeiten mit Chriſtian Wolf bekannten Theologen und Herausgebers der oft aufgelegten Lateiniſchen und Griechiſchen Grammatiken), wurde geboren 1711 zu Halle, und ſtarb als Paſtor zu Laublingen bei Halle, 1781. Auch er gehörte zu Denen, welche die Blüthe der Deutſchen Literatur durch ihre Schriften befördern und den Gottſchedianismus bekämpfen halfen. In Geſellſchaft ſeines Freundes Pyra wagte er es zuerſt, die reimfreie Poeſie unter den Deutſchen einzuführen, nach dem Vorbilde des Horaz neue Sylbenmaße zu verſuchen, und das Deutſche Ohr an Römiſche und Griechiſche Inverſionen zu gewöhnen. Den Horaz, als ſeinen Lieblingsſchriftſteller, gab er mit einer Deutſchen Ueberſetzung in reimloſen Verſen heraus (Halle, 1752), doch nicht in deſſen Sylbenmaßen, und überhaupt weder treu noch edel. Beſſer ſind ſeine Original-Oden, die unter dem Titel: „Horaziſche Oden," (Halle, 1747. 8.) erſchienen, und theils das Lob Gottes, theils Friedrich's Siege, theils die Freunde

des Dichters beſingen. Einige dem Horaz glücklich nachgeahmte Bilder beweiſen ſein poetiſches Talent, aber die Sprache iſt ſich nicht gleich, oft zu gedehnt, oft gemein und platt. Einige Oden aber ſind ganz frei von dieſen Mängeln, und echt Horaziſch, voll Feuer der Begeiſterung und reich an Gedanken. In Thyrſis und Damon's freundſchaftlichen Liedern befinden ſich ſechs Oden von ihm. Nicht unwichtig iſt ſeine „Sammlung gelehrter und freundſchaftlicher Briefe," (2 Thle. Halle, 1769 und 1770. 8.), die von den beſten Köpfen ſeiner Zeit herrühren (Gleim, Bodmer, Breitinger, Hagedorn, Ewald Chriſt. v. Kleiſt ꝛc.) und neben vielem Geringfügigen auch manche brauchbare Stoffe zur ältern Geſchichte der Deutſchen Literatur darbieten [2]).

Anmerk. 1) Chriſt. Heinr. Schmid hat in ſeiner Biographie der Dichter, Th. II. S. 275 bis 286 das Andenken Pyra's erneuert. Vergl. Küttner's Charaktere ꝛc. Bd. I. S. 235 bis 237.

2) S. über ihn: Chriſt. Heinr. Schmid's Nekrolog ꝛc. Bd. II. S. 792 bis 799, und: Küttner's Charaktere ꝛc. Bd. I. S. 237 bis 239.

§. 57. Fortſetzung: Chriſtian Ludwig Liscov und Joh. Chriſtoph Roſt, Satiriker.

Unter denen, welche die Geißel der Satire gegen ſchlechte Schriftſteller damaliger Zeit und gegen Gottſched beſonders, ſchwangen, ſteht Liscov oben an. Geboren 1701 zu Wittenburg im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, ſtudirte er zu Roſtock Anfangs Theologie, dann Jurisprudenz, lebte um's Jahr 1729 einige Zeit als Candidat der Rechte zu Lübeck, dann in Hamburg und zuletzt in Dresden als Cabinets-Secretair mit dem Titel eines Polniſch-Sächſiſchen Kriegsraths, wurde aber von hier

wegen einiger ſarkaſtiſchen Ausfälle auf den damaligen Engliſchen Miniſter am Dresdner Hofe, in's Gefängniß nach Eilenburg im Leipziger Kreiſe abgeführt, und ſtarb nach ſeiner Freilaſſung in oder bei Eilenburg im Jahr 1760. Liscov iſt unter den Deutſchen einer der erſten Satiriker, und an Scharfſinn und Ironie vielleicht von Keinem übertroffen worden. Daß er von Vielen ſeiner Zeitgenoſſen gehaßt und verketzert wurde, lag eines Theils in dem Weſen der von ihm bearbeiteten Dichtungsart, andern Theils in der Perſönlichkeit, die er durch ſcharfen und beißenden Spott dem Gelächter Preis gab. Er verwickelte ſich daher in eine Menge ſchriftſtelleriſcher Fehden und verdarb es namentlich mit einem dünkelhaften Magiſter Sievers in Lübeck und einem Halliſchen Profeſſor J. Ernſt Philippi, deſſen Anmaßungen er züchtigen zu müſſen *glaubte*. Denn, ohne ſchadenfroh und boshaft zu ſein, *hielt er es* für etwas Verdienſtliches, aus der ganzen Rotte der Narren und ſchlechten Schriftſteller die größten herauszugreifen [1]). Die Proſa, worin Liscov ſchrieb, iſt rein, beſtimmt und nachdrucksvoll, und ſeine Schriften ſind durch vortreffliche Sprache ſo ausgezeichnet, daß ſie den ſpäteren Blüthen unſerer Literatur zur Seite geſtellt werden können. Auch durch ſeine ſcharfe Kritik hat er zur Herbeiführung eines beſſern Geſchmacks in der proſaiſchen Schreibart viel beigetragen.

Die erſte Ausgabe der anfangs einzeln gedruckten Liscovſchen Schriften iſt von ihm ſelbſt unter dem Titel herausgegeben: „Sammlung ſatiriſcher und ernſthafter Schriften. Frankfurt und Leipzig (Hamburg) 1739.“ 8. Hiervon veranſtaltete Karl Müchler in Berlin einen neuen Abdruck: „Chriſtian Ludwig Liscov's Schriften“ ꝛc. Berlin 1806. 3 Bde. 8., worin der Text der älteren Ausgabe mit der größten Treue, ohne irgend eine Verände-

tung, aber mit biographiſchen Nachrichten und Anmerkungen begleitet, wieder abgedruckt worden iſt*).

Roſt, geboren 1717 zu Leipzig, geſtorben 1765 zu Dresden als Oberſteuer=Sekretair, machte Gottſched's literariſche Anmaßungen zum Gegenſtande ſeiner oft burlesken ſchonungsloſen Satire in dem „Vorſpiel in fünf Geſängen" Dresden 1742, und Bern 1772, und in der „Epiſtel des Teufels von Herrn G., Kunſtrichter der Leipziger Schaubühne," Dresden 1754. Bekannter noch iſt Roſt durch ſeine „Schäfergedichte," Berlin 1742 und 44, Dresden 1744 und 1778, die, leicht hingeworfen, von dem Talent ihres Verfaſſers, aber auch von einer ſehr befleckten Einbildungskraft zeigen. Daher ſagt Bodmer von ihm (ſ. Bodmers Gedichte in gereimten Verſen Zürich 1754. S. 70) ſehr treffend:

In ſeinen Verſen ſtrömt der Jugend friſches Blut,
Und jede Zeile brennt mit unbewachter Glut.
Ihr ſpröden Schönen flieht, flieht zarte Schäferinnen,
Sonſt wird euch dieſe Glut in Mark und Adern rinnen [1]).

Anmerk. 1) „Was habe ich dann gethan? (ſagt er in der Vorrede zu ſeinen ſatiriſchen und ernſthaften Schriften). Ich habe einigen elenden Scribenten, die ſich dünken lieſſen, ſie wären etwas, da ſie doch nichts waren, im Lachen die Wahrheit geſagt. Sollte dieſes eine ſo groſſe Sünde ſeyn? Ich will es glauben, wenn man mir erſt wird bewieſen haben, daß Gott dieſe Art Menſchen in ſeinen beſondern Schutz genommen, und ihnen die Freiheit gegeben habe, die Welt durch ihre albernen Schriften zu quälen, ohne daß andere ehrliche Leute das Recht hätten, auch zu dem unerträglichſten Schmierer zu ſagen: Was machſt du? Man ſage mir nicht, daß ein Chriſt auch einen ſolchen Schmierer mit Geduld tragen müßte: denn die chriſtliche Geduld verbindet uns nicht zur Unempfindlichkeit. Wir fangen ohne Sünde Flöhe; wir ſchlagen die Mücken todt; wir vertilgen die Fliegen. —

Warum wollte man ſich denn ein Gewiſſen machen, das gelehrte Ungeziefer auszurotten? ꝛc. ꝛc.

2) Mehr über ihn ſ. „Papiere des Kleeblatts,“ (herausgegeben von Chriſt. Lävinus Fried. Sander), Müchler's Vorrede zu ſeiner Ausgabe der Liscovſchen Schriften und Schmidt's von Lübeck hiſtoriſche Studien. Altona, 1827. 8. S. 121 — 194. Leonhard Meiſter's Charakteriſtik Deutſcher Dichter, Bd. II. S. 88 bis 105. — Eine ſehr ſcharfſinnige Vergleichung zwiſchen Liscov und Rabener von A. Zarnack ſteht in dem Journal: der Freimüthige 1805, Nro. 156 bis 172.

S. auch über ihn Jördens Lexikon Bd. IV. S. 398 — 408. und Schmid's Biographie der Dichter Th. II. S. 412 — 426.

§. 58. Zwei Sächſiſche Dichtervereine.

Durch Gottſched's vielſeitige Thätigkeit und durch ſeine mit Bodmer geführten Kämpfe hatte ſich in Leipzig ein ſehr reges literariſches Leben herausgebildet, welches für alle kleinen Abhandlungen, Dichtungen und Erſtlinge der jungen Dichter das Bedürfniß eines Vereinigungspunkts fühlbar machte. Man fand dieſen in einer Zeitſchrift, die unter Gottſched's Auſpicien von Schwabe, und unter dem Titel: „Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes“ Leipzig 1741 — 45, 8 Bände 8. herausgegeben wurde, und zunächſt für richtigen Sprachausdruck und für Verbeſſerung des Geſchmacks wirken ſollte. Allein die Zeitſchrift nahm ſo viel Mittelgut auf, daß die beſſern Köpfe ſich der fernern Theilnahme ſchämten, und zur Herausgabe einer ähnlichen Zeitſchrift nach ſtrengeren Grundſätzen der Kritik ſich vereinigten. So erſchienen „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes“ Bremen 1745 — 48. 6 Bände 8., die nach ihrem Verlagsort kurzweg „Bremiſche Beiträge“ genannt zu werden pflegen.

pflegen. Die vier erſten Bände, welche auch die vorzüglichſten ſind, redigirte Karl Chriſtian Gärtner, als der älteſte des literariſchen Vereins, die beiden letzten J. M. Dreyer in Hamburg. Unmittelbar ſchloß ſich dieſer Zeitſchrift an eine „Sammlung vermiſchter Schriften von den Verfaſſern der neuen Bremiſchen Beiträge" Leipzig 1748 — 54, 3 Bände 8., die zuerſt von Joh. Andreas Cramer, dann von Joh. Adolph Schlegel und Nikol. Dietrich Gieſeke herausgegeben wurde. Die Mitarbeiter der Bremiſchen Beiträge und der Sammlung ꝛc. trennten ſich mit dieſem öffentlichen Act von der Gottſchediſchen Schule, und bildeten, durch gemeinſchaftliche literariſche Beſtrebungen verbunden, einen engen Kreis, aus deſſen Mitte alle nachfolgende geſchmackvolle Erſcheinungen in Gebiete der vaterländiſchen Literatur hervorgegangen ſind.

§. 59. Dichter des erſten Sächſiſchen Vereins: Zernitz, Käſtner, Mylius.

Zu den Mitgliedern des erſten Vereins, oder doch zu den Mitarbeitern der von Schwabe redigirten Beluſtigungen, gehörten als namhafte Dichter:

1) Chriſtian Friedrich Zernitz aus Tangermünde, geboren 1717, geſtorben 1744 als Gerichtshalter zu Kloſter Neuendorff, ſchrieb ſchlechte Schäfergedichte, hatte aber gute Anlagen für didaktiſche Poeſie. Davon zeugt ſein philoſophiſches Lehrgedicht: „Gedanken von dem Endzwecke der Welt." Seine Schriften erſchienen nach ſeinem Tode unter dem Titel: „Verſuch in moraliſchen und Schäfergedichten ꝛc. Hamburg und Leipzig, 1748. 8. [1]).

2) Abrah. Gotthelf Käſtner, geboren 1719 zu Leipzig, geſtorben 1800 als Profeſſor der Mathematik und Phyſik zu Göttingen mit dem Titel eines Königl. Groß-

britaniſchen Hofraths. Ein Mann, der ſeinen verdienten Ruhm mehr ſeinem tiefen und vielſeitigen Wiſſen, als ſeiner Dichtkunſt verdankt, hat er ſich doch unter diejenigen geſtellt, die unſre Sprache durch Anwendung derſelben auf wiſſenſchaftliche Gegenſtände zu bilden und biegſamer zu machen ſuchten, indem er nicht nur mehrere Werke aus dem Schwediſchen, Engliſchen, Franzöſiſchen und Holländiſchen in's Deutſche überſetzte, ſondern ſich auch der Mutterſprache in ſeinen mathematiſchen und phyſikaliſchen Schriften zuerſt mit befriedigender Deutlichkeit bediente. Er hat aber auch unmittelbar um die Dichtkunſt durch Bearbeitung des Epigramms ſich verdient gemacht. Für dieſe Dichtart eignete er ſich vorzüglich, da ſich in ihm Scharfſinn und Witz auf das glücklichſte vereinigten, und ſein Geiſt ſich eben ſo leicht in die Feinheiten des geſellſchaftlichen Scherzes, als in die Tiefen abſtracter Lehren verſetzen konnte. Er züchtiget die Thorheiten und Lächerlichkeiten der Menſchen um und neben ſich, und obgleich er nicht ſelten perſönlich ſpottet, und ſeine Pfeile zu tief in die Galle taucht, (wodurch er ſich manche Fehde in ſeinem literariſchen und bürgerlichen Leben zuzog), ſo kann man ſeinen Epigrammen doch nicht abhold ſein, da ſie faſt immer witzig und treffend zugleich ſind. Sie erſchienen zuerſt 1781 unter dem Titel: „Abrah. Gotth. Käſtner's neuſte, größtentheils noch ungedruckte Sinngedichte und Einfälle," (o. O., aber in Gießen), herausgegeben ohne Vorwiſſen Käſtner's, und mit falſchen Stücken vermiſcht, von dem Obertribunalsrath Ludew. Jul. Friedrich Höpfner zu Darmſtadt. Käſtner war darüber ſehr unwillig, nahm aber doch das Meiſte davon in den Anhang zur dritten Auflage ſeiner „Vermiſchten Schriften" (Altenburg, 1783. 2 Bde. 8.) auf. Die zweite Sammlung beſorgte mit Genehmigung des Dichters der Profeſſor

Karl Wilhelm Juſti zu Marburg, unter dem Titel: „Abrah. Gotth. Käſtner's zum Theil noch ungedruckte Sinngedichte und Einfälle." (Frankf. und Leipzig, 1800. 2 Bände 8. Neue unveränderte Auflage, Marburg, 1820.) Seine Lehrgedichte, Elegien und Oden ſind kalt und können ſeinem Ruhm nichts hinzufügen, da ſie bloß die Regelmäßigkeit Gottſched's, dem er unverändert anhing, nicht aber den Schwung einer höhern Phantaſie in ſich tragen [2]).

3) Chriſtlob Mylius, geboren 1722 zu Reichenbach, einem Dorfe in der Oberlauſitz, geſtorben auf einer zu naturhiſtoriſchen Zwecken unternommenen Reiſe nach Amerika, in London 1754. Er war ein ſehr fruchtbarer Schriftſteller, aber weder als Dichter noch als Proſaiker ausgezeichnet. Leſſing, ſein Landsmann, ſchätzte ihn als einen witzigen Kopf und veranſtaltete eine Ausgabe ſeiner beſſern Schriften, betitelt: „Vermiſchte Schriften des Herrn Chriſtlob Mylius, geſammelt von Gotthold Ephraim Leſſing." (Berlin, 1754. 8.) worin zugleich Nachricht von Mylius Leben, Charakter und Schriften gegeben wird. Unter ſeinen Poeſien befinden ſich auch drei Luſtſpiele.

Anmerk. 1) S. Küttners Charaktere ꝛc. Bd. II. S. 242, und Chriſt. Heinr. Schmid's Nekrolog, Bd. I. S. 191 — 200.

2) Käſtner hat ſein Leben bis zum Jahr 1756 ſelbſt beſchrieben, und zwar in Baldinger's „Biographien jetzt lebender Aerzte und Naturforſcher" Bd. I. S. 46 bis 74, und in ſeiner Vita Abrahami Gotth. Kaestneri, Magistri semisecularis, Lips., 1787. 8., einer Schrift, die er bei Gelegenheit der Jubelfeier der Univerſität Göttingen abfaßte, die zugleich Käſtner's funfzigjähriges Magiſter-Jubiläum mit beging. — Außerdem ſ. Elogium Abrah. Gotth. Kaestneri, scr. C. G. Heyne. Gottingae, 1804. 4. und eine Deut-

ſche Ueberſetzung dieſer trefflichen Lobrede in Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1800. Bd. II. S. 209 bis 229. S. auch Vetterlein's Handbuch ꝛc. S. 367 bis 377.

§. 60. Dichter des zweiten Sächſiſchen Vereins: Gärtner, Joh. Elias, Joh. Adolph und Joh. Heinrich Schlegel.

Ausgezeichneter waren die Mitglieder des zweiten mehr kritiſchen Vereins, die von dem erſten ſich losſagten und von regem Streben nach höherer Vollendung durchdrungen, faſt alle Formen der Poeſie kunſtmäßig ausbildeten, und das glänzende Zeitalter Deutſcher Dichtkunſt nach der Mitte des 18ten Jahrh. herbeiführen halfen, in welchem der mit ihnen verbrüderte Klopſtock als der höchſte Lichtpunkt und Leitſtern für alle übrige Dichter da ſteht.

Wir heben aus dieſem Verein folgende heraus:

1) Karl Chriſtian Gärtner, (Kritiker) geboren in Freyberg 1712, geſtorben 1791 als Profeſſor in Braunſchweig, hatte die Leitung des Vereins übernommen, deſſen Mitglieder ſich jeden Mittwoch verſammelten. Er war dazu vorzugsweiſe geeignet, da er, mit einem gründlichen und gelehrten Wiſſen ein ſcharfes kritiſches Gefühl verband, das unparteiiſch, ohne Bitterkeit und Anmaßung, ein weſentliches Erfoderniß für einen Freundes-Verein war, der ſeine Leiſtungen der gegenſeitigen Beurtheilung zu unterwerfen bezweckte. Er war alſo für ſeine Kunſtgenoſſen, was einſt Quinctilius für ſeine gelehrten Freunde, beſonders für den Horaz war [1]). Darum ſagt Klopſtock, der ihn ſehr liebte, in ſeinem Wingolf (Lied 5 St. 56.) von ihm:

Uns werth, wie Flaccus war ſein Quinctilius,
Der unverhüllten Wahrheit Vertraulichſter.

Die Kritik iſt ſein Hauptverdienſt. Als Dichter hat er wenig geleiſtet; doch fand ſein verſificirtes Schäferſpiel:

„die geprüfte Treue" (Braunſchweig 1768.), das zuerſt in den Bremiſchen Beiträgen abgedruckt iſt, großen Beifall, und wurde nach dem damaligen Standpnnkt der Bühne für etwas Meiſterhaftes gehalten. Mit Zachariä gemeinſchaftlich überſetzte er „Linguet's Beiträge zum Spaniſchen Theater aus dem Franzöſiſchen" 1ſter und 2ter Theil. Braunſchweig 1769. 8. Auch hat er als Proſaiker unter Gottſched's Aufſicht an der Ueberſetzung des Bayleſchen Wörterbuchs gearbeitet und einige Bände von Rollins Geſchichte in's Deutſche überſetzt [2]).

2) Joh. Elias Schlegel (Dramatiker), geb. zu Meißen 1718, ging als Privatſecretair des Sächſiſchen Geſandten nach Kopenhagen [3]) und ſtarb 1749 als Profeſſor an der Ritter-Akademie zu Soroe. Ein geiſtreicher Schriftſteller, der bei längerem Leben, durch ſeinen ſcharfen Verſtand, ſeine rege Phantaſie, ſeine Studien des Griechiſchen Alterthums und ſeinen Fleiß, ſich einen noch höhern Standpunkt erſchwungen haben würde, als er ſchon einnimmt. Wir beſitzen von ihm Epiſteln und dramatiſche Schriften. Sein Ruhm aber gründet ſich beſonders auf ſeine Trauerſpiele, deren wir ſieben von ihm beſitzen. Er trat nämlich zu einer Zeit auf, in der nach den Grundſätzen der Gottſchedſchen Schule die dramatiſche und beſonders die tragiſche Kunſtſprache mit bloßer Regelmäßigkeit ſich begnügen mußte. Schlegel gab der Handlung einen natürlich fortſchreitenden Gang und anziehende Situationen; er zeichnete ſeine Charaktere durch einzelne ſtarke Züge aus, ließ ſeine Helden mit Würde ſprechen, und gab ſeinen gedankenreichen Verſen zugleich Leichtigkeit und Harmonie. Seine Plane ſind freilich nach Art der Franzoſen und beſonders des Racine angelegt, ſeine Handlungen nicht reich und mannichfaltig, ſeine Helden zu ſehr Theaterhelden, ſeinen Charakteren fehlt oft

das Große und Leidenſchaftliche, in ſeiner Sprache iſt zu viel Declamation ohne tragiſche Kraft, und die Sittenſprüche ſind zu gehäuft; aber nach dem Begriffe, der damals vom Trauerſpiel herrſchte, leiſtete er allem dem Genüge, was man von der Oekonomie und dem Mechanismus deſſelben foderte, und überall offenbart ſich der günſtige Einfluß, den ſein Studium der Griechen auf ihn gehabt hat. Seine vorzüglichſten Trauerſpiele ſind die Trojanerinnen, Kanut, das am häufigſten aufgeführt worden iſt, und Hermann, dem er ſelbſt den Vorzug gab, das aber, ungeachtet der Anlage zu einem echt Deutſchen Trauerſpiele, doch zu kalt erſcheint, wenn man es gegen das lebendige Heldengemälde von Klopſtock hält. — Im Luſtſpiel hatte er noch ſchlechtere Vorgänger als in der Tragödie, dennoch mißlang es ihm gerade nicht. Muthig wagt er ſich ſogar an Charakterſtücke; allein es gebrach ihm an Kenntniß der feinern Welt, und in der Schilderung Deutſcher Bürgerſitten blieb er oft der Natur zu getreu. Dem Plane nach iſt der Triumph der guten Frauen, in Proſa geſchrieben, ſein beſtes Stück, dem Mendelsſohn Leben, echten Witz und den Ton der feinen Welt zugeſteht; nächſt dem die ſtumme Schönheit, in Alexandrinern, welches Leſſing noch im J. 1767 für das beſte Deutſche Luſtſpiel in Verſen erklärte, und der Geheimnißvolle. Ueberhaupt ſchrieb er fünf Luſtſpiele.

Eine Sammlung ſeiner ſämmtlichen Werke unternahm ſein jüngſter Bruder Joh. Heinrich unter dem Titel: „Joh. El. Schlegel's Werke" ꝛc. (Kopenhagen und Leipzig, 5 Thle. 1761—1770. 5Th.gr.8.). In dem letzten Theil ſteht auch das Leben des Dichters (S. 7 bis 52) *).

3) Sein zweiter Bruder Johann Adolph (Liederdichter) wurde 1721 zu Meißen geboren, und ſtarb als Con-

ſiſtorialrath zu Hannover 1793. Er hat ſich als **geiſtlicher Liederdichter** verdient gemacht, und durch mehrere treffliche Geſänge den Liederſchatz der Nation bereichert. Beſonders verſtand er es, ältere Kirchenlieder zu verbeſſern. Wir beſitzen **drei** kleine Sammlungen von ihm, die zu Leipzig 1766 (N. A. 1772), 1769 und 1772 gr. 8. erſchienen, aus denen viele Lieder in die beſten neuen Geſangbücher übergegangen ſind. Das Hauptverdienſt derſelben iſt eine reine Sprache, Faßlichkeit und fließende Verſiſication, aber den hohen Schwung der Klopſtockſchen Muſe hat er eher zu vermeiden, als zu ergreifen geſucht. Eigen war ihm eine ſolche Fruchtbarkeit in der Darſtellung, daß er gleich im erſten Feuer der Ausarbeitung mehrere Variationen hinwarf. Was Klopſtock von ihm, im 7ten Liede ſeines Wingolf, ſagt,

— — — Tönet! da töneten
ihm Lieder, nahmen Geniusbildungen
ſchnell an! In ſie hatt' er der Dichtkunſt
Flamme geſtrömt aus der vollen Urne,

läßt uns vermuthen, daß **Adolph Schlegel** damals (1747) mehr Feuer und Lebhaftigkeit des Geiſtes gezeigt haben müſſe, als wir ſpäterhin in ſeinen Liedern wahrnehmen. Uebrigens hat er ſich auch durch eine mit Anmerkungen und Abhandlungen begleitete Deutſche Ueberſetzung von „**Batteux's** Einſchränkung der ſchönen Künſte auf einen einzigen Grundſatz ꝛc." (ſ. Per. 7. § 15.), wovon die dritte u. neuſte Ausgabe 1770 zu Leipzig erſchien, bekannt gemacht [5]).

4) Der jüngſte Bruder **Joh. Heinrich** (**Ueberſetzer**) wurde geboren 1724, und ſtarb 1789 als Profeſſor der Geſchichte zu Kopenhagen. Er zeigte ſich als Ueberſetzer Thomſonſcher und Youngſcher Trauerſpiele, die er 1758, 8., herausgab, und iſt der erſte, der, nach dem Vorgange der Engländer, reimloſe fünffüßige Jamben anwendete.

Anmerk. 1)

Quinctilio si quid recitares, corrige, sodes,
Hoc, ajebat, et hoc: melius te posse, negares,
Bis terque expertum ſrustra, delere jubebat,
Et male tornatos incudi reddere versus.

Hor. de arte poet. 438 — 441.

2) ſ. über ihn Jördens ꝛc. Bd. 2. S. 3 — 9, und S. Schlichtegrolls Nekrolog auf das Jahr 1791. Bd. I. S. 29 — 50.

3) Darauf bezieht ſich die Ode Klopſtocks an Ebert: Wenn der erfindende Schlegel aus einer längern Verbannung keinem Freunde mehr ſchreibt.

4) ſ. Chriſt. Heinr. Schmid's Nekrolog Bd. I. S. 231 — 266.

5) ſ. über ihn Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1793. Bd. I. S. 71 — 121.

§. 61. Fortſetzung: Giſeke, Gellert, Rabener, Zachariä.

1) Nikol. Dietrich Giſeke (Lyriker und Didaktiker), eigentlich Köszeghi, zu Günz in Nieder-Ungarn 1724 geboren, gebildet in Hamburg und Leipzig, und als Superintendent und Conſiſtorial-Aſſeſſor zu Sondershauſen 1765 geſtorben. Klopſtock, von dem er ſehr geliebt wurde, zeichnet (Wingolf, Lied 2, St. 21 — 24) ſeinen poetiſchen Charakter als einen zarten und empfindſamen, und als ſolchen erkennen wir ihn auch in ſeinen Gedichten. Ohne hervorſtechendes Talent war er doch ein anmuthiger und lehrreicher Dichter, am glücklichſten im Lehrgedicht, das von ſeinen religiöſen und ſittlichen Empfindungen zeigt, und im leichten Liede, worin er ſich in ſanften elegiſchen Gefühlen der Freundſchaft und Liebe ergießt. Wohlklang der Sprache, reine Verſification und edle Einfalt des Ausdrucks ſtämpeln den Charakter aller ſeiner Dichtungen. Er ſelbſt hat nur Einzelnes in den Bremiſchen Beiträgen abdrucken laſſen; erſt nach ſeinem

Tode erſchienen ſeine „poetiſchen Werke" herausgegeben von C. Ch. Gärtner. Braunſchweig 1767, nebſt ſeinem Leben. Zwei Jahre nachher folgte noch „das Glück der Liebe in drei Geſängen", Braunſchweig 1769, ein Lehrgedicht in reimloſen Jamben, worin er das Glück des Liebenden, des Geliebten und Verbundenen ſchildert [1]).

2) Chriſtian Fürchtegott Gellert (Fabel- und Liederdichter), geb. 4ten Jul. 1715 in Hainichen, einem Städtchen bei Freiberg, geſtorben als außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie zu Leipzig den 13ten December 1769. Dieſer Mann der Nation iſt wohl der einzige im achtzehnten Jahrh., der von der Hütte bis zum Thron gekannt und geliebt, mit ſeinen lieblichen Dichtungen jeden engen Kreis aller Deutſchen Familien bis auf den heutigen Tag geiſtig genährt hat. Seine Blüthezeit fällt in die Tage des Untergangs der Gottſchediſchen Schule und in die Zeit des Aufgangs Klopſtockſchen Sonnenlichts. Er, der Beides ſchaute, ſagte daher: „es war eine Zeit, wo ich Alles darum gegeben hätte, von Gottſched gelobt zu werden, und nach einem halben Jahre hätte ich Alles darum gegeben, ſeines Lobes überhoben zu ſein." Klopſtock aber charakteriſirt ihn (Wingolf, 3tes Lied) mit den Worten:

Dich ſoll der ſchönſten Mutter geliebteſte
Und ſchönſte Tochter leſen, und reizender
Im Leſen werden, dich in Unſchuld,
Sieht ſie dich etwa wo ſchlummern, küſſen.

Dieſe Anrede gibt zugleich den Standpunkt an, aus dem Gellert beurtheilt ſein will. Er war kein Genie der erſten Größe, kein ausgezeichneter Gelehrter; aber ſeine guten natürlichen Anlagen, ſein heller Verſtand, ſeine wohlgeordneten Seelenkräfte, ſein geläuterter Geſchmack, und beſonders ſein frommer Sinn, ſeine Richtung auf al-

les Gute und Schöne, machten ihn mittelſt der Poeſie zum Verbreiter praktiſcher Wahrheiten, zum wohlthätigſten Lehrer in der Religion und Tugend, und zum Beförderer eines guten Geſchmacks im Volke. Mit dieſer Reinheit und Einfalt ſeines Sinnes verband ſich die Kunſt einer beredten Leichtigkeit und Herabſtimmung zu dem Volksgeiſt, und das Talent, ſeinen Lehren und Wahrheiten durch einen muntern ſcherzhaften Ton einen gefälligen Eingang zu verſchaffen. Und dieſen Eigenſchaften vereint muß man es zuſchreiben, daß Gellert von allen Ständen und Altern begierig geleſen wurde, und daß Er, der in Griechenland nur ein mittelmäßiger Dichter geweſen ſein würde, in Deutſchland das wurde, was Homer den Griechen war — ein Nationaldichter. Die Achtung und Liebe, welche der fromme Mann in allen Verhältniſſen ſeines Lebens, bei Reichen und Armen, Vornehmen und Geringen, genoß, war nur eine Folge ſeiner klaren, reinen Seele, die jeden Leſer ſeiner Schriften zu ihm hinzog. Die Preußiſchen Prinzen Karl und Heinrich, nebſt den Preußiſchen Offizieren, drängten ſich in Leipzig, ihn zu ſprechen und zu hören; Friedrich II., vor dem er die Ehre der Deutſchen Literatur vertheidigt hatte [2]), ſagte von ihm: c'est le plus raisonnable de tous les savans allemands; der General Hülſen belegte Gellert's Geburtsort nur mit einer ſehr leichten Einquartierung, und ließ dem Rath ſagen, es geſchähe aus Hochachtung gegen Gellert; ſeine Schüler ſandten ihm aus allen Gegenden Deutſchlands jährlich anſehnliche Geſchenke und Penſionen, um ihm ſein Leben zu erheitern; ſelbſt ein Bauer brachte ihm einſt, erbaut durch ſeine ſchönen Fabeln, ein Fuder Holz, und ſein Kurfürſt, Friedrich Chriſtian, bezeigte dem kränkelnden, hypochondriſchen Mann wiederholt ſeine lebhafteſte Theilnahme. Da-

her war auch die Betrübniß bei der Nachricht von Gellert's Tode ſo allgemein und groß, daß ſein Lob mit einer Art Begeiſterung getrieben, und Wallfahrten zu ſeinem Grabe angeſtellt wurden, die endlich der Leipziger Rath unterſagen mußte. Sehr wahr ſagt Garve, am Schluß ſeiner Schilderung des Gellertſchen Charakters: „So lange die Deutſchen ihre jetzige Sprache verſtehen, werden ſie die Gellertſchen Schriften leſen; dieſe Epoche kann ihre Grenzen haben; aber den Gellertſchen Charakter werden die Menſchen verehren, ſo lange ſie die Tugend kennen, und dieſe Zeit iſt unbegrenzt."

Gellert ſchrieb Fabeln, Erzählungen, Luſtſpiele, geiſtliche Lieder und Oden. Als Fabel- und geiſtlicher Liederdichter hat er ſich am meiſten verdient gemacht. In der Fabel gleicht er dem Lafontaine an beredter Leichtigkeit und ſchalkhaftem Witz, hat aber auch deſſen Fehler der Weitſchweifigkeit; in der eigentlichen Erzählung (die man damals noch nicht ſcharf von der Fabel trennte) herrſcht eine gutmüthige Geſchwätzigkeit und Breite, doch iſt der Inhalt anziehend, der Vortrag leicht, fließend und natürlich. Viele derſelben, wie: der arme Schiffer, der Maler, die beiden Wächter, der Bauer und ſein Sohn, die Bauern und der Amtmann, der Informator ꝛc. haften noch ganz oder theilweiſe wie Sprichwörter im Munde der Nation. Seine geiſtlichen Oden und Lieder — unſtreitig ſeine herrlichſten Schöpfungen — ſprechen die reinſten Empfindungen eines andächtigen, Gott und der Tugend ergebenen Herzens rührend und ergreifend aus. Welch ein religiöſes Gefühl ſtrömt in den Liedern: „Gott iſt mein Lied", oder: „Mein erſt Gefühl"! Seine Lehrgedichte haben zwar weder den Vorzug eines ſeltenen philoſophiſchen Tiefſinns, noch eines ſehr belebten und nachdrucksvollen poetiſchen

Vortrags; aber ſie enthalten doch viel Philoſophie des Lebens in einem gefälligen Gewande, und empfehlen ſich beſonders durch Leichtigkeit und ſanfte Ueberredung. Die Luſt- und Schäferſpiele (1745) können aber bei dem jetzigen Bildungsſtand der Deutſchen Bühne kein Intereſſe mehr erregen, woran es ihnen damaliger Zeit indeß nicht fehlte; eben ſo wenig ſein Leben der Schwediſchen Gräfinn von G**, 2 Thle. 1747, welches aber einer der erſten gelungenen Verſuche der Deutſchen im Fache des Romans iſt.

Um die Proſa erwarb ſich Gellert ausgezeichnete Verdienſte, theils durch ſeine moraliſchen Vorleſungen, die, auf der Leipziger Univerſität gehalten, erſt nach ſeinem Tode 2 Bde., Leipzig, 1770, 8., erſchienen, theils durch ſeine Anweiſung zum Briefſchreiben (1751) und eine Sammlung eigner Briefe, die, an wirkliche Perſonen geſchrieben, viel dazu beigetragen haben, an die Stelle des ſteifen, pedantiſchen Geſchäfts- und Briefſtyls die Sprache der Natur und des Umgangs zu ſetzen. So wie übrigens ſeine Verſe leicht und wohlklingend ſind, ſo iſt ſeine proſaiſche Schreibart rein, bis auf Kleinigkeiten correct und fließend. Indeſſen herrſcht in ſeinen meiſten Schriften unleugbar ein gewiſſer kleinlauter, ſchwermüthiger und weinerlicher Charakter, der ſich aus ſeiner hypochondriſchen Stimmung und einer übergroßen Rechtgläubigkeit erklären läßt.

Gellert's Schriften, beſonders die Fabeln, ſind einzeln in ſehr vielen Abdrücken und Formen erſchienen. Die erſte vollſtändige Ausgabe wurde von ihm ſelbſt, unter dem Titel: „Gellert's ſämmtliche Schriften,“ (Leipzig, 1769, 8.) in fünf Theilen, veranſtaltet. Als Anhang dazu kamen heraus: „Vermiſchte Gedichte, von Gellert“ (Leipzig, 1770. 8.), worin mehrere von Gel-

lert verworfene, oder gar nicht von ihm herrührende Gedichte enthalten ſind. Zu dieſen ſämmtlichen Schriften erſchienen, nach Gellert's Tode, noch 5 Theile, von 1770 bis 1774. Neue Auflagen dieſer echten Ausgaben ſind von 1775 und 1784, 10 Theile, 8. Nachdrücke ſind die Ausgaben: Berlin und Stettin, 1772. 8. Wien, 1773. 8. Biel, 1773. 8. Bern. 1774. 8.

Mehrere Gellertſche Schriften, beſonders ſeine Fabeln und Erzählungen, ſind in's Franzöſiſche, Italiäniſche, Holländiſche, Ruſſiſche, Polniſche, Lateiniſche, ja ſogar in's Hebräiſche überſetzt. Von ſeinen geiſtlichen Liedern, die ebenfalls in mehrere Sprachen, unter andern in's Franzöſiſche von Friedrich's II. Gemahlin, der Königin Eliſabeth (Berlin, 1789), überſetzt wurden, ſind viele, zum Theil mit mancherlei Veränderungen, in die neueren Geſangbücher aufgenommen worden [3]).

3) Gottlieb Wilhelm Rabener (Satiriker und Briefſteller) wurde 1714 zu Wachau unweit Leipzig geboren, ſtudirte die Rechte und ſtarb 1771 als Oberſteuerrath zu Dresden. Wie Gellert als Fabel- und Liederdichter, ſo war Rabener als Satiriker der Lieblingsſchriftſteller ſeiner Zeit. Man erhob ihn über alle Uebrige, und vergaß darüber des Liscov (6te Periode, §. 57.), deſſen Verdienſte und Vorzüge erſt in neuerer Zeit allgemeiner anerkannt worden ſind. Stehe er dieſem indeſſen immerhin nach, nie wird man ſeinen Witz, wenn dieſer auch nur vorübergehende geſellſchaftliche Thorheiten ſeines Zeitalters treffen ſollte, zum bloßen Converſationsſpaß eines nüchternen und froſtigen Zirkels [4]) herabſetzen, und ihm ſelbſt den Ruhm nehmen dürfen, zu den beſten Satirikern der Deutſchen zu gehören; denn er zeigt überall feinen Beobachtungsgeiſt, heitere Laune und das Talent einer anziehenden Darſtellungsgabe. Seine Sa-

tire iſt, was ſie ſein ſoll, eine poetiſche Darſtellung ſittlicher Unvollkommenheiten der wirklichen Welt, im Contraſt mit der idealiſchen. Die Rabnerſche aber iſt nicht ſtrafend, ſondern ſcherzhaft. Er hatte es nicht mit moraliſchen Gebrechen und Laſtern zu thun, die kein Gegenſtand des Scherzes ſein können, ſondern mit dem Unverſtand und den Thorheiten, die mehr die äußern geſellſchaftlichen Verhältniſſe als die Sittlichkeit angehen. Sein Spott trifft nur den Thoren des Mittelſtandes, den Aftergelehrten, den tölpiſchen Prieſter, den albernen Dorfjunker, den Gelegenheitsreimer, den Charlatan, den Wucherer und die eiteln und närriſchen Weiber. An die Thorheiten des Hofes und der Großen hat er ſich nicht gemacht; auch wollte er nie perſönlich ſein. Durchweg blickt aus ſeiner Satire ein ſcharfſinniger Beobachtungsgeiſt, ſo wie der frohſinnige Mann und gutmüthige Lacher, der nur vergnügen und beſſern, nicht verkleinern, herabſetzen und kränken will. So hat auch Klopſtock in ſeinem Wingolf (2tes Lied, Str. 25 bis 29) ihn aufgefaßt, indem er ſeine Charakteriſtik mit den Worten ſchließt:

Dem Enkel winkend ſtell' ich dein heilig Bild
  Zu Tiburs Lacher, und zu der Houyhmeß Freund;
    Da ſollſt du einſt den Namen (wenig
      Führeten ihn) des Gerechten führen!

wodurch Rabener's klaſſiſcher Werth und der edle Charakter ſeiner Satire, die mehr dem Horaziſchen Glimpf als der Lucianiſchen ſchonungsloſen Bitterkeit gleicht, hinlänglich angedeutet wird. Rabener ſchrieb übrigens, mit Ausnahme einer einzigen, in Alexandrinern abgefaßten Satire, in Proſa. Sprache und Styl ſind rein und fließend, aber ſeine Schreibart hat den Fehler der meiſten populären Schriftſteller, ſie iſt etwas breit und gedehnt. Dies und die veränderte Sitte, nach welcher jetzt Manches ver-

altet und unpaſſend erſcheint, was vor einem Jahrhundert treffend und anziehend war, iſt der Grund, daß Rabener's Satiren unſer Zeitalter nicht mehr ſo anſprechen können.

Die erſte Ausgabe ſeiner Schriften erſchien unter dem Titel: „Sammlung ſatiriſcher Schriften.“ (Erſter, zweiter Theil. Leipzig, 1751. gr. 8. Dritter Th. ebendaſ. 1752. gr. 8. Vierter Theil ebendaſ. 1755. gr. 8.) Die neuſte Ausgabe hat den Titel: „Gottlieb Wilhelm Rabener's ſämmtliche Schriften.“ (Sechs Theile. Leipzig, 1777. 8.) In dem erſten Theil befindet ſich Rabener's Leben und Charakter, von Chr. Fel. Weiße. Der dritte Theil enthält die „ſatiriſche Briefe,“ in denen ſein ſchöpferiſcher Geiſt ſich am meiſten und ſein Gemüth am liebenswürdigſten geäußert hat. Die Gabe, die Sitten, die Denkart, den Ton jeder Lebensart, jedes Charakters, jeder herrſchenden Leidenſchaft genau zu treffen, dieſe eigenthümliche Gabe des dichteriſchen Talents hat er nirgends in einem ſo hohen Grade gezeigt. Er läßt Leute aus allen Ständen ſprechen, und Alle reden ihre eigene Sprache. Das Bild iſt allemal treu, und die Züge, die er wählt, ſind allgemein kenntliche Züge, die damals Jeder in Originalen bemerkte, die aber nur Er ſo zuſammen zu finden, ſo in's Licht zu ſtellen wußte. — Sämmtliche Rabener'ſche Schriften ſind, wie die Gellert'ſchen, in's Franzöſiſche, Engliſche und Holländiſche, einige Stücke auch in's Schwediſche und Däniſche überſetzt worden. [5]).

4) Juſt. Friedrich Wilhelm Zachariä. (komiſcher Epiker und beſchreibender Dichter) wurde geboren 1726 zu Frankenhauſen in Thüringen, und ſtarb 1777 als Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften am Carolinum zu Braunſchweig. Zachariä dichtete mit großer Leichtigkeit, und wußte bei ſeiner Kenntniß des poetiſchen

Mechanismus den ihm zuſtrömenden poetiſchen Ideen und Bildern meiſt eine glückliche und gefällige Form zu geben. Aber eben dieſe Fülle und Leichtigkeit hielten ihn oft von der nöthigen Strenge der Auswahl, von der feinern Correctheit und Vollkommenheit zurück, die man in mehreren ſeiner Gedichte um ſo unangenehmer vermißt, je leichter und gewiſſer ſie bei größerer Anſtrengung und Muße einem ſo vortrefflichen Kopf hätten gelingen müſſen. Er verſuchte ſich in den meiſten Dichtungsarten, aber am beſten gelang ihm die komiſch-epiſche, und nächſt dieſer die beſchreibende. Seine ſcherzhaften Heldengedichte unterſchieden ſich zur Zeit ihrer Erſcheinung von Allem, was bis dahin in dieſer Gattung unter den Deutſchen geleiſtet worden war, ſo ſehr, daß man die Geſchichte des komiſchen Epos erſt mit ſeinem Renommiſten, als dem erſten (1742) dieſer Art, beginnen kann. So weit dieſes auch noch hinter der Idee eines guten komiſchen Heldengedichts zurückſteht, weil ſein Inhalt zu örtlich, das Wunderbare zu gehäuft, und die Darſtellung oft zu niedrig iſt, ſo bleibt es doch als die erſte, einigermaßen gelungene Nachahmung von Boileau's und Pope'ns ähnlichen Gedichten merkwürdig. Der Beifall, mit dem dieſer erſte Verſuch aufgenommen wurde, munterte den Dichter auf, ſein Talent für dieſe Dichtart immer mehr auszubilden, um ſeinem Muſter, Pope, näher zu kommen. Auch übertraf er ſeinen Renommiſten im „Schnupftuch" und im „Phaëton," bezüglich auf Anlage und Verwickelung und in dem Aufwande einer reichen Einbildungskraft, daher werden mit Recht die genannten Gedichte für ſein wichtigſtes Verdienſt um die Deutſche Poeſie geachtet. Doch beſaß er zur Vollkommenheit eines komiſchen Epikers nicht Witz, Laune und feinen Tact genug.

Auch als beſchreibender Dichter darf er nicht über-

ſehen werden. Seine „Tageszeiten," bei deren Dichtung er Thomſons Jahreszeiten zum Muſter nahm, und „die vier Stufen des weiblichen Alters" gehören zu den angenehmen und lehrreichen Schilderungen nach der Natur, und ſind reich an reizenden Gemälden und gefälliger Moral: nur ſind zu viel Ungleichheiten darin, und die Farbengebung iſt oft zu blendend. Seine Hexameter können hier, wie in den komiſchen Heldengedichten, nur als Verſuche betrachtet werden, und ſind zum Theil auch recht wohlklingend, nur nicht in ſeiner Ueberſetzung des Milton, die überhaupt, als eine matte unharmoniſche Paraphraſe, keinen Beifall finden konnte. Ein guter Gedanke war es, „Fabeln und Erzählungen in Burkhard Waldis Manier" (Braunſchweig, 1771. 8.) herauszugeben (ſ. S. 187.), worin er die alte, treuherzige Weiſe unſers vaterländiſchen Fabuliſten glücklich aufgefaßt hat. Auch iſt es als verdienſtlich zu preiſen, daß er das Andenken älterer Dichter durch ſeine „Auserleſene Stücke der beſten Deutſchen Dichter, von Martin Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten, mit hiſtoriſchen Nachrichten und kritiſchen Anmerkungen verſehen ꝛc. 2 Bände." (Braunſchw. 1766 und 1771. 8.) zu erneuern ſuchte, — ein Werk, das Eſchenburg nach Zachariä's Tode mit einem dritten Bande vermehrte (1778. 8).

Eine vollſtändige Sammlung ſeiner Werke beſorgte er ſelbſt unter dem Titel: „Poetiſche Schriften" 9 Bnde. Braunſchweig 1763 bis 65. 8. Späterhin erſchien eine neue wohlfeilere Ausgabe in zwei Theilen, Braunſchweig 1777. gr. 8., in der aber die Ueberſetzung von Miltons verlorenem Paradieſe fehlt. Seine hinterlaſſenen Schriften nebſt biographiſchen Nachrichten gab Eſchenburg heraus Braunſchweig 1781. 8. [6])

Anmerk. 1) Urtheile über Giſeke's literariſchen Werth finden ſich in Küttner's Charakteren ꝛc. Bd. II. S. 321 bis 333 und in Eſchenburg's Beiſpielſammlung zur Theorie und Literatur d. ſchönen Wiſſenſchaften, Bd. II. S. 386.

2) Friedrich II. hatte ihn bei der Beſetzung von Leipzig den 18ten Decemb. des Jahres 1760 zu ſich rufen laſſen, und ihm, nach einer Unterredung über den Zuſtand der Deutſchen Literatur, wegen ſeiner Fabeln, von denen Gellert ihm den klugen Maler in Athen vordeclamirte, ſeinen Beifall bezeigt. S. Sechs Briefe von Gellert und Rabener. Leipzig und Stralſund, 1770. 8.

3) Der Schriften über Gellert's Leben und ſchriftſtelleriſchen Charakter gibt es überaus viel. Sein Leben iſt am beſten beſchrieben in dem letzten Theil der ſämmtlichen Schriften, von Joh. Andr. Cramer, Leipzig 1774, und in Chriſt. Heinr. Schmid's Nekrolog, Bd. II. S. 481 bis 532., wo auch ein Verzeichniß von 44 Schriften aufgeführt iſt, die Gellert's Tod veranlaßt hat. Die beſte Würdigung ſeines ſchtiftſtelleriſchen Charakters findet man, von Garve, in der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften Bd. XII. St. 2. S. 185 bis 222. So wie Gellert in der Schrift: „Ueber den Werth einiger Deutſchen Dichter", 2 Thle. Frankfurt und Leipzig 1771 und 72 (von Unzer) auf eine verächtliche Weiſe zum armſeligſten Reimer herabgewürdiget iſt, ſo hat ihn Abt in ſeiner Schrift „vom Verdienſt" übermäßig erhoben. Ihn verletzen heißt die Nation ſelbſt verletzen. Die Wahrheit liegt in der Mitte.

4) ſ. Horn's Geſchichte und Kritik ꝛc. S. 193.

5) ſ. Charaktere Deutſcher Dichter ꝛc. Bd. I. S. 250 bis 253. Jördens Lexikon ꝛc. Bd. VI. S. 233 — 253

6) ſ. Küttner's Charaktere ꝛc. Bd. 2. S. 309 — 312. und Jördens Lexikon Bd. 5. S. 575 — 598.

§. 62. Fortſetzung: Schmidt, Ebert, Cramer.

5) Conrad Arnold Schmidt (Liederdichter), geb. 1716 zu Lüneburg, geſt. als Profeſſor der Theologie

und Römiſchen Literatur am Colleg. Carol. zu Braunſchweig 1789, hat nur wenige Dichtungen geliefert; doch verdienen ſeine „Lieder auf die Geburt des Erlöſers“ Lüneburg 1761. 8. bemerkt zu werden. Es haucht in ihnen ein warmes, religiöſes Gefühl, und mehrere ſind in Liederſammlungen und Geſangbücher aufgenommen worden. Sein Gelegenheitsgedicht an Gärtner, bei deſſen Einführung zum Kanonikat am Stifte St. Blaſii in Braunſchweig: „des heil. Blaſius Jugendgeſchichte und Viſionen“, Berlin und Stettin 1786. 8. zeigt von reicher Einbildungskraft und Gemüthlichkeit.

6) Johann Arnold Ebert (Epiſtolograph Liederdichter und Ueberſetzer) wurde geboren 1723 zu Hamburg, lebte als Profeſſor und Hofrath zu Braunſchweig, wo er mit ſeinen Univerſitäts-Freunden Zachariä, Cramer, Schmidt, Gärtner ꝛc. das Glück des amtlichen und literariſchen Umgangs genoß, und ſtarb 1795. Ebert war ein vorzüglich geachteter, durch humaniſtiſche Studien gründlich gebildeter Gelehrter, den Klopſtock in ſeinem Wingolf (Lied 1., Str. 6 bis 13) als ſeinen Liebling in der Freundſchaft erhebt, und ſeine vertraute Bekanntſchaft mit den Alten und Neuern rühmt. Durch unabläſſiges Studium der Dichter aller Zeiten, vornämlich aber der Werke der Griechen und Briten, war ſein Sinn für die Kunſt, und ſein Urtheil über ihre Schriften, bis auf einen hohen Grad geſtärkt und verfeinert, und eben durch dieſe umfaſſende Kenntniß und dieſen richtigen, geläuterten Geſchmack griff er tief ein in die gelehrte und poetiſche Bildung ſeines Zeitalters. Als Dichter wählte er ſich zu ſeiner Bearbeitung die „poetiſche Epiſtel,“ worin er ſich zwar nicht als Original, aber als Dichter von Studium und Beleſenheit zeigt, der, ohne Andern ſklaviſch zu folgen,

immer den weiſeſten und beſten Gebrauch von dem Gewinn ſeiner Studien macht. Correct und überaus ſtreng in der Wahl ſeines Ausdrucks, iſt ſein Ton überall ungekünſtelt und wahr, ſo wie ſeine Verſe leicht und natürlich ſind, obgleich die Einförmigkeit des Sylbenmaßes (er gebrauchte faſt durchgehends vierfüßige Jamben) etwas Ermüdendes hat.

Seine Lieder haben einen leichten, gefälligen Ton, und erſcheinen uns als Abdrücke eines reinen, für geſellige Heiterkeit und ſokratiſche Weisheit geſtimmten Gemüths.

Einen großen Ruhm erwarb er ſich ſeiner Zeit als proſaiſcher Ueberſetzer Engliſcher Werke, beſonders der „Nachtgedanken Young's" [1]). „Die Mühe," ſagt Küttner (Charaktere, Bd. 2. S. 339. ff.) „mit der er den tiefſinnigen und oft ſpitzfindigen Young ſtudirt, mit der er den dunklen oder vieldeutigen Sinn ſeiner Klagen und Sprüche gefaßt, und in der, dem Briten eigenthümlichen Stärke verdeutſcht hat, fällt allenthalben ins Auge, doch iſt ſie ohne Zwang und Steifheit. Man ſieht, daß er mit ſeinem Autor dachte, mit ihm empfand, und trunken ward von der Fülle ſeiner erhabenen und abſtracten Gedanken. Den ganzen lyriſchen Gang ſeines Ausdrucks, ſeine kühnen Bilder, ſeine feurigen Monologen und goldenen Denkſprüche, trägt er ſo ganz ungeändert, ungeſchwächt und unzerſtückelt über in unſere Sprache, daß man das Original mit dem Abbilde verwechſelt, und den Deutſchen allein zu hören glaubt. Aber er hat auch ein ganzes Leben darauf verwandt, und mit bewundernswürdiger Geduld ſo lange die Feder geführt, bis er den feſten klaſſiſchen Ton herausbrachte, den er nach ſeinem gründlichen Geſchmack ſeiner Verdeutſchung geben wollte." Nicht weniger Werth hat ſeine ebenfalls proſaiſche Ueberſetzung von Glover's „Leonidas" [2]). Friedrich Gedike

nannte ihn, in der Vorrede zu ſeiner Verdeutſchung der Olympiſchen Siegeshymnen des Pindar, „den Imperator im Ueberſetzerheere.“

Ebert's eigene Schriften erſchienen, von ihm ſelbſt geſammelt, unter dem Titel: „Johann Arnold Ebert's Epiſteln und vermiſchte Gedichte.“ (Hamburg, 1789. gr. 8.) Dazu gab, nach ſeinem Tode, Joh. Joachim Eſchenburg einen zweiten Theil (Hamburg, 1795. gr. 8.) nebſt einem Grundriß ſeines Lebens und Charakters [3]).

7) Joh. Andreas Cramer (beſonders Oden- und Liederdichter), geboren 1723 zu Jöſtadt im Erzgebirge, ſtudirte 1742 in Leipzig Theologie, war ein überaus fleißiger Mitarbeiter an den Bremiſchen Beiträgen und der Sammlung vermiſchter Schriften, wurde 1748 Prediger zu Crellwitz bei Halle, 1750 Oberhofprediger in Quedlinburg, 1754 Hofprediger in Kopenhagen und 1765 Profeſſor, 1774 Prokanzler und Prof. in Kiel, 1784 Kanzler, und ſtarb 1788. Ein gelehrter, vielſeitiger, gebildeter Mann und ſcharfſinniger Kopf, der ſeine hohen Talente als Dichter, Redner, Geſchichtſchreiber und Ueberſetzer geltend zu machen wußte, und dabei ſein beſcheidenes und liebevolles Gemüth zur Verehrung Aller entwickelte. Die Bahn ſeines Ruhmes eröffnete er mit der Ueberſetzung des Boſſuet [4]), die zu Hamburg von 1748 — 1756 in ſieben Theilen gr. 8. herauskam, und die er mit ſchätzbaren Abhandlungen zur Erläuterung der bürgerlichen und Kirchengeſchichte begleitete, wodurch er ſein Talent als Ueberſetzer und Geſchichtſchreiber zugleich bekundete.

Beſonders merkwürdig aber iſt er für uns als Oden- und Liederdichter. Wir beſitzen von ihm eine Sammlung ſeiner Poeſien, unter dem Titel: „Joh. Andr. Cramer's ꝛc. ſämmtliche Gedichte. Erſter, zweiter, dritter Theil.“ (Leipzig, 1782. 1783. 8.) Dieſe drei Theile, die aus 16 Büchern beſtehen, enthalten größtentheils geiſtliche Lieder, von de-

nen auch ſehr viele in neuere Geſangbücher aufgenommen worden ſind; nur das ſechzehnte Buch begreift Oden und einige Lehrgedichte in ſich. Als ein vierter Theil dieſer Sammlung können angeſehen werden: „Joh. Andr. Cramer's hinterlaſſene Gedichte, herausgegeben von ſeinem Sohne C. F. Cramer.“ (Erſtes, zweites, drittes Stück. Altona und Leipzig 1791. 8.), die auch noch einige Oden und Lieder enthalten. Dieſe lyriſchen Gedichte ſind es beſonders, die ſein Andenken in der Literaturgeſchichte bewahren müſſen. Die Nachwelt hat hier gut zu machen, was Cramer's unfromme Zeitgenoſſen verſchuldet haben. Die Erſcheinung ſeiner geiſtlichen Geſänge fiel in eine Zeit, die, arm an religiöſem Sinn, mit ſpöttiſcher Verachtung Alles von ſich ſtieß, was frommes Gefühl und wahre Gottesliebe hauchte. Eine falſche Richtung, welche die Aufklärung damals genommen hatte, widerſtrebte dem heiligen Sänger, deſſen Stimme, wie die Stimme eines Predigers in der Wüſte, verhallte. Nur hie und da begriff man den Werth ſeiner Lieder und fühlte die Begeiſterung, die aus ihnen hervorſtrömte, und den rhythmiſchen Wohllaut ſeiner Verſe, den Klopſtock erhebt, wenn er im Wingolf (Lied 2. Str. 16.) von ihm ſagt:

— — Cramern gehet in Rhythmustanz
mit hochgehobner Leier Iduna vor.
Sie geht, und ſieht auf ihn zurücke,
wie auf die Wipfel des Hains der Tag ſieht.

Seine Oden haben freilich nicht Klopſtock's lyriſchen Geiſt, aber es fehlt ihnen nicht an ſtarken Bildern, edlem Ausdruck, fließenden Wendungen, beſonders nicht an harmoniſcher Verſification. Ausgezeichnet ſind unter dieſen beſonders die Oden: „David“ — „Luther“, „Melanchthon“, „die Auferſtehung“; erſtere durch ſtolzen Gang und Flug, die zweite durch feuriges Vaterlandsgefühl und edlen Hoch-

ſinn, die dritte durch ihre gefühlvolle Sprache des Dankgefühls, die vierte durch fromme Glaubenskraft. Sie darf unſere Poeſie noch lange als ihre edelſten Erzeugniſſe nennen! — Außerdem beſitzen wir von Cramern noch eine „poetiſche Ueberſetzung der Pſalmen, in vier Theilen.“ (Leipzig 1762 — 64. 8.) Es iſt nicht eine wörtliche Uebertragung, ſondern vielmehr eine Umſchreibung jener alten hebräiſchen Geſänge, die den Hauptinhalt derſelben in freien Versarten, nach des Ueberſetzers eigner Art, aber nicht ohne großes poetiſches Verdienſt, ausführt. — Endlich haben wir von ihm auch mehrere Sammlungen von Predigten, 1755, die, von ungleichem Werth, oft mit Bilderſchmuck überladen, doch viele enthalten, die als erbauliche Religionsvorträge und Muſter der Kanzelberedſamkeit mit den Predigten von Giſeke und J. A. Schlegel wetteifern [5]).

Den Schluß des edlen Sächſiſchen Dichtervereins macht der vorzüglichſte unter ihnen — Klopſtock, der durch die ihm inwohnende höhere Kraft belebt und erwärmt ſeinen eignen Weg ſich bahnte, und dadurch der Muſaget aller dichteriſchen Geiſter des folgenden Zeitraums wird, den wir daher auch mit ihm beginnen.

Anmerk. 1) Man hat davon eine doppelte Ausgabe, die eine, mit dem Original und einem Commentar, in 5 Bänden, (Braunſchweig, 1760 — 1771. 8., N. A. Leipzig, 1790 — 1795. gr. 8.); die andere, ohne Text und Commentar, in 3 Theilen (Braunſchweig, 1777. gr. 8.,) und in einer verbeſſerten Auflage, unter dem Titel: „Dr. Eduard Young's Klagen oder Nachtgedanken“ ꝛc. (3 Theile. Leipzig, 1791 — 1805. gr. 8.) (Eduard Young wurde geboren 1681 und ſtarb 1765).

2) Die neueſte Ausgabe dieſer Ueberſetzung hat den Titel: „Leonidas, ein Gedicht, aus dem Engliſchen Originale

des Herrn Richard Glover's nach der 5ten Ausgabe überſetzt von J. A. Ebert." (Hamburg, 1778. 8.) (Richard Glover, geb. 1712, geſt. 1785, ein Kaufmann, hat ſich als Dichter durch ſein Trauerſpiel Medea, und durch ſein Heldengedicht Leonidas in zwölf Büchern, berühmt gemacht).

3) S. Jördens Lexikon ꝛc. Bd. I. S. 431 bis 444.

4) Jac. Benignus Boſſuet, geb. zu Dijon 1627, geſt. zu Paris 1704, einer der vorzüglichſten Kanzelredner ſeiner Zeit, ſchrieb zum Gebrauche des Dauphins: „Discours sur l'Histoire universelle, depuis le commencement du monde jusqu'à l'empire de Charle-Magne Paris, 1681. 4." Da er, wie ſchon der Titel ſagt, nur bis auf Karl den Großen, d. i. bis auf's Jahr 800 kam, ſo unternahmen mehrere ſeiner Landsleute in der Folge die Fortſetzung des Werks, aber man vermißt darin Boſſuet's Geiſt und ſchöne Schreibart.

5) Ein Mehreres findet man in der Gedächtnißrede auf den verewigten Cramer, am 23. Jul. 1788, gehalten von Wilhelm Ernſt Chriſtiani." Kiel, 1788. 8. Vergl. Jördens Lexikon ꝛc. Bd. I. S. 328—347.

II. Proſaiſche Erzeugniſſe.

§. 63. Grammatiſch-lexikaliſch-philoſophiſche Bearbeitung der Sprache.

Die wiſſenſchaftliche Behandlung der Sprache, begann, wie wir in der fünften Periode §. 5. geſehen haben, erſt mit der Reformation. Hier forſchen wir nach dem, was die ſechste Periode in beiden Abtheilungen darbietet. Sehen wir zuerſt auf das Grammatiſche.

1) Der erſte bedeutende Deutſche Grammatiker des ſiebzehnten Jahrhunderts iſt Tilemann Olearius. Sein Sprachwerk führt den Titel: „Deutſche Sprachkunſt. Aus den allergewiſſeſten, der Vernunft von gemeinen brauch Deutſch zu reden gemäſſen, gründen genommen.

Sampt angehängten newen methodo, die lateiniſche Sprache geſchwinde vnd mit Luſt zu lernen. Hall, bei Melchior Oelſchlegeln, Anno 1630. gedruckt bei Peter Schmidt.“ 5 Bde. in 12. Der Verfaſſer hat ſich nicht genannt, ſondern nur am Schluß der Vorrede durch die Anfangsbuchſtaben T. O. M. H. S., d. h. Tilemannus Olearius Magister Hala-Saxo, ſeinen Namen angedeutet. Auch in dem Bücherkatalog der Wolfenbüttelſchen Bibliothek wird dieſe Sprachkunſt einem M. Tilemann Olearius zugeſchrieben. — Den Anfang macht eine Strafpredigt an die Verächter ihrer Mutterſprache. Die Grammatik ſelbſt zerfällt in drei Theile: der erſte handelt vom Reden, Schreiben und Leſen; der zweite von Namen, Wörtern und Flickwörtern, und der dritte zeigt in ſechs Regeln, wie die ganze Rede zuſammengeſetzt werde. Die Kenntniß der Buchſtaben bringt er den Kindern durch gewiſſe Bilder bei, deren Name ſich eben ſo anfängt, wie der abgebildete Buchſtabe lautet, z. B. das o iſt ein Ohr. Auch die Tempora in den Verbis erläutert er bildlich. So wird z. B. das Perfectum durch einen Dieb vorgeſtellt, dem die Hände auf den Rücken gebunden ſind: der hat geſtohlen. Seine orthographiſche Regel iſt: wie geredet wird, muß man ſchreiben. — Deutlichkeit in der Darſtellung iſt das Hauptverdienſt dieſes Sprachwerks [1]).

2) „Chriſtian Gueintzen deutſcher Sprachlehre Entwurf. Gedruckt zu Cöthen im Fürſtenthum Anhalt, Im Jahre Chriſti 1641.“ 8. 9 Bogen. Der Verfaſſer war Rector zu Halle. Seine Grammatik hat das Eigenthümliche, daß alle Kunſtausdrücke darin verdeutſcht worden ſind; auch räth er im letzten Abſchnitt ſeines Buchs die Einführung des Semicolons an, woraus ſich ergibt, daß ſolches damals bei den Deutſchen noch nicht im Gebrauch geweſen [2]).

3) Juſtus Georg Schottel, geboren 1612 zu Eimbeck im Hannöverſchen, und geſtorben als Hof-, Conſiſtorial- und Kammerrath zu Wolfenbüttel 1676, iſt einer der gefeiertſten und denkwürdigſten Grammatiker des ſiebzehnten Jahrhunderts. Mit philoſophiſchem Geiſt drang er ein in den Genius unſrer Sprache; ſeine Unterſuchungen waren gründlich, und führten auf ganz neue Ergebniſſe. Die Deutſchen Gelehrten wurden durch ihn auf den Reichthum und die Schönheit ihrer Mutterſprache aufmerkſam gemacht und zu fortgeſetzten Unterſuchungen ermuntert. Schottel's Verdienſt um die Geſchichte und Grammatik der Deutſchen Sprache iſt hoch anzuſchlagen; er iſt ein tiefblickender geſchichtlicher Sprachforſcher.

Seine hieher gehörigen Schriften erſchienen in folgender Ordnung:

a) „Justi Georgii Schottelii, Einbeccensis, Teutſche Sprachkunſt, darinn die allerwortreichſte, prächtigſte, reinlichſte, vollkommene, uhralte Hauptſprache der Teutſchen aus ihren Gründen erhoben, dero Eigenſchaften und Kunſtſtücke völlig entdeckt, und alſo in eine richtige Form der Kunſt zum erſten mahle gebracht worden. Abgetheilt in drei Bücher. Braunſchweig, Gedruckt bei Balthaſar Grubern, Im Jahr 1641." (1 Alphabet, 19 Bogen, 8.). Das erſte Buch enthält 9 Lobreden auf die Deutſche Sprache, das zweite die Wortforſchung, das dritte die Wortfügung. Eine zweite Auflage, welche 1651 zu Braunſchweig bei Zillinger erſchien, hat zwar dieſelbe Einrichtung, iſt aber um 22 Bogen vrrmehrt.

b) „Der Teutſchen Sprache Einleitung, zu richtiger Gewißheit und grundmeßigen Vergnügen der Teutſchen Haubtſprache (ſo ſchrieb Schottel dieſes Wort von jetzt an) ſammt beigefügten Erklärungen. Lübek, Gedruckt durch Johann Meyer, in Verlegung Dünclers

Buchhandlung in Lüneburg. Anno 1643." (Zwölf Bogen 8.) Im Vorbericht zeigt der Verfaſſer die Nothwendigkeit, die Deutſche Sprache in eine gewiſſe Kunſtform zu bringen, und eine Grammatik derſelben zu verfaſſen. Die Einleitung beſteht in einer metriſchen Rede der Deutſchen Sprache, die hier, perſonificirt, ihr Alterthum, ihre Reinigkeit, ihren Reichthum, ihre Freigebigkeit rühmt; ſie verſichert, daß ſie, ſowohl was die Grammatik als Poeſie betrifft, auf ſicheren Gründen beruhe; ſie ſtraft ihre Verächter und die, welche ihrer unkundig ſind, oder durch Einmiſchung fremder Wörter ihre Majeſtät und ihr Anſehen kränken oder ihre Reinigkeit beflecken; ſie zeigt, was ſie vermöge, wenn ſie recht ausgeübt werde, und beklagt ſich, daß man ſie ſo unausgearbeitet liegen laſſe. Hierauf folgen nun proſaiſche Erläuterungen jener Rede, worin die grundrichtige Gewißheit der Deutſchen Sprache etwas ausführlicher gezeigt, und zugleich eine Anzahl der von Schottel gebrauchten ungewöhnlichen Wörter erklärt wird.

c) „Teutſche Verskunſt" ꝛc. (Lüneburg, 1644. 8. N. A. Ebendaſ. 1656. 8. 17 Bogen) handelt von Reimen und Reimarten, welche er für nothwendig in der Deutſchen Poeſie hielt, und hat wenig oder gar keinen Werth.

d) „Ausführliche Arbeit von der Teutſchen Haubtſprache, worinn enthalten gemelter dieſer Haubtſprache Uhrankunft, Uhralterthum, Reinlichkeit, Eigenſchaft ꝛc. zumal die Sprachkunſt und Verskunſt Teutſch und guten theils Lateiniſch völlig mit eingebracht, wie nicht weniger die Verdoppelung, Ableitung, Einleitung ꝛc. Item die Stammwörter der teutſchen Sprache ꝛc. Braunſchweig, Anno M.D.C.L.XIII." (3 Bde. 4. 8 Alphab.) Dies iſt das ausführlichſte Sprachwerk, das bis auf Schottel's

Zeiten geſchrieben worden. Es umfaßt das, was in den drei vorher genannten Schriften befindlich iſt, und enthält außerdem noch vieles andere zur Sprache Gehörige. Das Ganze zerfällt in fünf Bücher; das erſte enthält die Lobreden auf die uralte Deutſche Hauptſprache, das zweite die Wortforſchung, das dritte die Wortfügung, das vierte die Verskunſt, und das fünfte beſteht aus ſieben Tractaten, worin unter andern von Sprichwörtern, von den Stammwörtern der Deutſchen Sprache, den alten celtiſchen Namen, und von den Deutſchen Grammatikern und Literatoren älterer und neuerer Zeit gehandelt wird. In der That zeigt dieſes Werk, ſeiner vielen Mängel ungeachtet, doch von großer Beleſenheit, von Fleiß und Einſicht. Es erhielt auch damaliger Zeit ein ſolches Anſehen, daß man es in Kanzleien und auf den Rathsſtuben zur Richtſchnur nahm, und den Verfaſſer mit dem Namen eines Deutſchen Varro beehrte[3]). Wegen der Weitläufigkeit deſſelben verfertigte er zum Beſten der Schulen einen, aus Fragen und Antworten beſtehenden Auszug, der unter dem Titel: „Kurze und gründliche Anleitung zu der Rechtſchreibung und Wortforſchung in der Deutſchen Sprache“ zu Braunſchweig 1676. 8. (15 Bogen) erſchien.

e) „Horrendum Bellum grammaticale Teutonum antiquissimorum. Wunderbarer ausführlicher Bericht, welcher geſtalt vor länger als zwei tauſend Jahren in dem alten Teutſchlande das Sprachregiment gründlich verfaſſet geweſen, hernach aber wie durch Mißtrauen und Uneinigkeit der uralten Teutſchen Sprachregenten ein grauſamer Krieg, ſammt vielem Unheil entſtanden, daher guten theils noch jetzo rühren die, in unſrer Teutſchen Mutterſprache vorhandene Mundarten, Unarten und Wortmängel. Getruckt zu Braunſchweig im Jahre 1673.“ (13 Bogen,

4.) Dieſe, jetzt ſeltene, dem Schottel aus inneren Gründen zugeſchriebene, und in ſeinem Lebenslauf „ein nachdenkliches Scriptum" genannte Schrift enthält in einer allegoriſchen Darſtellung eine Nachricht „ſowohl von ſonderlichem hohem Wolweſen, Vertrauen und Einigkeit unter den uhralten Teutſchen, als auch hernach von grauſamen verderblichen Teutſchen Kriegsunweſen, welches ſolche Verwüſtung verurſachet, daß kaum nach zwei bis in die drei tauſend Jahren aus den alten Kummerhaufen und Steintrümmern die Wiederaufbauung hat können ins Werk gerichtet, das vergoſſene viele Wörterblut gerochen, und den Wundennarben die heßliche Geſtaltniß abgewiſcht werden." So gibt er ſelbſt den Inhalt dieſes Buchs an. Es beſteht aus zwei Abtheilungen. Die erſte ſtellt bis S. 22. den königl. herrlichen Zuſtand und das wohlgefaſſete Sprachregiment aller Deutſchen Wörter vor, wie dieſelbe vor zwei oder drei tauſend Jahren im Flor und Wachsthum geſtanden. Die andere beſchreibt bis S. 91 den entſtandenen grauſamen Krieg, und wie daher im Deutſchen Sprachlande Brand, Mord, Raub, Gift, Untreu und Unheil erfolgt ſei, woher denn die Mundarten, Unarten und Wortmängel entſproſſen wären. Es beſprechen ſich darin zwei alte bekannte Deutſche Freunde Wolrahm und Siegeraht. Die Sprachregenten und Sprachintereſſenten, ſo vor zwei bis drei tauſend Jahren in dem uralten Deutſchland bekannt, benahmt und berühmt geweſen, und deren Leben, Thaten und Tod hier beſchrieben wird, ſind folgende: Im Königreiche und bei dem Königlichen Hoflager der Nennwörter: der König Kunſt, deſſen Reichskanzler Kunſtwald, der Unterkanzler Kunſtmücker, der Oberfeldherr Kunſterath ꝛc. Im Königreiche der Zeitwörter: der König Lob, deſſen Reichskanzler Lobwald ꝛc. An Provinzen, Erbländern

und Standörtern haben im alten Deutſchland beſeſſen: die Nennwörter ein ganzes Königreich, die Zeitwörter desgleichen, die Vorwörter ein Großfürſtenthum, die Mittelwörter ein Herzogthum, die Geſchlechtswörter eine Grafſchaft, die Hülfswörter die Vorſtädte und Vorplätze in Städten und Schlöſſern ꝛc. Außerdem gibt es noch Sprachfürſten, hohe und niedere Offiziere, Regimenter, Städte, Wälder und Flüſſe. Kommt es zwiſchen beiden Königen zum Krieg, ſo theilt der Oberfeldherr Loberath die Zeitwörter in acht Regimenter; die erſten ſechs ſind lauter gleichfließende Zeitwörter und ihre Obriſten heißen „Regieren, Lieben, Ordnen, Richten, Meynen, Glauben." Die ungleichfließenden machen zwei ſtarke Dragoner-Regimenter aus; ihre Obriſten ſind „Fechten und Halten," und ihre Hauptleute: „Brechen, Denken, Fahren, Fangen, Gelten, Hauen, Kennen, Nehmen, Raufen, Schießen, Schlagen ꝛc." Auf eben dieſe Art iſt die gegenſeitige Armee eingerichtet. Die Stamm-Nennwörter beſtehen aus zehn Regimentern, unter den Obriſten: „Krieg, Blut, Feuer, Schwert, Spieß, Tod, Raub, Mord, Sturm, Sieg." Das Ende des Kriegs iſt, daß ſie ſich alle mit einander aufreiben, und ihre Länder und Städte unter einander zerſtören, wie ihnen ein alter Rune oder Barde, der öfters hier in Verſen redend eingeführt wird, prophezeiet hatte. Das Ganze ſchließt mit einem Reim, deſſen Endzeilen alſo lauten:

Ernſt und Werk, auch Grund und That
Dieſer Wortkrieg in ſich hat.
Dies des Runers Reim und Wort
Bleibt doch Wahrheit immerfort:
„Teutſchland, dein uneinigſeyn
„Theilet dir Mark und Gebein,
„Teutſchland, einig und vertraut,
„Sich in Glück und Segen ſchaut" *).

Anmerk. 1) Siehe: „der Deutſchen Geſellſchaft zu Leipzig Nachrichten und Anmerkungen,“ St. 1. Bt. 126; und: Reichard's „Verſuch einer Hiſtorie der Deutſchen Sprachkunſt,“ S. 75 bis 83.

2) S. die: „Leipziger Beiträge zur kritiſchen Hiſtorie der Deutſchen Sprache,“ Bd. IV. S. 379 und f.; Reichard's Verſuch ꝛc. S. 83 bis 98.

3) S. Reichard's Verſuch ꝛc. S. 118 bis 124. — Die Berliniſche Geſellſchaft für Deutſche Sprache machte die Umarbeitung dieſes Werks nach den wiſſenſchaftlichen Fortſchritten und Bedürfniſſen unſerer Zeit zum Gegenſtand einer Preisaufgabe, die aber nicht gelöſ't worden iſt.

4) Dieſe Art des grammatiſchen Witzes wurde damals zugleich als eine leichte und angenehme Methode, das Grammatiſche der Sprache zu erlernen, angeſehen. Davon zeugt beſonders ein jetzt ſelten gewordenes Büchlein, das folgenden Titel führt: „Johann Spangenbergii Bellum Grammaticale; das iſt: Eine ſehr Artige und Kurzweilige Beſchreibung des Kriegs, den beide Könige der Nominum und Verborum, in der Landſchaft Grammatic, um den Vorzug mit einander geführt. Vor Jahren von Johann Spangenberg Lateiniſch herausgegeben, anizo aber auch allen der Grammatic und lateiniſchen Sprach-Liebhabern, abſonderlich aber der Jugend zu gefallen, in die Teutſche Sprach überſetzt in gewiſſe Capita eingetheilt, durch Johann George Seybolden, Praeceptorem Classicum zu Schwäbiſchen Hall. Daſelbſten auch gedruckt und verlegt von Hans Reinhard Laidigen 1663.“ (120 Seiten in 12.) Der lateiniſche Text iſt dabei mit abgedruckt. Das Ganze zerfällt in 36 Kapitel. Es beginnt mit der Veranlaſſung des Krieges und endet mit dem förmlichen Friedensſchluß. Der Verfaſſer erzählt uns nämlich: *als* der König der Nominum Poëta einſt mit dem *König* der Verborum Amo zuſammen gegeſſen, und beide Theile vom Wein erhitzt geweſen wären, habe ſich unter ihnen ein Streit über die Frage erhoben: wer von Beiden in der Rede am nöthigſten ſei? Das Nomen habe behauptet,

es ſei eher als das Verbum geweſen, denn Gott habe alles gemacht, alſo auch das Verbum, und Gott ſei ein Nomen. Dagegen aber erwiederte das Verbum: der vornehmſte Spruch im N. T. heiße: Im Anfang war das Wort (verbum) und das Wort (verbum) war bei Gott, und Gott war das Wort (verbum); und: es iſt alles durch ihn geſchaffen, und nichts iſt ohne ihn geſchaffen. Daraus gehe deutlich hervor: Gott ſei das Verbum, nicht das Nomen, und nicht alſo das Nomen, ſondern das Verbum habe alles gemacht. Hieraus ſei denn ein hitziger Wortſtreit entſtanden, und der König der Nominum habe ſofort ſeinen Kriegsrath verſammelt, der einmüthig beſchloſſen habe, allen Verbis den Krieg anzukündigen. Amo ſendet nun Vorthſchafter an alle zu ſeinem Reich gehörige Völker, mit dem Befehl, daß ſich alle, die zum Kriege tüchtig, am beſtimmten Tage ſtellen ſollen. Es kommt zuerſt der Adverbiorum Obriſt, ſammt ſeinen Hauptmännern, quo, ubi, qua, unde, quorsum und quousque; auf jeden derſelben folgten ihre Rottknechte, unter denen huc, illuc, istuc, intro, foras 2c. 2c. ſich befanden; viele andere adverbia liefen vorher, etliche erkundigten die Wege, andere gaben Achtung, daß die Truppen nicht zertrennt würden, als: peregre, pone, supra, intra, extra, citra, ultra; nach dieſem ſind andere adverbia qualitatis, quantitatis und numeri angekommen, bei denen ſich auch die adverbia jurandi befunden: aedepol, mehercule, profecto. Item, vocandi, als: heus und o; respondendi, als: hem; ridendi, als: ha ha ha; negandi, als: minime, nequaquam, welcher nequaquam, obwohl er im Kriegsweſen hurtig und wohlgeübt, doch für den allerlügenhafteſten gehalten wurde. Auch haben ſich noch ſehr tapfere Kriegsfürſten, anomali genannt, eingefunden, die in den Grenzen der Grammatik weit und breit herrſchten, und ſehr ſtreitbar waren, aber in keiner gewiſſen Zucht und Ordnung gehalten werden konnten, als: volo, sum, fero, edo und eo, etc. Denen iſt erlaubt worden, ihre Zelte in dem Lager aufzuſchlagen, wo ſie wollen, wofern ſie nur unter den Kriegsleuten keinen Rumor oder Lärmen erregen würden. Nach

dieſem

dieſem iſt der Defectivorum Nation angekommen, ſo gar ſchön truppenweiſe geordnet und eingetheilt war, nämlich: memini, novi, coepi et odi; item: vale, salve, ave, inquam, ajo, faxo, cedo etc. Auf dieſe folgten alle verba activa in o, die passiva in or gekleidet u. ſ. w. Nun ſchlug der König Amo das Lager auf, und theilte ſeine verba in 4 conjugationes; etliche gemeine verba aber erhielten Ordre, der Infinitivorum Bündel zu tragen, als incipit, desinit, debet, vult, potest etc. Zuletzt ſind noch im Lager angekommen etliche Verba von großem Anſehen, nämlich: pluit, ningit, grandinat, fulgurat, tonat, fulminat etc. Ja es ſind auch die gerundia und supina von den Nominibus zu den Verbis übergegangen.

Nicht minder verſammelte der König Poëta ſeine Streitkräfte. Zuerſt ſind die nächſt angrenzenden Obriſten der Pronominum: ego, tu, sui erſchienen, wie auch des Königs nahe Anverwandte und Blutsfreunde: meus, tuus, suus etc., ferner die drei ſehr ſtreitbaren Männer: hic, haec, hoc. Es fanden ſich auch Succurs-Völker ein, dahin ad, die Königin der Präpoſitionen, bei welcher waren ab und in, die hatten ihrer Nominum Caſus bei ſich, und führten drei Schwadronen tapferer Soldaten mit ſich: apud, ante etc.; a, abs etc.; in, sub etc. Es kriegten auch da die Praepositiones inseparabiles: di, re, se, etc., deren eigene Verrichtung war, für die Soldaten einen Compoſt zu machen. — Nachdem nun beide vollkommen gerüſtet waren, hat jeder einzelne ſich bemüht, das Participium auf ſeine Seite zu bringen. Dieſes aber erklärt ſich für neutral, geht indeß darauf aus, beide Könige zu berücken, und ſelbſt zur Regierung zu gelangen. Nach mehrern gepflogenen Unterhandlungen kommt es dann zum Ausbruch; es werden gegenſeitige Streifzüge gemacht, Scharmützel und Feldſchlachten geliefert; die Parteien erleiden Niederlagen, machen Beute, neigen ſich endlich zum Frieden, und erwählen ſich drei Schiedsrichter zur Schlichtung ihres Streits, nämlich den Priscian, Servius und Donat, die ſich denn auch ihres Geſchäfts treulich nach allen grammatiſchen Regeln entledigen. Beide Theile nehmen den Friedensſchluß an, mit

Bewilligung aller Stände; nur die beiden Collegia zu Paris und Krakau behalten ihren Landsleuten das abſonderliche Recht vor: „daß ſie alle Verba und Nomina frei und nach Belieben ausſprechen mögen, ohne auf die Kürze und Länge der Sylben zu achten.“ — Dies iſt der ſatiriſche Schluß eines Büchleins, das reich an witzigen Einfällen und Bemerkungen iſt.

§. 64. Fortſetzung.

Nach Schottel traten Harsdörfer und Zeſen als Sprachlehrer auf, deren Verdienſte und Eigenthümlichkeiten bereits gewürdigt worden ſind (6te Per. §. 27. u. 32.) Weder zu ihrer Zeit noch nach ihnen, fehlte es an Sprachlehren und orthographiſchen Unterweiſungen, die wir aber ihrer Unbedeutſamkeit wegen ſämmtlich übergehen. Die erſte, der Beachtung würdige, und dem damaligen Bedürfniß angemeſſene Deutſche Sprachlehre erſcheint erſt beinah drei Jahrzehende nach Schottel's ausführlicher Arbeit. Um dieſe Zeit nämlich lebte:

4) der, als Rector des Cölniſchen Gymnaſii (jetzt Real-Gymnaſium genannt) zu Berlin im Jahr 1695 verſtorbene Johann Bödiker. Dieſer Mann ſchrieb unter dem Titel: „Grundſätze der teutſchen Sprache in Reden und Schreiben, ſammt einem ausführlichen Berichte vom rechten Gebrauche der Vorwörter. Cöln a. d. Spree, 1690. 8.“ eine Deutſche Sprachlehre, die an Richtigkeit des Inhalts, und an Reichthum der Sachen, wie an lichtvoller Darſtellung und zweckmäßiger Kürze, alle ihre Vorgänger übertrifft, und daher nicht nur 1701 u. 1709 wieder aufgelegt, ſondern auch von dem Rector Johann Leonhard Friſch mit mehreren Veränderungen im J. 1723 und 1729 zu Berlin aufs Neue herausgegeben, und eben daſelbſt im Jahre 1746 mit vielen Zuſätzen vermehrt, von dem Prorector Joh. Jakob Wippel (1 Alphab.

19 Bogen, 8) abermals erneuert wurde. Noch jetzt wird dieſe Sprachlehre von unſern Deutſchen Grammatikern nicht unbeachtet bleiben dürfen.

5) Die beſte „Anweiſung zur teutſchen Orthographie" ſchrieb Hieronymus Freyer, Halle, 1721. 8. (1½ Alphabet). Sie fand großen Beifall, wie auch die wiederholten Auflagen von 1728, 1735 und 1746 zeigen. Das Ganze beſteht aus zwei Theilen, deren jeder ſieben Kapitel hat. Der erſte Theil enthält die Regeln der Orthographie, der andere zeigt die Anwendung und den Gebrauch derſelben in Erläuterungen und ziemlich vollſtändigen Wörterverzeichniſſen. Der Verfaſſer hat, wie es ſich für ein Lehrbuch dieſer Art ſchickt, den Schreibgebrauch ſeiner Zeit ſorgfältig beobachtet, und ihm durch Gründe aus der Ableitung und Analogie aufzuhelfen geſucht.

6) Mit Uebergehung einiger Briefſteller iſt auch noch einer „Anweiſung zum Deutſchen Stil" von M. Aug. Nathanael Hübner zu erwähnen, die 1720 in 8. zu Hannover erſchien. Der Verfaſſer hat das Verdienſt, der erſte zu ſein, der die Lehre vom Styl in die Form einer Wiſſenſchaft gebracht und kunſtmäßig behandelt hat.

Anmerk. S. Reichard's Verſuch ꝛc. S. 332 u. 333.

§. 65. Fortſetzung.

Unter den Deutſchen Wörterbüchern und erklärenden Schriften dieſes Zeitraums zeichnen ſich folgende vortheilhaft aus:

1) „Der teutſchen Sprache Stammbaum und Fortwachs, oder teutſcher Sprachſchatz, worinnen alle und jede teutſche Wurzel- oder Stammwörter, ſo viel deren annoch bekannt und jetzo im Gebrauche ſeyn, nebſt ihrer Ankunft, abgeleiteten, Duppelungen und vornemſten Redarten, mit guter lateiniſchen Tolmetſchung und kunſtge-

gründeten Anmerkungen befindlich; ſammt einer hochteutſchen Letterkunſt, Nachſchuß und teutſchem Regiſter. So Lehrenden und Lernenden, zu beider Sprachen Kundigkeit, nöthig und nützlich, durch unermüdeten Fleiß in vielen Jahren geſammelt von dem Spaten." (Nürnberg 1691. 4. 11 Alphabete 4 Bogen, mit Einſchluß des Regiſters, das allein 2 Alphabet 9 Bogen beträgt.) Umgearbeitet wurde das Werk von Chriſtoph E. Steinbach, Breslau, 1725 und 1734. 2 Bde. 8. — Der wahre Name des Lexikographen iſt Caspar von Stieler, 1632 zu Erfurt geboren, und 1707 daſelbſt geſtorben; Spaten wurde er (wegen ſeiner etymologiſchen Forſchungen) von der fruchtbringenden Geſellſchaft genannt. Er hat bei ſeinem Wörterbuch, laut eignen Geſtändniſſes, den „Schatz der deutſchen Sprache und Weisheit von Georg Heniſch," (Augsburg, 1616. Fol.) zum Grunde gelegt, wovon indeſſen nur der erſte Theil erſchienen iſt [1]). Das Eigenthümliche des Spatenſchen Wörterbuchs iſt, daß er alle Wörter nach ihrem Stamm geordnet hat, ſo daß man die abgeleiteten und zuſammengeſetzten unter ihrer Wurzel aufſuchen muß. Man kann den Fleiß und die angewandte Mühe des Verfaſſers nicht verkennen; aber man darf ihm nur vorſichtig folgen, indem er etwas kühn in ſeinen Ableitungen iſt, daher man mehrere Wörter an einer andern Stelle findet, als man ſie zu ſuchen ſich berechtigt glaubt. Man findet hier auch Wörter aus andern Mundarten, und mitunter neue und ſeltſam gebildete aus den Schriften der Mitglieder der fruchtbringenden Geſellſchaft. Dagegen vermißt man beſonders die Wörter aus den Künſten und Handwerken. Die angehängte Letterkunſt iſt eine Sprachlehre, meiſt nach Schottel gearbeitet.

2) Um dieſelbe Zeit lebte und ſchrieb der in den erſten Zeiträumen oft genannte Johann Schilter, ein

geborner Meißner, der 1705 im 73ſten Jahre ſeines Lebens ſtarb. Er iſt einer der gelehrteſten Deutſchen Philologen, der ſich zwar der Lateiniſchen Sprache bediente, aber doch unſrer Literatur durch Sammlung und Erklärung alter Deutſchen Denkmäler viel genutzt hat. Seiner juridiſchen und hiſtoriſchen Werke, die er theils zuerſt von alten Handſchriften abdrucken ließ, theils überſetzte und mit kritiſchen Anmerkungen begleitete, nicht zu gedenken, ſind zwei ſeiner vorzüglichſten Schriften merkwürdig: ſein „Ἐπινίκιον rhythmo teutonico Ludovico Regi acclamatum, cum Nortmannos an. DCLXXXIII. vicisset. Ex codice MS. monasterii Elnonensis sive S. Amandi in Belgio per Jo. Mabillon descriptum,“ welches er mit einer Lateiniſchen Ueberſetzung und mit hiſtoriſch-etymologiſchen Erläuterungen zu Strasburg 1696 in 4. auf 9 Bogen herausgegeben hat; beſonders aber ſein „Thesaurus Antiquitatum Teutonicarum,“ deſſen Herausgabe nach ſeinem Tode 1727 und 28 durch Simon, Scherz und Frick, zu Ulm in drei Foliobänden beſorgt wurde. Es iſt ein wirklicher Schatz Altdeutſcher Schriften, voll von Sprachgelehrſamkeit, und dem Deutſchen Geſchichtſchreiber wie dem Sprachforſcher wichtig. Dem dritten Theile dieſes Thesaurus iſt auch das Schilterſche Wörterbuch oder Glossarium einverleibt worden [2]).

3) Johann Georg Wachter, geboren 1673 zu Memmingen, hat ſich durch ſeine Kenntniß und ſeinen Eifer für die wiſſenſchaftliche Bearbeitung der Sprache ein dauerndes Verdienſt erworben. Als Vorläufer ſeines Wörterbuchs erſchien ſein „Glossarium germanicum, continens origines et antiquitates linguae germanicae hodiernae; specimen ampliore ferrugine decerptum.“ (Lipsiae, 1727. 8. 1 Alphabet 5 Bogen). Es wurde in allen Tageblättern der Gelehrten, ſelbſt des Auslandes,

mit großem Beifall beurtheilt, und erweckte bei allen Kennern und Freunden der Deutſchen Sprache ein ſtarkes Verlangen nach dem größern Werk, welches denn auch neun Jahre darauf, unter dem Titel: „Glossarium germanicum cont. origines et antiquitates totius linguae germanicae, et omnium paene vocabulorum, vigentium et desitorum. Opus bipartitum et quinque indicibus instructum Joannis Georgii Wachteri.“ (Lipsiae, 1736. Fol. 12 Alphab.) herauskam. Dieſes Gloſſar iſt mit großem Fleiß gearbeitet. Jedes Wort wird etymologiſch unterſucht, und der Schriftſteller, aus dem es entlehnt iſt, citirt. Häufig läßt ſich indeſſen der Verfaſſer auch auf Sacherklärungen ein, die ihn denn nicht ſelten von der Hauptſache abführen und das Werk zwecklos erweitern. Die Prolegomena enthalten viel ſchätzbare grammatiſche Bemerkungen [3]).

4) Johann Leonhard Friſch, 1666 zu Salzbach in der obern Pfalz geboren, und 1743 zu Berlin als Rector des Berliniſchen Gymnaſii geſtorben, war ein vielſeitig gebildeter Mann [4]), und der gründlichſte Sprachforſcher ſeiner Zeit. Seinen Ruhm bewähren mehrere Schriften, am meiſten aber ſeine grammatiſchen Arbeiten, unter denen ſein Wörterbuch, woran er nach ſeiner Angabe 30 Jahre gearbeitet, oben an ſteht. Dieſes, jedem Kenner der Deutſchen Sprache ſchätzbare, Werk erſchien unter dem weitſchweifigen Titel: „Johann Leonhard Friſch Teutſch-Lateiniſches Wörterbuch, darinnen nicht nur die urſprünglichen, nebſt denen davon hergeleiteten und zuſammengeſetzten allgemein gebräuchlichen Wörter; ſondern auch die bei den meiſten Künſten und Handwerken, bei Berg- und Salzwerken, Fiſchereyen, Jagd-, Forſt- und Hausweſen und andere mehr gewöhnliche Teutſche Benennungen befindlich, vor allen, was noch in keinem Wörterbuch

geſchehen, denen Einheimiſchen und Ausländern, ſo wie in den mittlern Zeiten geſchriebenen Hiſtorien, Chroniken, Ueberſetzungen, Reimen u. d. g. mit ihren veralteten Wörtern und Ausdrücken verſehen wollen, möglichſt zu dienen, mit überall beigeſetzter nöthigen Anführung der Stellen, wo dergleichen in den Büchern zu finden, ſammt angehängten theils verſicherten, theils muthmaßlichen Etymologie und kritiſchen Anmerkungen; mit allem Fleiß viel Jahr über zuſammengetragen, und jetzt den Gelehrten zur beliebigen Vermehrung und Verbeſſerung überlaſſen." (Berlin, 1741. Th. I. 3 Alphab. 16 Bogen; Th. II. 3 Alphab. 6 Bogen; 4.) Zwei Vorzüge hat dieſes Werk vor allen frühern Arbeiten: die etymologiſchen und kritiſchen Bemerkungen, und Kunſtausdrücke der verſchiedenen bürgerlichen Gewerbe [5]).

5) Endlich iſt noch zu merken „Christiani Gottlob Haltaus Glossarium Germanicum medii aevi maximam partem e diplomatibus multis praeterea aliis monumentis tam editis quam ineditis adornatum indicibus necessariis instructum. Tom. I. II. Lipsiae CIƆIƆCCLVIII.“ Fol. Zur Erläuterung alter Denkmale und Schriften des Mittelalters dienlich.

Auch fehlte es im Anfang des 18ten Jahrhunderts nicht an erläuternden und methodiſchen Schriften zur Förderung Deutſcher Sprachkenntniß.

Dahin gehören z. B. „die Erläuterungen und Erklärungen der vornehmſten deutſchen Wörter, deren ſich Dr. Martin Luther in Ueberſetzung der Bibel in die deutſche Sprache gebrauchet, den Deutſchen zu Liebe deutſch geſchrieben, und in dieſem zweiten Druck vielfältig vermehrt ꝛc. von Dietrich von Stade." Bremen, 1724. 8. Die erſte Ausgabe erſchien 1711. — Ferner die Schrift eines Ungenannten: „Wohlgemeinte Vorſchläge zu einer allge-

meinen und regelmäßigen Einrichtung und Verbeſſerung der teutſchen Sprache in dem oberſächſiſchen und niederſächſiſchen Kreiſe." (Halberſtadt, 1732. 8.) Der Verfaſſer ſpricht im erſten Kapitel von den vorzüglichſten Hinderniſſen der Bildung Deutſcher Sprache, worunter die Menge der Regenten in Deutſchland oben an ſteht; im zweiten macht er neun Vorſchläge, die darauf hinausgehen, daß die Leipziger Deutſche Geſellſchaft in Verbindung mit ſachverſtändigen Männern in andern Städten eine vollſtändige Deutſche Grammatik und ein damit übereinſtimmendes Wörterbuch abfaſſe und einführe, und daß nach deren Regeln die Bibeln, Geſangbücher, Katechismen, Zeitungen u. ſ. w. gedruckt, auch jährlich von der Geſellſchaft neue Zuſätze und Anmerkungen zur Verbeſſerung der Sprache gemacht werden möchten. Im dritten und vierten Kapitel werden die Einwürfe gegen dieſe Vorſchläge und die Beweggründe zur Annahme derſelben aufgeführt.

Anmerk. 1) S. kritiſche Beiträge, Bd. I. S. 571.

2) Der Schilter'ſche Thesaurus iſt in den Leipziger Actis eruditorum ausführlich beurtheilt worden, und zwar der erſte Theil in den Actis des Jahres 1727, S. 45; der zweite 1728, S. 373; der dritte 1729, S. 6. Bemerkungen über ihn enthält die nur zwei Bogen betragende Schrift: Consilium de Thesauro Teutonico altero tertioque adornando et versione IV. Evangeliorum Gothica denuo edenda, von Joh. Heinr. Stuß. Gotha, 1733. 4.

3) S. die Leipziger Gel. Zeitung auf's Jahr 1727. S. 457 und 975; ferner die Acta eruditorum 1728; und kritiſche Beiträge, St. 13. S. 49.

4) Von ſeinen vielen Abhandlungen gedenken wir hier noch derjenigen, welche die Deutſche und Slavoniſche Sprache betreffen und in den Miscellaneis Berolinensibus abgedruckt ſind. — Uebrigens iſt er auch als Naturkundiger nicht

weniger merkwürdig, denn als Sprachforſcher. Wir beſitzen von ihm eine Beſchreibung der Vögel in Deutſchland, und der Inſecten. Auch verdankt man ihm die Erfindung des Berlinerblau, ſo wie er zuerſt den Seidenbau durch angelegte Maulbeerbaumpflanzungen im Preußiſchen beförderte.

5) S. Leipziger Gel. Zeitung 1741. S. 285, und 1742 S. 198; auch Nova acta erudit. Jul. 1742.

§. 66. Vielſeitige Anregung wiſſenſchaftlicher Bildung.

Da die Ausbildung der Sprache immer gleichen Schritt hält mit der wiſſenſchaftlichen Bildung überhaupt, oder vielmehr eine unmittelbare Folge derſelben iſt: ſo müſſen wir hier noch an einige wiſſenſchaftliche Anſtalten und Gelehrte erinnern, welche, außer den ſchon genannten, eine höhere klaſſiſche Bildung in dieſem Zeitraum befördern halfen.

Zu jenen gehören die Univerſitäten zu Rinteln (1619 geſtiftet, 1621 eingeweiht), Duisburg (1655), Kiel (1665), Halle (1694), die Univerſität und Bibliothek zu Göttingen (1734), Erlangen (1743), das akademiſche Gymnaſium zu Coburg (1677), das Athenaeum Carolinum zu Bremen (1681), das Friedrichswerderſche Gymnaſium zu Berlin (1683), die Königl. Bibliothek zu Berlin (1685), das Waiſenhaus zu Halle (1695), die Deutſche Geſellſchaft zu Leipzig (1697), die Societät (jetzt Akademie) der Wiſſenſchaften zu Berlin (1700), das Gymnaſium zu Eiſenach (1707), die Ritterakademie zu Liegnitz (1708), das Collegium medico-chirurgicum zu Berlin (1724), die Deutſche Geſellſchaft zu Greifswalde und Götttingen (1740).

Die verſchiedenen Zweige der Wiſſenſchaft und Kunſt wurden gepflegt durch die Mathematiker und Phyſiker, deren Todesjahr hier folgt: durch Joh. Kepler (1630), Otto v. Guericke, den Erfinder der Luftpumpe (1686); durch

die Philologen und Linguiſten: Johann Freinsheim (1660), Joh. Heinr. Hottinger, Orientaliſt (1667), Joh. G. Gräve (1703); durch die Hiſtoriker und Alterthumsforſcher: Melch. Goldaſt von Heimensfeld, Forſcher in der vaterländiſchen Staats- und Literaturgeſchichte (1635), Johann Friedrich Gronov, Alterthumsforſcher (1671), Sam. Freiherr v. Pufendorf, Geſchichtsforſcher und Statiſtiker (1694), Johann Alb. Fabricius (1736), und durch mehrere andere Gelehrte und Künſtler, wie Andreas v. Schlüter, Bildhauer und Baumeiſter (1663), Otto Menken, der (1682) die Acta eruditorum herausgab, Chriſtoph Cellarius, Humaniſt (1707), Joh. Gottl. Heineccius, klaſſiſcher Juriſt (1741).

§. 67. Zuſtand der Kanzelberedſamkeit in dieſer Periode.

Die Kanzelberedſamkeit gerieth, wie wir in der 5ten Periode §. 31. geſehen haben, um die Zeit des dreißigjährigen Krieges in einen traurigen Zuſtand, indem die Lutheraner ſich in allerlei Secten theilten, und ihre Prediger ſich von den Kanzeln herab leidenſchaftlich bekämpften. Beſonders heftig eiferten die lutheriſchen Geiſtlichen gegen die Reformirten, ſo daß ſelbſt ſtrenge Befehle und Drohungen der Fürſten kaum ſie zu zügeln vermochten [1]). Nur Wenige bemühten ſich, den Kern der reinen Lehre zu bewahren. Zu dieſen gehört zunächſt Johann Arnd, der 1621 als General-Superintendent zu Zelle ſtarb, und durch ſein „wahres Chriſtenthum,“ durch „ſein Paradiesgärtlein“ und „die Auslegung der Pſalmen“ ſeinen friedfertigen und rein-chriſtlichen Sinn bekundet hat. In ſeine Fußtapfen traten ſpäterhin die frommen Männer Auguſt Hermann Franke (geboren 1663 zu Lübeck,

Stifter des Halliſchen Waiſenhauſes 1698, geſtorben 1727 als Prediger und Profeſſor zu Halle[2]), und Philipp Jakob Spener (geboren 1635 zu Rappolsweiler, geſt. 1705 als Propſt und Conſiſtorialrath zu Berlin), der wahre Reformator eines religiöſen Lebens[3]), indem ſie, ſtatt der wieder einreißenden Schultheologie, warme Gefühle für praktiſches Chriſtenthum, wenn gleich mit etwas pietiſtiſchem Weſen gemiſcht, zu verbreiten ſuchten. Dergleichen ſpärliche Ausnahmen abgerechnet, war die Kanzelberedſamkeit theils theologiſche Zänkerei, theils albernes Gewäſch. Je ſeltener aber gute Kanzelredner waren, deſto zahlreicher waren die Lehrmethoden und Theorien des Kanzelvortrags, die aber alle gleich elend, das Predigtamt zu einem mechaniſchen Handwerk herabwürdigten. So gab ein Jeſuit im Jahr 1668, „Modos sexaginta orationis sacrae seu concionis varie formandae“ heraus. Methoden wurden über Methoden erfunden und Regeln auf Regeln gehäuft. Man hatte eine Leipziger, Helmſtädter, Jenenſer und Königsberger Prediger-Methode. Man erdachte eine Hunnianiſche, Laſſoniſche, Carpzoviſche, Speneriſche und ſo viele andere. „Niemals,“ ſagt Meiſter in ſeinen oft genannten Beiträgen zur Geſchichte der teut. Sprache (Th. II. S. 238 und 239.): „würde ich fertig werden, wenn ich die Medullas patrum, Sternenhimmel, Aurifodinas, Predigerſchätze, bibliſche Schatzkammern, Lieder-Concordanzen, evangeliſche Delicias, epiſtoliſche und paſſionaliſche Blumenleſen, Prieſterbibliotheken, Lieder-Manna, Prieſter-Manuale, Pentaden und Dekaden von Dispoſitionen, Realien ſo vieler arbeitſamen Gibeoniten an dem Bau des Heiligthums anführen ſollte.“ Man glaubte mit ſolchen Büchern den Candidaten die Predigtkunſt zu erleichtern, aber man machte ſie faul, daß ſie gründliche Wiſſenſchaft und Sprachkenntniß vernachläſſigten, indem ſie

nun Handbücher genug hatten, um eine Stunde mit Geſchwätz füllen zu können. Diejenigen, welche durch Talent und Kenntniß ſich auszeichneten, gingen zwar ihren eigenen Weg, aber, um neu und intereſſant zu ſein, ließen ſie ſich oft zu den abenteuerlichſten und bizarreſten Einfällen verleiten. Dahin gehören z. B. Johann Riemer, Caspar Schmier, ein Jeſuit zu Prag, und beſonders Abraham a Sancta Clara. So befinden ſich in der Poſtille des Riemer folgende paradoxe Themata: die prächtige Armuth, der ſprachloſe Herold, der geſunde Kranke, der reiche Mangel, der Himmel in der Hölle, der ſatte Hunger, das todte Leben, die helle Finſterniß, die verzagte courage, der fahrende Fußgänger u. dergl.

Nicht ohne Aerger und ohne Lachen zugleich kann man die Predigten dieſer nach Witz und Laune jagenden Redner leſen, die naiv und abgeſchmackt, witzig und ſchaal, ernſt und ſpielend, fromm und unſittlich ſind, und dadurch ihre ſchlechte Originalität bekunden. Unübertreffbar in dieſer Art der Kanzelberedſamkeit iſt Ulrich Megerle, gewöhnlich nach ſeinem Ordensnamen Abraham a S. Clara, der, geboren 1642 in Schwaben, 1709 als Hofprediger zu Wien ſtarb. Als geiſtreicher, witziger Schriftſteller mehr noch als Fiſchart und Murner der Beachtung werth, erſcheint er uns als Kanzelredner nur verwerflich, da er ſich durch ſeine burlesken Einfälle zum Poſſenreißer erniedrigt. Sein höchſtes Ziel iſt der Witz, dahin iſt ſein ganzes Streben gerichtet, und ſelbſt der Ernſt klingt bei ihm wie Spaß, denn auch in dem größten Eifer für Sittlichkeit und Tugend kann er die Liebe zu künſtlichen Wendungen, Witzworten und Wortſpielen nicht unterdrücken *). —

Am auffallendſten in den Predigten dieſes Zeitraums iſt die darin herrſchende unverdaute Gelehrſamkeit. He-

bräiſche Namen der Bibel werden in ihrer Grundſprache erklärt, ganz Lateiniſche Redensarten citirt, auch wird die Eintheilung des Thema oft in Lateiniſcher Sprache gemacht, und die Texteswortе werden nicht ſelten förmlich exegeſirt. Die Alterthümer, die Fabellehre und profane Geſchichte werden überall geplündert, und mit dieſer Prahlerei einer unzeitig angewandten Beleſenheit die ſeltſamſten Metaphern und Hyperbeln verbunden. Gott heißt nicht mehr Gott, ſondern Johovah, Elohim, Adonai ꝛc; immer hört man von Urim und Thummin, von den Flügeln der Seraphim und Cherubim, von den Gebirgen Ararat und Carmel, von den Städten Damaskus, Gilgal und Beerſeba; von den Fiſchen Behemot und Leviathan, und auch von den Furien und dem Cerberus, von den Sirenen und Harpyien. Uebrigens waren die Vorträge noch immer ſehr ungrammatiſch und undeutſch [5]).

Erſt gegen die Mitte des 18ten Jahrhunderts ſehen wir einen durchweg ernſten und würdigen Ton in die Kanzelberedſamkeit kommen durch Johann Lorenz v. Mosheim (geboren 1694 zu Lübeck, grſtorben als Kanzler in Göttingen 1755), und feſtgehalten werden durch J. J. Rambach in Gießen und durch die unter den Dichtern ruhmvoll genannten Cramer, Schlegel und Giſeke.

Anmerk. 1) S. König's Verſuch einer hiſtoriſchen Schilderung der Hauptveränderungen, der Religion, Sitten ꝛc. der Reſidenzſtadt Berlin ꝛc. Berlin 1793. Th. I. S. 171. u. f. Th. II. S. 67, 85, 94 und an mehreren andern Stellen; auch Th. III.

2) S. ſein Leben von Guerike. Halle 1827.

3) S. über ihn: Spener und ſeine Zeit von Hoßbach. Berlin, 1828. 2 Th.

4) S. Horn's Geſchichte und Kritik ꝛc. S. 165 und 266. Die Schriften Abrahams ſind ſehr zahlreich. Man

findet ſie ziemlich vollſtändig in Jördens Lexikon Bd. VI. S. 530 ff. angegeben. Eine der witzigſten iſt „Judas der Erzſchelm" Wien, 1680. Bonn, 1687 ꝛc. ꝛc. Auch fehlt es nicht an Auszügen und Blumenleſen, unter denen vorzugsweiſe zu bemerken iſt: Quinteſſenz aus Abrahams a Sancta Clara Werken. Erſte und zweite Gabe, Berlin, 1822 und 23. (von Ch. L. Stengel). Der Verfaſſer ſcheidet, wie er ſagt, das Salz von der gröbern Subſtanz, und glaubt mit ſeiner Schrift einen Belag zu dem pſychologiſchen Problem zu liefern, daß in einem und demſelben Kopf zu einer und derſelben Zeit Licht und Finſterniß verträglich ihr Weſen treiben können.

5) Ueber die Predigt-Methode dieſer Zeit ſ. Leonh. Meiſter's Beiträge ꝛc. Th. II. S. 222 bis 253, wo auch viele Proben damaliger Kanzelberedſamkeit mitgetheilt ſind.

Siebente Periode.

Das Zeitalter klaſſiſcher Literatur.

Von Klopſtock bis auf Goethe's Tod, oder bis 1832.

---

§. 1. Einleitung.

Die Periode, der wir uns nähern, begreift einen Zeitraum von beinahe einem Jahrhunderte in ſich. Sie iſt nach dem Reichthum ihrer literariſchen und politiſchen Erſcheinungen die umfaſſendſte, nach der Wichtigkeit derſelben die entſcheidendſte für den bleibenden Culturzuſtand und den hohen Einfluß der politiſchen Größe unſers Vaterlandes, und erhebt die Deutſchen in jeder Beziehung zu dem erſten Rang unter den Völkern Europa's. Es entwickeln ſich mit der Mitte des 18ten Jahrh. die tiefen

geiſtigen Anlagen der Nation raſcher und vielſeitiger, theils durch richtigere Erkennung und beſſere Benutzung eigner Kraft, theils durch verſtändigere Auffaſſung fremder Eigenthümlichkeit. Ueberall zeigt ſich ein muthiges Losreißen von ſklaviſcher Nachahmung, eine höhere Gymnaſtik des Geiſtes, ein tieferes Forſchen und Streben nach dem Idealen. Geſpanntere Kräfte wirken bald auflöſend, bald ſchaffend auf allen Gebieten des Wiſſens, vornehmlich der Sprache, Rede- und Dichtkunſt, in der ſich alle rhythmiſche Formen durchbilden, aber auch in der Religion, Philoſophie, Philologie und Geſchichte, nicht minder im Gebiete der Kunſt, beſonders der mechaniſchen. Die materielle Cultur, als Folge der geiſtigen Beſtrebungen und einer in allen Ständen geſteigerten Selbſtthätigkeit des Verſtandes, überſteigt (leider nicht ohne nachtheilige Einflüſſe auf das ſittliche Leben) alle frühere Erſcheinungen dieſer Art; aus ihr entwickelt ſich eine größere nationale Thätigkeit, die ſich kund gibt in Erweiterung des Handels und der Gewerbe, in erleichterter Verbindung mit entferntern Ländern und Welttheilen, woraus wieder größerer Wohlſtand und National-Reichthum ſich entbindet. Einzelne Staaten Deutſchlands ſchreiten kühn in Aufklärung und wiſſenſchaftlicher Bildung vor. Preußen und Sachſen werden die Aſyle der Denker und Gewiſſensfreiheit; ihre Schulen und Univerſitäten gelten als Muſter für andere Staaten; ihr blühender Buchhandel belebt die allgemeine und freie Mittheilung der Gedanken, und ein zweites Athen, Weimar, wird durch einen glücklichen Verein genialer Sänger der Mittelpunkt nationaler Dichtkunſt.

Unterſtützt und befördert wird dies höhere Geiſtesleben durch die wachſende politiſche Macht. Deutſchlands Gleichgewicht auf der Wagſchale Europa's

beginnt mit den glorreichen Siegen Friedrichs II. und erhält ſich durch deſſen fortgeſetzten imponirenden Einfluß auf die Nachbarſtaaten. Es wächſt, nach einigen unglücklichen Kämpfen mit Frankreich, durch ſeine ſtill gepflegte Kraft, und ſteigert ſich in dem zweiten Jahrzehend des neunzehnten Jahrhunderts durch ruhige und weiſe Reformen, wie durch engern Verband der getrennten Staaten zu einem Uebergewicht, das die mächtigſten Nachbarn zur Anerkennung ſeiner Größe, zur Bewunderung ſeiner Intelligenz zwingt.

Der Gang Deutſcher Bildung zeigt ſich in dieſer ganzen Periode in ununterbrochenem Fortſchreiten. Der Geiſt, der ſie durchdringt, iſt der durch Friedrich geweckte und beſchützte Geiſt der ſteigenden Denkfreiheit. Dies gibt ihr die Einheit, und macht eine Theilung in zwei Zeiträume unnütz. Aber der Reichthum literariſcher Erſcheinungen und die beiden ihr Zeitalter beherrſchenden Genie's, Klopſtock und Goethe, von denen Jener dem 18ten, Dieſer dem 19ten Jahrhundert vorleuchtet, rechtfertigen die Zerlegung des Ganzen in zwei Abſchnitte, deren jeder eine Trias in ſich ſchließt; der erſte: Klopſtock, Leſſing und Wieland; der zweite: Goethe, Herder und Schiller.

Erſter Abſchnitt.

(bis auf Klopſtock's Tod.)

§. 2. Friedrich der Große in Bezug auf Deutſche Sprache und Literatur.

Unter ſehr bedenklichen Umſtänden für Deutſchlands politiſche Verhältniſſe wurde dieſer Zeitraum eingeleitet. Friedrich II., der 1740 den Preuß. Thron beſtieg, ſtritt um den Beſitz von Schleſien mit dem Oeſterreichiſchen Hauſe; Deutſches Blut floß bei Molwitz und Czaslau, bis der Breslauer Friede (1742) die Kämpfenden beruhigte. Aber auch dies nur auf kurze Zeit. Denn dieſem

erſten

erſten Schleſiſchen Krieg folgte 1744 ein zweiter, und nach drei gewonnenen Schlachten, bei Hohenfriedberg, Sorr und Keſſelsdorff, erzwang ſich Friedrich durch den Dresdener Frieden (1745) die Beſtätigung des Breslauiſchen, durch den ihm beinahe ganz Schleſien abgetreten worden war. Beide Kriege waren aber nur das Vorſpiel eines größeren, der nicht bloß die Streitkraft von Deutſchland, ſondern faſt von ganz Europa, die Heere der Süd- und Nordvölker auf Deutſchen Boden führte, in zwölf Hauptſchlachten ſieben blutige Jahre hindurch (von 1756 bis 1763) Deutſche Fluren verheerte, und das Band des Deutſchen Reichs bis zur Auflöſung lockerte.

Indeſſen gewann Deutſchland durch dieſe Kriege ſehr viel für ſeinen Bildungszuſtand. Friedrich II. hatte nämlich als Sieger den Frieden zu Hubertsburg vorgeſchrieben, und ſich dadurch bei allen Völkern Europa's und beſonders bei den Deutſchen Staaten ein Anſehen errungen, das ihn von nun an bei ſeinen Nachbarn zum Tonangeber in der Geiſter- wie in der Körperwelt erhob. Dies hatte die wichtigſten Folgen. Friedrich war Philoſoph und Dichter. Er liebte die Denk- und Gewiſſensfreiheit, und fühlte und erkannte das Schöne in den Werken der Kunſt und des Geſchmacks. Seiner Denk- und Empfindungsweiſe gemäß erhob er keine Religionspartei auf Koſten der andern; er ſchätzte Wiſſenſchaft und Kunſt, zog Denker und Gelehrte in ſein Land, machte urbar, was wüſte lag, ſchuf Anlagen, baute Paläſte, ſpendete Millionen zur Belebung des Kunſtfleißes, und weckte nach allen Seiten hin die Kräfte ſeines Volkes. Schade, daß in der Freiſinnigkeit des Regenten auch der Keim zur Kälte und Gleichgültigkeit gegen den höhern Glauben, die Ausſaat zu einer unbedingten Huldigung der Menſchenvernunft und zu einer falſch verſtandenen, verderbli-

chen Aufklärung enthalten war! — Indeß hatte das Beiſpiel des großen Mannes den entſchiedenſten Einfluß auf die benachbarten Staaten, deren Fürſten ihren Unterthanen nun auch die Feſſeln zu löſen ſuchten, in denen Unwiſſenheit und Geiſtesſklaverei ſie bisher gehalten hatten. Joſeph II., der 1765 den Deutſchen Kaiſerthron beſtieg, wetteiferte, wenn auch nicht an Geiſtesſtärke, doch an Willen und Beharrlichkeit, Friedrich gleich zu kommen, und die Nacht, die auf ſeinen Deutſchen Staaten ruhte, durch Beförderung des Lichts und der Geiſtesfreiheit zu durchbrechen, wenn gleich ſeine Beſtrebungen mit weit geringerm Erfolg belohnt wurden. So leuchteten am nördlichen und ſüdlichen Horizont von Deutſchland zwei große Sonnen, die auch den kleinern ihr Licht mittheilten, und Preußen und Oeſterreich, Baiern und Baden, Braunſchweig und Hannover, Weimar und Gotha wurden jetzt von einem wohlthuenden Lichte erwärmt, an deſſen Strahlen ſich die Deutſchen erlabten [1]).

Aber um ſo größer ſchien auch die Gefahr, welche Friedrichs Eigenthümlichkeit der Deutſchen Bildung drohte. Der König ſprach nicht die Sprache ſeines Landes; er kannte und liebte ſie nicht. Seit früher Jugend von Frankreichs feingebildeten geiſtvollen Schriftſtellern angezogen, konnte er der minder geglätteten Deutſchen Sprache ſeiner Zeit, ſo weit er ſie kannte, keinen Geſchmack abgewinnen, und zog daher Franzöſiſche Gelehrte (Voltaire, d'Argens, Maupertuis ꝛc.) in ſeine Staaten und in ſeinen Umgang. Es iſt anzunehmen, daß, hätte er die Sprache und Poeſie der Deutſchen ſchon als Jüngling auf dem Grade der Ausbildung gefunden, auf dem wir jetzt ſie erblicken, er, wie er ſelbſt an d'Alembert ſchreibt, ſtatt Franzöſiſcher Gelehrten die Deutſchen in das Heiligthum ſeiner Muſen geführt haben würde.

Doch gerade dieſer Vorzug, den er den Franzoſen gab, ſcheint einen ſtachelnden Einfluß auf die Deutſchen gehabt zu haben. Denn es entſtand nun ein edler Wetteifer, der in Deutſchland, beſonders in Preußen und Sachſen, ſchöne Geiſter erzeugte, welche bald die beſten in Frankreich beſchämten. Dichter und Schriftſteller fühlten ſich nämlich gekränkt durch die Zurückſetzung ihrer Sprache, um die *Friedrich* nur, wenn er ſie tadeln wollte, ſich bekümmert hatte, und deren damaliger Zuſtand ihm ſogar Veranlaſſung gab zu jener viel beſprochenen Schrift, die unter dem Titel: „Ueber die Deutſche Literatur, die Mängel, die man ihr vorwerfen kann, die Urſachen derſelben, und die Mittel ſie zu verbeſſern. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt.“ (Berlin, 1780. 8.) [2]) unſre Sprache zum Gegenſtande der Kritik und des Spottes zugleich macht. Dieſen abzuwälzen, und durch die That zu beweiſen, daß der Deutſche mit ſeiner Sprache keinem Volke nachſtehe, befeuerten ſich gegenſeitig Deutſche Dichter, Proſaiker, Grammatiker, Lexikographen, und noch ehe *Friedrich* ſein Auge ſchloß (1786), konnten Deutſche Sprache und Poeſie es mit ihren geprieſenen Muſterbildern aufnehmen. So wie einſt *Peter der Große* nach der verlorenen Schlacht bei Narwa ſagte: hätten wir geſiegt, da wir uns noch ſo wenig auf den Krieg verſtanden, ſo hätte dies von unglücklichen Folgen ſein können; ſo konnten nun die Deutſchen ſagen: hätte *Friedrich* uns geſchont, da wir ſelbſt noch ſo wenig unſre Sprache kannten, ſo würden wir nicht geworden ſein, was wir jetzt ſind. Friedrich wirkte *mittelbar* durch ſeinen Tadel, der, wie er auch ſein mochte, aus einem großen, Ehrfurcht gebietenden Geiſte floß [3]).

Anmerk. 1) Unter den Regenten, welche gleichzeitig mit *Friedrich* d. Gr. die geiſtige Volksbildung förderten

und zu dem Gedeihen der Wiſſenſchaft und Kunſt in Deutſchland mitwirkten, ſind beſonders zu nennen: die Kurfürſten von Mainz, Emmerich Joſeph Freiherr von Breitenbach († 1774), Friedrich Carl Joſeph von Erthal († 1802), Carl Theodor Ant. Maria v. Dalberg († 1817); Carl Friedrich von Baden († 1811); Anna Amalia von Braunſchweig († 1805), Regentin von Weimar; ihr Sohn Carl Auguſt († 1828); Ernſt II, Herzog von Gotha († 1804) und deſſen Sohn Emil Auguſt († 1824).

2) Der König ſchrieb dieſe Schrift Franzöſiſch, (Berlin 1780. 8.); ſie wurde aber auf Befehl Friedrichs und unter Leitung des Miniſters Herzberg durch Chriſt. Wilh. v. Dohm ins Deutſche überſetzt. Unleugbar enthält ſie mehrere treffliche Vorſchläge zur wiſſenſchaftlichen Bildung des Volks. So dringt er auf das Studium der Griechiſchen und Römiſchen Klaſſiker, und fodert, daß die Jugend mehr als bisher angehalten werde, ſolche in's Deutſche zu überſetzen. Er geht dabei von der Verbeſſerung der Schulen aus; die Sprache ſelbſt aber, die ihm zu hart und rauh erſcheint, will er dadurch mildern, daß den Endſilben der Zeitwörter ein a angehängt wird, als: gebena, nehmena. Seinem Urtheil über bisherige Leiſtungen in der Deutſchen Poeſie mangelt freilich eine geſchichtliche Kenntniß. Er kennt nur Gellert, v. Canitz und Geßner; ſeine Umgebung fand es nicht der Mühe werth, ihn auf Deutſche Schriftſteller hinzuführen, daher es auch Sulzer nicht von Maupertuis erlangen konnte, daß dieſer dem König den Klopſtockſchen Meſſias vorlegte. Selbſt die Preuß. Dichter, die ihn und ſeine Schlachten beſungen, Gleim, Ramler, Kleiſt, Leſſing blieben ihm unbekannt, obwohl ſie darum nie aufhörten, ihn zu preiſen. Dies befremdet nicht, wenn man bedenkt, daß Hof und Adel nur Franzöſiſche Luft athmeten, und die Deutſche Sprache nur den untern Ständen überlaſſen war. Voltaire konnte daher in ſeiner Frivolität dem

Marq. de Thibouville getroſt ſchreiben (Potsdam 24. Oct. 1750): On ne parle que notre langue; l'Allemand est pour les soldats et pour les chevaux. Wirklich kannte Friedrich im Deutſchen nicht viel mehr, als die Literatur ſeiner Kindheit. Sein Unwille traf daher nur die Sprache, wie er ſie kennen gelernt, und dieſe konnte ihm, der Alles an den Maßſtab der Eleganz, Abglättung und Leichtigkeit Franzöſiſcher Rede hielt, nicht anders als hart und rauh erſcheinen. Daß er aber die Sprache ſelbſt nicht verachtet, und ſie ſogar einer hohen Ausbildung fähig gehalten, beweiſt der ſchöne prophetiſche Schluß ſeiner Abhandlung: „Ich habe ihnen nun die verſchiedenen Hinderniſſe entwickelt, welche uns in der Literatur nicht ſo geſchwind haben gehen laſſen, als unſere Nachbarn. Indeß übertreffen die Spätern zuweilen ihre Vorgänger. Dieß könnte vielleicht bei uns eher der Fall ſeyn, als man es glauben ſollte; wenn nur unſre Regenten Geſchmack an den Wiſſenſchaften bekommen, Diejenigen ermuntern, die ſich mit denſelben beſchäftigen, und Denen Lob und Belohnungen ertheilen, welche es vorzüglich weit bringen. Wenn wir Medicis haben, werden auch unſre Genies hervorkeimen, und die Auguſte werden ſchon Virgile machen. Wir werden dann auch unſre klaſſiſchen Schriftſteller bekommen; jeder wird ſie leſen wollen; unſre Nachbarn werden Deutſch lernen, und die Höfe es mit Vergnügen reden. Und vielleicht bringen unſre guten Schriftſteller es dahin, daß unſre zur Vollkommenheit gebrachte und verfeinerte Sprache noch einſt von einem Ende von Europa bis zum andern wird geredet werden. Noch ſind dieſe ſchönen Tage unſrer Literatur nicht gekommen; aber ſie nähern ſich, und erſcheinen gewiß. Ich kündige ſie Ihnen an, obgleich mein Alter mir die Hoffnung nimmt, ſie noch ſelbſt zu ſehen."

Eine Geſchichte der Abhandlung über die Deutſche Literatur findet man in der Schrift: „Friedrich des Großen wohlthätige Rückſicht auch auf Verbeſſerung teutſcher Sprache und Litteratur. Herausgegeben von Leonhard Meiſter." (Zürich, 1787. 8.)

3) Wenn es ſchon an ſich eine hiſtoriſche Merkwürdigkeit iſt, daß ein König eine kritiſche Abhandlung über die Sprache ſeines Vaterlandes ſchreibt, ſo ſteigert ſich dieſe Erſcheinung, wenn der Schriftſteller, durch den Geiſt einer andern Sprache gebildet, ſeinen Gegenſtand nur oberflächlich kennt; ſie gränzt aber faſt an's Wunderbare, wenn die Nation dadurch zum Studium ihrer Sprache angeregt wird. So ungern Mancher dies zugeben mag, ſo iſt es doch wahr. Die edelſten Geiſter damaliger Zeit fanden ſich zu Gegenſchriften veranlaßt, wie der Abt Jeruſalem, Juſt. Möſer, Balthaſar Ludw. Tralles, Joh. Karl Wetzel und Andre. Auch hatte ſchon früher Klopſtock in mehreren Oden (z. B. Kaiſer Heinrich, unſre Fürſten ꝛc.) und Käſtner in bittern Epigrammen ſich Luft gemacht. Man zürnte dem großen Mann, der das Palladium ſeines Volks gegen das Flittergold des Auslandes einzutauſchen ſchien; aber auch in dem Zorn verehrte man ihn, weil ſeine Genialität mit Heroismus vereint, die ganze Nation zu beſeelen vermochte. Daher ſagt Goethe ſehr wahr (Dichtung und Wahrheit, Th. 2. Buch 7.): „Der erſte wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des ſiebenjährigen Krieges in die Deutſche Poeſie.“

§. 3. Friedrich Gottlieb Klopſtock,
(Erſter Lyriker und Epiker; großer Grammatiker.)

Als Friedrich der Große den Preuß. Thron beſtieg, keimte auf der Schulpforte ein Dichter-Genie empor, das alle Erſcheinungen früherer Zeit in dem Gebiet der Redekunſt überragend, ſich neue Bahn brach, neue Sprache und neue rhythmiſche Formen ſchuf, und begeiſtert durch die höchſten Gegenſtände des menſchlichen Denkens, Glaubens und Fühlens, alle Geiſter Deutſcher Nation für das Ideale entflammte. Dieſes Genie war Klopſtock.

Nicht ohne heilige Scheu wenden wir uns zu ihm,

dem Schöpfer nationaler Dichtung, dem Stolze der Deutſchen.

Geboren den 2ten Jul. 1724 zu Quedlinburg, beſuchte er die Schulpforte von 1739 — 1745, ſtudirte dann Theologie, erſt zu Jena, dann zu Leipzig, wo er dem wiſſenſchaftlichen Verein mehrerer Freunde der Dichtkunſt, Cramer, Ebert, Schmidt, (J. E.) Schlegel, Olde, Kühnert, Rothe, Gieſeke, Gärtner beitrat, und begab ſich 1748 nach Langenſalza in Thüringen, um in dem Hauſe eines Verwandten, Namens Weiß, die Aufſicht über deſſen Kinder zu führen. Hier war es, wo er die durch ſeine Oden berühmt gewordene Fanny, die ſchöne und geiſtreiche Schweſter ſeines Freundes Schmidt, kennen lernte und liebte. Der Schmerz, ſich von ihr nicht wieder geliebt zu ſehen, vielleicht auch der ununterbrochene Fleiß und die angeſtrengte Beſchäftigung mit ſeinem großen Epos, wirkten nachtheilig auf ſeine Geſundheit, und er verfiel in eine lange anhaltende Schwermuth (wovon ſeine damaligen Werke Spuren enthalten), die erſt nach mehreren Jahren durch Reiſen und erweiterten Umgang ſich verlor. Die erſten Geſänge ſeiner Meſſiade hatten in ganz Deutſchland große Aufmerkſamkeit erregt, und beſonders in der Schweiz ſo ſtarken Eindruck gemacht, daß Bodmer mit mehreren ſeiner Freunde den Dichter zu einem Beſuch einlud. Klopſtock nahm dieſe Einladung an, und reiſ'te im Sommer 1750, in Geſellſchaft des Philoſophen George Sulzer, nach Zürich, wo er mit offenen Armen empfangen, im Bodmerſchen Hauſe wohnend, drei Vierteljahre der Natur, der Freundſchaft und ſeiner Muſe lebte, und ſeinen biedern Hauswirth, ſo wie ſeine Fahrt auf dem Zürcher See, durch ein Paar der trefflichſten Oden verewigte. Als er in Begriff war, in ſein Vaterland zurückzukehren,

erhielt er vom König von Dänemark, Friedrich V., dem er durch den Grafen Joh. Hartwig Ernſt v. Bernſtorff, den damaligen Däniſchen Geſandten in Paris, und durch den Däniſchen Oberhofmarſchall v. Moltke empfohlen worden war, einen Ruf nach Kopenhagen, um hier bei einem Gehalt von 400 Rthlr. unabhängig ſich ſelbſt und den Muſen zu leben, und ſein Epos vollenden zu können. Klopſtock verließ nun die Schweiz, und reiſ'te 1751 nach Dänemark ab; mit welchen Gefühlen und Hoffnungen — zeigen ſeine beiden Oden Friedrich V. Er nahm ſeinen Weg über Hamburg, wo er die von ihm poetiſch genannte Cidli, nach ihrem eigentlichen Namen Margaretha (in Niederſächſiſcher Abkürzung Meta) Moller, die geiſtreiche Tochter eines Hamburgiſchen Kaufmanns, und die enthuſiaſtiſche Bewunderin ſeines Meſſias kennen lernte, die in den Oden des Dichters ſo manches vortreffliche Denkmal erhielt. In Kopenhagen lebte Klopſtock ſtill und eingezogen, aber geachtet und vom Könige beſonders geſchätzt. Dieſen pflegte er zu begleiten, wenn er ſich im Sommer auf ſein ländliches Luſtſchloß Friedensburg begab, oder wenn er eine Reiſe nach Holſtein machte, bei welchen Gelegenheiten der Dichter auch ſeine Cidli in Hamburg ſah, mit der er ſich aber erſt im Jahre 1754 verband. Die Periode von 1751 bis 1754 kann man als die blühendſte für den Geiſt des Dichters annehmen; ſeine ſchönſten lyriſchen Stücke, und beſonders ſeine gefühlvollen Geſänge an Cidli, fallen in dieſe Zeit, wo er auch in Geſellſchaft ſeiner jungen Gattin ſeinen Vater in Quedlinburg beſuchte, und nach einer daſelbſt beſtandenen Krankheit ſeine Ode: „die Geneſung" dichtete. Leider dauerte das Glück ſeiner ehelichen Liebe nur kurze Zeit. Schon im Jahre 1758 entriß ihm der Tod ſeine Gattin (die auch Schriftſtellerin war); er be-

grub ſie in dem Dorfe Ottenſen bei Altona, und wallfahrtete oft zu ihrem Grabe. Bis zum Jahre 1771 hatte Klopſtock ſeinen gewöhnlichen Aufenthalt in Kopenhagen; als aber ſein Freund und Beſchützer Bernſtorff aus dem Däniſchen Staatsminiſterium entlaſſen worden war, ging er nach Hamburg, und lebte daſelbſt von ſeiner Däniſchen Penſion mit dem Charakter eines Königl. Däniſchen Legationsraths, den er 1763 erhalten hatte. Um's Jahr 1775 rief ihn der Markgraf und nachherige Kurfürſt von Baden, Friedrich, zu ſich nach Karlsruhe, wo Klopſtock ein Jahr lang blieb, und dann mit dem Titel eines Markgräflich Badenſchen Hofraths wieder nach Hamburg zurückkehrte. Noch im Jahr 1791 ſchloß er mit ſeiner vieljährigen Freundin, Johanne von Winthem geb. v. Dimpfel, ſein zweites Ehebündniß († 1821). In dem letzten Jahrzehend ſeines Lebens beſchäftigte ihn der warme Antheil, den er an der Franzöſiſchen Staatsumwälzung nahm. Sein Bürgerſinn ſang der neuen Freiheit Hymnen, und die ſogenannten Neufranken ſchenkten dem Sänger das Bürgerrecht; aber ſein Herz wandte ſich bald von den Greuelſcenen ab. Ludwig's XVI. Haupt ſank unter dem Mordbeil, und Klopſtock hörte auf, Franzöſiſcher Bürger zu ſein. Er ſtarb den 14ten März 1803, im 79ſten Jahre ſeines Alters. Die Städte Hamburg und Altona vereinigten ſich, dem ehrwürdigen Todten eine Begräbnißfeier zu bereiten, wie ſie noch keinem Deutſchen Gelehrten jemals zu Theil geworden. Die Geſandten und Geſchäftsträger Hollands, Dänemarks, Englands, Frankreichs, Oeſterreichs, Preußens und Rußlands, der Senat, die Geiſtlichkeit, Gelehrte, Künſtler, Bürger und Militärperſonen folgten in feierlichen Zügen unter dem Geläute aller Glocken dem Todten der in dem Dorfe Ottenſen neben dem Grabe Meta's

ſeine Ruheſtätte fand. Seine ernſte Weiſſagung in der Ode an Ebert war erfüllt; unter allen poetiſchen Freunden, die zu Leipzig ein enges Band verknüpfte, trat er zuletzt vom Schauplatze ab.

Wenn wir umſtändlicher bei den äußern Lebensumſtänden Klopſtock's verweilten, ſo finden wir eine Entſchuldigung in der Wichtigkeit des Mannes, an dem auch das Zufällige Bedeutſamkeit hat, und eine Rechtfertigung in den Oden des Dichters, deren mehrere nur durch eine geſchichtliche Darſtellung ſeines äußern Lebens erklärt werden können. Aus dieſem letztern Grunde beſonders bedarf er auch hier einer genauern Charakteriſtik.

§. 4. Fortſetzung. (Charakteriſtik.)

Wie die Deutſchen den Anfangspunkt ihrer Denkfreiheit mit Luther, ſo bezeichnen ſie den Anfang ihres Sprach- und Dichterruhms mit Klopſtock. Erſt mit ihm beginnt die jetzige Blüthe unſrer Sprache und Literatur, und wenn auch ſeiner Zeitgenoſſen Mehrere mit und neben ihm um Deutſche Bildung ſich hoch verdient gemacht haben: ſo hat doch Keiner ſo tief und ſicher in das innere geiſtige Leben der Deutſchen eingegriffen wie Er. Drei Flammen ſind es, die ſchweſterlich vereint ſchon in dem Herzen des Jünglings loderten — Gottes-, Vaterlands- und Freundesliebe. Nie hat die Natur einen großen Dichter geboren, dem jene Gefühle fremd geweſen wären; aber auch nie mochten ſie ſtärker in einem Dichter ſich regen, als in der Bruſt Klopſtock's. Seine Gottesliebe war eine herrſchende religiöſe Gemüthsſtimmung, die, alles Unheilige verſchmähend, alles Heilige umfaſſend, ihn zu derjenigen Höhe der Begeiſterung erhob, in welcher das Ahnen und Anſchauen des Göttlichen ſein ganzes Weſen durchdrang. Seine Va-

terlandsliebe, ein inneres tiefes Gefühl der Liebe und Achtung für Deutſche Tugend und Deutſche Kraft, ein lebendiger Glaube an den heiligen Ernſt, den gottesfürchtigen Sinn, den unermüdlichen Fleiß ſeines Volks, eine feſte Ueberzeugung von der Bildſamkeit und den hohen Anlagen Deutſchen Verſtandes und Deutſchen Gemüths, ein reger, unwandelbarer Wille, all' ſeine Kenntniß und Kraft der Sprach- und wiſſenſchaftlichen Bildung dieſes Volks zu widmen, und ſein ganzes Streben mit Deutſchem Denken, Deutſchem Fühlen, Deutſchem Sprechen in Beziehung zu ſetzen. Seine Freundesliebe, eine innige Hingebung ſeines Weſens an die Beſten ſeiner Zeit, ein zartes Sehnen nach gleichgeſtimmten Gemüthern, ein kräftiger Herzſchlag für das Wohl edler Seelen. Aus dieſen drei Gefühlen entſprangen ſeine Hymnen und ſein Meſſias, ſeine Bardiete und Oden (Mein Vaterland, Fragen, Die beiden Muſen, Der Nachahmer, Unſere Sprache, Wingolf, An Gieſeke, Ebert, Gleim ꝛc.) In dieſen drei Gefühlen liegt das Geheimniß ſeiner hohen lyriſchen Kraft und der unerreichbaren Stärke ſeines Ausdrucks.

Mit Kenntniß und Genialität ausgerüſtet, trat Klopſtock in eine für Leben und Literatur undeutſche Zeit ein, die den Deutſchen ſeinen Werth vergeſſen und ihn nur dem Fremdartigen huldigen ließ. Er hatte den Muth, ſeine ſchlummernden Landsleute zu wecken. In dem einundzwanzigjährigen Jüngling ſchlug voll und warm ein Herz für den Dichterruhm ſeines Vaterlandes, und nicht ertragen [1]) mochte es die Verachtung, mit der Franzöſiſche Kühnheit dem Deutſchen ein höheres Dichtungsvermögen abſprach [2]); denn

Soll Hermann's Sohn, und, Leibnitz, dein Zeitgenoß,

Soll der in Ketten Denen nachgehn,
Welchen er, kühner, vorüberflöge? [3])

So entſtand ſchon auf der Pforte der Entſchluß in ihm, ein großes epiſches Gedicht zu ſchreiben, woran es den Deutſchen fehlte. Ein Deutſcher Held, wie Kaiſer **Heinrich**, konnte den Stoff dazu darbieten; denn

Früh hab' ich Dir mich geweiht! Schon da mein Herz
Den erſten Schlag der Ehrbegierde ſchlug,
Erkohr ich, unter den Lanzen und Harniſchen
Heinrich, deinen Befreier, zu ſingen [4])

Aber die Flamme der Religion foderte geiſtigere Nahrung, und ſeine Wahl fiel auf den **Meſſias** (ſ. die Ode: An Freund und Feind). So begann Klopſtock ſeine dichteriſche Laufbahn mit dem Plan zu einem epiſchen Werke, noch ehe er das verlorne Paradies **Milton's** kennen gelernt hatte, das er nachher um ſo mehr lieb gewann. Durch dieſes religiöſe Epos, ſo wie durch die gleichzeitigen und nachfolgenden Oden, wurde **Klopſtock** der erſte Schöpfer des höheren, kühnern poetiſchen Ausdrucks unſrer Sprache, der Bildner eines klangvollen Hexameters, der nun die ſtehende Form für das Epos im Original wie in der Ueberſetzung wurde und der glücklichſte Erfinder eigner und Nachbildner lyriſcher Sylbenmaße des klaſſiſchen Alterthums. Wenn Klopſtock dennoch kein Volksdichter geworden, ſo liegt dies darin, daß ſeinen Schöpfungen der poſitive Inhalt fehlt, und daß ſein hohes Ideal zu weit von der Wirklichkeit ſich entfernt hält. Daher hatte auch er von je an mehr ſtaunende Bewunderer als Leſer.

Anmerk. 1) **Klopſtock's** Abſchiedsrede von der Schulpforte, in **Cramer's** „Klopſtock, Er und über ihn." Th. I.: Subit indignatio animum, cum tantum gentis nostrae hac in re torporem, justissima exardescens ira, intueri cogor.

2) S. Lettres françoises et germaniques, p. 661.
3) S. die Ode: Fragen.
4) S. die Ode: Mein Vaterland.

§. 5. Fortſetzung. (Seine Dichtungen.)

Betrachten wir jetzt die vielfachen Schöpfungen ſeines dichteriſchen Genies näher. Wir ordnen ſie in folgende vier Klaſſen:

1) „Der Meſſias," ein epiſches Gedicht. Es beſteht aus zwanzig Geſängen, und enthält die durch den Meſſias in ſeiner Menſchheit vollendete Erlöſung der ſündigen Menſchen, vom Anfang ſeiner Leiden bis zur Himmelfahrt. Kühnheit und Größe in Zeichnung der Charaktere und Anlage der Scenen; ein ganz origineller dichteriſcher Styl, der körperlichen Weſen ein ätheriſches Gewand umwirft und geiſtige Weſen verkörpert, und ein klangreicher, wenn auch nicht überall regelmäßiger Hexameter, deſſen Inhalt ſich ſelbſt in ſeinem Tonmaße lebendig mahlt und ausdruckt: alles dies erhebt dieſes Gedicht über alle Epopöen der Deutſchen. Wir verdanken dieſem Werke unſern Ruhm in der höhern epiſchen Dichtung, worin wir nun nicht leicht einem andern Volk nachſtehen. Was der Stoff ſelbſt in der heiligen Geſchichte dem begeiſterten Dichter ſchon reichlich darbot, iſt durch ſeine Anordnung ſowohl, als durch ſeine von frommer Phantaſie geleitete ſchöpferiſche Dichtung noch ſehr gehoben worden, und intereſſirt durch die Abwechſelung von Erzählung, Schilderung, Dialog und lyriſchem Geſang eben ſo ſehr, als durch den weiſe benutzten Reichthum an Bildern und Gleichniſſen, ſo wie durch die vollendete Schönheit des Ausdrucks und Versbaues. — Die erſten drei Gerſänge erſchienen Anfangs in den Bremiſchen Beiträgen vom Jahr 1748, und hieraus einzeln zu Halle, bei Hemmerde, 1749. 8.

Dies war eigentlich ein Nachdruck; nachher aber erhielt der Buchhändler das Recht des Verlags, und zwei Jahre darauf erſchien bei ihm: „Der Meſſias. Erſter Band.“ (gr. 8. mit Kupfern. Halle, 1751.) Dieſer enthält fünf Geſänge, wovon die drei erſten hier verbeſſert erſchienen. Nachdem zehn Geſänge vollendet waren, gab der Dichter ſie ſelbſt heraus unter dem Titel: „Der Meſſias, 1ſter und 2ter Band.“ (gr. 4. Kopenhagen, 1755), zu welcher Prachtausgabe König Friedrich V. dem Dichter die Koſten ſchenkte. Dem erſten Bande iſt eine Abhandlung „von der heiligen Poeſie,“ dem zweiten eine andere „von der Nachahmung der Griechiſchen Sylbenmaße im Deutſchen“ vorgeſetzt. Dieſe Original-Ausgabe wurde 1756 in Halle abgedruckt, aber nur der zweite Band; den erſten that der Verleger in der alten Geſtalt hinzu, obgleich die erſten fünf Geſänge an ſehr vielen Stellen verbeſſert waren. Eine N. A. davon erſchien zu Halle, 1760. Der dritte Band (11ter bis 15ter Geſ.) kam zu Kopenhagen 1768, in 4. heraus, und zu Halle 1769, in 8.; und der vierte Band (16ter bis 20ſter Geſ.) in gr. 8. Halle, 1773. Alle dieſe älteren Ausgaben ſind für den bloßen Leſer als veraltet anzuſehen, aber in kritiſcher Hinſicht ſehr wichtig. „Denn,“ wie Leſſing ſagt: „Veränderungen und Verbeſſerungen, die ein Dichter, wie Klopſtock, in ſeinen Werken macht, verdienen nicht allein angemerkt, ſondern mit allem Fleiß ſtudirt zu werden. Man ſtudirt in ihnen die feinſten Regeln der Kunſt; denn was die Meiſter der Kunſt zu beobachten für gut finden, das ſind Regeln.“ Die beiden neueſten Ausgaben endlich ſind: „Der Meſſias. Ausgabe der letzten Hand, in zwei Bänden. Altona, 1780.“ Dieſe Ausgabe iſt dreifach: in klein 4., in 8. nach der gewöhnlichen, und in 8. nach der neuen Rechtſchreibung. Und: „Der Meſſias.

Vier Bände. Leipzig, 1799" (eigentlich der dritte bis ſechste Band der „ſämmtlichen Werke Klopſtock's" nach der neuſten, noch nachher vorkommenden Göſchen'ſchen Ausgabe). Auch hier hat der Dichter noch gebeſſert, und im 4ten Band ſogar neue Dichtungen und Zuſätze angebracht. Noch iſt zu bemerken, daß in dem Werke: „Klopſtock, Er und über ihn; herausgegeben von C. F. Cramer," (5 Theile. Hamburg ꝛc. 1780 bis 82) die erſten zehn Geſänge der Meſſiade mit den Anmerkungen des Herausgebers abgedruckt ſind. Ueberſetzungen der Meſſiade ſind gemacht ins Lateiniſche, Italieniſche, Franzöſiſche, Engliſche, Holländiſche, Schwediſche, Griechiſche und Ruſſiſche.

Das Aufſehen, welches Klopſtock's Meſſias in Deutſchland erregte, iſt nur Luther's Bibelüberſetzung vergleichbar. Freunde und Neider, Bewunderer und Tadler traten von allen Seiten in Menge auf; alle Flugblätter ſprachen faſt immer nur für oder wider ihn. Die chriſtlichen Leſer liebten die Meſſiade, als ein Buch, das ihnen bei den heiligen Gegenſtänden der kalten Orthodoxie doch endlich auch etwas zu empfinden gäbe; junge Prediger führten ſie auf den Kanzeln an, hielten ganze Reden in Hexametern, und nannten Klopſtock's Namen neben den heiligen Namen der Propheten; Chriſtenthränen floſſen (wie Cramer ſagt), und die Weiber konnten ſich nicht ſatt über den Abbadonna (einen abgefallenen Engel) weinen. Aber die alten Theologen glaubten, das Gedicht entweihe durch ſeine verwegenen Fictionen die Religion, vermiſche die heilige Geſchichte mit Fabeln, und bringe die Orthodoxie in Gefahr. Ein ehrlicher Dorfpfarrer kam zu dem Dichter, und bat ihn um Gottes und der Religion willen, er möchte doch den Abbadonna in der Fortſetzung des Werks ja nicht ſelig werden laſſen. Die Kunſt-

richter, oder die es ſein wollten, ſchrieben über das neue Epos in Journalen und eigenen Abhandlungen, und beſtritten oder vertheidigten ſeinen Werth; doch waren die erſten Kritiken von beiden Partheien größtentheils ſeicht, unreif und ſchief, und wenn man das ausnimmt, was Leſſing, J. G. Heß und einige Andere darüber geſchrieben haben, ſo kann man alles Uebrige leicht entbehren. Die Gottſchedianer erhoben das lauteſte Geſchrei dagegen, und ſuchten das Verdienſt des Werks mit ſchlechten Gründen und fadem Witz zu verkleinern. Dagegen rühmten und vertheidigten es die Schweizeriſchen Kunſtrichter, die Gegner der Sächſiſchen; vornehmlich nahm ſich Bodmer des Deutſchen Epos mit Eifer an. Der Dichter machte ſich dieſe Beurtheilungen, beſonders die von Heß im Stillen zu Nutze, miſchte ſich aber nie in den Streit und ſchwieg. Neuere Kritiker geben zu, daß die Charaktere vortrefflich gezeichnet, die Schilderungen lieblich ſind, aber ſie halten das Gedicht für kein reines Epos, den Gegenſtand für zu abſtract, den Ausdruck zu lyriſch oder idylliſch. Eine durch Leidenſchaft veranlaßte und durch das Schickſal gelenkte Welthandlung, wie ſie uns der Dichter der Ilias gibt, finden wir in der Meſſiade freilich nicht. Sie enthält mehr die Gefühle des Dichters ſelbſt, die durch Erzählung einer großen Weltbegebenheit in ihm entſtehen und ſich als Lobgeſänge auf Gott und Tugend ausſprechen. Dennoch muß man zugeben, daß der Dichter aus dieſem, in der Geſchichte des Erlöſers ſchon fertig liegenden Stoff Alles gemacht hat, was die Natur deſſelben nur irgend geſtattete. Und ſo kann, was Addiſon einſt Milton's Verkleinerern, als ſie dem verlornen Paradieſe den Namen eines epiſchen Gedichts verweigerten, ſagte: „nun ſo mögen ſie es ein göttliches nennen"

nen" mit noch größerem Rechte von Klopſtock's Meſſias geſagt werden.

2) Lyriſche Gedichte. Es ſind Oden, Elegien und geiſtliche Lieder. Die Oden tragen faſt alle an Fiction, an Reichthum und Schönheit poetiſcher Bilder und an Wohllaut des Sylbenmaßes das Gepräge der höchſten lyriſchen Vollendung an ſich. Die meiſten von ihnen wollen aber nicht flüchtig geleſen, ſondern ſtudirt ſein, um den Dichter mit ſeinem tiefem Gefühl zu erfaſſen, und dem Adlerflug ſeiner Gedanken zu folgen. Klopſtock erſcheint hier in ſeiner ganzen Dichtergröße, daher man ihn mit Recht den Pindar der neuern Poeſie genannt hat, obwohl er dieſen noch an Tiefe und Fülle der Empfindung übertrifft. Bei dem allen iſt nicht zu läugnen, daß in mehrern Oden ein rhetoriſcher Wortſchmuck hervor tritt, in andern die Phantaſie zu ſehr in's Unbeſtimmte ſchweift. Die ſymboliſch-poetiſche Sprache entnahm er ſeit 1765 aus der Germaniſchen und der mit ihr verwandten Skandinaviſchen Mythologie, änderte die mythiſche Sprache der frühern Oden (Wingolf) darnach ab, und vertauſchte nun in allen nachfolgenden den Griechiſchen Apollo gegen den Nordiſchen Braga [1]). Ein großer Theil dieſer Oden iſt in Zeitſchriften zerſtreut, oder auf beſondere Blätter abgedruckt. Der echten Sammlungen beſitzen wir zwei: „Oden." (Hamburg, 1771. kl. 4. und Leipzig, 1787. in 8.) Dieſe Ausgabe enthält, in 3 Büchern, 72 Oden und 3 Elegien, alle im Inhalt, Ausdruck und Sylbenmaß verbeſſert. Ferner: „Klopſtock's Oden, 2 Bde." (Leipzig bei Göſchen, 1798.). Dies iſt der 1ſte und 2te Band von Klopſtock's ſämmtlichen Werken; aber auch der 7te Band enthält noch 24 bisher meiſt ungedruckte ſpätere Oden. In jenen beiden Bänden befinden ſich 195 lyriſche Gedichte, die faſt alle von der beſſernden Hand des Dich-

ters zeugen *). — Die Elegien, die ſeinen Oden beigefügt ſind, ſtehen den Oden in Nichts nach. Von beiden ſind mehrere in Muſik geſetzt. Die geiſtlichen Lieder athmen alle den Geiſt des für Glauben und Liebe eifernden Chriſtenthums, der feurigen Andacht und des thätigen Wohlwollens. Die Herausgeber neuerer Geſangbücher hielten zwar ihren Flug für den gemeinen Chriſten zu hoch und ihre Sprache zu ſchwer, und ſuchten daran zu feilen und zu ändern, ehe ſie ſolche in ihre Sammlungen aufnahmen. Lieder aber, wie: „Auferſtehn, ja auferſtehn wirſt du ꝛc." möchten wohl jedem Chriſten von religiöſem Gefühl verſtändlich ſein. Eine Sammlung derſelben erſchien unter dem Titel: „Geiſtliche Lieder in 2 Theilen" zu Kopenhagen, 1758 und 1760, und eine N. A. 1786. In dem erſten Theil ſind 35 neue und 29 alte, von Klopſtock verbeſſerte Kirchenlieder, worunter ſich auch vier von Luther, unter andern: Herr Gott dich loben wir ꝛc. befinden; in dem zweiten Theil befinden ſich 52 neue. Sie ſtehen ſämmtlich in dem 7ten Bande ſeiner Werke.

3) Dramatiſche Gedichte. Deren ſind an der Zahl ſechs, wovon drei einen bibliſchen, und drei einen vaterländiſchen Stoff behandeln. Sie ſind freilich mehr für die Leſung als für theatraliſche Darſtellung geeignet; aber auch in ihnen erkennt man Klopſtock's große Manier, Einfachheit, Würde und Kraft der Vorſtellungen ſowohl als der Sprache. Die drei erſten ſind Trauerſpiele: „der Tod Adam's" (Kopenhagen, 1757, 58 und 73); „Salomo" (Magdeburg, 1764.) und „David" (Hamburg, 1772.) Der Tod Adam's iſt in Proſa, und wurde von Gleim in Verſe gebracht; die beiden andern ſind in Jamben. Die drei letzten oder vaterländiſchen gehören zuſammen, und führen den Titel: „Hermanns Schlacht" (Hamburg, 1769), „Hermann und die Fürſten" (Hamburg, 1784)

und „Hermanns Tod" (1787). Klopſtock nannte ſie Bardiete, d. h. dramatiſche Gedichte in dem Geiſt und Coſtüm der altdeutſchen Barden. Der Dichter ſtellt darin die Großthaten und Schickſale des Cheruskerfürſten Arminius oder Hermann dar, der den Deutſchen ihre Freiheit und Unabhängigkeit von den Römern erkämpfte, und zwar in dem erſten Bardiet die Niederlage des Römiſchen Feldherrn Varus im Teutoburger Walde (in der Grafſchaft Lippe), in dem zweiten die Lagerſchlacht, d. i. den Verſuch der Deutſchen, das Lager der Römer unter dem Befehl des Cäcina, wider Hermann's Willen zu ſtürmen (Tacitus Annalen Bd. I. Kap. 59. 63 bis 68); in dem dritten die Ermordung Hermann's durch ſeine falſchen Freunde und Verwandte. Die Bardiete ſind reich an originellen Dichtungen, an mannichfaltigen, mit tiefer Menſchenkenntniß gezeichneten Charakteren, an lehrreichen Bemerkungen über den Gang der Neigungen und Leidenſchaften, und nehmen den gebildeten Leſer für die gute Sache und die guten Menſchen ein, welche der Gegenſtand ihrer Darſtellungen ſind. Man muß ſie ſtudiren zur Stärkung des Geiſtes, nicht zur Ergötzlichkeit ſie ſehen wollen. Der Dialog iſt Proſa, aber häufig mit Geſängen durchwebt, welche von Barden und andern mitſpielenden Perſonen bei ſchicklichen Gelegenheiten geſungen werden, und auch an ſich als originelle lyriſche Stücke großen Werth haben, voll Bardiſchen Feuers und großer Gedanken, einfach und ſtark, in ihrem Bau neu, kühn und harmoniſch, und zum Theil von einer großen Leichtigkeit und Anmuth ſind. Gluck hatte mehrere dieſer Chöre meiſterhaft componirt, doch beſitzen wir leider nichts mehr davon.

4) Sinngedichte. Es ſind nur 67 kleine Gedichte, die unter dem Namen der Epigramme in dem 7ten Bande ſeiner Werke ſtehen. Die meiſten ſind aus ſpätern

Jahren und viele haben mehr den Charakter einer feinen, ſinnreichen Sentenz als eines Epigramm's.

Anmerk. 1) Ob Klopſtock gut daran that, die Nordiſche Mythologie zu wählen, iſt hin uud wieder gefragt worden. Allerdings hat die Griechiſche durch tauſendjährigen Gebrauch in dem großen Gebiete der Kunſt ſich zur herrſchenden gemacht; und wer möchte ihren Reichthum an Bildern und den Wohllaut ihrer Namen verkennen! Aber K. wollte den Phönix aus ſeiner Aſche erwecken, und durfte nach ſeinem Vaterlandsſinn wünſchen und hoffen, daß dichteriſche Phantaſie den rohen und ungekannten Schatz des Volks veredeln und ihn dadurch zu einem wohlgefälligen Gemeingut machen werde. Daß die Nordiſchen Mythen einen, der Ausbildung würdigen, Stoff in ſich tragen, beweiſ't unter vielen Klopſtock'ſchen Oden beſonders die Ode: „der Hügel und der Hain."

2) Welch' einen Fleiß Klopſtock auf die Verbeſſerung ſeiner Oden gewendet, ergibt ſich beſonders aus Cramer's „Klopſtock," der die Leſearten mit Fleiß zuſammengeſtellt hat. Die Göſchenſche Ausgabe iſt aber nicht ſo correct als die ältere Hamburgiſche.

3) Sehr brauchbare Commentare zu Klopſtock's lyriſchen Gedichten enthalten die Werke: „Klopſtocks Oden und Elegien mit erklärenden Anmerkungen und einer Einleitung von dem Leben und den Schriften des Dichters. Von C. F. R. Vetterlein." Drei Bände. Leipzig, 1827 und 28. 8., und J. G. Gruber's Ausgabe von Klopſtock's Oden, mit erläut. Anm. u. einer Biographie des Dichters. Leipz., 1831. 2 Bde. 8.

§. 6. Fortſetzung. (Seine proſaiſchen Schriften.)

Wir würden Klopſtock's Verdienſt um Deutſche Sprache und Literatur nicht vollſtändig kennen lernen, wenn wir in ihm bloß den Dichter betrachten wollten. Er war auch Proſaiker, vorzüglich im Gebiete der Grammatik und Poetik. Als Grammatiker, oder um dieſes Wort in ſeiner höhern Bedeutung zu bezeichnen, als Sprachbildner erkannte er wohl zuerſt die große Bild-

ſamkeit der Sprache, die nur des denkenden Künſtlers Mitwirkung bedurfte, um ſich aus ihrer Niedrigkeit zu erheben; ein ſolcher wollt' er ihr ſein, und die Arme, Verkannte und Verachtete ward durch ihn reich und angeſehen an Ausdruck und Wendung, und ihrer Feſſeln entbunden, ragte ſie bald über ihre ſtolzern Schweſtern empor. Nun erſt konnte der Dichter ausrufen:

Daß keine, welche lebt, mit Deutſchland's Sprache ſich
In den zu kühnen Wettſtreit wage!
Sie iſt — damit ich's kurz, mit ihrer Kraft, es ſage —
An mannigfalt'ger Uranlage
Zu immer neuer und doch Deutſcher Wendung reich;
Iſt, was wir ſelbſt, in jenen grauen Jahren,
Da Tacitus uns forſchte, waren,
Geſondert, ungemiſcht, und nur ſich ſelber gleich.

So ſollte ſie nach Klopſtock's Willen bleiben. Sie, keiner fremden Hilfe bedürftig, ſollte ſich frei erhalten von dem Einfluſſe des Auslandes, denn in der Reinheit ſeiner Mutterſprache ehrt ſich jedes Volk. Heiligen Eifers voll, läßt daher der Dichter die Sprache des Deutſchen in gerechtem Ingrimm über ihre Verrenker und Verdreher ausrufen:

Wer mich verbrittet, ich haſſ' ihn! mich galliziſmet, ich haſſ' ihn!
Liebe dann ſelbſt Günſtlinge nicht, wenn ſie mich zur Quiritinn
Machen, und nicht, wenn ſie mich verachä'n. Ein erhabenes Beiſpiel
Ließ mir Hellänis; ſie bildete ſich durch ſich. (Klopſtock's Werke Bd. VII. S. 4.)

Wie er ſie gekannt und geliebt, was er für ihre innere Bildung, ihre Richtigkeit, ihren Wohlklang, ſelbſt für die ſichtbare Darſtellung ihrer Laute gethan hat: davon zeugen ſeine theoretiſchen Arbeiten über Dichtkunſt und Spra-

che, die dem Sprachgelehrten noch lange eine reiche Quelle fruchtbarer Bemerkungen bleiben werden. Die wichtigſten derſelben ſind folgende:

1) „Von der heiligen Poeſie." Dieſe Abhandlung ſteht vor dem erſten Bande des Meſſias, nach der Kopenhag'ner Ausgabe von 1755, und vor der Halliſchen von 1756.

2) „Von der Nachahmung des Griechiſchen Sylbenmaßes im Deutſchen." Vor dem zweiten Bande der Kopenhag'ner und Halle'ſchen Ausgabe des Meſſias.

3) „Von der Sprache der Poeſie." Im Nordiſchen Aufſeher vom Jahr 1758. St. 26.

4) „Vom Deutſchen Hexameter." Vor dem dritten Bande des Meſſias 1768; aber noch vollſtändiger und gründlicher in den nachfolgenden Fragmenten.

5) „Von der Deutſchen Quantität." Im Deutſchen Muſeum vom Jahr 1777. St. 5 und 7.

6) „Ueber die Deutſche Rechtſchreibung." Leipzig, 1778, und mit Zuſätzen in den Fragmenten. Klopſtock ſtellt den orthographiſchen Grundſatz auf: das, was die gute Deutſche Ausſprache hören läßt, ohne zweideutige und ohne überflüſſige Zeichen und Buchſtaben zu ſchreiben. (Schade daß dieſer in Ermangelung eines beſſern noch giltige Grundſatz in einem Lande, wo die gute und richtige Ausſprache oft ſo ſtreitig iſt, keine allgemeine Anwendbarkeit erlangen kann! Doch hat er zur Beförderung der Einheit in der Schriftſprache viel beigetragen). Die daraus entſtehenden Neuerungen waren indeß dem Auge zu fremdartig, als daß ſie allgemeinen Beifall hätten erlangen können.

7) „Fragmente über Sprache und Dichtkunſt." Hamburg, 1779 und 80. Enthält mehrere ſchätzbare, zum Theil vorher ſchon genannte Abhandlungen über Poetik,

Rhetorik und Orthographie, in denen Klopſtock ſeinen Grundſatz: ſchreib' wie du ſprichſt, durchgängig befolgt.

8) Endlich ſeine „Grammatiſchen Geſpräche," Altona, 1794. Klopſtock hatte überhaupt elf grammatiſche Geſpräche entworfen, wovon dieſer Band etwa die Hälfte begreift; die übrigen hat er in einigen Zeitſchriften (Archiv der Zeit 1794, und Genius der Zeit 1795) bekannt gemacht. Sie enthalten die Ergebniſſe ſeiner Sprachforſchungen, und ſind an die Stelle einer Deutſchen Grammatik getreten, die er vormals zu ſchreiben Willens war. Er ſelbſt ſagt in der Vorrede: man kann ſie als größere und kleinere grammatiſche Abhandlungen anſehen. Die unterredenden Perſonen ſind nicht Menſchen, ſondern Abſtracta und grammatiſche Weſen, die Klopſtock perſonifizirt, als: die Buchſtaben, der Sprachgebrauch, der Wohlklang, die Wortfolge, die Verskunſt, das Urtheil, die Einbildungskraft, die Empfindung, Hellänis, Galliette, Ingleß, Teutone (die Griechiſche, Franzöſiſche, Engliſche, Deutſche Sprache), und dieſe neugeſchaffenen Weſen ſprechen hier allenthalben nach dem Charakter, der ihnen gemäß iſt. Einen beſondern Werth geben dieſem Werke die zahlreichen Stellen aus Griechiſchen und Römiſchen Schriftſtellern, die der Verfaſſer in Deutſchen Ueberſetzungen eingeſchaltet hat, zunächſt in der vaterländiſchen Abſicht, unſere Mutterſprache zu ehren, indem er durch dieſe Proben beweiſen wollte, daß ſie vielleicht unter allen neu-europäiſchen Sprachen die einzige ſei, die es wagen dürfe, ſich mit der Griechiſchen und Römiſchen in einen Wettſtreit einzulaſſen.

Außer dieſen genannten Schriften hat Klopſtock noch einige darſtellende Werke geſchrieben, die mehr als die grammatiſchen ſeinen proſaiſchen Styl charakteriſiren. Auch hier iſt er, wie in der Poeſie, original, kräftig, ſtark und gedankenreich, und präcis im Ausdruck.

Indeſſen fehlt es ſeiner proſaiſchen Schreibart an Einfachheit und Leichtigkeit; es ſind einzelne poetiſch geformte, große Gedanken, die, nicht ſelten dunkel, oft Erſtaunen erregen, und einen Leſer von Scharfſinn und Stetigkeit erfodern. Die wichtigſten hieher gehörigen Schriften ſind folgende zwei:

„Klopſtock's drei Gebete, eines Freigeiſtes, eines Chriſten, und guten Königs." (Hamburg, 1753. 4.) Sie waren für den König Friedrich V. von Dänemark geſchrieben. Durch die beiden erſten ſollte er vor dem Abwege des Zweifels, auf den er damals zu gerathen Gefahr lief, bewahrt werden; das dritte iſt der Abendſegen eines Königs. (Ein genauer Abdruck, mit Einleitungen und Anmerkungen verſehen, erſchien zu Berlin, 1813 unter dem Titel: „Klopſtock's drei Gebete ꝛc. Herausgegeben zum Andenken des Sieges bei Kulm, von Th. Heinſius. Ein Anhang zu Klopſtock's Werken.")

„Die Deutſche Gelehrtenrepublik. Ihre Einrichtung. Ihre Geſetze. Geſchichte des letzten Landtages. Auf Befehl der Aldermänner durch Salogaſt und Wlemar." (Th. I. 8. Hamburg 1774.). Klopſtock hat in dieſem lehrreichen, höchſt rein und fließend geſchriebenen Werke, unter dem von einem Freiſtaat entlehnten Bilde, die Ergebniſſe ſeiner literariſchen Betrachtungen und Forſchungen, ſeine Urtheile und Wünſche über die Literatur überhaupt, und über die Deutſche insbeſondere, niedergelegt. Es bewahrt einen Schatz der treffendſten Bemerkungen über alle Zweige der freiern Gelehrſamkeit, vorzüglich über ſchöne Künſte und Sprache. Es iſt nur ein Theil erſchienen, der in drei Abtheilungen zerfällt. Die erſte Abtheilung enthält die Verfaſſung der Republik, die zweite die Geſetze nebſt den geſammelten Gutachten der Aldermänner (Senatoren), und die dritte die Geſchichte des Landtags

von 1772. Auf dieſem Landtage, oder der damaligen Urverſammlung der Deutſchen Gelehrten, werden, an zwölf Morgen, von den Aldermännern und Anwalten der Zünfte, über allerlei wichtige Angelegenheiten der Republik Vorträge gehalten, und von dem Volk oder den geſammten Zünften Beſchlüſſe gefaßt, und die Verhandlungen ſtehen in genauer hiſtoriſcher Beziehung auf den wirklichen Gang der Gelehrtenbildung und der Deutſchen Literatur, daher die Gelehrtenrepublik in Anſehung ihres Inhalts wirkliche Geſchichte genannt werden kann, wenn gleich ihre Form eine Allegorie iſt. — So wie die Morgen den öffentlichen Verhandlungen beſtimmt ſind, ſo werden die Abende freundſchaftlichen Unterhaltungen in engern Zirkeln oder in gelehrten Klubbs gewidmet. Das Merkwürdigſte dieſer Unterhaltungen wird hier ebenfalls in die Geſchichte der Republik aufgenommen. Dazu gehört z. B. der Inhalt noch ungedruckter Schriften, die dabei vorgeleſen wurden, unter andern einige Bruchſtücke aus zwei Werken, die Klopſtock damals ſchreiben wollte, nämlich einer Deutſchen Grammatik, und einer Schrift unter dem Titel: Denkmale der Deutſchen. Hieraus ergibt ſich zugleich, daß die Gelehrtenrepublik einem Theil nach, auch zu den grammatiſchen Schriften Klopſtock's gerechnet werden kann. (Eine N. A. davon iſt als der 12te Band der Klopſtock'ſchen Werke 1817. erſchienen).

§. 7. Fortſetzung. (Ausgaben ſeiner Werke).

Die vornehmſten Sammlungen der Klopſtockſchen Werke ſind folgende:

1) „Fr. Gottl. Klopſtock's kleine poetiſche und proſaiſche Werke." (Frankfurt und Leipzig, 1771. 8.) Dieſe Ausgabe wurde ohne Klopſtock's Wiſſen von

Chriſtian Friedr. Daniel Schubart, dem bekann-ten Schwäbiſchen Muſiker und Dichter, veranſtaltet und enthält 41 Gedichte und 22 proſaiſche Aufſätze, worunter aber Mehreres nicht von Klopſtock iſt, wie dieſer ſelbſt (in der Hamburger neuen Zeitung vom J. 1771. Nr. 57.) erklärt hat.

2) Die §. 5. angeführten Sammlungen der „Oden.“

3) „Einige Oden von Klopſtock.“ (Wezlar, 1779. 8.) Dieſe Sammlung veranſtaltete der Heſſendarmſtädtiſche Regierungsrath K. G. von Zangen. Sie iſt als eine Nachleſe zur Hamburger Originalausgabe anzuſehen, und enthält 14 lyriſche Gedichte.

4) „Klopſtock. Er und über ihn. Herausgegeben von C. F. Cramer. Theil I. Hamburg, 1780; Theil II. und III. Deſſau, 1781 und 82; Theil IV. und V. Altona, 1790 und 92.“ Dieſes bei allen Sonderbarkeiten doch ſehr nützliche und zur vollſtändigen Kenntniß Klopſtock's unentbehrliche Werk, iſt als eine erläuternde Sammlung zu betrachten; denn es enthält theils Klopſtock's Schriften nach der Zeitfolge ihrer erſten Erſcheinung, ſo daß alſo die verſchiedenartigſten Gedichte unter einander geworfen ſind, theils biographiſche Nachrichten von dem Dichter, theils Anmerkungen über Klopſtock'ſche Werke, theils Anekdoten und Briefe von Klopſtock's Freunden, Kritiken und Gegenkritiken, ſogar fremde Gedichte, Bruchſtücke aus Predigten, und viele andere Dinge, die man hier nicht ſucht, in der bunteſten Zuſammenſtellung. Das Brauchbarſte in dieſer Sammlung ſind die biographiſchen Nachrichten, worauf ſich mehrere Klopſtock'ſche Oden beziehen, und wodurch dieſe zum Theil Licht erhalten; denn Cramer konnte aus der nähern Bekanntſchaft mit dem Dichter und deſſen Freunden Manches wiſſen, was zur hiſtoriſchen Erläuterung der Gedichte

dient. Jedoch will dieſe Schrift mit Vor- und Umſicht gebraucht ſein, da viele Erklärungen flüchtig hingeworfen, andere erweislich falſch ſind. Uebrigens geht dieſe Sammlung nur bis zum Jahre 1757, und enthält zehn Geſänge der Meſſiade, etwa 40 Oden, einige proſaiſche Aufſätze und den Tod Adam's, alſo kaum den ſechsten Theil der Klopſtock'ſchen Werke.

5) Die vollſtändigſte Ausgabe erſchien unter dem Titel: „Klopſtock's Werke." (Leipzig, 1798 bis 1806. 10 Bände.) Dieſe, nach der Verlagshandlung, die Göſchenſche genannt, erſchien in vierfacher Geſtalt, nämlich gr. 4. auf geglättetem Velinpapier, mit Kupfern; in gr. 8. auch auf geglättetem Velinpapier; in gr. 8. auf Schreibpapier, und in gr. 8. auf Druckpapier. — Dies iſt die vollſtändigſte Ausgabe, wozu er ſelbſt durch nochmalige Ueberarbeitung ſeiner Oden, welche die beiden erſten Bände einnehmen, die Hand geboten hat. Die Gedichte ſind darin nach der Zeitfolge geordnet, doch nicht überall genau, indem z. B. auch der 7te Band noch 24 Oden und mehrere geiſtliche Lieder enthält. Indeſſen iſt auch hier manche Klopſtock'ſche Ode, die erweislich von ihm herrührt, nicht abgedruckt worden. Den 3ten bis 6ten Bd. nimmt die Meſſiade ein; den 7ten Bd. Oden, geiſtliche Lieder und Epigramme; den 8ten der Tod Adam's und Hermann's Schlacht; den 9ten Salomo, Hermann und die Fürſten; den 10ten David und Hermann's Tod. Seit 1816 ſind noch 2 Bände hinzugekommen, ſo daß die Göſchen'ſche Ausgabe nun aus 12 Bänden beſteht. Der 11te enthält die „hinterlaſſenen Schriften von Margaretha Klopſtock" in einer vermehrten und verbeſſerten Ausgabe, 1816. (die erſte Ausgabe erſchien zu Hamburg 1759), und fünf „vermiſchte Aufſätze" Klopſtock's, die zuerſt in dem „Nordiſchen Aufſeher" erſchienen waren; der 12te „die deutſche

Gelehrtenrepublick," ebenfalls in einer vermehrten und verbeſſerten Ausgabe, 1817. Daß aber nirgend in einer Vorrede über die Vermehrungen und Verbeſſerungen etwas geſagt worden, iſt befremdend und dem Herausgeber kaum zu verzeihen. — Ein geringerer Abdruck dieſer Ausgabe in Taſchenformat erſchien 1823, dem auch, als Supplementband, „Klopſtock's Leben, von Heinr. Döring." Weimar, 1825. 16. zugegeben wird. Eine ganz vollſtändige, correcte, auch in typographiſcher Beziehung des Dichters würdige Ausgabe, bleibt noch wünſchenswerth.

Anmerkung. Hauptquellen über Klopſtock ſind noch: „Klopſtock, in Fragmenten aus Briefen von Tellow an Eliſa," 2 Thle. (Hamburg, 1778. 1780. gr. 8.); „Klopſtock und ſeine Freunde: Briefwechſel der Familie Klopſtock über ſich und zwiſchen dieſer Familie ꝛc. Aus Gleims brieflichem Nachlaſſe herausgegeben von Al. Schmidt," 2 Th. Halberſtadt, 1810. 8., und „Auswahl aus Klopſtocks nachgelaſſenem Briefwechſel und übrigen Papieren," 2 Th. Leipzig 1821. 8. Beſorgt von C. W. F. Clodius. Im Jahre 1824 erſchienen zur hundertjährigen Feier ſeines Geburtsfeſtes mehrere Denkſchriften zu Hamburg, Quedlinburg und Berlin. An letzterem Orte veranſtaltete die Geſellſchaft für Deutſche Sprache ein eigenes Feſt, welches am 2. Juli auf dem Berliniſchen Gymnaſium mit Geſang und Rede gefeiert wurde, worüber die Schrift: „Klopſtocks Jahrhundertfeier." Berlin, 1824. 8. nähere Auskunft gibt.

§. 8. Chriſtoph Martin Wieland, (Epiker, Romanendichter, Ueberſetzer.)

Leben und Charakteriſtik.

Wieland wurde geboren den 5ten September 1733 zu Ober-Holzheim unweit Ulm, und ſtarb in Weimar, den 20ten Januar 1813.

Schon früh theils durch ſeinen Vater (einen Prediger)

theils auf Kloſterberge für die Wiſſenſchaft gebildet, las er den Virgil und Horaz in einem Alter, in welchem der gewöhnliche Kopf noch mit den Anfängen der Sprache kämpft. Im 17ten Jahre ging er nach Tübingen, mit dem Vorſatze, die Rechte zu ſtudiren; aber der feurige Jüngling, zum Dichter geboren, lebte hier mehr den Muſen, als dem Rechte, und verfertigte mehrere kleinere und größere Gedichte, worunter ſein Epos Arminius, die er dem größten Kritiker damaliger Zeit, dem Schweizer Bodmer, zuſandte, und dadurch den Grund zur nachherigen Freundſchaft mit dieſem Gelehrten legte; denn Bodmer lud ihn in der Folge zu ſich ein, und Wieland lebte fünf bis ſechs Jahre in Zürich den Muſen und ſeinen Studien. Im Jahre 1760 ward er Kanzleidirector in Biberach, vertauſchte aber dieſe Stelle neun Jahr nachher gegen eine Profeſſur der Philoſophie und der ſchönen Wiſſenſchaften zu Erfurt, wohin man ihn berufen hatte. Hier machte er Bekanntſchaft mit der verwittweten Herzogin Anna Amalia von Weimar, einer Freundin der ſchönen Künſte, und wurde von ihr 1772 zum Lehrer und Erzieher ihrer beiden Prinzen berufen, über welche ſie die Vormundſchaft führte. Auf dieſe Art erhielt unſer Dichter Gelegenheit, ſich nicht nur um die Bildung eines Landesfürſten verdient zu machen, ſondern auch in dem Deutſchen Athen, ſpäterhin dem Wohnſitze Herder's, Goethe's, Schiller's, ſeine glückliche Muße zur Ausarbeitung einer Reihe von Werken in Proſa und Verſen zu benutzen.

Mit dem Titel eines herzoglichen Hofraths und mit einem Jahrgehalt verließ er dieſes edle Fürſtenhaus, und lebte nachher noch eine Reihe von Jahren zu Oßmannsſtädt, glücklich in dem reichen Schatz ſeiner Erkenntniß, mehr ſich ſelbſt und einer frohen Rückerinnerung ruhmvoll verlebter Vergangenheit, als der Zukunft, — geachtet und

als Dichter und Gelehrter geprieſen von ſeinen Zeitgenoſſen.

Kein neuer Dichter hat ſo viel und ſo mancherlei geſchrieben, und ſo viel tiefſinnige Weisheit mit ſo viel Witz, Leichtigkeit und Anmuth vorgetragen; und Keiner iſt ſo begierig geleſen, ſo feurig von ſeinen Zeitgenoſſen erhoben worden wie Wieland. Er durchſtreift das ganze Gebiet menſchlicher Einſichten, und weiß, wie Küttner ſich ausdruckt, was auf Erden und im Orkus geſchieht. Eine blühende Phantaſie und ein unerſchöpflicher Witz, ein tief eindringender philoſophiſcher Geiſt, feine Empfindung und die reichhaltigſte Beleſenheit in den Alten wie in den Neueren ſind kenntlich in allen ſeinen Schriften. Er weiß ſich mit Leichtigkeit in alle Zeiten, und unter alle Völker zu verſetzen, beobachtet jedes Coſtüm ſehr genau, und weiß die Wahrheit mit dem Wunderbaren, ſinnliche Bilder mit geiſtigen, das Abenteuerliche mit der ſtrengſten Moral zu verbinden. Alle ſeine Gedichte ſind voll von Anſpielungen, Gleichniſſen und Parallelen aus alten und neuen Zeiten; Verſtand, Gemüth und Phantaſie werden überall gleich befriedigt; in ſeinen Verſen iſt kein Zwang, kein Ueberfluß, kein matter und falſcher Gedanke. Er iſt eben ſo ſtark in komiſchen und lächerlichen Gemählden als in rührenden oder ſittlichen Schilderungen. Alles, was die Weiſen des Alterthums Großes und Schönes geſagt, und die Neueren Tiefes und Gründliches gedacht haben; Alles, was überhaupt in den Schriften der beſten Köpfe Bewunderung erregt, trifft zuſammen in ſeinen gehaltvollen Werken. Seine Ueberlegenheit als gründlicher und feiner Kenner der klaſſiſchen und romantiſchen Zeit iſt entſchieden.

Dennoch hat dieſer hochgebildete Geiſt ſich nicht zum Nationaldichter erhoben, und zwar aus zwei,

unſerm Klopſtock ganz entgegengeſetzten Gründen. Erſtens lebte in dem Dichter des Meſſias bloß die ideale Welt; Wieland dagegen opfert die Idee auf gegen die Wirklichkeit; jener ſtellt uns abſtracte, faſt körperloſe Weſen hin; dieſer führt uns in das wirkliche Leben, malt uns den feinen Epikuräismus mit all ſeiner Weichheit und Schwäche, und verlockt uns zur Beſchauung des bunteſten Farbenſpiels der Welt. Seine ſchalkhafte, oft muthwillige Muſe enthüllt uns zu ſehr die verſchleierte Sinnlichkeit, und erregt Wohlgefallen an materiellem Reiz, ſtatt uns über das Irdiſche zu erheben, und reine äſthetiſche Eindrücke in unſerm Gemüth zurück zu laſſen. So alſo bietet der Dichter bei allen glänzenden Talenten, bei der blühendſten Phantaſie und der Leichtigkeit und Anmuth ſeiner Darſtellungen keine kräftige und geſunde Nahrung. Dazu kommt zweitens, daß Klopſtock als Epiker und Lyriker nach der höchſten Originalität ſtrebt und jede Nachahmung in der Dichtkunſt verachtet (ſ. z. B. die Ode: Fragen). Wieland dagegen hält es bald mit den Griechen und Römern, bald mit den Italiänern und Franzoſen. Seine Muſter ſind Lucian, Horaz, Arioſt und Voltaire, und von jedem eignete er ſich an, was er gerade braucht, ohne daß man ſagen könnte, er habe einen von ihnen ganz erreicht. Ueberall miſcht er mit den Eigenthümlichkeiten ſeiner Modelle ſeine eigene Perſönlichkeit, und da dieſe mehr dem Realen als dem Idealen zugewandt iſt, ſo fehlt ſeinen Dichtungen der hohe ſittlich-ſchöne Charakter, der ſeiner Nation eigenthümlich angehört. Auch in Hinſicht auf die metriſche Form bildet Wieland einen Gegenſatz zu Klopſtock. Dieſer liebte zu ausſchließlich die alten Sylbenmaße, und haßte den Reim (ſ. die Ode: an Joh. Heinr. Voß) gegen die Natur und den Geiſt der Sprache, die ihn ſeit Otfried ein Jahrtauſend hindurch in mancherlei Formen

gehegt hatte. Wieland dagegen fand, daß epiſche Originalgedichte auch das Nationale in der Form tragen müßten, da der Sänger zugleich für das Ohr dichte, dem nur der Reim als heimiſch in der Dichtkunſt töne. Gewiß hatte er darin Recht.

Alles dies hindert indeſſen nicht die Anerkennung eines Talents, das auch bei der falſchen Richtung, die es nahm, auf Bildung der Sprache und des Geiſtes einen mächtigen und wohlthätigen Einfluß gehabt hat. Denn Wieland war ein Dichter, wie ihn der damalige Zeitgeiſt foderte. Die Bedürfniſſe der großen Leſewelt, und beſonders derjenigen Weltleute, die ihre Bildung faſt nur durch Frankreichs Sprache und Schriftſteller erhalten hatten, fanden keine Befriedigung in vaterländiſcher Sprache und Literatur; ihnen alſo war ein Deutſcher Dichter, der alle Vorzüge eines zierlichen, gewandten und phantaſiereichen Franzoſen in ſich vereinigte, und die ſchönen Geiſter Griechenlands und Roms, Frankreichs und Italiens auf Deutſchen Boden verpflanzte, eine höchſt willkommene Erſcheinung, durch die ſie angelockt und aufgefodert wurden, ſich um Deutſche Literatur ernſtlicher zu bekümmern. Dieſer Einfluß zeigt ſich am ſtärkſten von 1760 bis 1772, in welcher Zeit er beſonders dem Franzöſiſchen Weſen huldigte. Späterhin reifte, veredelte und befeſtigte ſich ſein Geſchmack durch das Studium der Griechen; doch hatten die früheren Auswüchſe ſeiner üppigen Phantaſie ſo feſte Wurzeln in ihm gefaßt, daß er ſie auch in der beſſern Periode ſeines Schriftſtellerlebens nie ganz zu tilgen vermochte.*)

Anmerk. *) S. Friedr. Ancillon zur Vermittlung der Extreme ꝛc. Berlin, 2ter Th. 1831. S. 166 ff. und A. Wilh. Bohtz Geſchichte der neuern Deutſchen Poeſie. Göttingen, 1832. S. 44. ff.

§. 9.

§. 9. Fortſetzung. (Seine dichteriſchen Werke.)

Aus der großen Menge und Mannichfaltigkeit der Wieland'ſchen Poeſien können wir hier nur das Wichtigſte herausheben. Wir beſitzen von ihm beſonders epiſche, didaktiſche und dramatiſche Gedichte.

1) Epiſche Gedichte. Dahin gehören a) „der geprüfte Abraham," (Zürich, 1753. 4. N. A. 1762). Wieland ſchrieb dies Gedicht in Bodmer's Hauſe, und auf deſſen Veranlaſſung. Es beſtand anfänglich aus vier Geſängen, in der zweiten Auflage aber wurde der vierte verworfen, und manches Andere gekürzt und abgeändert; b) „Cyrus, in fünf Geſängen." Es erſchien zuerſt Zürich, 1757. 8., N. A. Leipzig, 1759. 8. Der Held des Gedichts iſt der Cyrus des Xenophon. Wieland wollte in dem Cyrus einen Charakter aufſtellen, der alle die glänzenden Eigenſchaften vereinigen ſollte, welche die übrigen Epiker einzeln ihren Helden beigelegt hatten. Der Dichter hat dieſes Epos nie vollendet; c) „Idris und Zenide," (Leipzig, 1768. gr. 8.) ein romantiſches Gedicht in fünf Geſängen. Iſt ebenfalls ein unvollendetes Gedicht, das in ſeiner erſten Ausgabe ein heroiſch-komiſches Gedicht genannt wurde. Es iſt der erſte Verſuch eines Deutſchen, das Feenweſen in die poetiſche Erzählung menſchlicher Begebenheiten und ritterlicher Abenteuer zu verweben. Der Dichter nannte es ſelbſt eine abenteuerliche Compoſition von Scherz und Ernſt, von heroiſchen und komiſchen Beſtandtheilen, von Natürlichem und Unnatürlichem, von Pathetiſchem und Lächerlichem, von Witz und Laune, von Moral und Metaphyſik. Auch iſt es der erſte Verſuch, den Wieland hier in einer Art von Stanzen machte, die den Ottave Rime der Italiäner ähnlich ſind. Der Unterſchied beſteht darin, daß in den Stanzen, worin Bojardo, Arioſt, die beiden

Taſſo, Marino ꝛc. gedichtet haben, alle Zeilen gleich viel Sylbenfüße zählen, daß alle Reime weiblich ſind, und daß die beiden Reime, an welchen die erſten ſechs Zeilen gebunden ſind, immer auf einerlei Art abwechſeln, ſo daß immer die dritte und fünfte Zeile auf die erſte, die vierte und ſechste aber auf die zweite reimt; da hingegen in den Stanzen des Idris erſtlich Jamben von acht und neun, zehn und elf, zwölf und dreizehn Sylben nach Gutbefinden gebraucht werden, zweitens die zwei Reime der ſechs erſten Zeilen, ebenfalls nach Willkür, bald wechſelweiſe verſchränkt, bald auf jede andere mögliche Art zuſammengeordnet ſind, und endlich drittens männliche und weibliche Reime abwechſeln, und nach Belieben die erſte oder letzte Stelle der Stanze einnehmen können. Die Freiheit kann in den Händen eines Dichters, der mit einem Ohr für Wohlklang und Numerus begabt iſt, zu einer reichen Quelle muſikaliſcher Schönheiten werden, wodurch dieſe Art von Stanzen einen wahren Vorzug vor den ſtrengen Ottave Rime erhält; d) „Der neue Amadis, ein komiſches Gedicht in 18 Geſängen." (2 Bde. Leipzig, 1771. gr. 8.). Dies iſt das launigſte und regelloſeſte Erzeugniß des Wielandſchen Geiſtes, voll der ſeltſamſten Dichtungen, aber auch der eigenthümlichſten Schönheiten. Des ungleichen Inhalts wegen wählte der Dichter eine freiere Versart, indem er nicht nur Verſe von ſechs, fünf und vier Füßen mit einander abwechſeln ließ, ſondern auch ſeiner Willkür, oder vielmehr ſeinem geübten Ohre gemäß, Anapäſten mit Jamben vermiſchte; e) „Oberon, ein romantiſches Heldengedicht, in zwölf Geſängen," 2 Theile; zuerſt im Deutſchen Merkur 1780 in vierzehn Geſängen, und darauf beſonders, Weimar, 1780. (N. A. Leipzig, 1819.) Dies iſt Wieland's Meiſterſtück in der romantiſchen Epopöe. Reizende Dichtungen, treffende Seelen- und Naturgemählde, fortreißende Erzählung, natürlicher und

lebhafter Ausdruck, und harmoniſche Verſe — alles findet ſich hier beiſammen. Der Stoff iſt entlehnt aus der Rittergeſchichte: Huon de Bordeaux, von dem Grafen von Treſſan, in der Bibliothèque universelle des Romans. Oberon iſt eigentlich aus drei Haupthandlungen zuſammengeſetzt, aus dem Abenteuer, welches Hüon auf Befehl des Kaiſers zu beſtehen übernommen, aus der Geſchichte ſeiner Liebesverbindung mit Rezia, und aus der Wiederausſöhnung der Titania mit Oberon; aber dieſe drei Handlungen ſind ſo in einen Hauptknoten verſchlungen, daß keine ohne die andere beſtehen konnte. Uebrigens iſt der Oberon ins Franzöſiſche, Engliſche, Däniſche und Polniſche überſetzt worden.

2) Erzählungen und Mährchen. Wieland behauptet als Erzähler einen hohen Rang. Faſt alle ſeine Gedichte dieſer Art, beſonders die komiſchen Erzählungen, haben den höchſten Reiz, der aus der ganzen Anlage und eigenthümlichen Behandlungsart entſpringt. Der Stoff in mehreren iſt entlehnt, theils aus dem Griechiſchen, theils aus dem Franzöſiſchen. Die frühſten erſchienen 1753 zu Heilbronn, denen die Sammlung von 1766, unter dem Titel: „Komiſche Erzählungen" folgte, (N. A. Zürich, 1768), worin „Endymion" — „Aurora und Cephalus," und „Combabus" die vorzüglichſten ſind. Gleich anziehend ſind „Schach Lolo" und der „Vogelfang." Durch dieſe Erzählungen beſonders hat unſre Sprache an Leichtigkeit und Anmuth überaus gewonnen. Die bisherige Steifheit und Schwerfälligkeit im Ausdruck verſchwand, und es bildete ſich nun der leichte und feine Ton der Converſation.

3) Lehrgedichte. Dahin gehören beſonders: a) „Muſarion oder die Philoſophie der Grazien, in 3 Büchern." (Leipzig, 1768. gr. 8. N. A. 1769 und 1799.) Es wird für das ſchönſte unter den Wieland'ſchen Lehr-

gedichten gehalten; auch iſt das neue Syſtem der feinern Epikuräer wohl nirgends ſo anlockend dargeſtellt worden; b) „Die Grazien." (Leipzig, 1770). Hier wird abwechſelnd in Proſa und Verſen die Lebensgeſchichte der Grazien erzählt, d. h. es wird der heilſame Einfluß des Schönen auf den Menſchen, auf Künſte und Wiſſenſchaften dargeſtellt.

4) Dramen. Dahin Lady Joh. Gray oder der Triumph der Religion. Trauerſpiel. 1758. Ferner die Opern: a) „Alceſte, ein Singſpiel in 5 Aufz." (Leipzig, 1773. 8.), welches als die erſte Deutſche Oper von Bedeutung zu betrachten iſt; b) „Roſamunde, Singſpiel in 3 Aufz." (Weimar, 1778).

§. 10. Fortſetzung. Seine proſaiſchen Werke.

Dies ſind theils Romane, theils Geſpräche und Ueberſetzungen.

1) Seine Romane ſind in ſtyliſtiſcher Hinſicht die ungleichſten Producte Wieland's. In den meiſten zeigt ſich ermüdende Weitſchweifigkeit und Breite in ungemeſſenen Perioden. Auch der philoſophiſche oder politiſche Inhalt läßt überall das ſinnliche Princip grell hervortreten. Aus dieſen Gründen werden ſie dem reinen Geſchmack unſrer Zeit viel weniger zuſagen. Es gehören dahin: a) „der Sieg der Natur über die Schwärmerei, oder die Abenteuer des Don Sylvio von Roſalva." (2 Theile. Ulm, 1764. 8. Neue Ausg. Leipzig, 1772. 8.) Der Stoff iſt aus dem Cervantes und Marivaux, aber die Ausführung gehört Wieland, und iſt in pſychologiſcher Hinſicht meiſterhaft. Unter den Abenteuern eines phantaſtiſchen Ritters gibt uns der Dichter in einer witzigen und launigen Erzählung eine philoſophiſche Geſchichte der Schwärmerei einer von Irrthum und Leidenſchaft erhitzten Ein-

bildungskraft, und der Mittel, ſie abzukühlen; b) „Geſchichte des Agathon" (2 Bde. Frankfurt und Leipzig, 1766 u. 67. gr. 8. N. verbeſſerte A. in vier Bänden, Leipzig, 1773. 8.; 1798. 8.) Dies iſt *Wieland's* berühmteſter Roman. Er enthält einen Reichthum der feinſten Beobachtungen über den Menſchen, und zeichnet ſich beſonders aus durch die vortreffliche Entwickelung der Leidenſchaften und ſcharfe Zeichnung der Charaktere. *Leſſing* hat ihn in ſeiner Dramaturgie ausführlich und mit großem Lobe beurtheilt; c) „Der goldene Spiegel oder die Könige von Scheſchian," (4 Theile, Leipzig, 1772. 8.) *Wieland* wollte hier in einem ſummariſchen Auszüge das Nützlichſte geben, was die Großen und Edlen einer geſitteten Nation aus der Geſchichte der Menſchheit zu lernen haben. Es iſt darin ein Schatz von Weisheit für das Privat- und bürgerliche Leben, und kann jungen Leuten zum Studium empfohlen werden; d) „Die Abderiten," 2 Theile. Zuerſt im Deutſchen Merkur 1774, und dann beſonders, Weimar, 1776, und umgearbeitet Leipzig, 1781. Das Ganze, reich an Ironie und Komik, iſt eine Satire auf die politiſchen Thorheiten, beſonders in den ehemaligen reichsſtädtiſchen Verfaſſungen.

2) *Dialogen.* Dahin: „Nachlaß des Diogenes von Sinope," oder, wie der Titel der erſten Auflage hieß: „Σωκράτης μαινόμενος, oder die Dialogen des Diogenes von Sinope," (Leipzig, 1770). Der hier geſchilderte Diogenes iſt nicht der *aberwitzige* Sokrates, wie *Plato* ihn genannt haben ſoll, ſondern ein gutmüthiger, frohſinniger, und ſo vernünftiger Sonderling, wie es jemals einen gegeben haben mag.

3) *Ueberſetzungen.* *Wieland's* Verdienſt als Ueberſetzer der Briten, Römer und Griechen verdient große Anerkennung. Eine wörtliche Wiedergabe des Urbil-

des, wie Voß in ſeinen Ueberſetzungen uns hingeſtellt, hielt er für eine Verletzung des Originalgeiſtes und des Genius unſrer Sprache zugleich. Er ſtudirte ſeine Originale vorher bis auf die kleinſten Züge und Eigenheiten, ſuchte ihren Geiſt genau zu faſſen, Sprache und Diction ſorgfältig zu wägen, den Ton, den ſie gewählt hatten, möglichſt ſicher zu beſtimmen, und ſo, von dem Geiſte des Urbildes durchdrungen, wagte er, das Muſter zu übertragen. Seine erſte Ueberſetzung ſind a) „Shakſpeare's theatraliſche Werke," (8 Bde. Zürich, 1762 bis 1766. gr. 8.) Hiedurch hat er dem großen Dichter Eingang unter uns verſchafft und den theatraliſchen Geſchmack in Deutſchland ſehr veredelt; denn man las und ſtudirte nun den Briten, und lernte dadurch die Mängel der Franzöſiſchen Tragödie kennen, der man bis dahin ſo viel Bewunderung gezollt hatte. Die Beſorgung der zweiten Ausgabe übernahm Eſchenburg, und ſie erſchien in 13 Bänden (Zürich, 1775 bis 1782. gr. 8.) Dieſe Ueberſetzung verbeſſerte ein Ungenannter, und gab ſie in 24 Bänden zu Manheim, 1780 heraus. Endlich beſorgte Eſchenburg eine dritte ganz umgearbeitete Ausgabe, 12 Bde. Zürch, 1798. (während Auguſt Wilh. Schlegel den großen Briten nach allen ſeinen originellen Schönheiten und Fehlern mit seltener Ueberſetzerkunſt metriſch unter dem Titel zu liefern anfing: „Shakſpeare's dramatiſche Werke" (Berlin, 1797.), deren Fortſetzung und Vollendung (1833) L. Tieck, herausgab); hierauf folgten b) „Horaz'ens Briefe, aus dem Latein. überſetzt, und mit hiſtor. Einleitungen und andern nöthigen Erläuterungen verſehen" ꝛc. (2 Thle. Deſſau, 1782, gr. 8.; neue verbeſſerte, mit dem Original begleitete Ausg. Leipzig, 1790; 2te Aufl. derſelben, Leipzig, 1801; 3te Aufl., 1816, gr. 8.) Dieſe Ueberſetzung in freiem jambiſchen Sylbenmaße, iſt eine treue und treffende

Copie des Horaziſchen Converſationstons. In den Einleitungen werden die Charaktere der Perſonen, an welche die Briefe gerichtet ſind, ihre individuelle Lage, ihre nähern und entferntern Verhältniſſe, in welchen ſie mit dem damaligen Rom ſtanden, mit der größten Feinheit entwickelt, wodurch über die Beſchaffenheit des Auguſteiſchen Zeitalters ein neues Licht verbreitet wird. In den Anmerkungen wird uns beſonders eine Anekdotengeſchichte Roms gegeben, die ſo anziehend iſt, daß man ſich von der Lectüre ungern losreißt und daß man vergißt, bloße Anmerkungen über einen Römiſchen Dichter zu leſen; — c) Horaz'ens Satiren ꝛc. mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen verſehen" ꝛc. (2 Thle. Leipzig, 1786. gr. 8. N. A. ebendaſ. 1794. gr. 8. mit beigedrucktem Text nach der Bentley'ſchen Ausgabe; und N. verbeſſerte Aufl. Leipzig, 1805 und 1819. gr. 8.) Ebenfalls in Jamben. Einleitungen und Anmerkungen wie bei den Briefen. Die Ueberſetzung druckt mehr den Sinn aus als die Worte, umſchreibt, ſo oft es nöthig iſt, und opfert der Deutlichkeit ſelbſt die nachdrückliche Kürze der Urſchrift auf, gibt aber die feine Ironie und die ganze Eigenthümlichkeit des Horaziſchen Geiſtes wieder; — d) „Lucians von Samoſata ſämmtliche Werke. Aus dem Griechiſchen überſetzt und mit Anmerkungen und Erläuterungen verſehen" ꝛc. (6 Thle. Leipzig, 1788 — 1789. gr. 8.) Bis zur höchſten Täuſchung, die nur einem Manne von Wieland's Geiſt und Laune erreichbar war, hat er ſich ſeines Autors bemächtigt, und alle Schönheiten deſſelben, alles, was den Lucian zu dem macht, der er iſt, lebendig dargeſtellt, oder, wo die Verſchiedenheit der Sprache und der Sitten dies verſagte, ihm wenigſtens getreu nachgeahmt; nur in der lebendigen Kürze und dem raſchen Dialog kommt er ihm nicht gleich. Mehrere nicht anziehende, oder in ſittlicher Hinſicht zu verwerfende Stücke ſind unüber-

ſetzt geblieben. Die Anmerkungen ſind in dem Geiſt jener bei den Horaziſchen Briefen. Minder gelungen iſt ihm e) die Ueberſetzung der vier Ariſtophaniſchen Stücke, der Acharner, Wolken, Ritter und Vögel, da es ihm für die reiche Komik der Griechen am paſſenden Deutſchen Ausdruck zu fehlen ſcheint; — f) „M. Tullius Cicero's ſämmtliche Briefe überſetzt und erläutert" ꝛc. (7 Bände Zürich, 1808 bis 1821. gr. 8.) vollendet von Gräter. Wieland hatte dieſe Arbeit in ſeinem 75. Jahre unternommen, theils weil er das Bedürfniß fühlte, ſich in eine andere Welt, und wie er ſich ausdruckt, unter lauter koloſſale Menſchen von Titanen- und Gigantenſtamm zu verſetzen, theils um eine große, ſchwere, aber ihm angenehme, und ſeinen gewohnten Studien anpaſſende Geiſtesarbeit zu unternehmen, die ihn hoffen ließe, die letzten Tage ſeines Lebens nicht ohne Verdienſt für ſeine Sprachgenoſſen zugebracht zu haben. Es gehörte zu ſeinem Hauptzweck, daß die Briefe ſo viel möglich in der Ordnung geleſen werden könnten, worin ſie der Zeitfolge nach geſchrieben ſind. Die Briefe ad Familiares wurden daher aus der Unordnung, worin ſie in den gewöhnlichen Ausgaben ſtehen, herausgehoben und chronologiſch geſtellt, die Briefe an Attikus und Quintus überall da, wo ſie der Zeit nach hingehören, oder zu gehören ſcheinen, eingeſchaltet, und ſomit alle zu einem zuſammenhangenden Ganzen vereinigt, das zugleich als die echteſte Biographie Cicero's und als ein ſchätzbarer Beitrag zur geheimen Geſchichte der letzten zwanzig Jahre der Römiſchen Republik betrachtet werden könnte. Eine unmittelbare Folge der chronologiſchen Anordnung war eine neue Eintheilung der Bücher. Was die eigentliche Ueberſetzung betrifft, ſo ſchließt er ſich überall an den Text ſo genau an, als es geſchehen kann, ohne Lateiniſch-Deutſch zu ſchreiben. Beſonders lag es ihm auf, daß

kein ſchöner oder kräftiger Ausdruck, keine bedeutende Metapher, keine der feinern Wendungen ihm entgehen, und daß er überall dem Eigenthümlichen in Cicero's Schreibart, dem, was Einige ſeine Ciceronität nennen, ſo nahe kommen möchte, als es unſre Sprache nur geſtattet.

Daß Wieland außerdem durch eine Menge einzelner hiſtoriſch-literariſcher Abhandlungen in den von ihm beſorgten Zeitſchriften: „der Deutſche Merkur" (Weimar, 1773 bis 1789), „Neuer Deutſcher Merkur" 1790 bis 1810), „Attiſches und Neues Attiſches Muſeum ꝛc." (6 Bände, Zürich, 1796 — 1810) und durch Herausgabe fremder Werke, ſo wie beſonders durch mehrere Forſchungen und Auffriſchungen älterer Deutſcher Schriften und Dichtungen ſein Verdienſt um antike und moderne Bildung noch erhöht hat, kann hier nur angedeutet, nicht ausgeführt werden.

Seine ſämmtlichen poetiſchen und proſaiſchen Schriften ſind in folgenden Ausgaben erſchienen:

1) „Proſaiſche Schriften," (3 Thle. Zürich, 1758. 8. N. A. in 2 Bänden, ebendaſ. 1779. gr. 8.)

2) „Poetiſche Schriften des Herrn Wieland." (3 Bde. Zürich, 1762. 8., und N. A. 1770. gr. 8.)

3) „Wieland's Gedichte" vom J. 1770 — 1777, (2 Theile Weimar, 1777. 8., und „Neuſte Gedichte" vom J. 1777 bis 1778, 3ter Theil. N. A. 1779. 8.)

4) „Wieland's auserleſene Gedichte" (7 Bände. N. A. Leipzig, 1784 bis 1787. 16) mit Lat. Lettern.

5) „Wieland's kleinere proſaiſche Schriften," (2 Bände. Leipzig, 1785 bis 1787. N. A. 1794. 16.) mit Lateiniſchen Lettern.

6) „Wieland's ſämmtliche Werke," (36 Bände, und Supplemente 6 Bde.) Leipzig, 1794 bis 1802. gr. 4. Geglättet Velin Papier mit Kupfern; gr. 8. und 8. ge-

glättet Velin-Papier mit Kupfern; 8. ungeglättet Schweizerpapier und Druckpapier ohne Kupfer. Alle dieſe gleichzeitigen Abdrücke derſelben Ausgabe ſind mit Lateiniſchen Lettern. — Die Supplementbände enthalten vorzüglich eine Auswahl der Jugendarbeiten Wieland's, die er zwiſchen 1751 und 1757 herausgegeben hat, und denen er ſelbſt nur den Namen Verſuche zugeſteht, die er aber als Belege zur Geſchichte ſeines Geiſtes und Herzens angeſehen wiſſen will.

7) Endlich: „Wieland's ſämmtliche Werke, herausgegeben von J. G. Gruber." (Leipzig, 1818 bis 1827. 51 Bde. 8.) Dieſe Ausgabe auf gutem Papier iſt nach einem neuen Plan veranſtaltet, und in 2 Abtheilungen geſondert; die erſte (Band 1 bis 29.) umfaßt die poetiſchen Werke, die zweite (Band 30 bis 49.) die philoſophiſchen, culturhiſtoriſchen, politiſchen, hiſtoriſchen, äſthetiſchen ꝛc. Werke. Jede Abtheilung enthält die dahin gehörigen Werke in chronologiſcher Ordnung, die Supplemente alſo auch mit dem Ganzen verſchmolzen. Jedes Werk iſt, ſo weit es deſſen bedarf, mit Einleitung und Anmerkungen verſehen. Band 50 — 53. enthalten „C. M. Wielands Leben, neu bearbeitet von J. G. Gruber." — Die Ausgaben Nr. 6 und 7 ſind ſämmtlich bei Göſchen in Leipzig erſchienen, der auch von Nr. 7. einen Abdruck in Taſchenformat (1824 — 1827) auf geringem Papier beſorgte, welchem, als 54ſter Band, „C. M. Wieland's Selbſtſchilderung, in der Erläuterung der dieſe Ausgabe begleitenden Kupfer-Sammlung von J. G. Gruber" beigegeben wurde.*)

Anmerk. *) Eine vollſtändige Lebensgeſchichte unſers Dichters fehlte uns bis 1815, in welchem Jahr „C. M. Wieland's Leben ꝛc. von J. G. Gruber" erſchien. Bruchſtücke dazu findet man in Schmid's Biographien berühmter Männer, Heft 1.

S. 28 bis 32; in Vetterlein's Handbuch, S. 432 bis 462; in Fülleborn's Muſeum Deutſcher Gelehrten ꝛc. Nr. 6; in Eichhorn's Geſchichte der Literatur ꝛc. Bd. IV. Abth. 2 und in Gradmann's gelehrtem Schwaben ꝛc. S. 774. u. f. — Treffliche Urtheile über ſeinen Geiſt und ſeine Schriften finden ſich in Küttner's Charakteren ꝛc. S. 417 bis 420, in Eſchenburg's Beiſpielſammlung ꝛc. Band I. S. 102, in Vetterlein's Handbuch ꝛc. S. 436, in Manſo's Ueberſicht der Geſchichte der Deutſchen Poeſie ꝛc. (in den Nachträgen zu Sulzer's Theorie Band VIII. St. 1. und St. 2), in Eichhorn's Geſchichte der Literatur Bd. IV. Abth. 2., in Fr. Ancillon zur Vermittlung der Extreme ꝛc. S. 164 — 170; C. Wachler's Vorleſungen ꝛc. Bd. 2. S. 209 — 216, und Aug. Wilh. Bohtz Geſch. der neuern Deutſchen Poeſie, Göttingen, 1832, S. 44 — 58.

§. 11. Gotthold Ephraim Leſſing,

(Kritiker, Dramatiker, gelehrter und ſcharfſinniger Denker,) Leben und Charakteriſtik.

Der dritte Heros in der Deutſchen Literatur des 18ten Jahrhunderts iſt Leſſing. Was Kant ſpäterhin für die kritiſche Philoſophie, das war Leſſing für die äſthetiſche Kritik. Er, der Sohn eines Predigers, wurde geboren 1729 zu Camenz, einem Städtchen in der Oberlauſitz, erhielt ſeine Schulbildung auf der Fürſtenſchule zu Meißen, ſtudirte zu Leipzig und Wittenberg Theologie, lebte dann abwechſelnd bald in Berlin, wo er mit Friedrich Nicolai, Moſes Mendelsſohn, Ramler, Sulzer, Meil ꝛc. in vertrautem Umgang ſtand, bald in Leipzig, ging 1760 als Secretair des Generals Tauenzien nach Breslau, und 1767 als Schauſpieldichter nach Hamburg, wurde 1770 Bibliothekar zu Wolfenbüttel mit dem Charakter eines Herzogl. Braunſchweigiſchen Hofraths, und ſtarb zu Braunſchweig den 15ten Februar 1781 [1]).

Seinen Tod beweinten die Muſen Deutſchlands. Mehrere Theater, zu Berlin, Hamburg, Schwedt ꝛc. feierten ſein Andenken. Eine Medaille von **Abramſon** (geſtorben 1811) in Berlin bezeichnet kurz, aber treffend, *ſeinen* Verluſt durch die Worte: Poeta, Philosophus, Criticus, Germaniae Decus, Musarum et Amicorum dum vivebat amor, nunc desiderium sempiternum. Mehrere Städte, unter denen Wolfenbüttel oben an ſteht, bewahren ſein Andenken durch Denkmale aus Stein und Marmor [*]).

Kein Schriftſteller vor und auch nach ihm hat in Sachen des Geſchmacks und des feinern gründlichen Urtheils über literariſche Gegenſtände, auf Deutſchland mehr gewirkt als **Leſſing**. Er war einer von den revolutionairen Geiſtern, die überall, wohin ſie ſich im Gebiete des Wiſſens, Glaubens und Meinens werfen, die heftigſten Gährungen und gewaltigſten Erſchütterungen hervorbringen. In der Theologie, wie auf der Bühne und in der Kritik, machte er nicht bloß Epoche, ſondern veranlaßte auch eine allgemeine Aufregung. Er beſaß die lebendigſte Regſamkeit und Stärke des innerſten tiefſten Geiſtes, ein raſtloſes Streben und Forſchen nach Wahrheit, einen moraliſch- und äſthetiſch-feinen Sinn für das Große, Gute und Schöne, eine tiefe und ausgebreitete Menſchenkenntniß; mehr Witz, Scharfſinn und Beurtheilungskraft als Phantaſie und ſchöpferiſche Kraft; entſchiedenere Anlagen zur Kritik, Literatur und Philoſophie, als zur Dichtkunſt. In ſeinen abhandelnden Schriften zeigt ſich überall ein entwickelnder, raiſonnirender und philoſophirender Geiſt, und in ſeinen Schriften über Dichtkunſt eine ausgebreitete philologiſche, artiſtiſche und antiquariſche Kenntniß, ſo wie er in der Literatur das Größte wie das Kleinſte umfaßte. Gründlich war ſeine Kenntniß der Deutſchen Sprache, ihrer Geſchichte, ihres Reichthums und ihrer Eigenthüm-

lichkeiten, und ſein eigener Styl, vorzüglich ſeine Proſa, hatte klaſſiſche Originalität. Es werden vielleicht Jahrhunderte vergehen, ehe ſo viel Talente und ein ſo leichtes Spiel derſelben, ſo ausgebreitete und gründliche Kenntniſſe, ſich mit dem philoſophiſchen Geiſte, mit dem Scharfſinn und dem ſchönen Ausdrucke in Einem Manne wieder vereinigen, wie ſie in Leſſing vereinigt waren. Mit Recht erkennen wir in ihm den Begründer aller kritiſchen Beſtrebungen unſrer Zeit in der Deutſchen Kunſtbildung.

Anmerk. 1) Sein Leben iſt herausgegeben von ſeinem Bruder, Karl Gotthelf Leſſing (geb. 1740. geſtorben als Münzdirector in Breslau 1812) unter dem Titel: „Gotthold Ephraim Leſſing's Leben, nebſt ſeinem noch übrigen litterariſchen Nachlaß," (3 Thle. Berlin, 1793 bis 1795. 8.)

2) Seine Vaterſtadt weihte ſeinem Andenken ſogar ein Krankenhaus, wohl in der Abſicht, in ihm den Menſchenfreund zu ehren.

§. 12. Fortſetzung. Seine poetiſchen und proſaiſchen Schriften.

Wir haben unſern Leſſing beſonders als Dichter und Kritiker aufzufaſſen, ohne doch darum ſein Verdienſt als Literator und Antiquar zu überſehen.

Als Dichter gab er uns Oden und Lieder, Sinngedichte, Fabeln, Erzählungen und Dramen. — Der Oden ſind nur wenige, auch war er wohl zu ſehr Denker und Metaphyſiker, um einer hohen lyriſchen Begeiſterung fähig zu ſein. Doch fehlt es ihnen nicht an erhabenen Geſinnungen und ſtarkem Ausdruck. Seine Lieder dichtete er zum Gebrauch fröhlicher Geſellſchaften. Sie empfehlen ſich durch heitere Laune, naive Einfälle, feinen Witz und echte Lebensweisheit; auch ſind mehrere derſelben, von guten Tonkünſtlern componirt, in das geſellſchaftliche Le-

ben gekommen. Seine Sinngedichte, 144 Deutſche und 20 Lateiniſche, ſind größtentheils Ueberſetzungen oder Nachbildungen. Dennoch erkennt man darin ſein eigenthümliches Talent des Witzes. In wenig Zeilen weiß er die Aufmerkſamkeit hoch zu ſpannen, und mit den letzten Worten ſchnell und genugthuend zu befriedigen; ſeine Epigramme ſind bald ſinnreich, bald naiv, ſpielend und ſtechend, und wenn hie und da ſein epigrammatiſcher Stachel zu ſcharf erſcheint, ſo trifft er doch nur den Heuchler und Böſewicht. Die Fabeln ſind, einige frühere verſifizirte ausgenommen, in Proſa, aber in der feinſten und zierlichſten Proſa. Leſſing wollte dieſe Dichtungsart zu ihrer urſprünglichen Aeſopiſchen Einfalt zurückführen, und den poetiſchen Schmuck wegwerfen, den ihr viele Neuere nach dem Vorgang des Lafontaine gegeben hatten. Seine Fabeln charakteriſiren ſich durch Scharfſinn in der Erfindung, richtigen Gebrauch der handelnden Weſen nach ihrem mythiſchen Charakter, dramatiſches Leben, Klarheit der Moral und beſonders durch gedrungene Kürze. Sie ſind alle gehaltvoll und kunſtgerecht.

Am höchſten ſteht Leſſing im Drama. Seinen mächtigen Einfluß auf die Deutſche Schaubühne zu würdigen, bleibt einer Geſchichte des Theaterweſens in Deutſchland überlaſſen; hier dürfen wir nur das Ergebniß ſeiner Bemühungen dahin ausſprechen, daß er ſich theils durch ſeine theatraliſchen Arbeiten, theils und mehr noch durch ſeine Kritiken zum Schöpfer der Deutſchen Bühne und des jetzt herrſchenden edlern Geſchmacks derſelben gemacht hat. Seine Dramen ſind theils Luſt-, theils Schau-, theils Trauerſpiele. Er fing mit dem Luſtſpiel an, und ſchrieb zuerſt den „jungen Gelehrten" in 3 Aufzügen (1747), dem bald darauf der „Myſogin" 3 Aufz. (1748), die „Juden," 1 Aufzug (1749), „der Freigeiſt," 5 Aufzüge

(1749), „der Schatz" 1 Aufzug (1750) und endlich „Minna von Barnhelm" 5 Aufzüge (1763) folgten, das aber ſeinem Charakter nach mehr in die Kategorie der Schauſpiele gehört. In allen dieſen Stücken iſt er Original. Die Plane ſind einfach, aber anziehend, ſein Dialog iſt lebhaft, körnicht, fein und witzig, beſonders ſind die Charaktere ſehr ſcharf und richtig gezeichnet, und in allen herrſcht Deutſche Sitte. Indeſſen iſt ein Unterſchied zwiſchen den früheren und ſpäteren Dichtungen. In jenen findet ſich ſtatt des dramatiſchen Lebens eine gewiſſe Franzöſiſche Redſeligkeit und ein Hinneigen zu der irrigen Anſicht von der Natürlichkeit in der dramatiſchen Poeſie; in den ſpätern aber hat er ſich davon ziemlich losgemacht. Das ſchwächſte iſt der junge Gelehrte, das vollendetſte und bedeutendſte ſeiner Zeit Minna von Barnhelm, oder das Soldatenglück, welches uns den edlen militairiſchen Geiſt der ſieggewohnten Armee des großen Königs in der Wirklichkeit darſtellt, und worin ſich geläuterter Geſchmack, innige Herzenskunde, meiſterhafte Zeichnung der Charaktere, und voller Beſitz alles Reichthums und aller Schönheiten unſerer Sprache und ihrer dialogiſchen Kraft und Mannichfaltigkeit bekundet. Doch iſt das Stück in einzelnen Scenen nicht frei von gedehnten Stellen. — Auch in dem Trauerſpiel war es ihm vorbehalten, eine neue Bahn zu brechen, und durch ſein Muſter andern Dichtern vorzuleuchten. Er ſchrieb drei Tragödien: „Miß Sara Sampſon" in 5 Aufzügen, „Philotas" in einem Aufzug, und „Emilia Galotti" in 5 Aufzügen, ſämmtlich in Proſa. Miß Sara Sampſon war das erſte bürgerliche Trauerſpiel in Deutſchland, und blieb lange das vortrefflichſte, das er ſelbſt nur durch ſeine Emilia übertreffen konnte, welche im Tragiſchen ſein Meiſterſtück iſt, wie Minna von Barnhelm im Komiſchen. Es liegt

der Emilie die Geſchichte der Virginia zum Grunde (Livius, Bd. 3. K. 44 u. f.). Der neuere Geſchmack findet indeſſen in ſeinen Trauer= wie in ſeinen Luſtſpielen mehr kalte, beſonnene Exempel zu Belegen ſeiner Anſichten über Theater und dramatiſche Kunſt. Eine ſeiner letzten Arbeiten war ſein „Nathan der Weiſe," ein Schauſpiel in 5 Aufzügen, das er unbeſtimmt ein dramatiſches Gedicht nennt, obwohl es ſeinem Weſen nach ein philoſophiſches Lehrgedicht in dramatiſcher Form iſt. Den Stoff dazu gab die Erzählung des Boccaccio von den drei Ringen. Der Dichter benutzte ſie, um daran das Eigenthümliche ſeiner religiöſen Anſicht zu entwickeln, daß die Wahrheit zu umfaſſend ſei, als daß eine poſitive Religion ausſchließlich ſie beſitzen ſollte. Das Stück iſt in reimloſen Jamben, die nicht ohne Härte ſind, hat aber vortreffliche Situationen, und gehört zu Leſſing's größten Schöpfungen, wodurch er zugleich ſeiner theologiſchen Polemik die Krone aufſetzte, daher es Einige auch ein didaktiſch=polemiſches Drama genannt haben.

Wenn wir in allen dieſen Dramen die hohe Begeiſterung vermiſſen, welche den Zuſchauer ergreift und erſchüttert: ſo dürfen wir auf der andern Seite nicht überſehen, welche wirkliche Vorzüge ſie vor vielen bewunderten Stücken unſrer Zeit haben. Leſſing ſtrebte nach wahrer Klaſſicität. Er legte die Fabel ſeiner Dramen mit großer Beſonnenheit an; alles was geſchieht, iſt nothwendig durch die Handlung ſelbſt, durch den Charakter und die Leidenſchaft der Perſonen bedingt. Nirgend iſt bei ihm Willkür und Zufall; er verachtet Knalleffect und Schaugepränge, alles iſt reines Bild kunſtgerechter Wahrheit. Der Dramatiker Leſſing aber fodert ein ge= nicht ein verbildetes Publikum.

Als Kritiker, Literator und Antiquar hat er eine Menge der trefflichſten Aufſätze und Abhandlungen geſchrieben. Ein großer Theil derſelben wurde in den „Briefen, die neueſte Literatur betreffend, herausgegeben von Friedrich Nicolai," (24 Bände 8., Berlin, 1759 bis 63) mit den Chiffern Fll und G abgedruckt. Einige Jahre nachher, 1767 und 68, erſchien ſeine „Hamburgiſche Dramaturgie" (Schauſpiel-Lehre), erſt in einzelnen Blättern, dann geſammelt in zwei Bänden, Hamburg, gr. 8. Sie beſchäftigt ſich theils mit Beurtheilung aufgeführter Stücke, theils aber und noch mehr mit allgemeinen Unterſuchungen und Betrachtungen über Theorie und Kritik des Schauſpiels, wozu jene Gelegenheit gaben. Leſſing's Abſicht dabei ging vornehmlich dahin, Ariſtoteles Ehre zu retten, und zu zeigen, daß man ihn noch wenig verſtanden habe; einige philoſophiſche Unterſuchungen über das Trauerſpiel anzuſtellen und zu beweiſen, daß weder Corneille noch Voltaire das wahre Trauerſpiel gekannt haben. Für den Aeſthetiker und Literator iſt dieſes Werk noch jetzt eine reiche Goldgrube, ein wahres Uebungsbuch zur Bildung eines künſtleriſchen Urtheils [1]). Als Antiquar und Kenner der alten Kunſt zeigt ſich Leſſing beſonders in ſeinem „Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poeſie. Erſter Theil." (Berlin, 1767. gr. 8.) Das Werk ſollte aus drei Theilen beſtehen; allein es fanden ſich nach des Verfaſſers Tode unter ſeinen Papieren nur noch einige Bruchſtücke vor, die einer, von ſeinem Bruder Karl Gotthelf Leſſing beſorgten, zweiten Auflage des erſten Theils (Berlin, 1788. gr. 8.) angehängt wurden. Es iſt dieſe Schrift das ſchönſte Denkmal ſeiner Philoſophie und Gelehrſamkeit, das dem poetiſchen Kunſtrichter, dem Antiquar, dem Philoſophen, wie dem Kenner der Kunſt gleich wichtig iſt. Sie wurde veranlaßt durch

eine Aeußerung Winckelmann's in ſeiner Geſchichte der Kunſt des Alterthums, daß Laokoon in der berühmten Gruppe leide wie der Philoktet des Sophokles. Leſſing aber war der Meinung, daß der plaſtiſche Künſtler nach andern Geſetzen arbeite, als der Dichter, und ſtellt daher eine Vergleichung an zwiſchen der bildenden Kunſt und Poeſie in der Bearbeitung eines und deſſelben Stoffes. Durch dieſe Unterſuchung ſind ſcharfſinnige Denker ſpäterer Zeit zu neuen Forſchungen und kritiſchen Urtheilen angeregt worden[2]). Auch ſeine hieher gehörigen Abhandlungen über die Fabel, und ſeine zerſtreuten Anmerkungen über das Epigramm führen zu ganz neuen Reſultaten. —

Aus mehreren dieſer Schriften erkennt man zugleich den Charakter der Leſſing'ſchen Polemik, die von ihm wiſſenſchaftlich behandelt wurde. Eine ſeiner lehrreichſten kritiſchen Schriften iſt ſeine Unterſuchung: „Wie die Alten den Tod gebildet.“ (Berlin, 1769. kl. 4.), eine Schrift, die gegen den damals berühmten, aber ſehr vorlauten Halliſchen Kritiker Klotz (geboren 1738, geſtorben 1771 als Lehrer der philoſophiſchen Beredſamkeit zu Halle) gerichtet iſt, der gegen Leſſing behauptet hatte, daß die Alten den Tod durch ein Skelett vorgeſtellt hätten. Mit Recht nennt Herder (der dieſe Materie fortſetzt) die Leſſing'ſche Schrift ſo ſchön in ihrem Inhalte als in ihrer Entwickelung. Umfaſſender noch ſind ſeine „Briefe antiquariſchen Inhalts,“ (2 Thle. Berlin, 1768. 8.), worin Leſſing beſonders Klotz'ens Werk von den geſchnittenen Steinen prüfte, und dabei viele Punkte aus der Geſchichte der Kunſt des Alterthums erörterte. Man hat dieſe Briefe als Muſter in ihrer Art, von Seiten des Scharfſinns in den darin angeſtellten Unterſuchungen und der Manier ihrer Einkleidung, anerkannt. Sie ſind unerſchöpflich reich an den witzigſten Bemerkungen, und wenn gleich hin und wieder

ein heftiger und bitterer Ton aus ihnen ſpricht, ſo kann man ihnen bei dem Uebergewicht Leſſing's an Scharfſinn und Kenntniß, und bei den unwürdigen Zudringlichkeiten der Gegenpartei (der Klotzianer) doch nicht abhold ſein. —

Seine in die Theologie einſchlagenden Schriften gehören nicht hieher. Doch iſt hiſtoriſch bemerkenswerth ſeine Bekanntmachung der „Fragmente des Wolfenbüttelſchen Ungenannten [3]." (deren wahrſcheinlicher Verfaſſer der 1768 als Profeſſor zu Hamburg verſtorbene Hermann Samuel Reimarus iſt), worin hauptſächlich die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit und Gewißheit der in der Bibel enthaltenen Geſchichte beſtritten wird. Dieſe in den theologiſchen Annalen höchſt bedeutſame Schrift ſetzte die ganze damals lebende theologiſche Welt in Bewegung, und veranlaßte einen der hitzigſten Federkriege, welcher eine ganze Fluth von Streitſchriften hervorbrachte, und Leſſing'en viel Verdrießlichkeiten zuzog. Doch entwickelte ſich in dieſem Streit auch die höchſte Stärke ſeiner dialektiſchen Kunſt, namentlich gegen den Hamburgiſchen Paſtor Götze. — Als ein höchſt geiſtvolles Fragment ſeines philoſophiſchen Denkens ſteht ſeine „Erziehung des Menſchengeſchlechts" da. Vieles andere muß dem eigenen Studium ſeiner inhaltſchweren zahlreichen Schriften überlaſſen werden.

Leſſing ſammelte ſeine Gedichte und proſaiſchen Aufſätze zuerſt unter dem Titel: „Gotthold Ephraim Leſſing's Schriften." (6 Thle. in 12. Berlin, 1753 — 1756.) Alles, was die Sammlung enthält, wollte er ſpäterhin umarbeiten; auch machte er den Anfang mit einer neuen Ausgabe der Fabeln 1759, und zwölf Jahr ſpäter mit den „Vermiſchten Schriften" (1. Theil Berlin, 1771.) Nach ſeinem Tode that ſein Bruder Karl Gotthelf den 2ten, 3ten und 4ten Theil, Berlin, 1784, hinzu, welche

zuſammengenommen die neue Ausgabe der Schriften von 1753 in 6 Theilen ausmachen. Von 1791 bis 94 aber fügte der Verleger alle übrige Werke Leſſing's in gleichem Format hinzu, und nun erhielten alle Theile den gemeinſchaftlichen Titel: „Gotthold Ephraim Leſſing's ſämmtliche Schriften.“ (30 Theile, Berlin, 1771 bis 94. 8.) Dieſe Ausgabe iſt zwar ſauber und ziemlich correct, aber nach einem ſchlechten Plane geordnet. Eine neue Ausgabe war daher ein Bedürfniß, und dieſe erſchien 1825 — 1828 in Berlin, in 32 Bänden in Duodez, genügt aber weder innerlich noch äußerlich den Anſprüchen, welche man an eine Ausgabe von Leſſing's Schriften zu machen berechtigt iſt.

Der Sammlungen einzelner Leſſing'ſchen Schriften hat man mehrere. Die wichtigſten ſind folgende zwei:

„Analekten für die Litteratur,“ (4 Theile Bern und Leipzig, 1785 bis 86. 8.) Iſt eine unechte, ziemlich ſchön gedruckte, aber planloſe Sammlung Leſſing'ſcher Schriften von einem Schweizeriſchen Buchhändler zu Biel, Joh. Georg Heinzmann. Sie enthält Aufſätze über's Theater, Leſſing's Antheil an den Lit. Briefen, die Erziehung des Menſchengeſchlechts, die Hamburgiſche Dramaturgie und einige Abhandlungen.

„Leſſing's Gedanken und Meinungen, aus deſſen Schriften zuſammengeſtellt und erläutert von Friedrich Schlegel,“ (3 Theile Leipzig, 1804. kl. 8.) Enthält, außer einigen Erläuterungen und Abhandlungen vom Herausgeber ſelbſt: Bruchſtücke aus Leſſing's Briefen, antiquariſche Verſuche, Fragmente dramaturgiſchen, literariſchen und polemiſchen Inhalts, Erziehung des Menſchengeſchlechts, Ernſt und Falk (drei Geſpräche über Freimaurerei), Nathan (nebſt Prolog und Epilog vom Herausgeber). Hieraus lernt man Leſſingen aber nur zum Theil kennen *).

Anmerk. 1) In dem Geiſt der Leſſingſchen Kritik ſchrieb Ludw. Tieck ſeine dramaturgiſchen Blätter, 2 Bde. 1826. Sie fanden aber leider keinen Anklang.

2) Die ſchöne, aus großkörnigem Marmor beſtehende Gruppe des Laokoon wurde 1506 in einem unterirdiſchen Gewölbe der Bäder des Titus gefunden, und dem Papſt Julius II. überlaſſen, der ſie im Belvedere aufſtellen ließ. Ueber Zeit und Verfertiger wurde nichts Gewiſſes ausgemittelt. Die hypothetiſchen Meinungen aber führten zu der Frage: ob Virgil (der uns Aeneide II. 199 — 224 die Geſchichte des Laokoon ausführlich erzählt) den Künſtler, oder der Künſtler den Dichter copirt habe. Um dieſe Frage zu beantworten, wurden Kunſtwerk und Beſchreibung verglichen, und hier fanden ſich denn Unähnlichkeiten aller Art. Virgil ſagt, beide Söhne wären erwürgt worden, ehe die Schlangen den Vater anfielen; bei dem Kunſtwerk aber ſind Vater und Söhne in eine Gruppe verſchlungen. Bei dem Dichter ſchreit Laokoon (clamores horrendos ad sidera tollit), die Statue aber zeigt nur einen tiefen Seufzer. Auch die Windungen der Schlangen ſind im Kunſtwerk anders als beim Dichter. Man erkannte bald, daß wenn der Künſtler die clamores horrendos hätte ausdrucken wollen, der ſchöne Kopf des Laokoon gänzlich entſtellt worden wäre. So bot ſich denn von ſelbſt das Reſultat dar: der Künſtler muß nach andern Geſetzen arbeiten, als der Dichter. Leſſing beweiſ't dies aus zwei Gründen: der Dichter arbeitet für die Phantaſie, der Künſtler für das Auge, daher darf dieſer nicht Alles nachahmen, wenn er nicht die Regeln des Schönen und des Anſtandes verletzen ſoll; ferner der Dichter gibt uns oder kann uns geben das Ganze, der Künſtler dagegen nur ein einzelnes Moment der Geſchichte.

3) Eine N. A. dieſer Schrift erſchien zu Berlin, 1835.

4) Ueber Leſſing's ſchriftſtelleriſchen Charakter und den Werth ſeiner Werke findet man die durchdachteſten Urtheile in Herder's zerſtreuten Blättern, Sammlung 2. S. 377 bis 422; in der Schrift: Ueber G. E. Leſſing's Genie

und Schriften ꝛc. von Chriſt. Gottfried Schütz, Profeſſor zu Jena (nachher zu Halle), Halle, 1782. 8. Es ſind drei akademiſche Vorleſungen, welche Betrachtungen über Leſſing's Verdienſte als proſaiſchen Schriftſteller, Dichter, Theoriſten, Kunſtrichter, Literator und Ueberſetzer enthalten; ferner in: Pölitz praktiſchem Handbuch zur Lectüre der Deutſchen Klaſſiker Theil I. S. 104, und in Vetterlein's Handbuch ꝛc. S. 157 bis 180. Vergl. den reichhaltigen Artikel über Leſſing in Jördens Lexikon ꝛc. Bd. III. S. 234 bis 328. Eine neue Bearbeitung des ſchon §. 11. angeführten Lebens unſers Leſſing, verbunden mit einer Charakteriſtik deſſelben als Dichter und Schriftſteller, hat J. F. Schink, vor der Ausgabe der Schriften von 1825. gegeben.

§. 13. Dichter und Proſaiker des Klopſtock-Wieland-Leſſingſchen Zeitalters.

Der Einfluß, den theils die gefeierten drei Hauptdichter des 18ten Jahrhunderts, theils die zur Zeit ihrer Blüthe lebenden freiſinnigen Regenten, und die von ihnen ausgehenden Anregungen in der Geiſter- wie in der Körperwelt, auf die Geſammtbildung der Deutſchen, beſonders auf Literatur und Sprache gehabt haben: bekundet ſich uns zunächſt in dem Reichthum dichteriſcher und proſaiſcher Talente, und in den von ihnen ausgegangenen, meiſt glücklichen Beſtrebungen und Erzeugniſſen in allen Gebieten der Wiſſenſchaft und in allen Formen der Redekunſt. Eine eigentliche Schule in ſtrenger Wortbedeutung bildet ſich nicht. Aber der bewegte Zeitgeiſt wirkt mächtiger in Allen, die von der Natur begünſtigt ſind, und Alle fühlen ſich mehr oder weniger angezogen und höher belebt durch die Genialität ihrer drei Koryphäen, welche klaſſiſche und moderne Gelehrſamkeit gewiſſermaßen zur Bedingung eines ruhmvollen Dichterlebens und einer begründeten Kritik gemacht hatten. Daher wurde das

Studium der Alten, wie es Joh. Matth. Geßner (geſtorben 1761) in Göttingen, und Joh. Aug. Erneſti (geſtorben 1781) in Leipzig mit großer Kraft angeregt hatten, in Verbindung mit dem Studium der Engländer und Franzoſen, welche durch die talentvollſten Köpfe, Pope, Thomſon, Swift, Young, Richardſon, Sterne, Garrick, Hume, Gibbon, Macphersons Oſſian ꝛc. Montesquieu, Voltaire, Rouſſeau und Andere die Deutſchen Schriftſteller zur Leſung und Ueberſetzung ihrer Werke anlockten, mit größerem Eifer getrieben, als jemals. Der Geſammt-Geiſt der gebildetſten Völker des alten und neuen Europa war nun die reiche Quelle, aus der Gedanken und Empfindungen ſinniger als ſonſt geſchöpft, mit Deutſchem Geiſt verbunden, und auf Deutſche Weiſe allmählig zur Einheit geformt wurden, ſo daß mit dem Beginn des 19ten Jahrhunderts durchweg eine vollſtändig ausgebildete National-Literatur errungen war.

I. Dichter.*)

§. 14. Lyriker.

Die lyriſche Poeſie erhielt in der kriegeriſchen Thatkraft Friedrichs des Großen eine eigenthümliche Anregung. Mehrere Dichter fanden, wie einſt Horaz in dem Auguſtus, ſo in Friedrich den wahren Helden ihrer Geſänge, oder wollten ihn doch zu ihrer eigenen Genugthuung in der Bewunderung ſeiner Größe finden, ohne ſich durch die Kälte des Gefeierten gegen ihre Lobgeſänge abſchrecken zu laſſen; denn alle waren und blieben ohne Wünſche nach Lohn, aber auch unbelohnt, wie Klopſtock in ſeiner Ode an Gleim ſagt. Dies gilt freilich zunächſt nur von den Preußiſchen Dichtern; aber dieſe waren auch die Tonangeber in der damaligen Lyrik und erweckten ſich Schüler und Leſer ſelbſt in denjenigen Theilen Deutſchlands, die mit Neid

auf die militairiſche Größe Preußens hinblickten. Wir laſſen ſie daher hier vorantreten.

Anmerk. *) Wir halten uns auch hier an die Hauptleiſtungen der Schriftſteller, da Mehrere unter ihnen zugleich den Proſaikern angehören, ſo wie umgekehrt auch unter dieſen Einige dichteriſche Werke geliefert haben.

§. 15. Preußiſche Lyriker: 1) Karl Wilhelm Ramler.

Karl Wilhelm Ramler wurde geboren 1725 zu Colberg in Hinterpommern, erhielt im Jahre 1748 eine Profeſſur der Logik und ſchönen Wiſſenſchaften am Cadettencorps zu Berlin, im Jahre 1787 die Direction des Berliniſchen Nationaltheaters, und ſtarb, nachdem er beide Stellen niedergelegt hatte, 1798. Ramler gehört zu den verdienſtlichſten Gelehrten der Deutſchen Literatur. Er hat zu einer Zeit, wo Kunſt und Wiſſenſchaft erſt im Aufblühen waren, einen weit verbreiteten wohlthätigen Einfluß auf Sprache und ſchöne Literatur, und beſonders auf die höhere Lyrik gehabt, und theils als ausgezeichneter lyriſcher Dichter, theils als fleißiger Ueberſetzer, Kritiker und Sprachgelehrter mehrere treffliche Köpfe entzündet und zur Nacheiferung geweckt.

Sehen wir auf den Dichter, ſo verband er mit nicht geringem poetiſchen Talent Studium und unermüdete Uebung; er beſaß ein feines Gefühl für das Schöne, ein glückliches Gedächtniß, richtigen Verſtand und philoſophiſchen Blick in die ſittlichen Angelegenheiten der Menſchen, und, wenn gleich wenig feurige Phantaſie, doch eine gewiſſe Leichtigkeit in der Erfindung und dem Gebrauch der bildlichen Sprache. Seine Oden, auf die ſich ſein poetiſcher Ruhm vorzüglich gründet, haben ſtarke Gedanken, kühne und lebhafte Bilder, kunſtreiche Plane, doch noch beſſere Ausführung und die ſorgfältigſte Wahl des Aus-

drucks. Vor allem lag ihm aber an der Correctheit im Rhythmus und dem Wohllaut der Sprache, in welcher Beziehung er Lehrer und Vorbild vieler ſeiner Zeitgenoſſen war. Er feilte daher unaufhörlich an ſeinen und andern Arbeiten, und verfuhr dabei ſo kritiſch, daß er nicht ſelten in's Steife und Gezwungene verfiel. Aber es ſpiegelt ſich in allen ſeinen Geſängen die ſittliche Geſinnung des Dichters und die Abſicht, ſeine Kunſt zur Veredlung der Sprache zu benutzen. Horaz war ſein Original. Er hat ſich den Geiſt deſſelben, ſeine Gedanken und Bilder, ſelbſt ſeine künſtlichen Sylbenmaße zu eigen gemacht, und dieſelbe geſunde Philoſophie, faſt dieſelbe Zauberkraft des poetiſchen Styls in ſeine Oden übertragen. Und ſo wie Jener den Auguſtus zum Helden ſeiner Geſänge machte, ſo fand Ramler in Friedrich II. den großen und würdigen Gegenſtand, deſſen Thaten und Regententugenden er mit Begeiſterung ſingt, und auf den er — als ſeinen Liebling — faſt in allen Oden zurückkommt, obgleich dieſer ſeinen großen Lobredner nicht zu beachten ſchien. Daher wurden auch die Kriege des großen Königs die eigentliche Epoche von Ramler's Dichterruhm. Er bedurfte, wie es ſcheint, eines ſolchen Helden, und ſein lyriſcher Flug ermattete daher, ſobald ſein Patriotismus nicht mehr durch ſo ſtarke Auffoderungen geweckt wurde. Aber nie konnte man ihm, wie dem Horaz, eine Schmeichelei oder auch nur die geringſte Verletzung hiſtoriſcher Treue vorwerfen; denn er ſandte keine ſeiner Oden dem Könige zu, und, weit entfernt, Friedrich's Kälte gegen ſeinen Deutſchen Geſang mit Bitterkeit zu rügen, ſcheint er nur ſich ſelbſt genügen zu wollen, wenn er ihn beſingt.

Drum ſchweige nie dein Lied von ihm, dein Lied,
Stolzer als der Ceiſche
Und Thebaniſche Päan,

Keinem Golde feil,
Auch ſelbſt dem ſeinigen nicht.
Und ob er auch dem Ehrenbogen
Von deinen Händen auslenkt,
Und, nicht gewöhnt an deine Töne,
Sein Ohr zu Galliens Schwänen neigt,
So ſinge du doch den Brennusſöhnen
Ihren Erretter unnachgeſungen!

(Der Triumph.)

Man hat den Gebrauch der Mythologie in den Ramlerſchen Oden als eine, den Glanz des Dichters befördernde Eigenthümlichkeit betrachtet; allein ſo neu und treffend auch ſeine Allegorien und Anſpielungen ſind, ſo hemmen ſie doch auch in mehrern Stellen ſeinen lyriſchen Flug, und ſind nicht ſelten zu gehäuft. Nicht dies, ſondern ein gewiſſes antikes Gepräge, das aus der ungeſuchten Würde, dem ſteten und feierlichen Gange, der edlen Ruhe und der Entfernung ſentimentaler Heftigkeit entſpringt, iſt es, was die Ramler'ſchen Oden ſo trefflich charakteriſirt, und was, verbunden mit der harmoniſchen Uebereinſtimmung des Gedankens und Ausdrucks, ſeine Aehnlichkeit mit Horaz am meiſten begründet. —

Doch nicht auf die Ode allein beſchränkt ſich Ramler, er umfaßt beinah das ganze lyriſche Gebiet, und auch das leichte, tändelnde Lied, die Cantate und das Melodrama preiſen ihn als ihren Meiſter. Seine „Nänie auf den Tod einer Wachtel" und die „Ueberſetzung von Catulls Nänie auf Lesbiens Sperling" ſind in ihrer Art eben ſo vollendete Stücke, wie: „Glaukus Wahrſagung," — „Ptolemäus und Berenice," oder wie die patriotiſchen Oden „auf den einzigen Monarchen" ꝛc., eben ſo die Cantaten „Ino," — „Pygmalion" und der „Tod Jeſu." Seine Begeiſterung, ſein lyriſcher Taumel iſt freilich mehr künſtlich als natürlich; aber er hebt in ſeinem Fluge den Hörer

und Leſer doch mit empor, und weckt die ſtärkſten Empfindungen der Vaterlandsliebe, der ſchönen Natur, der idealiſirten Freundſchaft und Liebe. Jede mechaniſche und höhere Kunſt der Poeſie ſteht ihm zu Gebote. Er bietet alle Kunſt der Metrik, den ganzen Reichthum und die Muſik der Sprache, den ganzen Zauber der Griechiſchen Fabelwelt, und Alles, was Allegorie, Bild, Vergleichungen und Anſpielungen geben können, zur Verſchönerung ſeiner Geſänge auf. Unbezweifelt iſt er nach Klopſtock der größte Odendichter ſeiner Zeit, und verdient wenigſtens nach ſeinen Meiſtergeſängen (z. B. Ode auf ein Geſchütz, an die Könige, an den Frieden, an die Stadt Berlin ꝛc.) mehr beachtet zu werden, als es jetzt geſchieht, wenn auch der Reim in ſeinen Oden für die ſchon klangreichen Sylbenmaße zu überfüllend erſcheinen möchte [1]).

Verdienſtlich iſt es auch, daß er mit ſeinem Freunde Chr. Gottfr. Krauſe (geboren 1719 zu Sorau, geſt. 1770 als Advocat zu Berlin, berühmt durch ſein Werk: „von der Muſikaliſchen Poeſie" (Berlin, 1752. 8.) den geſellſchaftlichen Geſang in Deutſchland zu bilden und zu befördern ſuchte, indem er mit ihm 1758 zwei Hefte: „Lieder der beſten Deutſchen Dichter, mit leichten Melodien von Graun und Quanz" herausgab.

Sein Ueberſetzer-Talent überflügelte zu ſeiner Zeit Alles, was man bis dahin verſucht hatte. Das erſte Erzeugniß deſſelben ſind „funfzehn Oden des Horaz," die er 1769 bekannt machte. Seine Zeitgenoſſen ſtimmten darin überein, daß dieſe Arbeit als die erſte gelungene Ueberſetzung der Art zu betrachten ſei. Wirklich lernte man daraus, theils daß unſre Sprache, biegſamer als man geglaubt, ſich in die Formen einer alten hineinzufügen und die Schönheiten der fremden bis zur Bewunderung treu wiederzugeben im Stande, theils daß ſie einer größern

Mannichfaltigkeit von Sylbenmaßen, und überhaupt einer höhern proſodiſchen Ausbildung fähig ſei. Ramlers horaziſche Oden gewährten, was eigentlich jede Ueberſetzung gewähren ſollte, Liebhabern den Genuß der Urſchrift, und Kennern das Vergnügen, nicht allein des Sängers Empfindungen und Gedanken in der Nachbildung oft mit der kleinſten Schattirung wiederzufinden, ſondern ſelbſt den Ton und Sylbenfall ſeines Geſanges zu vernehmen. Späterhin machte er die Ueberſetzung ſämmtlicher Oden ſeines Lieblingsdichters zum Geſchäft ſeines Alters, und vollendete die letzte noch wenige Wochen vor ſeinem Tode; aber die ſpätere Arbeit bleibt weit hinter der frühern zurück [2]). Die vollſtändige Ausgabe hat den Titel: „Horazens Oden, überſetzt und mit Anmerkungen erläutert." (2 Bde. Berlin, 1800. gr. 8.). Minder gelungen iſt ſeine Ueberſetzung der Sinngedichte des Martial (5 Thle. Leipzig, 1787 — 91. 8.) und der Gedichte des Catull (Leipzig, 1793. 8.), womit er ſich beſonders in ſeinem höhern Alter beſchäftigte. Dennoch gereicht auch dieſe Arbeit zu ſeinem Ruhme, wenn man bedenkt, daß in der Bruſt des Greiſes die brennende Liebe zur Kunſt noch nicht erloſchen war. Als ganz mißlungen aber iſt ſeine Bearbeitung der Geßnerſchen „Idyllen" und des „erſten Schiffers" zu betrachten, die er in Hexameter brachte.

Die Kritik, und beſonders die Art, wie Ramler ſie übte, iſt es, die ihm am meiſten geſchadet hat. Eine ſeiner erſten Arbeiten in dieſem Fache war ſeine Ueberſetzung und Bearbeitung des Batteux [3]), die unter dem Titel: „Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften, nach dem Franzöſiſchen des Batteux, mit Zuſätzen, ꝛc. (4 Bde. Leipzig, 1758, 2te Auflage 1762, 3te Auflage 1769, 4te Auflage 1774, 5te Auflage Leipzig, 1803. gr. 8.) erſchien. Die Vorrede zeigt, daß er von dem Verdienſt dieſes

Schriftſtellers keine geringe Meinung hegte, indem er ihn einen Mann von tiefen Einſichten nennt, deſſen Behauptungen ſich, wenn man ihnen auch bisweilen ſcheinbar widerſprechen könne, doch immer durch den Zuſammenhang bewähren würden. Daher that er auch Alles, um dieſe Schrift den Deutſchen recht nützlich zu machen. Er fügte nämlich zu den Beiſpielen aus Franzöſiſchen Dichtern, die als Muſter aufgeführt wurden, mehrere Deutſche hinzu, und wo der Autor von der Sprache und Verskunſt ſeiner Nation redet, ſchob der Ueberſetzer Bemerkungen über die der Deutſchen ein. Hiedurch, und durch die correcte Sprache des Ueberſetzers, hat der Ramler'ſche Batteux ohne Zweifel zu ſeiner Zeit viel gewirkt. Allein man erkennt darin auch den Charakter ſeiner Kritik, die unter allen Eigenſchaften am wenigſten mit der Poeſie des Gedankens, am meiſten mit der logiſchen Richtigkeit der Anordnung, der geſchmackvollen Mäßigung des poetiſchen Ausdrucks und der Reinheit der Sprache zu thun hat. Ueberhaupt arbeitete Ramler zu ängſtlich auf Correctheit hin, und lähmte dadurch, ſelbſt in ſeinen eigenen Arbeiten nicht ſelten den freien poetiſchen Flug des Genies, daher auch ſeine ſpätern Gedichte in mehrern Stellen etwas Beklommenes haben. In dieſem Geiſt ſind denn auch ſeine „lyriſche Blumenleſe" (2 Theile Leipzig, 1776. 78.) und ſeine „Fabelleſe" (3 Bände Berlin, 1783 — 90. 8.) geſammelt, welche bei manchem Vortrefflichen doch auch viel Mittelmäßiges enthalten. Die Freiheiten, welche er ſich bei dieſen und ähnlichen Sammlungen verſtattete, indem er nach Gutdünken Alles änderte, was ihm ſchwach, unedel und unrichtig im Ausdruck ſchien, haben ihm viele Fehden und Verdrießlichkeiten zugezogen. Er trieb dieſe Verbeſſerungskritik mit einer Art von Leidenſchaft, und das Anſehen, in welchem er bei ſeinen Freunden Leſſing,

Götz, v. Nicolay, Kuh, und Andern ſtand, die ihre Poeſien vor dem Druck ſeiner Kritik unterwarfen, und nach ſeinen Verbeſſerungen herausgaben, ſcheint viel dazu beigetragen zu haben, dieſe Neigung in ihm zu verſtärken. Wirklich hatte er ein ſehr richtiges Gefühl für Alles, was der Correctheit entgegen iſt; aber er verwiſchte dadurch auch das eigenthümliche Gepräge des Dichters. Ein Fremder kann wohl die Fehler in einem Geiſteswerke auffinden, aber doch darf er ſie nicht verbeſſern wollen; er wird immer mehr oder weniger von ſeinem eigenen Weſen einfließen laſſen, denn er kann ſich die eigenthümliche Stimmung des Gemüths, und die Empfindungsweiſe, in der das fremde Werk entſtand, nicht aneignen, und wenn gleich einzelne Stellen, an ſich betrachtet, verbeſſert ſcheinen, ſo werden ſie es doch ſelten in Hinſicht auf das Ganze ſein. Auf Originalität aber kommt es bei einem poetiſchen Werke ganz vorzüglich an, denn dadurch wird es ein Abdruck der beſondern Art, wie der Dichter empfindet und denkt; ohne ſeine urſprüngliche Geſtalt bleibt es immer ungewiß, was dem Urheber und was dem Kritiker gehört, und dem Leſer wird es ſchwer oder ganz unmöglich, in den Geiſt des Dichters einzudringen, da er ihn nicht mit Sicherheit aus ſich ſelbſt, und aus ſeinem beſondern Sprachgebrauch erklären kann. Aus dieſem Geſichtspunpt betrachtet, erſcheint Ramlers Kritik bei den von ihm beſorgten Ausgaben mehrerer Dichter, als des Logau, Wernike, v. Kleiſt, Götz, v. Nicolay, Kuh, eben ſo nachtheilig für die Kenntniß ihrer Eigenthümlichkeit, als ſie vortheilhaft iſt dem jungen Dichter, der es zu ſeinem Studium macht, die Verbeſſerungen mit den Originalen zu vergleichen. Wenn Ramler aber ohne Anfrage die Werke lebender Dichter änderte, wie

dies bei Lichtwers Fabeln der Fall war, ſo kann ein ſolches Verfahren nur gemißbilliget werden[4]).

Endlich dürfen wir nicht unbemerkt laſſen, daß Ramler auch um die grammatiſche Bildung der Sprache ſich verdient gemacht hat. Sein innerer Beruf dazu geht aus ſeinen Gedichten und Kritiken hervor. Daß er aber einen tiefen Blick in den Bau der Sprache geworfen, ergibt ſich beſonders aus ſeinen beiden Aufſätzen von der Bildung der Deutſchen Beiwörter, und von der Bildung der Deutſchen Nennwörter, die in den „Beiträgen zur Deutſchen Sprachkunde" ꝛc. (Berlin, 1794 und 1796. Bd. I. S. 160 bis 213, und Bd. II. S. 1. bis 153) abgedruckt ſind.

Nach Ramler's Tode erſchienen: „Karl Wilh. Ramler's Poetiſche Werke. Operosa parvus carmina fingo. Erſter Theil: lyriſche Gedichte. Zweiter Theil: Vermiſchte Gedichte." Berlin, 1800. 1801. gr. 4. Prachtausgabe mit vielen Kupfern und Vignetten, Velinpapier; und in 8., auf Holländ. Schreibpapier. (Neue Auflage, Berlin, 1825. 2 Bände. 16.) Dieſe Ausgabe beſorgte v. Göckingk, dem Ramler, als ſeinem Freund, dies Geſchäft vor ſeinem Tode übertragen hatte. Der Herausgeber hat gar nichts in dem Dichter geändert, aber ſeiner Ausgabe eine Varianten-Sammlung beigefügt.[5]).

1) Ramler bildet in dieſer Beziehung den Gegenſatz von Klopſtock, der den Reim einen ſchmetternden Trommelſchlag, ein Gewirbel, ein lärmendes Gleichgetön nennt (ſ. Ode an Joh. Heinr. Voß). Gewiß liegt auch hier die Wahrheit in der Mitte. Der Deutſchen Sprache iſt der Reim ſo natürlich wie der Griechiſchen und Römiſchen Wohlklang und Sylbenmaß; er iſt ſchon mit der Wurzel der Wörter gegeben und bietet ſich als muſikaliſches Element von ſelbſt dar. Dieſe Anlage rechtfertigt ſeinen Gebrauch, nicht

aber die Verbindung deſſelben, mit den Sylbenmaßen der Alten.

2) S. Manſo's Ueberſicht der Geſchichte der Deutſchen Poeſie ꝛc. in den: Charaktere der vornehmſten Dichter aller Nationen Bd. VIII. St. 1. S. 139 bis 141. und Vetterlein's Handbuch ꝛc. S. 413.

3) Charles Batteux, geboren 1713 zu Rheims, geſt. 1780 als Profeſſor der Philoſophie zu Paris, ſchrieb ein Werk unter dem Titel: „Les beaux-arts réduits à un même principe." Paris, 1746. 8., welches Joh. Adolph Schlegel (ſ. Periode 6. §. 60.) überſetzte: „Batteux Einſchränkung der ſchönen Künſte auf einen einzigen Grundſatz" ꝛc. 2 Theile. In der Folge (1747) führte Batteux dieſe Schrift weiter aus im Cours de belles-lettres, ou principes de littérature. Paris. 4te Auflage 1769, und dieſes Buch iſt es, welches uns Ramler überſetzt und auf Deutſche Poeſie angewandt hat. — Batteux war der erſte, der einen allgemeinen Grundſatz für die ſchönen Künſte aufzuſtellen verſuchte, und verbreitete mittelſt der Ramler'ſchen Ueberſetzung auch in Deutſchland die Kenntniß des Schönen, denn ſein Werk diente eine Reihe von Jahren allgemein zu einem Lehrbuche. Jetzt erſcheint die „Nachahmung der Natur," worauf er ſein Syſtem baute, als eine unſichere und morſche Grundlage. Schon Gottlieb Schlegel zeigte das Unhaltbare dieſes Grundſatzes in ſeiner „Abhandlung von den erſten Grundſätzen in der Weltweisheit und den ſchönen Wiſſenſchaften." (Riga, 1770. 8.)

4) Baur's Galerie der berühmteſten Dichter ꝛc. Leipzig, 1805. 8. S. 259 bis 282, und Jördens Lexikon ꝛc. S. 268 bis 275.

5) Ueber ſein Leben ſ. die Göckingk'ſche Ausgabe; ferner: „Verſuch einer biographiſchen Skizze Ramler's ꝛc. von Th. Heinſius." (Berlin, 1798. 8.) Urtheile über ihn, in Küttner's Charakteren ꝛc. Bd. II. S. 364 bis 367; in Pölitz praktiſchem Handbuche ꝛc. Th. II. S. 200. und f., und in den ſchon oben genannten Schriften.

§. 16. Fortſetzung: 2) Ewald Chriſt. v. Kleiſt.

Ewald Chriſt. v. Kleiſt wurde 1715 zu Zeblin, einem Dorfe in Hinterpommern, geboren und ſtarb als Major bei der Preußiſchen Armee an ſeinen, in der Schlacht bei Kunersdorf erhaltenen Wunden, 1759 zu Frankfurt a. d. O. Er hatte das Glück, von den edelſten Männern ſeiner Zeit, einem Gleim, Sulzer, Ramler, Spalding, Ewald, Hirzel, Leſſing, Geßner ꝛc. nicht bloß gekannt, ſondern innig geliebt und geſchätzt zu ſein, und verdankt mehreren unter ihnen, beſonders Ramler, ſeine reifere Bildung. Held aus Pflicht, aber Freund der Wiſſenſchaften und Dichter aus Neigung, begeiſterte ihn die Muſe lyriſcher Empfindung, auch mitten im Getöſe der Waffen. Eine natürliche und zarte Darſtellung edler Gefühle und guter Geſinnungen; die Gabe, die Schönheiten der Natur mit ſanften Farben zu malen; eine reine harmoniſche und weiche Sprache, und endlich ein ſchwacher Anſtrich von Schwermuth, der Wiederſchein ſeines Gemüths: das ſind die Grundzüge in den Kleiſtſchen Gedichten.

Wir beſitzen von ihm Lieder, Oden, Elegien und ein beſchreibendes Gedicht. Das höchſte Talent aber zeigte er für die Landſchaftsmalerei, daher ſein Hauptwerk: der Frühling. Dieſes beſchreibende Gedicht, das nach dem zweiten Schleſiſchen Kriege verfertigt, zuerſt nur für Freunde gedruckt, 1749 zu Berlin in 4. mit Latein. Lettern erſchien, behauptet noch jetzt unter den maleriſchen Poeſien der Deutſchen einen vorzüglichen, wenn nicht den erſten Rang. Es beſchreibt einen ſchönen Frühlingstag in einer edlen, gefühlvollen Sprache, und iſt auch ſchon deswegen merkwürdig, weil es einer der frühſten Verſuche iſt, ein größeres Werk in dem heroiſchen Sylbenmaß der Alten zu dichten [r]). — Nächſt dem zeigte Kleiſt ſein Talent in der Elegie. Seine Gedichte an Doris, Amynt,

ſein Grablied, und beſonders ſeine Sehnſucht nach Ruhe ſprechen ſeinen zarten Sinn in einer rührenden Sentimentalität aus. Letzteres, geſungen unter den Kanonen von Prag, iſt eine der ſchönſten Elegien, worin er die Schrecken des Kriegs ſchildert, die verlorenen ländlichen Vergnügungen beklagt, die Thorheiten der Welt beſtraft, und das Unheil, das ſie ſtiften, beſeufzt; aber das, wonach er ſelbſt vergeblich ſich ſehnte, die Beruhigung, fehlt allen ſeinen Elegien, auch der beſten. Unter ſeinen Oden möchten die: „an die Preußiſche Armee" — „das Landleben" — „der Vorſatz;" unter ſeinen Liedern: „Phyllis an Damon" — „Trinklied" — „Geburtslied," und unter ſeinen Hymnen: „das Lob der Gottheit," die vorzüglichſten ſein. Um die Idylle hat er ſich das Verdienſt erworben, die damaligen engen Grenzen derſelben durch das Gärtner- und Fiſchergedicht erweitert zu haben. Die beſte iſt ſein Irin. Die Erzählung und die Fabel, wie das Sinngedicht — in welchem letztern indeß manche feine Wendungen gefunden werden — erſcheinen in ſeinen Poeſien als untergeordnet. Auch ſein „Ciſſides und Paches," ein epiſches Gedicht, oder wie er es ſelbſt nennt, ein kleiner kriegeriſcher Roman, worin in lyriſchem Ton die kriegeriſchen Thaten einiger heldenmüthigen Freunde in Macedonien erzählt werden, iſt nur wegen einzelner vortrefflicher Stellen zu bemerken, indem es dem Ganzen an Zuſammenhang der Theile, und alſo an Intereſſe gebricht. Mehrere dieſer Gedichte, beſonders der Frühling, ſind in die gebildetſten neueren Sprachen überſetzt worden.

Was die Ausgaben der Kleiſt'ſchen Gedichte betrifft, ſo hat er ſelbſt zwei Sammlungen derſelben veranſtaltet. Die erſte führt den Titel: „Gedichte, von dem Verfaſſer des Frühlings." (Berlin, 1756. 8.), und die zweite, die als das Supplement der erſtern anzuſehen

iſt: „Neue Gedichte, von dem Verfaſſer des Frühlings." (Berlin, 1758. 8.). Dies ſind die beiden echten Originalausgaben. Nach dem Tode des Dichters beſorgte Ramler eine vollſtändige zweifache Ausgabe, unter dem Titel: „Des Herrn Ewald Chriſtian von Kleiſt ſämmtliche Werke." (Erſter, zweiter Theil. Berlin, 1760. gr. 8., mit Kupfern und Vignetten von Meil.); und die andere unter gleichem Titel, mit Latein. Lettern, ebenfalls Berlin, 1760, aber kl. 8. und ohne Kupfer. Die größere Ausgabe wurde, mit Lateiniſchen Lettern, zu Berlin 1778 wiederholt, und die kleinere dreimal, nämlich 1761, 71 und 82 wieder aufgelegt. Endlich erſchien: „Ewald Chriſtian von Kleiſt's ſämmtliche Werke, nebſt des Dichters Leben, aus ſeinen Briefen an Gleim. Herausgegeben von Wilhelm Körte." (Erſter Theil. Mit dem Bildniſſe des Dichters. Zweiter Theil. Berlin, 1803. gr. 8.; N. A. 1825. 2 Bde. 16.) — Durch dieſe Ausgabe wollte Körte in Halberſtadt Kleiſt's Werke aus einer hinterlaſſenen Handſchrift deſſelben wieder herſtellen, weil ſie durch Ramler's eigenmächtige Aenderungen alle Eigenthümlichkeit verloren hätten. Es iſt nach den darüber geführten Verhandlungen [2]) wohl anzunehmen, daß Ramler allerdings manche eigenmächtige Aenderungen ſich erlaubt haben mag; aber ſie ſind weder ſo wichtig noch ſo zahlreich, als Körte ſie angibt [3]), der auch über die Kleiſt'ſche Handſchrift, die er bei ſeiner Ausgabe zu Grunde legte, uns gar keine Auskunft gegeben hat [4]).

Anmerk. 1) Kleiſt wählte zur Versart ſeines Frühlings den Hexameter mit einer Vorſchlagſylbe, den ſchon vor ihm Uz in ſeiner Ode: der Frühling, verſucht hatte. Nach Klopſtock's Urtheil iſt Kleiſt's Hexameter ein ſchöner anapäſtiſcher Vers, der noch ſchöner ſein würde, wenn der Jambus den Anapäſt öfter unterbräche.

2) S. Vetterlein's Handbuch der poetiſchen Literatur der Deutſchen, S. 388 und 389.

3) Von den 64 poetiſchen und proſaiſchen Stücken, welche ſich in beiden Theilen der Körte'ſchen Ausgabe befinden, haben einige dreißig auch nicht die mindeſte Abweichung von der Ramler'ſchen Ausgabe. Bei dem größten Theil der noch übrigen Stücke ſind die Abweichungen ſo unbeträchtlich, daß in Einem Gedichte kaum mehr als zwei, drei, vier vorkommen, nnd dieſe öfters ſelbſt nur einzelne Wörter betreffen. — So verſichert Jördens in ſeinem Lexikon Bd. II. S. 657, und führt alsdann ſämmtliche Abweichungen in den Lesarten auf.

4) Ueber Kleiſt's Leben und Charakter ſ. „Ehrengedächtniß Herrn Ewald Chriſtian von Kleiſt" (von Friedrich Nicolai, Berlin, 1760. 4.), die erſte gut geſchriebene Deutſche Biographie unſers Dichters; und: Kleiſt's Leben, in der Körte'ſchen Ausgabe, ſo wie Küttner's Charaktere ꝛc. Bd. I. S. 253 bis 255.

§. 17. Fortſetzung: Joh. Wilh. Ludw. Gleim, Joh. Peter Uz und Joh. Nicol. Götz.

Wir nehmen die Drei lyriſchen Dichter zuſammen, die ſich in Halle zu gleichen Beſtrebungen vereinten, wie Klopſtock und ſeine Freunde in Leipzig.

3) Johann Wilh. Ludw. Gleim wurde geboren 1719 zu Ermsleben, einem halberſtädtiſchen Städtchen, ſtudirte zu Halle die Rechte, wurde 1747 Secretair des Domkapitels zu Halberſtadt, in der Folge auch Canonicus des nicht weit von dieſer Stadt gelegenen Stifts Walbek, und ſtarb 1803.

Gleim gehörte zu den Stiftern der beſſern Periode unſerer ſchönen Literatur. Nicht bloß durch ſeine Gedichte hat er dazu mitgewirkt, ſondern mehr noch durch den Eifer, mit dem er fähige Jünglinge ermunterte, ſich der Deutſchen Dichtkunſt zu widmen, und durch den Enthu-

ſiasmus, den er für dieſelbe, ſo weit er reichen konnte, verbreitete. Sein Name verdient daher in dankbarem Andenken erhalten zu werden. Dennoch muß man bekennen, daß ſein geiſtiges Leben nie auf ein großes Ziel hinging. Er drang nicht in die Tiefen der Wiſſenſchaft, und erhob ſich in keinem Fache des menſchlichen Wiſſens zu einer gründlichen, wohlgeordneten Kenntniß. Ueberhaupt liebte er die Muſen nur in ſo weit, als ſie ihm die Zeit kürzten, und ſeiner eigenthümlichen Gemüthlichkeit, nach der er von Allen geliebt ſein wollte, Nahrung gaben, daher er nur der leichten und ſcherzhaften Dichtung ſich hingibt. Die meiſten ſeiner frühern Producte wurden mit allgemeinem Beifall aufgenommen, und erwarben ihm den Namen eines Anakreon, den ihm ſeine Zeitgenoſſen nicht mit Unrecht gaben. Denn glücklich erlauſcht er die Naivetät des Griechen, und ahmt ihm nach in lieblichen Tändeleien und leichten lyriſchen Spielen; doch gefällt er mehr, wenn er Original iſt, und dem eigenen Gange ſeines Geiſtes folgt. — Seine ſcherzhaften Lieder, zu denen Wein und Liebe ihn begeiſtern, athmen innige Fröhlichkeit, und reizen durch einen leichten Fluß der Gedanken, und durch jene ſcheinbare Nachläſſigkeit, die dieſer Dichtart ſo wohl anſteht, ohne jemals die Sittſamkeit zu verletzen. Allein nicht nur, daß allen dieſen Gedichten die letzte Feile und ihre höhere Vollendung fehlt, welche ihnen eine dauernde Klaſſicität ſichern könnte, hat auch der Dichter den Glanz, den ſein Zeitalter über ihn verbreitete, durch die Arbeiten ſeines ſpäteren Alters ſehr verdunkelt. Schon einige Jahre nach dem ſiebenjährigen Kriege ſank Gleim immer mehr zu einem matten und tändelnden Ton herab, der allen geſetzten Männern widerlich wurde, und in ſeinen ſpätern anakreontiſchen Liedern verkennt man den Liebling der Muſen und Grazien faſt ganz. Früherhin hatte auch Gleim

viel Schuld an dem Schwarm von Dichterlingen, die, durch ihn perſönlich aufgemuntert, nicht ſelten auch von ernſtern und gründlichern Studien abgeleitet oder durch ſeinen Beifall verführt, Deutſchland mit einer Sündfluth kleiner, nett gedruckter Gedichtſammlungen überſchwemmten, die nichts als ein unwitziges Geſchwätz von Wein und Liebe enthielten. Nur in ſeinem Lehrgedicht „Halladat, oder das rothe Buch." Hamburg, 1774. 2 Thle. 4., dritter Theil ohne Jahr und Ort, (in welchem vortreffliche praktiſche Lehren und fromme Empfindungen in einer Reihe poetiſcher Selbſtgeſpräche von einem morgenländiſchen Weiſen vorgetragen werden), und in ſeinen „Liedern für das Volk" (17 an der Zahl) erhob ſich Gleim's dichteriſchen Genius wieder; aber ſpäter hinaus wurden ſeine Poeſien immer leerer an Inhalt, und ſein lyriſcher Flug ſank immer tiefer herab. Den höchſten Ruf erwarben ihm ſeine Kriegslieder eines Grenadiers, welche Friedrich's Thaten preiſen, aber nie vom Volke geſungen worden ſind. Man muß zwar zugeben, was ſchon Leſſing ſagt, daß in dieſen Liedern der Charakter des Grenadiers nicht immer gehalten iſt, und der Patriot den Dichter oft überſchreit; denn wirklich findet man in ihnen neben großen und edlen Empfindungen auch viel gemeine und proſaiſch ausgedruckte Gedanken; aber Gleim's Ruhm als Nationaldichter beruht doch vorzüglich auf dieſen Liedern, und ſie werden ihm auch am ſicherſten die Unſterblichkeit ſeines Namens gewähren, da die meiſten nicht nur durch eine kraftvolle und kunſtloſe Volksſprache, und durch das ungeſtüme Feuer der Begeiſterung anziehen, ſondern vorzüglich durch ihren großen Inhalt, als eine Art hiſtoriſcher Denkmäler, der ſpätern Nachwelt denkwürdig bleiben werden. Neben her gedenken wir auch ſeiner Fabeln, die ſich empfehlen durch gedankenvolle Kürze, ungezwungene, flie-

ßende, treuherzige Erzählungsweiſe, und die eigenthümliche Kunſt, die Moral an den Faden der allegoriſchen Handlung ſelbſt zu knüpfen. Eben ſo darf es nicht unbemerkt bleiben, daß Gleim unſere Literatur mit einer neuen Dichtungsart bereichert hat, indem er die Romanze, die bis dahin hauptſächlich von den Spaniern und Engländern bearbeitet worden war, zuerſt auf Deutſchen Boden verpflanzte, und dadurch zu den nachherigen vielfältigen und zum Theil glücklichen Dichtungen dieſer Art die erſte Veranlaſſung darbot. Endlich iſt auch der Umſtand nicht unwichtig, daß Gleim einen ausgebreiteten und lebhaften Briefwechſel mit den denkwürdigſten Gelehrten Deutſchlands unterhielt, und einen Schatz von Briefen vielfacher Erheblichkeit beſaß, aus dem ſich insbeſondere die Geſchichte unſrer ſchönen Literatur anſehnlich bereichern läßt [1]).

Gleim ſelbſt hat nie eine vollſtändige Sammlung ſeiner Poeſien veranſtaltet. Immer ließ er nur einzelne Gedichte oder kleinere Sammlungen, mehrentheils auf eigene Koſten, für ſeine Freunde drucken, oder zerſtreute ſeine Lieder bald hier und da in Zeitſchriften und Journalen, unter denen beſonders der Göttingiſche und Voſſiſche Muſenalmanach, der Deutſche Merkur, die Iris, die Berliniſche Monatsſchrift, das Braunſchweigſche Journal ꝛc. ſehr viele enthalten. Buchhändleriſche Gewinnſucht ſuchte dieſe zerſtreuten Gedichte wider Wiſſen und Willen des Dichters zu ſammeln, und ſo erhielten wir von Zeit zu Zeit verſchiedene Ausgaben, die, alle mehr oder weniger verſtümmelt, an Mangelhaftigkeit und Druckfehlern mit einander wetteifern. Einige derſelben ſind folgende: „Herrn F. W. G. [2]) ſämmtliche poetiſche Werke. Erſter, zweiter Theil.“ (Strasburg, 1765. 8.) Dieſe Ausgabe enthält nur die Kriegslieder von 1758, die ſcherzhaften Lieder in zwei Büchern, zwei Bücher Fabeln und drei

Romanzen, außerdem eine Menge Druckfehler. Ferner: „Sämmtliche Schriften des Herrn F. W. Gleim's, Sechs Theile. Neue und verbeſſerte Aufl." (Ohne Namen des Druckorts und Verlegers, 1773. 8.). Schlechtes Papier, fehlerhaft, unvollſtändig und verfälſcht! Von ziemlich gleichem Werth ſind zwei andere Ausgaben, auch in ſechs Theilen, zu Reutlingen 1779. 8. und zu Karlsruhe 1780. 8. Die neueſte unechte Ausgabe führt den Titel: „Sämmtliche Schriften von Friedrich Wilhelm Gleim. Vier Bände. N. verb. Aufl." (Leipzig, 1802. 1803. 8.); ſie iſt vollſtändiger als die vorgenannten Ausgaben, aber nicht frei von unechten Stücken. — Erſt ſeit 1811 haben wir eine echte Ausgabe erhalten, von ſeinem Neffen, dem Domvicar Wilhelm Körte in Halberſtadt, unter dem Titel: „Joh. Wilhelm Ludwig Gleim's ſämmtliche Werke. Erſte Originalausgabe aus des Dichters Handſchriften durch Wilhelm Körte." (7 Bände. Halberſtadt, 1811 — 1813, auf Velin-, Schreib- und Druckpapier). In dieſer Ausgabe iſt, mit einiger Auswahl, Alles, was Gleim gedichtet hat, chronologiſch geordnet. Sie enthält aber, bei allem Fleiß ihres Herausgebers, noch zu viel für den bleibenden Nachruhm des Dichters, deſſen Namen nur die Erzeugniſſe ſeines Blüthenalters verewigen können.

4) Johann Peter Uz wurde geboren 1720 zu Anſpach, und ſtarb 1796 als Director des Burggräflichen Collegiums daſelbſt, nachdem ihm noch wenige Stunden vor ſeinem Tode das Patent eines K. Preuß. Juſtizraths und Landrichters zu Anſpach überreicht worden war. Uz hat in mehreren Dichtungsarten ſein poetiſches Talent gezeigt, in ſcherzhaften und geiſtlichen Liedern, in der Ode, der epiſchen Erzählung, dem Lehrgedicht und der Epiſtel; ſein poetiſcher Ruhm gründet ſich aber vorzüglich auf ſeine

lyriſchen Gedichte. Horaz war ſein großes Vorbild, dem er nacheiferte, und in deſſen Geiſt er Tugenden zu preiſen und Laſter zu ſtrafen ſuchte. Herder ſagt in ſeiner Adraſtea, Stück 3., von ihm: „Wenn nach Griechiſcher Weiſe einem Verſtorbenen ſein Ehrenzeichen, eine bekränzte Lyra, auf's Grab geſetzt werden ſollte, ſo gebührte ſie ihm, eine Lyra mit dem dreifachen Kranze der Dichtkunſt, der Weisheit und des thätigen Verdienſtes umwunden. Eben er traf den Ton, in dem die Lehre, Jedermann verſtändlich, in feurigen oder ſanften Sylbenmaßen unſer Gemüth durchdringt, und es in ſüßer Begeiſterung mit ſich fortzieht oder fortreißt. Seine beſten Oden ſind ein Lehrbuch der liebenswürdigſten Moral in ſüßen Geſangweiſen. Wenn er gleich Horazens Sylbenmaße nicht gebraucht hat, ſo ſpricht doch Horazens Geiſt durch ihn, im Inhalt ſowohl als im Schwung und in der Anordnung ſeiner Oden. Kehre der Klang derſelben, die ein bizarrer Geſchmack verdrängt hat, in's Ohr der Jünglinge wieder!" Wirklich hat, wie auch aus dieſem Urtheile hervorgeht, Uz ſeine größte Stärke in der Lehrode. Ihm liegt die Sache der Sittlichkeit am Herzen, daher wird er niemals feuriger, als wenn er den Uebermuth der Großen, die Verderbtheit der Sitten, die entmannte Weichlichkeit der Deutſchen und die Verheerungen der Kriege ſchildert; und darum gehören die beiden Oden: „das bedrängte Deutſchland," und „an die Deutſchen," zu ſeinen gelungenſten und überhaupt zu den beſten, die jemals gedichtet worden ſind. Aber auch, wenn er im ſcherzhaften Liede Freude und Vergnügen ſingt, hört man ihn gern, denn ſein Geſang iſt ſchmeichelnd und bezaubernd, oft noch ſüßer als Hagedorn's. Zur klaſſiſchen Vollkommenheit im Deutſchen Ausdruck fehlt ihm wenig; im Mechaniſchen verſtößt er nie wider die Geſetze des Wohl-

klangs, und der Reim ſcheint den freien Flug ſeiner Gedanken eben nicht zu feſſeln. Seine geiſtlichen Lieder ſind mehrmals in Muſik geſetzt, und namentlich von dem trefflichen Capellmeiſter Schulz mit Melodien *begleitet*, herausgegeben worden[3]); einige ſind auch in unſere Andachtsbücher übergegangen; er ſelbſt hat die meiſten in das von ihm und Junkheim beſorgte Anſpachiſche Geſangbuch, 1781, aufgenommen. Klopſtock ſchätzte ſeine geiſtlichen Lieder ſehr hoch, daher er Uzen (in der Vorrede zum zweiten Theil ſeiner geiſtlichen Lieder) zu Beiträgen für ein Privatgeſangbuch auffoderte.

Wir beſitzen drei Sammlungen der Uziſchen Gedichte. Die erſte erſchien unter dem Titel: „Lyriſche Gedichte" (Berlin, 1749. 8.). Den Druck beſorgte Gleim, der auch die Gedichte vorher durchgeſehen und dem Verfaſſer ſeine kritiſchen Bemerkungen mitgetheilt hatte. Die zweite: „Lyriſche und andere Gedichte." (Anſpach, 1755. gr. 8.), von Uz ſelbſt beſorgt und mit zwei Büchern, einem komiſch-epiſchen Gedicht, „der Sieg des Liebesgottes" und vier poetiſchen Briefen, vermehrt. Dieſe Ausgabe wurde 1756 und 1765 zu Leipzig wiederholt. Nachher erſchienen: „Sämmtliche poetiſche Werke von J. P. Uz. Erſter, zweiter Band." (Leipzig, 1768. kl. 8. mit Kupf.) Dieſe Ausgabe wurde durch Weiße beſorgt, und enthält in dem hinzugekommenen fünften und ſechsten Buche lyriſcher Gedichte noch eine beträchtliche Anzahl Oden und geiſtlicher Lieder. Eine wohlfeilere Handausgabe, bloß mit 4 Vignetten auf Druckpapier, die zu gleicher Zeit veranſtaltet wurde, erſchien in einer N. A. 1772 zu Leipzig, in 8. Nach Uzens Tod erhielten wir die letzte und neueſte Ausgabe: „Poetiſche Werke von Joh. Peter Uz. Nach ſeinen eigenhändigen Verbeſſerungen herausgegeben von Chriſtian Felix Weiße. Erſter, zweiter Band." (Wien,

bei J. B. Degen. 1804. gr. 4. Prachtausgabe auf Velinpapier mit und ohne Kupfer; und in 8., Velinpapier und Druckpapier mit Deutſchen Lettern.) Die Verbeſſerungen hatte Uz vor ſeinem Tode ſeinem Freunde nach Leipzig geſchickt, um ſie bei einer künftigen Ausgabe zu benutzen; ſie ſind nicht beträchtlich, ſo wenig wie die Zuſätze und Vermehrungen; indeſſen gewinnt dieſe Ausgabe durch die neuen Lesarten ſowohl an Verbindung der Gedanken, als an Ausdruck und Politur des Verſes [4]).

5) Joh. Nicol. Götz wurde 1721 in Worms geboren und ſtarb 1781 als Badenſcher Superintendent zu Kirchberg und Winterburg. Er war ein zarter, ſinnvoller Liederdichter, empfahl ſich aber auch in der Elegie [5]), der Idylle und dem Sinngedicht. Alle ſeine Dichtungen zeigen von Streben nach Correctheit. Seine Gedichte wurden von Ramler in einer gefeilten Auswahl herausgegeben unter dem Titel: „vermiſchte Gedichte von J. N. Götz. Manheim, 1785. 3 Thle. 8.

Anmerk. 1) S. Jördens Lexikon ꝛc. Bd. II. S. 139 bis 157; Vetterlein's Handbuch ꝛc. S. 131 bis 146; den Freimüthigen, Jahrgang 1804. Nr. 73, 129, 130, 131, 133; Neue Berl. Monatsſchrift Jahrg. 1802, 1803, 1804, und beſonders die Schrift: „Joh. Wilhelm Ludwig Gleim's Leben. Aus ſeinen Briefen und Schriften, von Wilhelm Körte.“ (Halberſtadt, 1811. 8.)

2) Soll heißen Friedrich Wilhelm Gleim. Dies war aber der Name ſeines Bruders; er ſelbſt hat ſeinen Vornamen auf dem Titel der von ihm herausgegebenen Epiſteln genau angegeben.

3) Joh. Peter Uzens lyriſche Gedichte religiöſen Inhalts, nebſt einigen andern Gedichten gleichen Gegenſtandes ꝛc., mit Melodien zum Singen beim Claviere von J. A. P. Schulz, Capellmeiſter Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Heinrich von Preußen. Hamburg, 1784. gr. 4.

4) Ueber Uzens Leben ſ. Christian Heinrich Schmid's Biographien der Dichter Th. 2. S. 287 — 318, wozu Uz ſelbſt dem Verfaſſer den Stoff mitgetheilt hatte; ferner: Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1796. Bd. I. S. 65 — 153, und in Weißens Vorbericht zu der von ihm beſorgten N. A. von Uzens poetiſchen Werken. Vergl. Vetterlein's Handbuch der poetiſchen Literatur ꝛc. S. 125 — 130.

5) In Friedrichs Schrift „über die Deutſche Literatur" (Berlin, 1780. 8.) kommt S. 9. folgende Aeußerung vor: „Indeß will ich zu den Heroen, die ich genannt habe, noch einen Ungenannten hinzuſetzen, von dem ich reimloſe Verſe geſehen habe; die Cadenz und Harmonie derſelben entſtand aus der Abwechſelung der Daktylen und Spondeen; ſie waren voll von Verſtand, und meinem Ohre wurde ſehr angenehm durch den Wohllaut der Töne geſchmeichelt, deſſen ich unſre Sprache kaum fähig geglaubt hatte. Ich möchte behaupten, daß dieſe Art von Verſification ſich am beſten für unſre Sprache ſchicke, und ſehr große Vorzüge vor dem Reim habe. Wollte man ſich bemühen, ſie dadurch zu vervollkommnen, ſo würde man es wahrſcheinlich hierin weit bringen." — Dieſer Ungenannte iſt Joh. Nicol. Götz; das Gedicht in reimloſen Verſen war „die Mädcheninſel, eine Elegie in Hexametern und Pentametern," welche von Knebel (geb. 1744, geſt. 1834, preiswürdiger Ueberſetzer des Lucrez und Properz) in Potsdam beſonders hatte abdrucken laſſen. S. Friedrich d. Gr. Eine Lebensgeſchichte von J. D. E. Preuß, 3ter Bd. Berlin, 1833. S. 349 — 350.

§. 18. Anna Luiſe Karſch, Eberhard Friedrich Freiherr v. Gemmingen und Joh. Friedrich Löwen.

In dieſer Zeit lebte und dichtete auch

1) A. Luiſe Karſch (mißbräuchlich Karſchin genannt), geb. Dürbach. Sie wurde 1722 auf dem ſogenannten Hammer, einer Meierei bei Züllichau, geboren,

verheirathete ſich mit einem Schneider, lebte ſeit 1761 in Berlin, und ſtarb daſelbſt 1791. Eine Naturdichterin, ohne mehr als einen Anflug von Kunſtbildung zu haben, war ſie lange Zeit eine Art von Cabinetſtück in der Reſidenz Friedrichs. Merkwürdig durch ihr äußeres Leben, das abwechſelnd einfach, ärmlich und glänzend, bald einem idylliſchen, bald einem Bettler=, bald einem vornehmen Zuſtande ähnlich war, hat ſie auch durch glückliche Anlagen zur Poeſie ſich einen Namen gemacht, der nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu den genannteſten damaliger Zeit gehörte [1]. Die ausſchweifenden Lobſprüche, mit welchen ſelbſt beſonnene Männer ſie erhoben, und ſie mit dem Namen einer Deutſchen Sappho belegten, gingen mehr aus dem Anſchauen überraſchender und wunderbar ſich durchkreuzender Schickſale der Dichterin, als aus dem poetiſchen Werth ihrer Lieder hervor, und konnten daher auch die ruhiger urtheilende Nachwelt nicht beſtechen. Auch wir erkennen in ihren Gedichten, beſonders in ihren Oden und Liedern, ein nicht gemeines Talent, eine lebhafte, reizbare Phantaſie, ein feuriges Gefühl, und, ſtellenweiſe, eine gelungene, ſtarke und wohlklingende Sprache, ſo wie Leichtigkeit der Verſification; aber Alles, was Studium heißt, was den Dichter zum Künſtler macht, und den Künſtler zum Vorbilde erhebt, fehlt ihr gänzlich. Sie hat weder Kenntniß alter Schriftſteller, noch der Philoſophie, noch der Sprache (worin es ihr ſogar an den grammatiſchen Anfangsgründen gebrach), und folgte mehr der ſchmeichelnden Bewunderung des großen Haufens, als dem Rath ihrer kritiſchen Freunde (Gleim, Ramler ꝛc.), die ſie zum Studium aufzumuntern ſuchten, daher Leſſing's Prophezeihung in den Literaturbriefen eintraf: ſie würde, führe ſie fort, wie ſie angefangen, zu ſolchen Reimern herabſin=

ken, die ſie, ihren Talenten nach, weit hinter ſich zurück-laſſen könnte.

Die Dichterin ſelbſt veranſtaltete mehrere Sammlungen ihrer Gedichte, von denen eine unter dem Titel: „Auserleſene Gedichte" ꝛc. (Berlin, 1764. 8.), mit einer Vorrede von Sulzer, die reichhaltigſte und beſte iſt. Nach ihrem Tode erſchienen: „Gedichte von Anne Luiſe Karſchin, geb. Dürbach; nebſt ihrem (weitſchweifig erzählten) Lebenslauf, herausgegeben von ihrer Tochter K(aroline) L(uiſe) von Kl(enke), geb. Karſchin." (Berlin, 1792. 8), und N. A. (des Titelblatts) 1797. Dieſe Ausgabe enthält eine eben nicht planmäßige Nachleſe älterer und neuerer Gedichte, aber bei weitem nicht eine vollſtändige Sammlung, deren wir auch nicht bedürfen [2]).

2) Eberh. Friedr. Freiherr von Gemmingen, geb. 1726 zu Heilbronn, geſt. 1791 als Würtembergiſcher Geheimrath. Er gehörte zu den erſten und edelſten Staatsmännern ſeiner Zeit, und verdient auch wegen ſeiner literariſchen Verdienſte ein ehrenvolles Andenken. In ſeinen Liedern beſingt er die Freuden des Landlebens, der Freundſchaft und Geſelligkeit, wie das Lob des Schöpfers und der Natur. Es herrſcht in ihnen mehr warmes Gefühl als Stärke der Phantaſie. Eine Sammlung derſelben erſchien unter dem Titel: „Poetiſche und proſaiſche Stücke von dem Freiherrn von G***. Neue und ſehr vermehrte und verbeſſerte Auflage." (Braunſchweig, 1769. gr. 8.) Zachariä beſorgte ſie wider Wiſſen und Willen des Dichters, daher es zu einer öffentlichen Fehde zwiſchen Beiden kam [3]).

3) Johann Friedrich Löwen, geboren 1729 zu Klausthal auf dem Harze, geſtorben 1771 als Regiſtrator zu Roſtock. Er ſammelte ſeine Gedichte zuerſt unter dem Titel: „Poetiſche Werke," (2 Thle. Hamburg, 1761. gr. 8.)

Im Jahr 1765 und 1766 aber beſorgte er eine neue Ausgabe: „Johann Friedrich Löwens Schriften," in 4 Theilen zu Hamburg. Um indeſſen ſeine Gedichte vollſtändig zu haben, muß man noch ſeine „Geiſtliche Poeſien," (Greifswalde, 1770. 8.) und ſeine: „Romanzen; neue verbeſſerte Auflage nebſt andern komiſchen Gedichten." (Leipzig, 1771. 8.) hinzuthun. Löwen dichtete viel und mancherlei. Er verſuchte ſich im Lehrgedicht, der Erzählung, dem Epigramm, der Ode, dem Liede, der Cantate, dem komiſchen Heldengedicht, der Romanze, der poetiſchen Epiſtel, dem Trauer- und Luſtſpiel; aber nur die Romanzen und einige geiſtliche Lieder können ſeinen Namen erhalten. Schon vor ihm hatte Gleim Romanzen gedichtet, aber Löwen hielt ſich mehr an den eigentlichen Begriff dieſer Dichtungsart, indem er ſie als ein, durch geſchmackvolle Darſtellung veredeltes hiſtoriſches Volkslied anſah, obwohl ihm dieſe Darſtellung in mehreren Dichtungen mißlungen iſt. — In ſeinen geiſtlichen Liedern herrſchte der populäre Ton des Kirchenliedes. Mit Einfachheit verbindet er Lebhaftigkeit und Stärke. Sein Talent erlag dem Druck äußerer Umſtände *).

Anmerk. 1) Merkwürdig iſt die Anekdote, daß Friedrich II., der ſie 1763 nach Sansſouci hatte rufen laſſen, wo er ihr Hoffnung machte für ſie zu ſorgen, ihr 1773 auf einen Mahnbrief zwei Thaler durch die Poſt mit der Beiſchrift ſandte: „Zwei Thaler zum Geſchenk für Deutſchlands Dichterin." Dadurch gekränkt, ſchickte ſie das Geld verſiegelt zurück und ſchrieb dabei:

Zwei Thaler gibt kein großer König;
Ein ſolch Geſchenk vergrößert nicht mein Glück,
Nein, es erniedrigt mich ein wenig,
Drum geb' ich es zurück.

Dennoch hörte ſie nicht auf, dem König in Verſen ihre Noth zu klagen, der dann ſeine kargen Geſchenke immer wiederholte,

bis endlich ſein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. der abgelebten Dichterin ein Haus bauen ließ, in welchem ſie ſich mit Gelegenheitsdichtungen für Geld beſchäftigte.

2) S. Jördens Lexikon ꝛc. Bd. II. S. 607 — 631. Ueber ihren dichteriſchen Werth urtheilt Vetterlein in ſeinem Handbuch ꝛc. S. 481 — 482.

3) S. Schlichtegrolls Nekrolog auf das Jahr 1791. Bd. II. S. 131 — 158. und Berichtigungen und Zuſätze dazu im Nekrolog auf das Jahr 1792. Bd. II. S. 358 — 362.

4) S. Chriſt. Heinr. Schmid's Nekrolog Bd. II. S. 551 — 570.

§. 19. Deutſche Lyriker überhaupt: Michael Denis, Karl Friedr. Kretſchmann, Karl Maſtalier und Joh. Gottlieb Willamow.

Es war im Anfang der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, als unter mehrern Lyrikern Deutſchlands die Liebe zur Bardenpoeſie entſtand. Angeregt wurde ſie wohl durch Klopſtock, der um's Jahr 1767 bei der Umarbeitung ſeiner älteren Oden die mythiſchen Bilder der ſkaldiſchen Poeſie angewandt, und die beiden Bardiete: Hermanns Schlacht und Hermann und die Fürſten vollendet hatte; beſonders genährt aber durch die Bekanntſchaft mit den Geſängen Oſſians, die, von James Macpherſon geſammelt, in's Engliſche übertragen (London 1762), nun auch 1768 in's Deutſche überſetzt wurden. Dies geſchah zuerſt durch

1) Michael Denis, geboren 1729 zu Schärding, geſtorben 1800. Er war Jeſuit, Lehrer am Thereſianum in Wien, und zuletzt Bibliothekar der Hofbibliothek daſelbſt und Hofrath. Dieſer, um die Geſchmacksbildung Oeſtreich's ſehr verdiente Lyriker, dichtete Oden und Lieder, erneute in ihnen den alterthümlichen Bardenton, und nannte ſich auch in ſeinen Liedern und Barden Sined (rückwärts Denis). Sein

Haupt-

Hauptverdienſt beſteht in der Ueberſetzung des Oſſian¹), zu deſſen Naturgeſang aber der von ihm gewählte Hexameter nicht paßt. Eine Ausgabe ſeiner Werke erſchien unter dem Titel: „Oſſian's und Sined's Lieder." Wien, 1781. 5 Bände, und eben daſ. 1791 und 92. 6 Bände. 4. — Daſſelbe Ziel verfolgte

2) Karl Friedr. Kretſchmann, geboren 1738 zu Zittau, daſelbſt Gerichtsactuar bis 1797, und geſt. 1800. Er war ein geiſtreicher Dichter, der den Bardengeſang, die Hymne, das ſcherzhafte Lied, das Sinngedicht und die Fabel bearbeitete. Unter dem angenommenen Namen Rhingulf des Barden ſtellte er ſich würdig neben Denis. Seine ſämmtlichen Werke erſchienen in 7 Bänden, Leipzig, 1784 — 1805. 8. — Mehr Nachahmer des Denis war

3) Karl Maſtalier, geb. 1731 in Wien, geſtorben daſelbſt 1795 als Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften. Wir beſitzen von ihm „Gedichte nebſt Oden aus dem Horaz." Wien 1774. 8. und N. A. 1782.

4) Joh. Gottlieb Willamow, geboren 1736 zu Mohrungen in Preußen, geſtorben 1777 als Profeſſor zu Petersburg, war ein dithyrambiſcher Dichter voll ungeſtümen Feuers und bacchiſcher Trunkenheit. Auch ſuchte er ſich in der dialogiſchen Fabel eine neue Bahn zu eröffnen. Seine „Dithyramben erſchienen Berlin, 1763 und N. A. 1766; ſeine „dialogiſchen Fabeln" Berlin, 1765 und N. A. 1791; die Ausgabe ſeiner ſämmtlichen poetiſchen Schriften aber Leipzig, 1779 und Wien, 1793. 2 Th. 8.

Anmerk. 1) Oſſian oder Oiſian, einer der berühmteſten Gäliſchen Barden, beſang unter den Caledoniern, den alten Bewohnern Schottlands, im 3ten Jahrhundert nach Chr. Geb. die Thaten ſeiner tapfern Landsleute, beſonders ſeines Vaters, des Königs Finghal. Er theilte nach der

Sage mit andern berühmten Sängern des Alterthums das Schickſal der Blindheit, und ſuchte durch Geſang ſeinen Schmerz über das Schickſal ſeiner Lieben, beſonders ſeines Sohnes Oscar zu mildern. Seine Geſänge lebten *bloß im* Munde der Hochſchotten. Sie ſind höchſt rhythmiſch, *voll er*habener Gefühle, kräftig und zart, rührend und erſchütternd. Auch J. G. Rhode überſetzte ſie ins Deutſche 1806 und 1818, ebenſo F. L. Graf zu Stolberg 1806. Seit 1807 beſitzen wir auch die Gäliſchen Originale in 3 Bänden, und die Ueberſetzung aus derſelben in dactyliſchen katalektiſchen Trimetern von G. W. Ahlwardt (Leipzig, 8.) ſeit 1811.

§. 20. Fortſetzung: Joh. Georg Jacobi und Heinrich Wilh. v. Gerſtenberg.

1) Joh. Georg Jacobi, geboren 1740 in Düſſeldorf, lebte als Profeſſor der Philoſophie in Göttingen und Halle, war 1769 Canonicus in Halberſtadt, wo er mit Gleim einen engen Umgang knüpfte, ging 1784 als Profeſſor nach Freiburg, und ſtarb daſelbſt als Regierungsrath 1814. Sein freundliches Verhältniß zu Gleim führte ihn zum Wohlgefallen an deſſen anakreontiſchen Liedern, und gab ihm einen tändelnden Ton, der ſich in ſeinen Briefen zwiſchen Gleim und Jacobi Berlin, 1768 und 1777. 8. in Proſa und Poeſie ausſpricht. Späterhin aber wurde er ernſter und kräftiger, zeichnete ſich im Liede und in der Epiſtel aus. Seine Taſchenbücher, namentlich mehrere Jahrgänge der Iris (1775 — 78, 1803 — 10) enthalten ſehr ergreifende Lieder voll heiterer Lebensweisheit. Er ſammelte ſeine Gedichte unter dem Titel: „Sämmtliche Werke.“ Halberſtadt, 1773—78. 3 Th. 8.; dann vollſtändiger Zürich, 1807 bis 1813. 7 Bde. 8. und N. A. 1819. 12. Zur letzten Ausgabe erſchien als 8ter Band „Leben Joh. Georg Jacobi's von einem

ſeiner Freunde (Joh. v. Ittner)" Zürich 1822, welches auch der neuen Taſchenausg. 1825. 4 Bde. 16. vorangeſetzt iſt.

2) Heinrich Wilhelm von Gerſtenberg, geb. 1737 zu Tondern im Herzogthum Schleswig, war erſt Rittmeiſter zu Kopenhagen, wurde 1775 Königl. Däniſcher Reſident und Conſul zu Lübeck, privatiſirte ſeit 1785 zu Eutin, war dann Juſtizdirector des Königl. Lottos zu Altona, und ſtarb daſelbſt 1823.

Wir ſtellen dieſen Dichter an die Gränze zwiſchen Lyriker und Dramatiker, weil er beiden Dichterklaſſen mit gleichem Ruhme angehört. Als Lyriker hat er ſich durch die artigſten Spiele der Liebe und des Witzes, die in ſeinen „Tändeleien," (3te Aufl. Leipzig, 1765. kl. 8.) enthalten ſind, ein großes Publikum gebildet. Auch den höhern lyriſchen Styl hat er zu halten gewußt in ſeinem „Gedicht eines Skalden," (Kopenhagen, Odenſee und Leipzig, 1766, 4.), einem Geſange im Geiſt der alten Barden, worin er ſich Klopſtock und den §. 19. genannten Dichtern würdig anſchließt. Als Dramatiker hat er ſich ausgezeichnet durch feuriges Gefühl und hohen tragiſchen Styl in „Ugolino, eine Tragödie in 5 Aufzügen." (Hamburg und Bremen, 1768. kl. 4.), zu der er den Stoff aus Dante's Hölle entlehnt hat. Auch iſt von ihm die Cantate „Ariadne auf Naxos." Im Gebiete der wiſſenſchaftlichen Kritik hat er ebenfalls lebhaft eingewirkt durch ſeine „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur," (3 Sammlungen, Schleswig und Leipzig, 1766 bis 1767. 8.), die herrliche Beiträge zur Sprach- und Literaturgeſchichte enthalten, und ein würdiges Gegenſtück zu Leſſing's Literaturbriefen ſind. Eine Sammlung ſeiner Schriften veranſtaltete er ſelbſt noch, unter dem Titel: „Gerſtenberg's vermiſchte Schriften, von ihm ſelbſt geſammelt und mit Verbeſſerungen und Zuſätzen herausgegeben," (3 Bde. Altona, 1815. 16. 8.)

§. 21. Dramatiſche Dichter.
Chriſtian Felix Weiße, Joh. Chriſtian Brandes und Joh. Chriſtian Krüger.

Das Leſſing'ſche Zeitalter war, wie an Ort und Stelle bemerkt worden, die Zeit der Reformation für die Deutſche Bühne. Eine Reihe guter Köpfe wirkten durch ihr dramatiſches Talent mit Eifer theoretiſch und praktiſch für die Veredlung eines bildſamen Vergnügens, das bis dahin nur der gemeinen Sitte gehuldigt, nun aber für den Geſchmack der Gebildeten ſittlich und geiſtig geformt und gehoben werden ſollte. Nicht Alle, die dazu beigetragen, ſind durch nachhaltigen Einfluß für uns merkwürdig geworden; dies hindert uns aber nicht, ihre Verdienſte um den beſſeren Geſchmack ihrer Zeit anzuerkennen. Es gehören dahin:

1) Chriſtian Felix Weiße, geboren 1726 zu Annaberg im Erzgebirge, und geſtorben 1804 als Kreisſteuer-Einnehmer zu Leipzig, gehörte zu den Lieblingen des Volks. Er hatte ſich auf der Univerſität zu Leipzig den philologiſchen und theologiſchen Studien gewidmet, aber ſeine Vorliebe für das Aeſthetiſche, die durch das Theater in Leipzig unter der Neuber aufgeregt und ſpäterhin durch die Koch'ſche Geſellſchaft, bei der Eckhof angeſtellt war, genährt wurde, warf ihn in andere Verhältniſſe und gab ſeiner Beſchäftigung mit den Muſen eine andere Richtung. Späterhin, als die Neigung, für das Theater zu dichten, in ihm erloſch, wirkte er, durch Baſedow aufgemuntert, für die Jugend, und es entſtand ſein vielgeleſener „Kinderfreund" (der oft aufgelegt, eben ſo oft nachgedruckt wurde), und als Fortſetzung deſſelben, ſein „Briefwechſel der Familie des Kinderfreundes," mit deſſen Beendigung er ſeiner literariſchen Thätigkeit ein Ziel ſetzte. So hat er ſich in zwei wichtigen Beziehungen, als Dich-

ter und Pädagog, um Deutſche Bildung verdient gemacht.

Als Dichter hat er zwei Gattungen der Poeſie mit Glück angebaut, die dramatiſche und lyriſche. Seine zahlreichen dramatiſchen Arbeiten ſind theils Trauerſpiele, theils Luſtſpiele, theils Operetten. In der Tragödie fand er unter den Deutſchen keinen tragiſchen Dichter, der ihm an Richtigkeit der Compoſition, an Fruchtbarkeit der Erfindung, an Schönheit und Wohlklang der Sprache, an Leichtigkeit des Versbaues hätte vorleuchten können, auch Niemanden neben ſich, als Leſſing, deſſen Genius mit dem ſeinigen zu gleicher Zeit erwachte und von dem er allerdings an Originalität, an ſcharfer Zeichnung und pſychologiſch genauer Entwickelung der Charaktere, ſo wie an Correctheit der Sprache, mit einem Wort — an Vollendung ſeiner Dichterwerke, übertroffen wurde, vor dem er aber an Reichthum der Phantaſie, an Innigkeit der Empfindung und an Kraft in der Darſtellung ſtarker Gefühle und Leidenſchaften den Vorzug behaupten möchte. Leſſing und Weiße hoben das Deutſche Theater aus ſeinem Nichts hervor; ſie waren die erſten, die es insbeſondere von der Schmach befreiten, keine andere als fremde Trauerſpiele in ſchlechten Ueberſetzungen darbieten zu können; die erſten, die, alle Schwierigkeiten einer holprichten, wäſſerigen und franzöſirenden Sprache überwindend, eine klaſſiſche auf das Theater brachten. Erſt, wenn man dieſe Umſtände berückſichtigt, kann man das unerſchöpflich-fruchtbare dramatiſche Genie unſers Weiße nach ſeinem wahren Werth erkennen.

Zu den Lieblingsſtücken der tragiſchen Muſe unſers Dichters gehört „Romeo und Julie," ſein erſtes bürgerliches Trauerſpiel in Proſa, das lange Zeit auf den meiſten Bühnen Deutſchlands mit Beifall gegeben wurde,

und, neben der Emilia Galotti, ſogar das heroiſche Trauerſpiel auf einige Zeit verdrängte. Sein „Richard der dritte“ (1758, und ſpäterhin umgearbeitet) iſt, ſelbſt nach Leſſing's Urtheil, eins von unſern beträchtlichſten Originalen, reich an großen Schönheiten, die genugſam zeigen, daß die Fehler, mit welchen ſie verwebt ſind, zu vermeiden, nicht über die Kräfte des Dichters geweſen wäre, wenn er ſich ſolche nur ſelbſt hätte zutrauen wollen. Von gleichem Gehalt ſind: „Eduard III.,“ „die Befreiung von Theben“ und „Atreus und Thyeſtes.“ Aber ſein „Fanatismus“ oder „Jean Calas,“ als ſein letztes für die Bühne bearbeitetes proſaiſches Stück, hat zu wenig dramatiſchen Reiz, und bleibt gegen ſeine früheren Arbeiten ſehr zurück. Uebrigens dichtete er, zwar anfänglich in Alexandrinern, aber ſpäterhin in reimfreien Jamben.

Ein noch bedeutenderes Talent hatte er für das Luſtſpiel. Auch hier iſt er einer der erſten, der das komiſche Theater der Deutſchen mit würdigem Stoff verſorgte, welcher dem Geſchmack und der Bildung ſeines Zeitalters gemäß war. Wenn jetzt ſeine Luſtſpiele nicht mehr gegeben werden können, ſo liegt dies nicht ſowohl in einem Mangel allgemeiner Schönheiten, als in der Veränderung unſerer Sitten, unſrer geſellſchaftlichen Verhältniſſe, unſrer Art zu ſcherzen und mit einander umzugehen. Aber ſicher brach er die beſſere Bahn, und wurde Urſach, daß ſpätere Dichter ihn übertreffen konnten. Seine „Poeten nach der Mode,“ ſeine „Haushälterin“ und ſein „Projectmacher“ waren damaligrr Zeit ſtehende Bühnenſtücke. — Geringer iſt Weißens poetiſches Verdienſt um die Operette. Alles, was er in dieſer Dichtungsart geſchrieben, iſt ſchnell hingeworfen, größtentheils auf äußere Veranlaſſung und dringendes Bitten der Koch'ſchen Geſellſchaft. Indeſſen beförderte er dadurch in Gemeinſchaft

mit Hiller, mehr als irgend ein Dichter und Componiſt vor ihnen, den geſellſchaftlichen Geſang. Die komiſchen Opern: „Die Liebe auf dem Lande,“ — „der Dorfbarbier,“ — „die Jagd,“ — „der Aerntekranz“ ꝛc. ſind oft und lange gegeben worden.

In der lyriſchen Dichtkunſt hat er die Form des Liedes, beſonders des Volksliedes, mit Glück angebaut. Was er hier dichtete und Hiller componirte, wurde von der Nation wirklich geſungen und auswendig gelernt. Die Lieder: „Ohne Lieb' und ohne Wein“ — „Die Felder ſind nun alle leer“ ꝛc. haben ſich wie eine Tradition unter dem Volke lange erhalten. Die von ihm herausgegebene Sammlung enthält theils ſcherzhafte, theils Amazonen- und Kriegslieder, theils Kinderlieder. In allen, wo er Original iſt, entzückt ſein naiver, ſchalkhafter Witz, die Anmuth und Leichtigkeit ſeiner Verſe. Die Amazonen- und Kriegslieder des Tyrtäus fallen mit den Gleimſchen in eine Zeit, oder waren zum Theil ſchon früher verfertigt. Sie fanden unter ſeinen Zeitgenoſſen eine Aufnahme, die ſelbſt den Dichter überraſchte.

Sein Verdienſt um die Jugendbildung zu würdigen, gehört in eine Geſchichte der Pädagogik. Hier können wir nur andeuten, daß mit Weiße und Baſedow eine wichtige Epoche des Erziehungsweſens in Deutſchland anhebt. Baſedow hat mehr die Verfaſſung der Schulen, die Methoden des Unterrichts und die Disciplin erſchüttert; Weiße mehr auf die häusliche Erziehung gewirkt, richtiger beobachtet, was wirklich geſchehen konnte, und praktiſch dargeſtellt, wie es geſchehen muß. Weiße der Dichter kann vergeſſen werden, aber Weiße der Kinderfreund (wie er ſeine Wochenſchrift, Leipzig, 1775 — 81. 24 Th. und 1780 — 83. 12 Th. nannte) wird ſeinem Wirken nach fortleben.

Nicht übergangen darf es werden, was Weiße als Redacteur der „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſte“ für wiſſenſchaftliche Bildung geleiſtet hat. Die erſte Einrichtung dieſes Journals (Leipzig, 1757 — 65. 12 Bde. 8.) gehört allerdings Nicolai und Mendelsſohn, und ſie haben in den vier Bänden derſelben, die ſie herausgegeben, als kritiſche Beurtheiler von Werken der ſchönen Literatur mehr gethan als Weiße durch ſeinen Antheil an den Recenſionen der folgenden Bände. Daß aber dieſes Journal, welches damals einem großen Bedürfniſſe abhalf, unter ungünſtigen Umſtänden fortgeſetzt wurde; daß es die Beurtheilung und Bekanntmachung von Werken der Kunſt, ſelbſt des Auslandes, in ſeinen Plan zog, und den guten Geſchmack in den freien Künſten unter den Deutſchen beförderte; daß eine große Anzahl der vorzüglichſten Männer unſerer Nation (Winckelmann, Ludwig v. Hagedorn, v. Gerſtenberg, v. Thümmel, Heyne, Morus, Eſchenburg, Platner, Clodius, Engel, Garve, Daßdorf, Meißner, Brandes, Küttner ꝛc.) an demſelben arbeitete, daß es den anſtändigen Ton der Kritik zu einer Zeit der heftigſten Kämpfe in der literariſchen Welt erhielt: das ehrt unſern Weiße, der für ſein Journal raſtlos thätig, und ein Feind aller Parteilichkeit war [1]).

Dieſes Geſammtverdienſt eines, auch als Menſch tiefgeachteten Mannes, rechtfertigt vollkommen die allgemeine Theilnahme, die ſein Tod in Deutſchland erregte. Seine Mitbürger und die Univerſität veranſtalteten ihm ein Leichenbegängniß, wie es vor ihm kein Dichter und Schriftſteller, nach ihm nur Klopſtock, erhalten hat. Auf dem Leipziger Theater ehrte der Magiſtrat das Andenken des Dichters durch eine Todtenfeier, die in Dresden wiederholt wurde, und mehrere Erziehungsanſtal-

ten begingen durch zweckmäßige Feierlichkeiten das Andenken des liebevollen Kinderfreundes.

Weißens dramatiſche Arbeiten erſchienen zuerſt in dem „Beitrag zum deutſchen Theater," (5 Theile, Leipzig, 1759, Zweite Ausgabe 1765 und dritte 1771. 8) Hierauf folgten von Neuem ſeine „Trauerſpiele," auch in 5 Theilen, Leipzig, 1776. 8., dann ſeine „Luſtſpiele" neu bearbeitet in 3 Theilen, Leipzig, 1783, 8. und ſeine „Komiſche Opern," in 2 Theilen, Leipzig, 1777. 8. Seine Lieder und Geſänge führen den Titel: „Kleine lyriſche Gedichte von Chr. Fel. Weiße. Erſter, zweiter, dritter Band." (Leipzig, 1772. kl. 8. Holländ. Papier mit Kupfern, und Schreibpapier ohne Kupfer.). Hiller's muſikaliſche Compoſitionen der Weißiſchen Operetten erſchienen einzeln zu Leipzig in den Jahren 1769 bis 1771, und die „Lieder für Kinder, mit Melodien," in einer zweiten Auflage zu Leipzig, 1775. gr. 8.[a]).

2) Johann Chriſtian Brandes, geboren 1735 zu Stettin, merkwürdig durch ſeine Schickſale, war Schauſpieler bei mehreren Theatern, privatiſirte zuletzt in Berlin, und ſtarb daſelbſt 1799. Er war zu ſeiner Zeit als Schauſpieldichter der Liebling des Deutſchen Publikums. In ſeinen Theaterſtücken iſt zwar kein Aufwand von dramatiſcher Kunſt, aber Talent und ziemlich geläuterter Geſchmack ſind unverkennbar. Zu ſeinen beſten gehören „Graf von Olsbach" und „der geadelte Kaufmann." Sein Melodrama „Ariadne auf Naxos" (Leipzig, 1777. 8.) iſt der erſte Verſuch in dieſer dramatiſchen Gattung lyriſch-muſikaliſcher Gedichte, und gab Gelegenheit zu verſchiedenen ähnlichen Arbeiten anderer Dichter, z. B. der Gotter'ſchen „Medea." Die erſte Sammlung ſeiner dramatiſchen Arbeiten erſchien unter dem Titel: „Luſtſpiele," (2 Bände, Leipzig, 1774 bis 1776. 8.), und die zweite:

„Sämmtliche dramatiſche Schriften," (8 Bände, Leipzig, 1790 und 1791. 8.) Man hat von ihm eine Selbſtbiographie (2 Bde. Berlin, 1802 bis 1805. 8.)

3) Johann Chriſtian Krüger, geboren 1722 zu Berlin, geſtorben 1750 als Schauſpieler zu Hamburg. Ein Dichter von großem Talent für das Niedrigkomiſche, der, unter günſtigern Verhältniſſen und bei längerem Leben, die mannichfaltigen Fehler ſeiner Dramen leicht verwiſcht haben würde. Sein theatraliſcher Dichterruhm gründet ſich auf die drei Luſtſpiele: „der blinde Ehemann," — „die Candidaten" und „Herzog Michel," in denen er den Moliere nachahmt. Seine Arbeiten ſammelte nach ſeinem Tode, Johann Friedrich Löwen, und gab ſie unter dem Titel heraus: „Johann Chriſtian Krüger's poetiſche und theatraliſche Schriften." Leipzig, 1763. 8.

Anmerk. 1) S. Jördens Lexikon, Bd. V. S. 276 bis 280. Weiße trat mit dem 5ten Bande an Nicolai's Stelle. Von 1766 erſchien dieſe Bibliothek unter dem Titel: „Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freien Künſte," zu Leipzig, die der Verleger (Dyck) bis 1806 fortgeſetzt hat, ſo daß von ihr 72 Bände erſchienen ſind.

2) „Chriſtian Felix Weißens Selbſtbiographie, herausgegeben von deſſen Sohne Chr. Ernſt Weiße und deſſen Schwiegerſohne Sam. Gottlob Friſch. Mit Zuſätzen von dem Letzteren." (Leipzig, 1806. gr. 8.) — Ein Auszug daraus mit einem vollſtändigen Verzeichniß der Schriften von und über Weiße. Freiberg, 1826. 8.

§. 22. Fortſetzung: die tragiſchen Dichter Joachim Wilhelm v. Brawe und Johann Friedrich Freiherr v. Cronegk.

Zwei Jünglinge edler Art, durch Natur und Zeit zu Nebenbuhlern beſtimmt, beinah in gleichem Alter, von gleicher Denk- und Sinnesart, gleicher Liebe zu den

Wiſſenſchaften, hauptſächlich zur tragiſchen Dichtkunſt, und von gleichzeitigem Tod, denn ſie ſtarben in dem nämlichen Jahre, beide an den Blattern. Die Literaturgeſchichte feiert mit Wehmuth ihr Andenken, weil ſie die männliche Kraft und Vollendung ahnet, die in den geiſtvollen Jünglingen unterging.

4) v. Brawe wurde geboren zu Weißenfels 1738, und ſtarb 1758 im zwanzigſten Jahre ſeines Alters, als er eben in Begriff war, die Stelle eines Regierungsrathes in Merſeburg anzutreten. Die uns hinterlaſſenen Denkmäler ſeines Geiſtes beſtehen in zwei Dramen: „Der Freigeiſt“ ein bürgerliches Trauerſpiel, in Proſa, und „Brutus,“ ein heroiſches Trauerſpiel, in reimloſen Jamben. Beide haben mancherlei Fehler und Gebrechen in dem Plan, den Charakteren und der Sprache; aber es ſind Fehler eines achtzehnjährigen Jünglings, der ſelbſt in dieſen Fehlern ſeine Originalität und Anlage zu einem tragiſchen Dichter verrieth. Es ſind Eigenheiten des Plans, der Behandlung und des Dialogs, die nur ein Geiſt von raſcher Jugendkraft trifft und wagt, und die Meiſterhand ausbildet. Was er als Mann der Bühne geleiſtet haben würde, ergibt ſich ſchon daraus, daß ſein Brutus, der etwas ſpäter geſchrieben wurde, viel von dem Freigeiſt voraus hat. Die Charaktere ſind ungleich beſſer ausgeführt, die Situationen rührender und beſſer benutzt. Beſonders überraſchend iſt die Stärke und Kühnheit des Ausdrucks, um ſo mehr, da die hohe tragiſche Sprache damals noch von keinem Weiße verſucht worden war; die fünffüßigen Jamben ſind harmoniſch, und wurden von ihm früher gebraucht, als noch die Kunſtrichter ſie den tragiſchen Dichtern empfohlen hatten.

Beide Trauerſpiele wurden zehn Jahre nach Brawe's Tode unter dem Titel: „Trauerſpiele des Herrn

Joachim Wilhelm von Brawe" zu Berlin, 1768. 8. von Leſſing herausgegeben [1]).

5) Joh. Friedrich v. Cronegk, 1731 zu Anſpach geboren, und geſtorben zu Nürnberg 1758 als Anſpachſcher Kammerjunker und Hofrath im 28ſten Jahre ſeines Alters, war ein ſehr begünſtigter Liebling der Muſen, der mit beſonderer Leichtigkeit dichtete und ſchrieb. Die tragiſche Dichtkunſt war zuletzt ſeine Lieblingspoeſie geworden, und in dieſer hat er auch ſeinen Ruhm begründet, und zwar durch den noch in gereimten Alexandrinern geſchriebenen „Kodrus," der auch von den Herausgebern der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften den Preis erhielt, den Nicolai 1757 auf das beſte Deutſche Trauerſpiel geſetzt hatte, bei welcher Gelegenheit die Berliner Kunſtrichter dem Braweſchen Freigeiſt das Acceſſit (den Belobungspreis) zuerkannten. Bei allen großen Fehlern, die Cronegk's Kodrus hat, übertraf er doch bei dem damaligen Zuſtande der Deutſchen Bühne die Erwartung aller Kenner. Eine ſo edle und ausgearbeitete Poeſie des Styls, eine ſo warme, ſentenziöſe Sprache, und ſo viel fließende Verſe waren damals ſelten. Antitheſen, Tiraden und Sentenzen fielen, gut declamirt, angenehm ins Ohr; die edlen Grundſätze, in denen man mehr den moraliſchen als tragiſchen Dichter erblickt, fanden Beifall, weil ſie ſchön geſagt waren, auch da, wo ſie am unrechten Orte ſtehen. Ueberhaupt begnügte man ſich mit ſchönen Einzelnheiten, und ſetzte das Erhabene des Trauerſpiels in übermenſchliche Geſinnungen und idealiſche Charaktere. Bei dieſem Geſchmack konnte der Kodrus unſers Cronegk des allgemeinen Beifalls, den er auf allen Bühnen erhielt, gewiß ſein. Er wird auch immer eines unſrer angeſehenſten Original-Trauerſpiele aus dieſer Zeit bleiben, denn man erkennt darin einen feſten Geſchmack, tragiſche Kraft und Naturſinn.

Nicht vollendet iſt ſein Trauerſpiel: „Olint und Sophronia,“ ebenfalls in gereimten Alexandrinern, und nächſt dem „Kodrus“ ſein beſtes Stück, ja in Hinſicht auf Handlung, Intereſſe, Charakter und Leidenſchaften, vorzüglicher. Es gründet ſich, wie der Kodrus, auf eine heroiſche Verachtung des Lebens, aber nicht aus Liebe für das Vaterland, ſondern aus Liebe für die Religion. Spätere Dichter, wie Gotter, ſchrieben zur Aufführung dieſes Stücks einen fünften Act, und in Hamburg eröffnete man damit 1767 das Theater, ſo wie Leſſing ſeine ſtrengen Beurtheilungen damit begann. Bemerkenswerth iſt es, daß Cronegk bei dieſem Stück die Chöre der Alten wieder einzuführen ſucht; ſie ſind aber bei der Vorſtellung deſſelben weggelaſſen worden. — Auch in der didaktiſchen Poeſie, ſo wie im ſcherzhaften Liede, zeigte von Cronegk ein nicht gemeines Talent, von dem man, hätte er länger gelebt, einer hohen Ausbildung ſich erfreut haben würde.

Nach Cronegk's Tode beförderte ſein Freund Uz die hinterlaſſenen Werke deſſelben zum Druck. Sie führen den Titel: „des Freiherrn Johann Friedrich von Cronegk Schriften. Erſter, zweiter Band.“ (Leipzig und Anſpach 1760 und 1761. gr. 8. N. A. Anſpach, 1771 — 73. gr. 8), wobei ſich zugleich eine Lebensbeſchreibung des Dichters befindet [2]).

Anmerk. 1) Nachrichten von Brawe findet man in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſte, Bd. III. St. 2., und in Schmid's Biographie der Dichter. Th. I. S. 132. u. f.

2) Eine ausführliche Anzeige der Cronegk'ſchen Schriften liefert die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, Bd. VI. St. 1. und Bd. VIII, St. 1. Vergl. Jördens Lexikon ꝛc. Bd. I. S. 353 bis 365, und Küttner's Charaktere Bd. II. S. 299. bis 302.

§. 23. Idyllendichter: Salomon Geßner.

Die Idylle, früher eine vernachläſſigte Dichtart, wurde um die Mitte des 18ten Jahrhunderts durch einige ſchon genannte Dichter, namentlich Götz und v. Kleiſt angebaut, gewann aber in der Deutſchen Leſewelt ein größeres Gebiet durch

1) Salomon Geßner, geboren 1730 zu Zürich, geſtorben 1787 als Mitglied des großen Raths und Buchhändler. Dieſer ſanfte und in der zeichnenden Kunſt hoch geſchätzte Mann, hat als Naturmaler durch idylliſche Darſtellungen ſich einen ausgezeichneten Ruf erworben, der, von unſerm Standpunkt aus geſehen, ſogar über ſein dichteriſches Verdienſt noch hinausgehen möchte. Die Naturmalerei iſt ihm ſehr gelungen; aber der naive Ton der Idylle häufig verfehlt. Die Perſonen, welche der Dichter darſtellt, ſind nicht ſowohl unverdorbene Naturmenſchen als charakterloſe Weſen, die weniger der Wirklichkeit als einer idealiſchen Unſchuldswelt anzugehören ſcheinen, und uns durch die Sentimentalität ihrer Reden ermüden, ohne uns durch wahre Handlung zu beſchäftigen. Indeſſen hat ſich Geßner durch dieſe Dichtungsart zum Lieblingsſchriftſteller ſeiner Zeit erhoben, ja ſeinen Ruhm ſogar in fremde Länder getragen. Er war es beſonders, der den Franzoſen Achtung für Deutſche Sprache und Literatur einflößte, indem ſeine Idyllen zu Paris durch Michael Huber (geboren 1727 zu Frankenhauſen in Niederbaiern, geſtorben 1804 zu Leipzig, als Profeſſor und Lector der Franzöſiſchen Sprache bei der Univerſität) überſetzt, mehrmals aufgelegt, begierig geleſen und ſtudirt wurden, ſo daß Franzöſiſche Dichter ihm nachbildeten, ihn beſangen, und, wie die ſpätern Griechen den Homer, vielfältig benutzten. Nicht geringer war ſein Anſehen in England und Italien. Er ſchrieb übrigens nur in Proſa, weil er, nach

ſeinem eigenen Geſtändniß, den Versbau nicht in ſeiner Gewalt hatte; doch hat ſein Periodenbau viel Rhythmus.

Der Ausgaben ſeiner Schriften ſind überaus viele. Am bekannteſten ſind folgende: „Salomon Geßner's Schriften," mit Latein. Lettern, 4 Theile, Zürich, 1762, gr. 8.; desgl. 5 Theile, Zürich, 1772; desgl. 5 Theile oder 3 Bände, mit Deutſchen Lettern, Zürich, 1774. 8., und eben ſo 1782; ferner in zwei Quartbänden mit Deutſchen Lettern, Zürich, 1777 (eine Prachtausgabe); ferner mit Latein. Lettern in zwei Bänden, Zürich, 1788. 8.; endlich: „Sal. Geßner's Schriften, 1ſtes, 2tes, 3tes Bändchen," (Zürich, 1789. 16.); mit Latein. Lettern, und in dieſer Geſtalt mehrmals, zuletzt 1818, wieder aufgelegt. Sodann 1824 mit Deutſchen Lettern. Dieſe letztere Ausgabe iſt folgenden Inhalts: Im erſten Bande

1) „Der Tod Abel's, fünf Geſänge." Es iſt ein kleiner Roman, gegründet auf einen bibliſchen Mythus, und poetiſch gehalten, damit die Würde der Einkleidung der Würde des Stoffs entſpreche. Betrachtet man es aber als idylliſches Epos, ſo laſſen ſich gegen dieſes Gedicht, ſowohl was die Handlung als was die Charaktere betrifft, mancherlei Einwendungen machen.

2) „Der erſte Schiffer, in zwei Geſängen," — eine reizende Dichtung, wie die Liebe einſt zur Erfindung der Schifffahrt Veranlaſſung gegeben habe. Geßner legte auf dieſes Epos den meiſten Werth. Ramler hat es verſificirt (Berlin, 1789.) ſ. S. 524.

Im zweiten Bande

1) „Daphnis," ein Schäferepos in drei Büchern, und der Zeit nach, Geßner's erſtes Gedicht.

2) „Evander und Alcimna." 3) „Eraſt." Jenes ein Schäfergedicht, dieſes ein Schauſpiel, beide unbedeutend. Unter den übrigen Stücken dieſes Bandes ſind die

wichtigſten 4) „Die Nacht“ und 5) „ein Gemählde aus der Sündfluth.“

Der dritte Band enthält die Idyllen, die durch Leſung des Theokrit veranlaßt wurden. Klamer Schmidt hat 9 derſelben und Ramler 21 verſifizirt. Ferner vermiſchte Gedichte und einen artiſtiſchen Brief*).

*) Das Beſte über Geßner's Leben finden wir in der Schrift: „Salomon Geßner; von Joh. Jakob Hottinger.“ (Zürich, 1796. 8.)

§. 24. Fortſetzung: Jakob Friedrich Schmidt.

Gleichzeitig mit Geßner lebte und wirkte für den Ruhm Deutſcher Poeſie: 2) Jakob Friedrich Schmidt, geboren 1730 zu Blaſienzell, einem Flecken im Gothaiſchen, und geſtorben 1796 als Prediger zu Gotha. Sein Hauptverdienſt beſteht in ſeinen „Poetiſchen Gemälden und Empfindungen aus der heiligen Schrift. (Altona, 1759. kl. 8.), und in ſeiner Ueberſetzung der Horaziſchen Oden.

Was zuerſt ſeine poetiſchen Gemälde betrifft, ſo beſtehen dieſe in einer Sammlung orientaliſcher Idyllen, worin die Patriarchen aus den erſten Zeiten der Welt an der Stelle arkadiſcher Hirten auftreten. Es ſind 19 an der Zahl, theils in Hexametern, theils in poetiſcher Proſa. Er hat den Charakter der bibliſchen Perſonen und die bilderreiche Sprache des Orients glücklich getroffen, aber durch letztere freilich auch der hohen Einfalt, die das idylliſche Leben charakteriſirt, geſchadet. Indeſſen ſind ſie als die Blüthen ſeines Geiſtes zu betrachten, und wurden überall mit großem Beifall aufgenommen, auch von Michael Huber (Choix de poésies allemandes, T. I. p. 1 — 43.) und von Arnaud (Journal étranger, 1760) in's Franzöſiſche überſetzt.

Sein „Horaz, Lateiniſch und Deutſch, mit Anmerkungen

kungen für junge Leute, 3 Bände," deſſen erſte Auflage zu Gotha 1776, und die neueſte 1793 und 1795. 8. erſchien, iſt eine Arbeit, die Schmidt's Streben nach Vollendung beweiſ't, wenn er auch nicht die ganze Vortrefflichkeit ſeines Originals erreicht hat. Er verſuchte es, die lyriſchen Stücke des Venuſiners in das nämliche Sylbenmaß mit der möglichſten Treue zu übertragen, und wirklich hat er die vielen Schwierigkeiten, welche ſich ihm hier darboten, zum Theil glücklich beſiegt; ſelbſt die Kürze, Kraft und Rundung des Römers iſt oft erreicht, aber (wie ſich der geiſtvolle Beurtheiler dieſer Ueberſetzung, Friedrich Jacobs in Gotha, ausdruckt) „die zarteren Tinten, die verfließenden Striche, die abgewogene Richtigkeit und Schönheit des Ausdrucks entging ſeinen Blicken." Dennoch wird Schmidt als Ueberſetzer des Horaz immer neben Ramler und Voß geſtellt, und unter Denjenigen genannt werden, die das Höchſte der Römiſchen Dichtkunſt auf Deutſchen Boden verpflanzt haben. — Hiebei muß zugleich bemerkt werden, daß auch die Verbeſſerung der Deutſchen Hexameter zu Schmidt's Verdienſten gehört. Schon in ſeinen poetiſchen Gemälden ſind ſie ziemlich rein und wohlklingend; aber ſpäterhin lernte er ſie beſſer bilden, wie ſein Horaz beweiſ't, wo er nicht nur die willkürliche Verkürzung einſylbiger Stammwörter ſorgfältig vermied, ſondern auch auf die Cäſur eine ſchärfere Aufmerkſamkeit wandte. — Unter ſeinen lyriſchen Original-Gedichten ſind ihm mehrere vorzüglich gelungen, beſonders einige Kirchenlieder. Sie erſchienen unter dem Titel: „Gedichte von Jak. Friedr. Schmidt. Erſter Band." (Leipzig, 1786. 8.); ein zweiter Band iſt nicht herausgekommen.*)

*) Nachrichten von Schmidt's Leben und ſeinen literariſchen Arbeiten findet man in Schlichtegroll's Nekro-

log auf das Jahr 1796. Bd. II. S. 133 bis 170, und in Vetterlein's Handbuch ꝛc. S. 467 bis 471, wo auch über ſein poetiſches Verdienſt geurtheilt wird. Vergl. Küttner's Charaktere ꝛc. Bd. II. S. 342 bis 344, ferner: Charaktere der vornehmſten Dichter aller Nationen, Bd. VIII. St. 1. S. 153. St. 2. S 267, und Eichhorn's Geſchichte der Literatur ꝛc. Bd. IV. Abth. 2. S. 823.

§. 25. Didaktiker: Joh. Jakob Duſch, und Magn. Gottfried Lichtwer.

1) Joh. Jakob Duſch wurde 1725 zu Celle im Fürſtenthum Lüneburg geboren, und ſtarb 1787 als Däniſcher Juſtizrath, Director und Profeſſor des Gymnaſiums zu Altona.

Er hatte zu ſeiner Zeit einen großen Namen, beſonders in der didaktiſchen Poeſie. In dieſer nämlich verband er mit vieler Reichhaltigkeit der Gedanken einen ſehr gefälligen und angenehmen Vortrag, Lebhaftigkeit ohne Prunk und Ueberladung, und einen ſehr geläuterten Geſchmack. Den philoſophiſchen Ernſt und metaphyſiſchen Gang ſeiner Lehrgedichte verſtand er durch anziehende Dichtungen und Digreſſionen wirkſam zu beleben und zu erheitern. Sein vornehmſtes Lehrgedicht iſt: „die Wiſſenſchaften, in acht Geſängen," welches zuerſt 1752 zu Göttingen erſchien, in der Folge aber durchweg von ihm ſehr verbeſſert wurde. Ein würdiges Nebenſtück deſſelben iſt ſein Lehrgedicht: „vom Gebrauche der Vernunft," oder, wie er es, umgearbeitet in der neuen Ausgabe ſeiner poetiſchen Werke, nennt: „von der Zuverläſſigkeit der Vernunft." Als Romanendichter hat er ſich nicht unvortheilhaft gezeigt in der „Geſchichte Karl Ferdiner's" (Breslau, 1776 bis 1789) oder, wie das Werk in der Umarbeitung heißt: „Der Verlobte zweier Bräute," (3 Bde. Breslau und Leipzig, 1785. 8.), eine dem Engliſchen nach-

geahmte Erzählung, die von Seiten der Erfindung und Einkleidung zu der Klaſſe der beſſern Romane gehört, und die gewöhnlichen Fehler des Unnatürlichen, Unſittlichen und Grotesken, in Charakteren und Sprache vermieden hat. Auch hier iſt ſein Hauptſtreben auf Beförderung ſittlicher Bildung gerichtet.

Ein beſonderes Verdienſt erwarb er ſich noch durch ſeine „Briefe zur Bildung des Geſchmacks an einen jungen Herrn von Stande. Sechs Theile." (Leipzig und Breslau, 1764 bis 1773. 8.; und N. A. der erſten drei Theile 1773 bis 1779), worin er ſich als einen ſcharfſinnigen und für ſeine Zeit tüchtigen Kunſtrichter zeigt, daher dieſes Buch damals als ein nützliches Handbuch für die Jugend und ihre Lehrer galt. Seine beſten Poeſien bewahren die „Sämmtliche poetiſche Werke," (Th. 1. und 3. (2r erſchien nicht) Altona, 1765 und 67. gr. 8.)[r])

2) Magnus Gottfried Lichtwer wurde 1719 zu Wurzen im Meißniſchen Kreiſe geboren, und ſtarb 1783 als Königl. Preußiſcher Regierungsrath zu Halberſtadt. Seine poetiſchen Arbeiten beſtehen in Fabeln und Erzählungen und einem Lehrgedicht. Jene ſind es, die ihm einen Platz in der Reihe unſerer geachteten Lehrdichter gegeben haben; denn ſie haben ſich durch Neuheit der Erfindung, guten Plan, reine Moral, muntern Ton, Laune und körnichten, oft ſentenziöſen Ausdruck empfohlen. Namentlich gehören dahin: „der Vater und die drei Söhne," — „die ſeltſamen Menſchen," — „der kleine Töffel," — „der Kobold," — „Vater und Sohn" ꝛc. Indeſſen kranken auch mehrere an grammatiſchen Härten, und der Ton ſinkt zuweilen in das Poſſierliche und Niedrige.

Bei der erſten Erſcheinung dieſer Fabeln (Leipzig, 1748) achtete man wenig auf ſie, beſonders da Lichtwer ſich nicht als Verfaſſer genannt hatte. Nach drei Jahren

empfahl Gottſched ſie in einer kritiſchen Anzeige, und nun erſt erſchien 1758 eine zweite Auflage unter dem Namen und Charakter des Verfaſſers. Gottſched trat wieder als Lobredner derſelben auf, und ſpäterhin Ramler, ſo wie endlich auch Moſes Mendelsſohn. Im Jahre 1761 erſchienen abermals „Lichtwer's auserleſene und verbeſſerte Fabeln und Erzählungen, in zweien Büchern.“ Greifswalde und Leipzig, worin der ungenannte Herausgeber (wohl unbezweifelt Ramler) 65 Stück verändert und befeilt hatte. Ungeachtet in der dazu geſchriebenen Vorrede die Lichtwer'ſchen Fabeln ſehr gelobt worden waren, und der Herausgeber den Dichter einen Deutſchen Lafontaine genannt hatte, ſo hielt ſich Lichtwer doch durch dieſes ſonderbare Verfahren ſehr beleidigt, und beſorgte nun gleich im folgenden Jahre 1762 ſelbſt eine neue Ausgabe: „M. G. Lichtwer's Fabeln, in vier Büchern, von dem Verfaſſer ſelbſt herausgegeben. Dritte Auflage.“ (Berlin, gr. 8.), worin er die eigenmächtigen Veränderungen ſeines Correctors faſt alle verwarf, hingegen ſelbſt viele Verbeſſerungen anbrachte und neue Fabeln hinzuthat. Die Lichtwer'ſche Vorrede zu dieſer Ausgabe beſtimmte in der Folge unſern Leſſing, in den: „Briefen, die neueſte Literatur betreffend,“ (Th. 14. Br. 233 — 236), dieſen Streit ſowohl von ſeiner äſthetiſchen als moraliſchen Seite zu betrachten, und ihn auf eine eben ſo einſichtsvolle als unparteiiſche Weiſe zu entſcheiden. Die letzte Ausgabe beſorgte Lichtwer zu Berlin 1775. 8., ohne erhebliche Veränderungen, und nach ſeinem Tode veranſtaltete der Verleger die neueſte Ausgabe, Berlin, 1782, 8., die bloß ein Abdruck der vorigen iſt[2]).

Außer den Fabeln ſchrieb Lichtwer ein Lehrgedicht, unter dem Titel: „das Recht der Vernunft, in fünf Büchern, von M. G. Lichtwer.“ (Leipzig, 1758. kl. 4.),

in Alexandrinern; doch konnte dies keinen Beifall finden, da ihm alle Eigenſchaften eines Gedichts mangeln, und es bloß als ein in Verſe gebrachtes Naturrecht nach dem Wolfiſchen Syſtem zu betrachten iſt [3]).

Anmerk. 1) Ueber ſein Leben ſ. das Journal von und für Deutſchland 1788. St. 2. S. 212, und St. 12. S. 514 u. f. Seine Schriften hat Meuſel in ſeinem Lexikon der vom Jahre 1750 bis 1800 verſtorbenen Deutſchen Schriftſteller, Bd. II. S. 447 bis 450. verzeichnet, und über ſeinen poetiſchen Charakter hat Küttner in ſeinen Charakteren, Bd. II. S. 348 bis 351. geurtheilt.

2) Eine gut zuſammengedrängte Erzählung dieſes Streits nebſt den von den vornehmſten Kunſtrichtern damaliger Zeit gefällten Urtheilen, findet ſich in Jördens Lexikon ꝛc. Bd. III. S. 371 bis 382. Vergl. Vetterlein's Handbuch ꝛc. S. 380.

3) Ueber Lichtwer's Leben und Verdienſte ſchrieb ſehr weitſchweifig Friedr. Wilh. Eichholz. (Halberſtadt, 1794. 8.) Eine kurze Nachricht, von Lichtwer ſelbſt aufgeſetzt, findet ſich in Chriſt. Heinr. Schmid's Biographie der Dichter, Th. II. S. 474 u. f. Eine vollſtändige Ausgabe ſeiner Schriften erſchien von ſeinem Enkel E. L. M. Pott. Mit einer Vorrede und Biographie Lichtwer's von Friedr. Cramer. Halberſtadt, 1828. 16.

§. 26. Romanen-Literatur.

Der Roman, der ſeinem Weſen nach der erzählenden Poeſie angehört, ſeiner Form nach aber proſaiſch iſt, findet — wenn man die abenteuerlichen Rittergeſchichten, Volksbücher und allegoriſirenden Erzählungen aus der Schäferwelt von ſeinem Begriff ausſchließt — in Deutſchland ſein Entſtehen erſt um die Mitte des 18ten Jahrhunderts. In dieſer Zeit lernte man unter den verſchiedenen Arten (Kunſt-, komiſchen, philoſophiſchen, ſenti-

mentalen, humoriſtiſchen, ſatiriſch, hiſtoriſchen) beſonders die empfindſamen Familien-Romane des Engländers Samuel Richardſon aus Derbyſhire (geb. 1689, † 1761), eines geachteten Londoner Buchdruckers, namentlich deſſen Pamela, Clariſſa und Grandiſon kennen; ferner die höchſt ſinnlichen und komiſchen Familiengemälde des Henry Fielding aus Sharpham Park (geboren 1707, † 1754), namentlich deſſen Tom Jones (4 Bände), Amelia (2 Bände) und Joſeph Andrews; ferner des klaſſiſchen Humoriſten Laurence Sterne aus Clomwell in Irland (geboren 1713, † 1768), des Verfaſſers von Yorik's empfindſamen Reiſen durch Frankreich und Italien, der durch ſeinen Roman „Leben und Meinungen des Triſtram Shandy" faſt in allen gebildeten Sprachen Verehrer fand. — Dieſe Romane wurden (wie in unſrer Zeit W. Scott und J. F. Cooper) mit allgemeiner Begier ergriffen, überſetzt und nachgeahmt, und ſo erregten ſie in Deutſchland den Sinn für den Roman und beſonders für den Familienroman, der, wenn auch von Muſäus perſiflirt, doch herrſchender Geſchmack wurde, und es bis in das 19te Jahrhundert hinein geblieben iſt. Die namhafteſten, hieher gehörigen Dichter ſind:

§. 27. Joh. Timoth. Hermes, Joh. Martin Miller, Joh. Heinr. Jung, Sophie Laroche, Aug. Lafontaine, Chriſt. Friedr. Sintenis und Friedr. Auguſt Schulz.

1) Joh. Timoth. Hermes, geb. 1738 zu Petznick bei Stargard, geſtorben als Propſt zu Breslau 1821, bearbeitete den empfindſamen und moraliſchen Roman. Er ſchrieb zuerſt „Geſchichte der Miſs Fanny Wilkes" (Leipzig, 1766. 8.), dann „Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen" (Leipzig, 1770 — 73, 5 Bände 8., nachher

1778 durch einen ſechsten Band vermehrt). Dies iſt ſein Hauptroman, der ſich durch glückliche Schilderungen Deutſcher Sitten in einer edlen, obwohl etwas breiten Sprache auszeichnet, auch mehrere gelungene Lieder enthält, z. B. „Dir folgen meine Thränen.“ Auch mehrere ſpätere Schriften: „Für Töchter edler Herkunft“ (1787. 3 Thle.) „Manch Hermäon“ (1788) und „Für Eltern und Eheluſtige“ (1789. 5 Thle.), „Zween litterariſche Märtyrer“ (1789. 2 Thle.) und „Verheimlichung und Eil“ (1802. 2 Thle.) fanden überall günſtige Aufnahme.

2) Der Hauptdichter der empfindſamen Romane iſt: Joh. Martin Miller, geb. 1750 zu Ulm, geſt. daſelbſt 1814, als Decan und geiſtlicher Rath. Obwohl ſeine ſchwärmeriſche, mondſüchtige Natur ihn oft zu einer ermüdenden Empfindelei führt, iſt er doch der geleſenſte Schriftſteller ſeiner Zeit. Sein Hauptroman „Siegwart, eine Kloſtergeſchichte“ (1776. 3 Thle.), worin auch mehrere naiv zärtliche Geſänge vorkommen, bewirkte in vielen empfindſamen Gemüthern eine Aufregung, die damals zu dem Ausdruck ſiegwartiſiren führte. Nicht minder bekannt iſt ſein „Briefwechſel dreier akadem. Freunde“ (Ulm 1776 und 1777.), und ſeine „Geſchichte Karl's v. Burgheim und Emiliens von Roſenau“ (1778 — 79. 3 Bde.) Außerdem beſitzen wir von ihm Elegien, Lieder und Predigten. Mehrere ſeiner Lieder, z. B. das ganze Dorf verſammelt ſich, erhoben ſich damals zum Range wirklicher Volkslieder.

3) Auch Joh. Heinr. Jung, genannt Stilling, geb. 1740 zu Gründ im Naſſauiſchen, geſt. 1817 in Karlsruh, wirkte ohne tiefe dichteriſchen Anlagen, durch fromme Gefühle und ſchwärmeriſche Phantaſie auf die Leſewelt ſeiner Zeit. Sein Hauptwerk iſt: „Heinrich Stillings Jugend, Jünglingsjahre und Wanderſchaft“ Berlin, 1777.

4 Theile, 8., (ſpäterhin unter dem Titel: Heinr. Stillings Leben, eine wahrhafte Geſchichte in 5 Theilen. Baſel und Leipzig, 1806. 8), worin die außerordentlichen Wechſel ſeines eignen ſchuldloſen und frommen Lebens höchſt idealiſirt erzählt werden. Seine anderen Romane ſind: „Morgenthau" 1779. 2 Thle. 8.; „Florentin von Fahlendorn" 1781. 3 Thle. 8.; „Stillings Heimweh" 1794. 4 Th. 8.; auch mehrere, zum Theil ascetiſche Schriften.

4) Sehr achtungswerth zeigt ſich in der Familien-Romanendichtung Sophie Laroche, geb. 1730 geſt. 1807, eine hochgebildete edle Frau, der die ſittliche Reinheit ihres Geſchlechts ſehr am Herzen lag. Davon zeugen ihre anziehenden Familien-Gemälde in der „Geſchichte des Fräuleins v. Sternheim" (1771), in „Roſaliens Briefe" (1779) und in ihren „moraliſche Erzählungen" (1785, 2 Bde.)

5) Einen weit verbreiteten Ruf erwarb ſich: Aug. Heinrich Jul. Lafontaine, geb 1759 zu Braunſchweig, Feldprediger zu Halle, geſt. 1831. Er war der fruchtbarſte und geleſenſte Romanendichter, dem man auch in den meiſten ſeiner ernſten Familien-Romane Kenntniß des menſchlichen Herzens, gefällige Darſtellung und angenehme Unterhaltungsgabe nicht abſprechen kann. Aber er wiederholte ſich zu merklich und überlebte ſich in der Vielſchreiberei. Seine Hauptromane ſind: „Rudolph v. Werdenberg" (1793) „Klara Du Pleſſis" (1794), „Quinctius Heymeram von Flaming" (1795), und ſeine „Familiengeſchichten" (1797). Sein Leben beſchrieb Gruber 1833.

6) Chr. Friedr. Sintenis, geb. 1750, geſtorben 1819, bezweckte durch praktiſche Moral die Veredlung des häuslichen Lebens. Auch gewann er ſich bei faßlicher Sentimentalität ein großes Publikum durch ſeinen: „Hallo's glücklicher Abend" 1783. 2 Thle. 8., durch „Theodor's glücklicher Morgen," 1789 und 1801. 8., durch „Flem-

ming's Geſchichte" 1789 und 1807, und „Elias Klap-roſe" 1785.

7) Friedr. Auguſt Schulz, genannt Laun, geb. 1770, Finanz-Sekretär in Dresden, und mehrere andere, die einer ſpäteren Zeit angehören.

§. 28. Fortſetzung: Joh. Karl Aug. Muſäus, Joh. Gottlieb Schummel und Joh. Gottwerth Müller.

Im Gebiet des ſatiriſchen und komiſchen Romans, der mit dem empfindſamen faſt gleichzeitig entſtand, arbeiteten, außer Wieland (ſ. §. 10.)

8) Joh. Karl Auguſt Muſäus, geb. 1735 zu Jena, geſtorben 1787 als Profeſſor zu Weimar. Ein ſatiriſcher Dichter, aber doch gutmüthig, harmlos und heiter. Er kämpfte gegen die Thorheiten ſeiner Zeit; zuerſt gegen das Unweſen, welches Richardſons Grandiſon durch ſeine Ideale in ſchwachen Nachahmungen erzeugte, indem er ſeinen „Grandiſon der Zweite" herausgab, eine ſatiriſche Parodie, die Eiſenach 1760, 3 Thle. 8. und umgearbeitet unter dem Titel: „Der Deutſche Grandiſon" 1780 erſchien, und ſehr beifällig aufgenommen wurde; dann ſtrafte er mit üppiger Laune die Mißbräuche und Thorheiten, welche Lavater's Phyſiognomik anrichteten, in ſeinen „Phyſiognomiſchen Reiſen," vier Hefte, Altenburg, 1778. 8. Zum Nationalſchriftſteller aber machte er ſich durch die „Volksmährchen der Deutſchen" 1782, und N. A. Gotha, 1787. 5 Bde. 8., und eine Taſchenausgabe 1826, beſorgt von Jacobs. Sein letztes Werk war eine Reihe von Erzählungen, betitelt: „Straußfedern," wovon nur der erſte Band 1787 erſchienen iſt. Eine Ausgabe ſeiner nachgelaſſenen Schriften veranſtaltete v. Kotzebue. Leipzig,

1791. 8. — Ihm geiſtesverwandt, obwohl etwas derber Natur iſt

9) Joh. Gottlieb Schummel, geboren 1748 zu Seitendorf in Schleſien, und geſtorben zu Liegnitz 1814. Er hat mehrere ſatiriſche Romane geſchrieben, unter denen „Spitzbart“ 1779 der gelungenſte und witzigſte iſt. Darin ſatiriſirt er in einem grotesken Zerrbilde die pädagogiſchen Neuerungen Baſedow's.

10) Joh. Gottwerth Müller, geb. 1744 in Hamburg, geſt. 1828 in Itzehoe, beförderte ſeinen großen Ruf als humoriſtiſcher Romanſchriftſteller durch ſeinen „Siegfried von Lindenberg“ Hamburg, 1779. 4 Thle. und zum 5ten Male aufgelegt 1790, (zuletzt: Leipzig, 1830. 3 Th. 12. u. Jena, 1830. 4 Th. 8.) der den vornehmen Dünkel im geſellſchaftlichen Leben zur Zielſcheibe ſeines Spottes macht. Späterhin folgten mehrere leicht unterhaltende und belehrende, obwohl mitunter etwas redſelige Romane z. B. „Komiſche Romane aus den Papieren des braunen Mannes“ Göttingen 1784 — 94. 8 Bde. 8., „Friedrich Brack, oder Geſchichte eines Unglücklichen,“ Berlin und Stettin, 1793 — 95. 4 Bde. u. ſ. w.

§. 29. Fortſetzung: Friedr. Heinr. Jacobi, Friedr. Max. v. Klinger, Karl Chriſtian Graf zu Benzel-Sternau, Wilhelm Heinſe, Aug. Gottlieb Meißner und Ignaz Aurel. Feßler und Andere.

Unter den philoſophiſchen Romanendichtern zeichneten ſich aus:

11) Friedrich Heinrich Jacobi, geb. 1742 zu Düſſeldorf, geſt. 1819 als Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften zu München. Sein vollendetſter Roman iſt „Woldemar,“ (Flensburg, 1779. 8. und umgearbeitet, 2 Thle. Königsberg, 1796). Als Philoſoph war er eine

der größten Zierden Deutſchlands, der Plato der Deutſchen. Davon ſpäterhin. Eine vollſtändige Ausgabe ſeiner „Werke" fing er ſelbſt an 1812, und es erſchienen davon bis zu ſeinem Tode Bd. I. bis III., Bd. IV. in 3 Abtheilungen, und Bd. V. (gr. 8. Leipzig), denen 1825 Bd. VI. und ſein Briefwechſel (2 Bände, 1825. 1827.) folgten. Vergl. „Friedr. Heinr. Jacobi, nach ſeinem Leben, Lehren und Wirken dargeſtellt von Schlichtegroll, Weiller und Thierſch." (München, 1819.)

12) Friedrich Maximilian v. Klinger, geb. 1753 zu Frankfurt a. M., war zuletzt Curator der Univerſität Dorpat und Director verſchiedener Bildungsanſtalten zu Petersburg, ſtarb 1831. Seine Romane ſind reich an hohen, kräftigen Gedanken und erhabenen Geſinnungen; aber ſeine Verachtung der Welt und ſein troſtloſer Glaube an die Uebermacht des Schickſals erfüllt den Leſer überall mit Grauſen. Unter ſeinen Romanen ſind am bedeutendſten: „Fauſt's Leben, Thaten und Höllenfahrt," (Petersburg u. Leipz., 1791), „Geſchichte Raphaels de Aquillas, in 5 Büchern, ein Gegenſtück zu Fauſt," (Petersburg, 1793), und „der Weltmann und der Dichter" (Leipzig, 1798). Goethe, ſein Landsmann und Jugendfreund, ſagt von ihm, (ſ. Wahrheit und Dichtung, Bd. 3.): Klinger gehört unter die, welche ſich aus ſich ſelbſt, aus ihrem Gemüth und Verſtande heraus zur Welt gebildet hatten. — Auch ſchrieb er viel Dramatiſches, namentlich die Trauerſpiele: „Conradin," „Die Zwillinge" und „Damokles." In allen geniale Ueberſpannung und düſtere Weltanſicht. Wir beſitzen von ihm ſelbſt eine Ausgabe ſeiner „Werke," in 12 Bänden. Königsberg, 1815. gr. 8.)

13) Karl Chriſtian Graf zu Benzel-Sternau, geboren 1750 in Mainz, ſeit 1812 Badenſcher Geheimrath und Miniſterial-Director, ſchrieb mehrere geiſt-

volle Romane, unter denen „das goldene Kalb" eine Biographie 1802 — 1804. 4 Bde. 8. ſeinen Ruhm begründet hat. Darauf folgten: „die Lebensgeiſter" Gotha, 1804, „Geſpräche im Labyrinth," 3 Bde. 1806. und „der ſteinerne Gaſt" 4 Th. 1808. 8. Bilderreichthum, unerſchöpflicher Witz, tiefe Menſchenkenntniß ſind der Charakter ſeiner Werke; doch liegt in ihnen auch viel Geſuchtes, Dunkles, Ueberladenes.

14) Im Kunſtromm zeichnete ſich durch Genialität aus: Wilhelm Heinſe, geboren 1746 zu Langenwieſen im Thüringer Walde, geſtorben 1803. Eine kräftige Natur, in der eine reizbare Phantaſie ſchwelgeriſch und üppig nach ſinnlichem Genuß ſtrebend, zugleich hochgebildet, mehr durch Weltumgang und dreijährigen Kunſtgenuß in Italien als durch Studien, gab er ſich auch als Schriftſteller in ſeiner ganzen lüſternen Sinnlichkeit hin, ſo daß ſelbſt Wieland, durch den er in Erfurt ſeine poetiſche Richtung erhalten, an ſeinen wolluſtathmenden Schriften Aergerniß fand. Sein Hauptwerk iſt: „Ardinghello und die glücklichen Inſeln" 2 Bände, Lemgo, 1787, 1794 und 1821.

15 und 16) Auch zwei hiſtoriſche Romanendichter dürfen nicht übergangen werden: Auguſt Gottlieb Meißner, geboren 1752 zu Bauzen, geſtorben 1807 zu Fulda; und Ignaz Aurelius Feßler, geboren 1756 zu Preßburg, war Präſident des evangel. Conſiſtoriums in Saratow, und wurde, nach Aufhebung deſſelben, 1834 evangel.-luther. Kirchenrath in St. Petersburg.

Meißner war ein fruchtbarer, anmuthiger, aber nicht correcter Erzähler, der ſich beſonders durch ſeine Skizzen, (3te Auflage, Leipzig, 1792 — 1796. 14 Bände. 8.) ein großes Leſepublikum gewann. Sein Alcibiades (1781) beſonders verbreitete den Geſchmack an hiſtoriſchen Romanen.

Feßler, dieſer im bürgerlichen wie im literariſchen Leben viel bewegte Mann zeigte ſich ſeit dem Jahre 1790 als Gelehrter und Denker in vielen namhaften Werken, unter denen ſein Mark Aurel (1790), Ariſtides und Themiſtokles (1792), Matthias Corvinus (1793) und Attila (1794) am meiſten beachtet wurden. Seine „Rückblicke auf eine ſiebenzigjährige Pilgerſchaft" (Breslau, 1826.) enthalten eine intereſſante Autobiographie.

Bei der überſchwenglichen Fruchtbarkeit dieſes Gebiets würde ſich hier noch eine bedeutende Anzahl von Namen anreihen laſſen, die zu ihrer Zeit in den Leſebibliotheken Deutſchlands Klang hatten. Wir nennen hier zunächſt einige Stimmführer unter denen, die mit Ritter-, Geſpenſter-, Raub- und Mordgeſchichten ihr Publikum unterhielten; dahin Chr. Heinr. Spieß (geb. 1755, geſtorben 1799), mit ſeinen „Biographien der Selbſtmörder" (1785) und „der Wahnſinnigen" (1795), dem „Alten überall und nirgends" (1793), den „Löwenrittern" (1794) und andern; Karl Gottlieb Cramer (geboren 1758 geſtorben 1819) mit ſeinem „Erasmus Schleicher" (1789), „Haspar a Spada" (1792); beſſerer Art waren: Benedictine Naubert, geb. Hebenſtreit (geb. 1756, geſt. 1819) mit „Emma u. Eginhardt" (1785), „Walther v. Montbarry" (1786) „Hermann v. Unna (1788) u. ff.; Leonhard Wächter oder Veit Weber (geb. 1762, geſt. 1821) mit „Sagen der Vorzeit" (1787), „Holzſchnitten" (1793) u. ff. Mehrere andere ſpielen mit ihren für bloße Unterhaltung berechneten Romanen noch in unſerer Zeit, daher wir ſie hier lieber übergehen.

§. 30. Humoriſtiſche Schriftſteller.

Humor*) nennen wir diejenige ſubjective Stimmung, welche den Dichter bei ſeiner Weltanſchauung die Verkehrtheit und Schlechtigkeit der Menſchen überhaupt, doch

mehr mit menſchlichem Bedauern als mit ſtrafendem Zürnen betrachten läßt. Daher ſteht der Humoriſt in der Mitte zwiſchen dem Komiker und Satiriker, er lacht, indem er weint, und iſt ernſt, indem er ſcherzt; aber nie macht er lächerlich, denn ſein Humorismus hat immer das Gepräge der Gutmüthigkeit, er will nicht verletzen ſondern heilen, und in der Entzweiung der Menſchen die Harmonie herſtellen.

Hiernach iſt das Humoriſtiſche nicht eine eigene Form der poetiſchen Darſtellung, ſondern nur eine eigenthümliche Auffaſſungsweiſe, die zu allen Gattungen der Poeſie paſſen kann; am beſten aber verbindet es ſich mit dem Roman. Die Engländer, als die ernſthafteſte Nation, haben die meiſten Humoriſten aufzuweiſen, unter denen Sterne und Swift hervorragen; die Franzoſen, als die witzigſte, am wenigſten. Die Deutſchen haben ſchon im 16ten und 17ten Jahrhundert einige humoriſtiſche Köpfe zu nennen, wie Fiſchart und Moſcheroſch, doch iſt das, was ſie belebt, mehr Witz, Ironie, Perſiflage und Laune, als eigentlich humoriſtiſcher Geiſt. Höher ſtellten ſich Thümmel, v. Hippel, Hamann, Claudius, Jean Paul Richter, Wagner, Hoffmann, v. Chamiſſo und Tieck.

Anmerk. *) Dieſer, nach ſeiner phyſiologiſchen Bedeutung im Lateiniſchen bekannte, in pſychologiſcher Bedeutung durch Laune ausgedruckte, aber in äſthetiſcher Beziehung, wie hier, nicht wieder zu gebende Begriff iſt am ſcharfſinnigſten aufgefaßt worden in Jean Paul's Aeſthetik Th. 1. S. 173 ff. Nach ihm iſt der Humor das umgekehrte Erhabene, oder ein auf das Unendliche angewandtes Endliche, ein in's Unendliche gehender Contraſt, oder das Romantiſch-Komiſche.

§. 31. Fortſetzung: Moritz Aug. v. Thümmel, Theod. Gottlieb v. Hippel, Joh. Georg Hamann, Matthias Claudius, Jean Paul Friedr. Richter, Ernſt Wagner, Ernſt Theod. Amadeus Hoffmann, Adelbert v. Chamiſſo und Ludwig Tieck.

1) Moritz Auguſt v. Thümmel, geboren 1738 zu Schönfeld, einem Rittergute nahe bei Leipzig, ſtudirte 1756 zu Leipzig die Rechte, war Herzoglich-Koburgiſcher Geheimrath und Miniſter bis 1783, da er ſich von allen öffentlichen Geſchäften zurückzog; ſtarb 1817. — Ein feiner, gewandter, witziger Kopf, der im Roman und der poetiſchen Erzählung zu den erſten ſentimentalen und humoriſtiſchen Schriftſtellern der Deutſchen gehört. Seinen Ruhm gründete er ſchon 1764 durch ſein proſaiſches komiſches Heldengedicht: „Wilhelmine oder der vermählte Pedant,“ (4te Auflage, Leipzig, 1777. kl. 8.), worin er die idylliſche Liebe eines wackern Dorfpfarrers und ſeiner im Glanz des Hoflebens erzogenen Braut mit liebenswürdiger Schalkhaftigkeit ſchildert; aber den ganzen Reichthum und die höchſte Gewandtheit ſeines Geiſtes zeigte er in ſeiner „Reiſe in die mittäglichen Provinzen von Frankreich im Jahre 1785 bis 1786,“ (10 Theile, 1791 — 1805. 8.), einem der geiſtvollſten Romane, voll echten Humors und reich an treffenden Charakteren, Schilderungen, rührenden und ſcherzhaften Scenen, worin ſich Deutſche Gutmüthigkeit und Franzöſiſche Leichtigkeit wunderbar miſchen. Die achtungswertheſten Männer der Nation, Lichtenberg, von Klinger, Friedr. Jacobs, Garve, Eichhorn und Mehrere, haben über den Werth dieſes Romans ihren lauten Beifall ausgeſprochen. Eine Ausgabe ſeiner „ſämmtlichen Werke“ erſchien in 6 Bänden, (Leipzig, 1812. 8. N. A. 1820. 8.) Man vergleiche über ihn: „Leben M. A. v. Thümmel's, von J. E. v. Gruner,“ (Leipzig, 1820.)

2) Theodor Gottlieb v. Hippel, geboren 1741 zu Gerdauen, einer kleinen Stadt in Oſtpreußen, geſtorben 1796 als Stadtpräſident zu Königsberg. Ein Mann von überwiegenden Geiſteskräften als Geſchäftsmann und als Dichter, originell im Leben und in ſeinen Schriften. Kant nannte ihn einen Plan- und Centralkopf. Drei Werke ſind es, die ſeinen Ruhm verewigen: ſein Buch „über die Ehe," (4te Auflage, Berlin, 1793. 8.) — er, der größte Lobpreiſer der Ehe, lebte ehelos! — dann im Fache der humoriſtiſchen Romane, ſeine „Lebensläufe in aufſteigender Linie," (3 Theile, Berlin, 1778 — 1781. 8.), ſein vorzüglichſtes Werk voll Geiſt und Witz, durch welches die Hauptwahrheiten des Kantiſchen Syſtems, ſo wie er ſie durch Vorleſungen und im Umgang mit Kant aufgefaßt hatte, populariſirt werden, — und ſeine „Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z." (2 Bände Berlin, 1793 und 1794.), ſeine letzte und correcteſte Schrift. — Auch ſeine „Handzeichnungen nach der Natur," (Berlin, 1790. 8.) gewannen einen hohen Rang. Es ſind Monologen, Paramythien eigener Art, die ſich durch Zartheit, Herzlichkeit und geiſtvolle Benutzung der Natur dem fühlenden Herzen empfehlen. Eine Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke erſchien zu Berlin 1827 ff. 12 Bde. 8.

3) Joh. Georg Hamann, geb. 1730 zu Königsberg in Preußen, ſtudirte erſt Theologie, dann Jurisprudenz, verwaltete nach einander vielfache Aemter, und ſtarb nach einem unſtäten Leben zu Münſter 1788. Im Leben verkannt und wenig verſtanden, iſt er einer der ausgezeichnetſten Köpfe des 18ten Jahrh. Voll gläubiger Ahnungen kämpfte ſein tiefer Geiſt in einer oft dunkeln und myſtiſchen Sprache für den Gefühls- und Offenbarungsglauben gegen den anmaßenden Zeitgeiſt, der Alles zu deuten und zu erforſchen wähnt, daher er der Magus aus

Norden genannt wurde. Nach ſeinem Tode erſt fand ſein Verdienſt einen Anwalt in Herder, und nun wurden ſeine kleinen, aber zahlreichen Schriften geſammelt von F. Roth. Berlin 1821 — 28, 8 Bde. Die wichtigſten ſind: „Sokratiſche Denkwürdigkeiten für die Langeweile des Publikums (1759)“, „Die Wolken (1761)“, Die Kreuzzüge des Philologen (1762)“ und „Golgatha und Scheblimini, von einem Prediger in der Wüſte (1784)“.

4) Matthias Claudius, genannt Asmus oder der Wandsbecker Bothe, geboren 1740 zu Reinfeld, einem Flecken im Holſteinſchen, unweit Lübeck, lebte anfangs als Privatmann in Wandsbeck, einem Flecken bei Hamburg, wurde zuletzt Reviſor bei der Schleswig-Holſteinſchen Bank in Altona, und ſtarb 1815 zu Hamburg. Einer der beliebteſten Volksdichter der Deutſchen, deſſen Werke ein originelles Gepräge echten Humors, unbefangener Naivetät und offener Herzlichkeit haben. Er ſammelte ſeine zerſtreuten Gedichte und Aufſätze unter dem Titel: Asmus omnia sua secum portans, oder ſämmtliche Werke des Wandsbecker Bothen,“ (einer politiſchen Zeitung), 8 Theile, Wandsbeck und Hamburg, 1775 bis 1812. kl. 8. N. A. unter dem Titel: Matthias Claudius' Werke.“ (4 Bde. Hamburg, 1819. gr. 8.). Es wechſeln darin Lieder, Romanzen, Elegien, Fabeln ꝛc. mit proſaiſchen Aufſätzen ab. So viel die Kritik auch an dieſen Dichtungen auszuſetzen haben mag, ſo werden ſie doch durch inniges, chriſtliches Gefühl, kindlich-herzliche Gutmüthigkeit, Witz und Laune dem Deutſchen Vaterlande immer werth bleiben.

5) Johann Paul Friedrich Richter, oder — wie er ſich ſelbſt nannte — Jean Paul, geb. 21. März 1763 zu Wunſiedel im Baireuthſchen, ſtarb als Legationsrath in Baireuth 1825 den 24ſten Novbr. Ein

Mann, in welchem ſich tiefes und feines Gefühl mit einer ausnehmenden Fülle der Phantaſie, einem unerſchöpflichen Witz, einer großen Kenntniß des menſchlichen Herzens, und einer ausgebreiteten Bekanntſchaft im Reiche der Wiſſenſchaften vereinigte. Er gehört zu den unergründlichen räthſelhaften Geiſtern, die, getadelt und bewundert, verſtanden und nicht verſtanden, noch eine intereſſante Aufgabe für eine ſpätere Welt ſein werden. Unter den Deutſchen Humoriſten iſt er der Erſte. Von ſeinen vielen ſentimentalen und humoriſtiſchen Schriften, die ſämmtlich in Proſa geſchrieben, heben wir hier heraus: „Hesperus.“ (4 Thle. Berlin, 1795. 8.; 3te Auflage. Berlin, 1819. 8.); „Blumen-, Frucht- und Dornenſtücke“ (4 Bde. N. A. Berlin, 1818. 8.); „Titan“ (4 Bde., u. 2 Bde. Anhang. Berlin, 1800 — 1803. 8); „Flegeljahre“ (1804.) Unter ſeinen wiſſenſchaftlichen Schriften empfehlen ſich beſonders ſeine „Vorſchule der Aeſthetik,“ (3 Bde. 2te Aufl. Tübingen 1813), und ſeine „Levana oder Erziehungslehre,“ (3 Bände. N. A. Stuttgart, 1814. 8.), ein Werk, welches voll köſtlicher Gedanken und ſentenziöſer Wahrheiten, geiſtreiche Anſichten über Erziehung enthält, und ein wahres Buch für Mütter und Erzieher iſt. Mehrere kleinere Aufſätze und Abhandlungen von ihm ſind geſammelt in der „Herbſt-Blumine“ (3 Bde. Tübingen 1810 — 20. 8.) Eine Ausgabe ſeiner Werke erſchien zu Berlin, 1826 — 1828. 60 Bde. 8., welche er noch ſelbſt vorbereitet hatte. — Aus ſeinen eigenen Notizen erſchien: „Wahrheit aus Jean Paul's Leben.“ Breslau, 1826 — 28. 3 Bände. 8. — Vergl. Jean Paul Fr. Richter's Leben, nebſt Charakteriſtik ſeiner Werke von Heinr. Döring. Gotha, 1826. 12., „Wahrheit aus Jean Paul's Leben.“ 8 Bde. 1826 — 33. und: Jean Paul F. Richter, ein biogr. Commentar zu deſſen Werken, von R. O. Spazier. Leipzig, 1833. 5 Bde. 8. Ihm ähn-

lich, aber an Wiſſen, Witz und Tiefe des Gefühls nach-ſtehend zeigt ſich

6) Ernſt Wagner, geb. 1767 in Roßdorf bei Meiningen, zuletzt Kabinets-Secretair in Meiningen, geſt. 1812. Seine ausgezeichnetſten Romane ſind: „Wilibald's Anſichten des Lebens, 2 Bde. 1806", ſeine „Reiſen aus der Fremde in die Heimath", 2 Bde. 1808, und „die reiſenden Maler", 2 Bde. 1806. Seine Schriften erſchienen: Leipzig 1827. 12 Bde. 16.

7) Ernſt Theodor Wilhelm (gewöhnlich E. T. A(madeus) Hoffmann, geb. 1776 zu Königsberg in Preußen, geſt. als Kammergerichtsrath zu Berlin 1822. Ein geiſtvoller humoriſtiſcher Romanendichter, der ſich aber in grauſigen und wunderſamen Gebilden einer üppigen und erhitzten Phantaſie zu ſehr gefällt, zugleich ein gründlich gebildeter Muſiker. Sein erſtes Werk, das er ſelbſt als Fulguration des Enthuſiasmus bezeichnet, ſind ſeine „Fantaſieſtücke in Callot's Manier," (4 Bde., Bamberg, 1814; 2te Aufl. 2 Bde. 1819; 3te Aufl. Leipz., 1825.), worin er ſeine Anſichten über Muſik niedergelegt und einen Theil ſeines innern geiſtigen Lebens geſchildert hat. Hierauf folgte eine Reihe von Romanen: „die Elixiere des Teufels" (2 Bde., Berlin, 1816. 8; 2te Aufl. 1827.); „Klein-Zaches, ein Mährchen." (Ebendaſ. 1819.); „Lebensanſichten des Katers Murr" (2 Bände. Ebend. 1820. 21. 8.) und Erzählungen und Mährchen, die er ſelbſt zum Theil geſammelt hat, in den „Serapionsbrüdern" (4 Bde. Berlin, 1819 — 21. 8.) und in den „Nachtſtücken" (2 Bde. Berlin, 1816. 17. 8.). Es ſind zwei Sammlungen ſeiner Werke geliefert worden: die eine (Berlin, 1827. ff. 10 Bde. gr. 12.) enthält ſeine größeren Werke, und die von ihm veranſtalteten Sammlungen der kleineren; die zweite (Stuttgart, 1827 ff. 18 Bänd-

chen. 16.) ſeine letzten Erzählungen und die Biographie von Hitzig. — Vergl. (Jul. Ed. Hitzig) „Aus Hoffmann's Leben und Nachlaß." Berlin 1823. 2 Bände. 8.

8) Adelbert v. (eigentl. Louis Charles Adelaide de) Chamiſſo de Boncourt, geb. auf dem Schloſſe zu Boncourt in Champagne 1781, kam zur Zeit der Revolution nach Deutſchland, nahm in der Folge Preußiſche Kriegsdienſte, machte 1815 eine dreijährige Reiſe um die Welt als Naturforſcher am Bord des Rurik auf der vom Grafen Romanzoff veranſtalteten Entdeckungsfahrt, und lebt jetzt als Inſpector des Herbarii und als Mitglied d. Akad. d. Wiſſ. in Berlin. Er iſt ein Deutſcher Gelehrter und Dichter, der außer ſeinen „Bemerkungen und Anſichten auf einer Entdeckungsreiſe" Weimar 1821, durch ſeinen humoriſtiſchen Roman „Peter Schlemihls wunderſame Geſchichte, Nürnberg 1814, 1827 und 1835" ſich in der Litteratur einen Namen gemacht hat. Auch ſeine „Gedichte Leipzig, 1831, 2te Ausg. 1834." enthalten viel Treffliches. Er gibt mit G. Schwab den „Deutſchen Muſenalmanach" heraus.

9) Ludwig Tieck, geb. 31. Mai 1773 in Berlin, lebt wechſelnd in Berlin, Hamburg, Jena, Rom, überall der Kunſt und dem Umgang mit verwandten Genien, jetzt mit dem Titel eines Hofraths zu Dresden als Mitglied der dortigen Schauſpiel-Direction. Von dieſem reichen Dichtergenius wird in der zweiten Abtheilung dieſes Zeitraums die Rede ſein; hier deuten wir ihn bloß als einen der vorzüglichſten Humoriſten unſerer Zeit an.

II. Proſaiker.

§. 32. Geſchichtliche Proſa.

Joh. Joachim Winckelmann, Schöpfer der Kunſtgeſchichte, und Anton Rafael Mengs.

Die Fortſchritte in der Reinheit und Vervollkommnung

der proſaiſchen Schreibart werden um die Mitte des 18ten Jahrh. eben ſo merklich wie in der Poeſie. Geſchichtliche, didaktiſche und oratoriſche Proſa hält mit dem Wachsthum und der Ausbreitung der Wiſſenſchaften gleichen Schritt, und zeigt in der Mannichfaltigkeit und Verſinnlichung der Vorſtellungen, wie in der Leichtigkeit der ſprachlichen Darſtellung, ein unverkennbares Streben nach immer reinerm und edlerm Geſchmack.

Sehen wir zunächſt auf die geſchichtliche Proſa, ſo tritt uns ein höchſt klaſſiſch gebildeter Geiſt entgegen, der für die Geſchichte der alten Kunſt wurde, was Klopſtock für die Poeſie war.

1) Joh. Joachim Winckelmann, geb. 9. Dec. 1717 zu Stendal, Sohn eines armen Schuhmachers, ſtudirt in Halle, wird 1743 Conrector in Seehauſen, bildet ſeinen Kunſtſinn an den Kunſtſchätzen in Dresden und im Umgang mit dortigen Kunſtgenoſſen, tritt 1754 zur katholiſchen Kirche über, um in Rom, wohin er ſich 1755 begiebt, unterſtützt zu werden, erhält, begünſtigt vom Cardinal Albani und Raph. Mengs die Stelle eines Oberaufſehers der Alterthümer in und um Rom, ſo wie die eines Scrittore am Vatikan, unterſucht viermal die Antiken Neapels und der herkulaniſchen Entdeckungen, reiſt 1768 nach Deutſchland, um Vaterland und Jugendfreunde noch einmal zu ſehen, verſinkt aber in Schwermuth, beſchließt die Rückreiſe nach Rom über Trieſt, wird aber hier von einem treuloſen Italiäner, Franz Archangeli, der ſich ihm mit erheuchelter Kunſtliebe unterwegs zugeſellt, aus Heißhunger nach der Sammlung ſeiner Goldmünzen den 8. Jan. 1768 ermordet.

Winckelmann ſteht in unſerer Literatur als Begründer der Kunſtkenntniß und Alterthumswiſſenſchaft da. Durch ihn und durch Leſſing wurde die Neigung zur

Betrachtung des Kunſtſchönen in Deutſchland geweckt und die äſthetiſche Anſicht in der Literatur und Kunſt für jede nachfolgende Zeit vorherrſchend. Sein erſtes Werk ſind die „Gedanken über die Nachahmung der Griechiſchen Kunſtwerke" (1755); hierauf folgte ſeine Schrift „über die Baukunſt der Alten" (1761), dieſer ſeine erſten Nachrichten „über die herkulaniſchen Entdeckungen" (1762) und endlich ſein Hauptwerk „Geſchichte der Kunſt des Alterthums (Dresden 1764 und Wien 1776. 2 B. 4.), an das ihm leider die letzte vollendende Hand zu legen, nicht mehr vergönnt war. Alle dieſe Schriften und viele andere einzelne artiſtiſche Abhandlungen und Briefe ſind zu gleich Muſter eines gedankenreichen, blühenden Styls, in welchem lyriſche Begeiſterung mit edler Einfalt ſich paart. Seit ſeiner Zeit, durch ihn und ſeine Geiſtesgenoſſen, verlor ſich auf der einen Seite die breite, wäſſrige und langweilige Verſtändlichkeit, auf der andern der inhaltloſe Bilderprunk; die Schreibart wurde gedankenreich und gediegen. Seine Werke ſind herausgegeben von C. L. Fernow, und nach deſſen Tode von H. Meyer und Joh. Schulze, Dresden 1808 — 20, mit dem von Siebelis verfaßten Regiſter, 8 Bde. 8. m. Abbildungen. Daran ſchließt ſich eine von F. Förſter geordnete Briefſammlung, Berlin 1823. 4 Bde. 8. mit Berichtigungen und Erläuterungen, vollſtändiger von J. Eiſelen, Donauöſchingen 1825 — 30. 12 Bde. 8. Vergl. „Winckelmann und ſein Jahrhundert von Goethe", Tübingen 1805. 8.

2) Aehnliche Zwecke verfolgend und Winckelmann befreundet war der in der Kunſtgeſchichte berühmte Anton Rafael Mengs, geb. 1728 zu Auſſig in Böhmen, geſt. 1778 zu Rom. Ihm gehört unter andern die Schrift: „Gedanken über die Schönheit und den Geſchmack der Malerei, Zürich 1762 und 1771" an.

§. 33. Fortſetzung: Politiſche Geſchichtſchreiber und Biographen: Juſtus Möſer, Joh. Matth. Schröckh, Aug. Ludw. v. Schlözer, Helfrich Peter Sturz u. ſ. w.

Seit Mascow (6te Per. §. 45.) hatte die Kunſtgeſtalt der politiſchen Geſchichte in ihrem Fortgang keine bedeutende Erſcheinung aufzuweiſen. Erſt nach der zweiten Hälfte des 18ten Jahrh. beginnt ihr ſorgfältiger Anbau, und ſo iſt ſie, wie überall, auch für Deutſchland eines der ſpäteſten Erzeugniſſe der entwickelten Geiſtes- und Sprachbildung. Die Hiſtoriker dieſer Zeit haben, theils geſammelt, theils berichtiget, theils geordnet und für gründliche und angenehme Belehrung Vieles geleiſtet. Der Vorgänger in dieſem Gebiet iſt

1) Juſtus Möſer, geb. 1720 zu Osnabrück, geſt. als Geheimer Juſtizrath daſ. 1794. Ein edler, uneigennütziger und heiterer Charakter war er der Gegenſtand der Liebe und Verehrung aller ſeiner Mitbürger. In ſeinen hiſtoriſchen Schriften prägt ſich ein volksthümlicher Sinn aus und eine kräftige Freiſinnigkeit in der Auffaſſung und Beurtheilung der Charaktere, Verfaſſung und Sitten, verbunden mit einem männlichen und gediegenen Ausdruck. Seine aus Quellenſtudium und tiefer Kenntniß des Deutſchen Volkslebens hervorgegangene „Osnabrückſche Geſchichte" 1765, 1780 und 1824, 3 Th. 8., welche das erſte bedeutende Werk vaterländiſcher Geſchichtſchreibung iſt, und ſeine „Patriotiſchen Phantaſieen", Berlin 1775 u. 76, 2 Th. und 1778 — 86, 4 Th. haben ihm den ehrenvollen Namen Deutſchlands Franklin gegeben. Auch ſeine „Vermiſchten Schriften" 1797. 2 Bde. enthalten viel Treffliches.

2) Joh. Matthias Schröckh, geb. 1733 zu Wien, geſt. 1808 als Prof. d. Geſch. in Wittenberg wußte die hiſtoriſchen Charaktere mit einfacher Klarheit aufzufaſ-

ſen. Wir beſitzen von ihm: „Lebensbeſchreibungen berühmter Gelehrten", Leipzig 1764 ff. 3 Th. 8. u. 1790; „Allgemeine Biographie" Berlin 1767 ff. 8 Th. 8. Seine „chriſtliche Kirchengeſchichte" 1768 — 1803, 36 Bde, an die ſich ſeine „Kirchengeſchichte ſeit der Reformation", in 10 Bd. 1804 — 1812 ſchließt, deren zwei letzte Bände von Tzſchirner abgefaßt ſind, iſt das vollſtändigſte und umfaſſendſte Werk dieſer Art, und wird ſeinen ehrenwerthen Namen noch auf ſpätere Zeit forttragen. Seine einfache und lebhafte Schreibart verſchaffte auch ſeiner „Allgemeinen Weltgeſchichte für Kinder" (zuerſt 1779 bis 84 in 4 Bde. mit 100 Kupfern.) N. A. Berlin 1802 — 4. 3 Th. fortgeſetzt von Pölitz, Leipzig 1813 bis 16. 2 Th. ſchnellen und allgemeinen Eingang in die Jugendwelt. Sein Leben beſchrieb Tzſchirner im 10 Bd. der Kirchengeſch. ſeit der Reformation.

3) Aug. Ludw. v. Schlözer, geb. 1735 zu Jagſtadt, Pfarrdorf im Hohenlohiſchen, ſtarb als Prof. der Geſch. und Politik in Göttingen 1809. Er begründete ſeinen Ruhm als Geſchichtsforſcher durch ſeine „Allgemeine Nordiſche Geſchichte" (1772), und bewährte ihn durch ſeine „Weltgeſchichte" (1792). Als politiſcher Schriftſteller verſchaffte er ſich einen bedeutenden Einfluß auf Deutſchland durch ſeinen Briefwechſel (1776 — 82) und ſeine „Staatsanzeigen" (1782 — 93). Seine „Vorbereitung zur Weltgeſchichte für Kinder" (1ſte Ausg. 1779, 5te Ausg. Göttingen 1800. 12.) iſt in pädagogiſcher Beziehung beachtenswerth.

4) Helfrich Peter Sturz, geb. 1736 zu Darmſtadt, verlebte in Kopenhagen als Privatſecretair des damaligen Däniſchen Staatsminiſters Grafen v. Bernſtorf glückliche Tage im Umgang mit Klopſtock, wurde 1768 Legationsrath, trat 1770 in's General-Poſtdirectorium, fiel mit Struenſee 1772, ward als unſchuldig frei-

gegeben, worauf er in Glückſtadt und Altona privatiſirte, dann wieder angeſtellt 1772 als Däniſcher Regierungsrath in Udenburg, und 1775 als Etatsrath, ſtarb auf einer Reiſe in Bremen 1779. Er gehört zu den gedankenreichſten Proſaikern Deutſchlands. Eine ſeiner vorzüglichſten Schriften ſind ſeine „Erinnerungen aus dem Leben des Grafen J. H. E. v. Bernſtorf". Seine Schriften erſchienen geſammelt 1779 und 1786, 2 Th.

Viele andere gleichzeitige wackere Hiſtoriker reihen ſich ihnen an. Wir nennen noch:

5) Joh. Chriſtoph Gatterer, geb. 1727, geſt. 1799 als Hofrath und Prof. der Geſchichte in Göttingen. Er beherrſchte das ganze hiſtoriſche Gebiet, erhellte viele Theile deſſelben, und führte in ſeine hiſtoriſchen Vorträge den Synchronismus ein. 6) Joh. Georg Meuſel, geb. 1743, geſt. 1820 als Prof. der Geſchichte in Erlangen. Großer Statiſtiker und fleißiger Literat. Unter ſeinen zahlreichen Schriften ragt hervor ſein „Gelehrtes Deutſchland" und ſein „Lexicon der vom J. 1750 bis 1800 verſtorbenen Deutſchen Schriftſteller. Wachler (Handbuch d. Geſch. d. Lit. Th. 3. S. 417.) nennt ihn ſehr bezeichnend den hochverdienten Regiſtrator alles hiſtoriſchen Wiſſens. 7) Diet. Herm. Hegewiſch, geb. 1746, geſt. 1812. 8) Mich. Ignaz Schmidt, geb. zu Arnſtein im Würzburgiſchen 1736, geſt. 1794 zu Wien. Berühmt wegen ſeiner für die gemiſchte Leſewelt beſtimmten „Geſchichte der Deutſchen". Ulm, 1778, 11 Th. 8. fortgeſetzt von Joſ. Milbiller und E. v. Dreſch. 9) Ernſt Ludw. Poſſelt, geb. 1763, geſt. 1804. Auch von ihm beſitzen wir unter andern eine „Geſchichte der Teutſchen" 1789 ff. fortgeſetzt von Pölitz, 4 Bd. 8. 10) Joh. Wilh. v. Archenholz, geb. 1745, geſt. 1812. Verfaſſer der ſehr unterhaltenden und mit vaterländiſchem Sinn geſchriebenen „Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges".

Berlin 1788 und umgearbeitet 1792; auch Herausgeber mehrerer hiſtoriſchen Journale: „Literatur- und Volkskunde" (1782 — 91) und „Minerva" (1792 ff.)

§. 34. Didaktiſche Proſa:
Thomas Abbt, Joh. Georg Sulzer, Joh. Georg Büſch, Hans Caspar Hirzel.

Seit Gellert und noch mehr ſeit Leſſing begannen auch abſtracte und philoſophiſche Gegenſtände in populairer Form behandelt und als Gemeingut des Deutſchen Volkes verbreitet zu werden. Beſonders gaben Moral, ſchöne Kunſt, Pädagogik und Zuſtand des bürgerlichen und Geſellſchafts-Lebens den Stoff zu abhandelnden und betrachtenden Werken. In allen zeigt ſich eine reinere veredelte proſaiſche Schreibart. Ausgezeichnet in dieſer Hinſicht waren:

1) Thomas Abbt, geb. 1738 zu Ulm, erſt Profeſſor der Philoſ. in Frankfurt, dann der Mathematik in Rinteln, endlich Regierungs- und Conſiſtorialrath in Bückeburg, ſtarb 1766. Ein freiſinniger Selbſtdenker, der unermüdet nach Erforſchung und Verbreitung der Wahrheit ſtrebt, und die Reſultate ſeines Denkens in einer klaren, kräftigen und gedankenvollen, wenn gleich nicht immer gehaltenen und durchweg correcten Sprache wiedergibt. Seine Hauptwerke ſind: „Vom Tode für's Vaterland" (1761) und „Vom Verdienſt" (1765). Seine „Vermiſchten Schriften" erſchienen Berlin 1768 ff. 6 Bde. 8., und 1790. Eine Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke veranſtaltete Nicolai in 6 Bänden.

2) Joh. Georg Sulzer, geb. 1729 zu Winterthur, Prof. am Joachimsthal in Berlin, ſpäterhin bei der Ritterakademie, durchreiſt die ſüdlichen Länder Europa's, ſtirbt 1779. Ein heller Verſtand und ein fühlender Sinn

für das Gute charakteriſiren ſeine Schriften. Am wichtigſten iſt ſein aeſthetiſch-philoſophiſches Wörterbuch: „Allgemeine Theorie der ſchönen Künſte" 1771 — 74, 2 Bde. 4., öfter gedruckt, zuletzt 1792 — 94, wozu F. v. Blankenburg literariſche Zuſätze und Regiſter Leipzig 1796 bis 98. 3 Th. gab. Enthält reichen Stoff. Auch verdienen Beachtung ſeine „Moraliſchen Betrachtungen über die Werke der Natur". Berlin 1745. 8. und ſeine „Philoſ. Schriften" Leipzig 1800 2 Th.

3) Joh. Georg Büſch, geb. 1728 zu Alten-Meding im Lüneburgiſchen, geſt. 1800 als Prof. in Hamburg. Ein heller Denker, der über gemeinnützige Gegenſtände des Geſchäftslebens und Verkehrs gründlich und einfach belehrt. Unter ſeinen vielen Schriften bemerken wir hier nur „Erfahrungen" 1790 ff. 4 Bde. 8.

4) Hans Caspar Hirzel, geb. 1725 zu Zürich, geſt. daſelbſt 1803 als Arzt und Mitglied des großen Raths. Er machte mit Sulzer die Reiſe durch die Schweiz. Kleiſt und Klopſtock gewannen ihn lieb (ſ. Klopſtock's Zürcherſee, St. 6.) Was er wohllautend ſchrieb, athmet auch reinen Tugendſinn und Enthuſiasmus für ſein Vaterland. Unter ſeinen Schriften zeichnen ſich aus: „Die Wirthſchaft eines philoſophiſchen Bauers", Zürich 1761 und 74; „Das Bild eines wahren Patrioten, Zürich 1767 und 75; „Der philoſophiſche Kaufmann" 1775 und „Hirzel an Gleim über Sulzer den Weltweiſen" 1779. 2 Bde. 8.

§. 35. Fortſetzung: Moſes Mendelsſohn, Chriſtian Garve, Joh. Jac. Engel.

5) Moſes Mendelsſohn, geb. zu Deſſau 1729, kam 1742 als armer Knabe nach Berlin, wo er nach mühſam erlangter Ausbildung Hauslehrer bei einem jüdiſchen

Seidenfabrikanten wurde, dann Aufſeher, Factor und Theilnehmer der Fabrik, ſtudirte Sprachen, Mathematik und Philoſophie, beſonders die rabbiniſche des Maimonides, machte Bekanntſchaft mit Leſſing, der Plato's Schriften mit ihm las, arbeitete fleißig an der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, den Literaturbriefen und der Deutſchen Bibliothek, und ſtarb 1786. Ein ſokratiſch-platoniſch gebildeter Geiſt, der unabläſſig nach Wahrheit ſtrebte. Er philoſophirte meiſt eklektiſch, und beſtritt auch die kritiſche Philoſophie. Sein erſtes Werk waren ſeine „Briefe über die Empfindungen". Berlin 1755. 8., worin er beſonders diejenigen Gefühle analyſirt, welche ſich auf das Wohlgefallen in äſthetiſcher Hinſicht beziehen. Unter ſeinen nachfolgenden Schriften hat beſonders ſein „Phädon, oder über die Unſterblichkeit der Seele" Berlin 1767. 8. und öfter, zuletzt herausgegeben von Friedländer ebendaſ. 1821. 8. literariſchen Ruf erlangt. Es iſt eine Nachahmung des Platoniſchen Dialogs, wodurch aber mehr die dialogiſche Methodik, als die Sache ſelbſt gewonnen hat. Auch gewannen ihm ſeine „Philoſophiſchen Schriften", Berlin, 1761 und 1777, 2 Bde. 8. viele Leſer. Seine „Morgenſtunden oder Vorleſungen über das Daſein Gottes", Berlin, 1785 und 86, 2 Bde. 8. ſind ein Verſuch, gegen Kant, das Daſein Gottes zu beweiſen, der von Ludw. Heinr. Jakob in einer eignen Schrift (Leipzig, 1786) geprüft wurde. Eine Sammlung der Werke Mendelsſohn's erſchien nur in einem Nachdruck, Peſth und Wien 1820. 12 Bde. 8. — Ein, in philoſophiſchen Anſichten und Beſtrebungen ihm verwandter Geiſt iſt

6) Chriſtian Garve, geb. 1742 in Breslau, Amts-Nachfolger Gellerts in Leipzig, ſtirbt nach vielen ſtandhaft ertragenen körperlichen Leiden in ſeiner Vaterſtadt 1798. Er war ein klarer Denker und praktiſcher

Philoſoph, der ſich am liebſten in dem Gebiet faßlicher Moral bewegt, und den Leſer durch eine gefällige und einfache Darſtellung zu feſſeln weiß. Nachdem er ſich ſchon ſeit 1770 theils durch mehrere Ueberſetzungen aus dem Engliſchen, namentlich des Burke über das Erhabene und Schöne, und der Moral-Philoſophie von Ferguſon, theils durch ſeine 1779 geſammelten Abhandlungen bekannt gemacht, begann er auf Veranlaſſung Friedrichs II. ſeine Ueberſetzung des „Cicero von den Pflichten", Breslau, 1783. 4 Bde. 8. und begleitete ſolche mit trefflichen Abhandlungen und Anmerkungen, die einen Schatz von Lebensweisheit enthalten. Auch gab er heraus: „die Ethik des Ariſtoteles, überſetzt und erläutert", nebſt einer Abhandlung über die verſchiedenen Principe der Sittenlehre ꝛc. Breslau 1798 — 1801. 2 Bde. 8.; die „Politik des Ariſtoteles", ebenfalls mit Anmerkungen und Abhandlungen, wurde von Fülleborn, Breslau, 1799 bis 1802 in 2 Bdn. 8. beſorgt. Seine „Verſuche über verſchiedene Gegenſtände aus der Moral, der Literatur und dem geſellſchaftlichen Leben. Breslau 5 Th. 1821, ſo wie mehrere in Zeitſchriften abgedruckte Aufſätze ſind eben ſo rühmliche Zeugniſſe ſeiner ſich überall kund gebenden edlen Geſinnung, als ſeines lichtvollen Denkens.

7) Joh. Jak. Engel, geb. zu Parchim in Mecklenburg 1741, ward 1776 Prof. am Joachimsthal in Berlin, unterrichtete den König Friedrich Wilhelm III., übernahm 1787 das Directorat des Berliniſchen Theaters, legte es 1794 nieder, privatiſirte dann in Schwerin, wurde 1798 von dem Könige Friedrich Wilhelm III. wieder zurückgerufen, und ſtarb 1802 bei einem Beſuch in ſeiner Vaterſtadt. Ein gedankenreicher, in Correctheit und Leichtigkeit ausgezeichneter Styliſt, der für die Verbreitung fruchtbarer Lebensweisheit viel gewirkt, und durch ſeine

populär-philoſophiſche Darſtellungen und Bemerkungen im Gebiete der Dicht- und Schauſpielkunſt, ſo wie der Geſchmackskritik überhaupt ſich ſehr verdient gemacht hat. Unter ſeinen philoſophiſchen Schriften ſind beſonders ausgezeichnet ſein „Verſuch einer Methode die Vernunftlehre aus Platoniſchen Dialogen zu entwickeln". Berlin, 1780. 8.; ſein „Philoſoph für die Welt" 1775, 3 Th., worin er ſich beſonders gewandt in der Handhabung des Dialogs zeigt; ſein „Fürſtenſpiegel" Berlin 1798. 8.; ſeine „Anfangsgründe einer Theorie der Dichtungsarten" und „Ideen zu einer Mimik." Unter ſeinen oratoriſchen und übrigen Werken zeichnen ſich aus mehrere Reden (auf Friedrich II.) und ſein Roman „Lorenz Stark" 1801, eine lebendige Charakterzeichnung. Minder bedeutend ſind ſeine Dramen, unter denen indeß „der Edelknabe" 1774 Ruf gewonnen hat. Seine ſämmtlichen „Schriften" erſchienen Berlin 1801 — 6 in 12 Bdn. 8.

§. 36. Fortſetzung: Friedrich Chriſtoph Nicolai und Joh. Aug. Eberhard.

8) Friedrich (Chriſtoph) Nicolai, Sohn eines Buchhändlers, geb. 1733 zu Berlin, wohl unterrichtet auf der Realſchule daſelbſt, zum Buchhändler gebildet in Frkf. a. d. O., 1752 nach Berlin in die Buchhandlung ſeines Vaters zurückkehrend, die er 1758 ſelbſt übernahm, geſt. daſelbſt 1811. Ein merkwürdiger Mann, hochgeachtet und tief geſchmäht, vielfach durch eigene angeſtrengte Studien ſprachlich und wiſſenſchaftlich gebildet, doch ohne Gründlichkeit und Tiefe, voll Wahrheitsſinn und unabläſſig kämpfend gegen Aberglauben, Jeſuitismus und religiöſe Verfolgungen, aber abhold der kritiſchen Philoſophie, wohlwollend und die literariſchen Beſtrebungen Anderer kräftig fördernd, aber eigenliebig und in der Gelehrtenrepublik nach

Dictatur ſtrebend. So ſteht dieſer Mann da, der ungeachtet ſeiner Blößen doch höchſt achtungswerth durch perſönliche und briefliche Verbindung mit Leſſing, Engel, Mendelsſohn, Teller, Gedike, Zöllner, Bieſter, Ramler, Göcking, Weiße, Eſchenburg ꝛc. durch ſeine zahlreichen Schriften und mehrere von ihm begründete literariſche Inſtitute, wie durch ſeine Stellung als Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin und München für Deutſche Literatur und Gelehrſamkeit unendlich viel gewirkt hat.

Seine Romane behandeln die Erſcheinungen ſeiner Zeit. Der erſte: „Leben und Meinungen des Magiſter Sebaldus Nothanker". Berlin, 1773. 3 Th. 8. iſt gegen die Verfolgungsſucht der Orthodoxie, gegen religiöſe Schwärmerei und Empfindelei gerichtet; der zweite: „Geſchichte eines dicken Mannes", Berlin, 1794 2 Bde. 8. gegen literariſche Gecken, und der dritte: „Leben und Meinungen des Sempronius Gundibert, eines Deutſchen Philoſophen". Berlin 1793 gegen die Kantiſche Schule. In dieſem Angriff hat er die meiſten Blößen gegeben, und die philoſophiſchen Denker damaliger Zeit, Fichte, Herder, Garve, Lavater gegen ſich aufgeregt. Damit in Verbindung ſteht die Schrift: „über meine gelehrte Bildung, über meine Kenntniß der kritiſchen Philoſophie und meine Schriften dieſelbe betreffend, und über die Herren Kant, J. B. Erhard und Fichte". Berlin 1799. Mit Uebergehung ſeiner Reiſebeſchreibung (12 Bde.), durch die er die Süddeutſchen gegen die Berliner aufregte, ſeiner Beſchreibung der Reſidenzſtädte Berlin und Potsdam, ſeiner Anekdotenſammlung von Friedrich II. und mehrerer anderer Schriften möge nur noch erwähnt werden, daß er einen Hauptantheil hatte an den ſchon erwähnten kritiſchen Inſtituten: „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften (Leipz.

1757 — 60. 4 Th.) und beſonders an der „Allgemeinen Deutſchen Bibliothek“ (1765 — 92. 107 Bde.) und der „Neuen allg. d. Bibl. (1800 — 1805), ſo wie an der „Berliner Monatſchrift“. Seine Autobiographie ſteht in Löwe's Bildniſſen jetzt lebender Berliner Gelehrten, Bd. 3. Nr. 3. Auch ſchrieb E. F. G. v. Göcking ſein Leben (Berlin 1820. 8.)

9) Joh. Aug. Eberhard, geb. 1739 zu Halberſtadt, Prediger am Arbeitshauſe in Berlin, dann in Charlottenburg, 1778 Prof. d. Philoſ. in Halle, dann Geheimrath und Doctor der Theologie, ſtarb 1809. Als Lehrer und philoſ. Schriftſteller zu ſeiner Zeit hochgeachtet. Seine „Neue Apologie des Sokrates oder Unterſuchung der Lehre von der Seligkeit der Heiden“. Berlin und Stettin 1772, 2 Bde. 8. und 1788, welche Friedrichs II. Aufmerkſamkeit erregte, machte ihn zum Profeſſor in Halle. Als ſolcher ſchrieb er verſchiedene Schriften, zwar im Geiſt und nach den Grundſätzen der Leibnitz-Wolfiſchen Philoſophie, doch ſucht er ſolche genauer zu beſtimmen und zu berichtigen, daher er als Philoſoph zu den Eklektikern gezählt werden kann. Die wichtigſten ſind: „Sittenlehre der Vernunft“, Berlin 1781 und 1786; „Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften“, Halle 1783 und 90; „Allgemeine Geſchichte der Philoſophie“, Halle 1788 und 96, die alle zu den viel gebrauchten Lehrbüchern damaliger Zeit gehören. Von größerem und reichhaltigerem Einfluß auf Philoſophie der Sprache aber iſt ſein „Synonymiſches Handwörterbuch“ Halle und Leipzig 1795 6 Th. 8. und von Joh. Gebh. Maaß (geb. 1766, geſt. 1823 als Prof. d. Philoſ. zu Halle.) fortgeſetzt und erweitert, Halle 1818 — 20. 5 Bde. 8. Beide ſind noch in dieſem Augenblick Hauptſchriftſteller in der Deutſchen Synonymik. Auch verdient noch Eberhard's „Handbuch der Aeſthetik in Briefen“ 1803 — 5 4 Th., und

und N. A. 1807 als eine faßliche und ſehr unterhaltende Schrift im Gebiet der Geſchmackslehre beachtet zu werden.

§. 37. Fortſetzung: Friedr. Karl Freiherr v. Moſer, Iſaak Iſelin, Karl Victor v. Bonſtetten, Joh. Georg Zimmermann, Joh. Georg Heinrich Feder, und Chriſtoph Meiners.

10) Freiherr v. Moſer, geb. 1723 zu Stuttgard (Sohn des in der Rechtsgeſch. durch ſein „Staatsrecht" Nürnberg 1737 ff. 52 Th. berühmten Joh. Jacob), Heſſenkaſſelſcher Geheimrath und Geſandter, dann Reichshofrath durch Joſeph II., endlich Heſſendarmſtädtſcher Kanzler und Geheimrath, ſtirbt als Privatmann zu Ludwigsburg 1798. Nächſt ſeinem Vater einer der ſcharfſinnigſten und fleißigſten Bearbeiter des Staatsrechts, bieder, freiſinnig und geiſtvoll ankämpfend gegen die Gebrechen des öffentlichen Lebens. Zu ſeinen wichtigſten Schriften gehört: „Verſuch einer Staatsgrammatik" 1749; „der Herr und der Diener" 1759; „Moraliſche und politiſche Schriften" 1763 ff.; „Vom Deutſchen Nationalgeiſt" 1766; „Reliquien" 1766; „Patriotiſche Briefe" 1767, und „Patriotiſches Archiv" 1784 — 90. 4 Th.

11) Iſaak Iſelin, geb. zu Baſel 1728, geſt. 1782, arbeitete wie Moſer an der Beförderung des Geſammtwohls und der Veredelung des geſellſchaftlichen Lebens. Dies bezeugen ſein „Patriot" 1758, „die Träume eines Menſchenfreundes" 1759. Auch ſein hiſtoriſch-philoſophiſches Werk „Ueber die Geſchichte der Menſchheit" 1768 u. N. A. 1779, 2 Th. 8. gehört zu den beſten proſaiſchen Schriften ſeiner Zeit.

12) Karl Victor v. Bonſtetten, geb. 1745 zu Bern, 1775 Mitglied des ſouveränen Raths daſelbſt, verließ 1798 wegen der Revolution ſein Vaterland, begab ſich nach Dänemark, kehrte 1801 nach Bern zurück und

ſtarb zu Genf 1832. Er war ein philoſophiſcher Schriftſteller, der ſich mit vieler Wärme und in einer edlen Sprache über die wichtigſten Angelegenheiten der Menſchheit, über Staat und Erziehung, erklärte. Abgeſehen von den in Franzöſiſcher Sprache geſchriebenen Werken, bemerken wir hier nur ſeine Schrift, „über Nationalbildung", Zürich 1802, 2 Th. 8. Seine Briefe an die Dichterin Friederike Brun, geb. Münter, (geb. 1765) hat Matthiſſon herausgegeben, Frankf. a. M. 1829, 2 Th. 8.

13) Joh. Georg Zimmermann, geb. 1728 zu Brügg im Canton Bern, geſt. als Großbritaniſcher Hofrath und Leibarzt zu Hannover 1795. Dieſer berühmte Schüler Haller's (deſſen Leben er auch beſchrieb 1755) erlangte ſeinen Ruf in der großen Welt durch den Umſtand, daß er zu Friedrich d. Gr. in deſſen letzter Krankheit als Rathgeber gerufen wurde. Sein Ruf in der Literatur aber ging voraus, durch einige philoſophiſche Schriften, namentlich durch die Schriften „Ueber die Einſamkeit", Leipzig 1756, 73 u. 84, 4 Th. 8., und „Ueber den Nationalſtolz", Zürich 1758, 68 u. 89. Beide zeigen ihn als ſcharfſinnigen Selbſtdenker und zugleich als einen ſehr gewandten und gehaltreichen Proſaiker. Auch hat ſeine Schrift „Von der Erfahrung in der Arzeneikunſt (1763, 87, 2 Th.) ein philoſophiſches Gepräge.

14) Joh. Georg Heinr. Feder, geb. 1740 zu Schornweiſach in Baireuth, geſt. 1821 als Mitdirector des Georgianums zu Hannover. Er gehört zu den beſſern Eklektikern von Wolf bis auf Kant, doch war er mehr praktiſcher als ſpeculativer Philoſoph. Unter ſeinen vielen philoſophiſchen Lehrbüchern und andern Schriften zeichnen ſich vortheilhaft aus: „Der neue Emil: oder von der Erziehung nach bewährten Grundſätzen" Erlangen 1768, 74, 8. u. N. A. Münſter 1789, ſo wie ſeine „Unterſuchun-

gen über den menſchlichen Willen" Lemgo 1779 — 93, 4 Th. 8. und 1785. Seine Autobiographie erſchien unter dem Titel: „Feder's Leben, Natur und Grundſätze" Leipzig 1825. 8. herausgeg. von ſeinem Sohne Karl Aug. Ludwig, Großherzogl. Heſſiſchem Hofrath und Profeſſor, mit vielen intereſſanten Beilagen ausgeſtattet.

15) Chriſtoph Meiners, geb. 1747 zu Otterndorf im Lande Hadeln, geſt. als Prof. d. Philoſ. zu Göttingen 1810. Ein gründlicher Gelehrter, der ſich beſonders um die Geſchichte der Philoſophie verdient gemacht hat. In dieſer Beziehung ſind unter ſeinen zahlreichen Schriften beſonders zu nennen: „Geſchichte des Urſprungs, Fortgangs und Verfalls der Wiſſenſchaften in Griechenland und Rom, Lemgo 1781 und 82, 2 Bde. 8. (nicht vollendet); „Geſchichte des Verfalls der Sitten und der Staatsverfaſſung der Römer," Leipzig 1782. 8. und „Geſchichte des Verfalls der Sitten, der Wiſſenſchaften und der Sprache der Römer", Wien und Leipzig 1791. 8.; „Allgemeine kritiſche Geſchichte der Religionen", Hannover 1806 — 7, 2 Bde. 8. Eine beſondere Erwähnung verdienen ſeine „Lebensbeſchreibungen berühmter Männer aus den Zeiten der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften", Zürich 1795 — 97, 3 Bde. 8. Er verdient mehr beachtet und gewürdigt zu werden, als bisher geſchehen.

§. 38. Fortſetzung: Pädagogiſche Schriftſteller.
Joh. Bernard Baſedow, Joach. Heinr. Campe, v. Rochow ꝛc.

Die erſten Linien zur Erziehungs- und Unterrichtskunſt werden mit der Wiedererweckung der Wiſſenſchaften und der bald darauf folgenden Kirchenreformation gezogen. Die meiſte Anregung dazu gaben die Humaniſten des 16. und 17. Jahrh.: Deſid. Erasmus (geb. 1467, geſt. 1536), Joh. Reuchlin (geb. 1454, geſt. 1521), M. Lu-

ther (geb. 1483, geſt. 1546), Philipp Melanchthon (geb. 1497, geſt. 1560), Conrad Gesner (geb. 1516, geſt. 1565), Henricus Stephanus (geb. 1528, geſt. 1598), Marc. Anton. Muretus (geb. 1518, geſt. 1585), Juſtus Lipſius (geb. 1547, geſt. 1606), Iſ. Caſaubonus (geb. 1559, geſt. 1614), Hugo Grotius (geb. 1583, geſt. 1645), Jul. Cäſ. Scaliger (geb. 1484, geſt. 1558) und deſſen Sohn Joſ. Juſt. Scaliger (geb. 1540, geſt. 1609), Claud. Salmaſius (geb. 1596, geſt. 1653) und Dan. Heinſius (geb. 1582, geſt. 1655). Sie alle haben an Reinigung und Veredelung des Sprachunterrichts, der Geſchichte und Religion gearbeitet, und den reichen Stoff geläuterter hingeſtellt, der Kopf und Herz der Jugend nähren und für das Höhere empfänglich machen ſollte.

Unter den pädagogiſchen Reformatoren des 17ten Jahrhunderts aber wurde beſonders wirkſam Joh. Amos Comenius, geb. 1592 in dem Dorfe Comna bei Prenow in Mähren, und geſt. 1671 in Amſterdam. Wenn gleich dieſer Mann als Philoſoph ein Schwärmer war, der in Böhme's Fußtapfen trat, und aus den Urkunden des alten Teſtaments eine Moſaiſche Philoſophie ableiten wollte, um die Naturwiſſenſchaften mittelſt der Offenbarung zu verbeſſern: ſo iſt er doch wegen ſeines Eifers für die Pädagogik höchſt achtungswerth. Er betrieb nämlich den Sprachunterricht nach einer den frühern Mechanismus mildernden Methode, die er in ſeiner Janua linguarum reserala aurea (Amſterdam 1631. 8.) niederlegte, einem Elementar-Lehrbuche der Lat. Sprache, das in 15 Sprachen überſetzt wurde, und ihm ein ſo großes Anſehen verſchaffte, daß er nach Schweden, England und Siebenbürgen berufen wurde, um in dieſen Ländern die Schulen zu reformiren. In Siebenbürgen ſchrieb er auch ſeinen Orbis pi-

ctus (Hanau 1659, 8., Nürnberg 1666 2 Bde. 8., und nachher ſehr oft gedruckt), das erſte Bilderbuch für Kinder, das in viele Sprachen überſetzt den Zweck hatte, durch anſchauliche Methode Sach- und Sprachkenntniß mit einander zu verbinden, und dadurch den Elementar-Unterricht zu erleichtern. Außerdem ſchrieb er eine magna didactica, die manche beachtenswerthe Ideen über Erziehung und Unterricht enthält, und eine Schola materni Gremii oder Mutterſchule, worin er den Müttern Anleitung gibt, wie ſie ihre Kinder bis zum 6ten Jahre erziehen ſollen.

Die eigentliche Erziehungs-Wiſſenſchaft in Deutſchland bildet ſich erſt im Anfang des 18ten Jahrhunderts und ſchreitet hier praktiſch und theoretiſch mehr, als in irgend einem andern Lande, fort. Die Bahn dazu brach ein treuer Schüler Spener's, Hermann Franke (geb. 1663 zu Lübeck, geſt. 1727), der fromme, ſegenreiche Stifter des Halle'ſchen Waiſenhauſes (13. Jul. 1698), der, nach ſeinen Grundſätzen zwar den Sprachunterricht ſchätzte, aber doch mehrſeitige Sachkenntniß (Logik, Rhetorik, Geographie, Geſchichte, Mathematik, Naturkunde) damit verband, und die hohe Wichtigkeit einer religiös-ſittlichen Bildung lebhaft fühlte und beförderte. Nach ſeinem Muſter wurden nahe und fern viele beſtehende Lehranſtalten geformt und neue errichtet; Männer wie J. G. Sulzer und Pet. Miller zu Göttingen (geb. 1725, geſt. 1789) verbreiteten die Frankiſchen Grundſätze in Schriften und Vorleſungen; Andere, wie J. M. Gesner (geb. 1691, geſt. 1761) und J. A. Erneſti (geb. 1707, geſt. 1781) wollten zwar als ſtrenge Humaniſten in ihren Schulen nur die alten Sprachen dulden und die Wiſſenſchaften der Univerſität allein überweiſen; aber es bildete ſich nebenher eine gemäßigte Partei, welche die überwiegende Zahl ausmachte.

Nach der Mitte des 18ten Jahrhunderts ſehen wir

eine große pädagogiſche Reform entſtehen, welche die Aufmerkſamkeit von ganz Europa auf ſich zieht. J. J. Rouſſeau (geb. 1712, geſt. 1778) ſchrieb ſeinen „Emil" (Emile ou sur l'éducation, Amſterdam 1762, 4 Bde. 8.; in's Deutſche überſetzt, Berlin 1763). Die naturgemäße Erziehung und die rationalen Grundſätze dieſer Schrift bewirkten in Frankreich, daß der Verf. von der Geiſtlichkeit verfolgt, und ſein Buch durch Henkershand verbrannt wurde. In Deutſchland aber erregte der Emil Begeiſterung, und entzündete beſonders den feurigen Joh. Bernhard Baſedow (geb. zu Hamburg 1723, geſt. zu Magdeburg 1790), der mit dem Vorſatz, Reformator des Erziehungsweſens von Deutſchland, wenn nicht von ganz Europa, zu werden, die idealiſche Theorie Rouſſeau's in Verbindung mit den Grundſätzen des Comenius über Didaktik zu verwirklichen ſtrebte. Zu dieſem Zweck kündigte er ſein „Methodenbuch" und ſein „Elementarwerk" an, die ein Erziehungs-Codex für die Bildung ſeiner Weltbürger bis zum 15ten Jahre ſein ſollten. Jenes erſchien 1771 und dieſes in drei Sprachen mit Einhundert Kupfern, welche die gemalte Welt des alten Comenius neu geſchaffen und verſchönert darſtellten, 1773, unterſtützt durch reiche Beiträge von Königen, Fürſten und Privatperſonen, beſonders von dem edlen Franz von Deſſau, dem es wahrhaft um die Verbeſſerung der kommenden Generation durch beſſere Schulen zu thun war. — Zur Verwirklichung dieſer Grundſätze ward nun ein philanthropiſches Erziehungsinſtitut zu Deſſau 1774 errichtet. Mehrere wackere Männer, unter denen Chriſt. Heinr. Wolke (geb. in Jever 1741, geſt. 1825) der erſte und thätigſte war, hatten ſich dem Philanthropin angeſchloſſen; aber dem Stifter ſelbſt fehlte es an Ausdauer, und die Anſtalt löſte ſich 1793 auf.

Während deſſen und auch bald nachher bildeten ſich an verſchiedenen Orten mehrere Töchteranſtalten als philanthropiſche Schulen und Privat-Penſionen unter Ulyſſes von Salis, Bahrdt, Pfeffel, Campe, Trapp, Feder, Olivier, Spazier, Salzmann, die aber alle, bis auf die letzte in Schnepfenthal noch beſtehende und ſegenreich fortwirkende, ihren Untergang fanden. Nachdem ſo der Enthuſiasmus für die Philanthropie ſich gelegt und in eine ruhige und beſonnene Stimmung umgewandelt hatte, vereinigten ſich mehrere nun prüfende Freunde des Baſedowſchen Erziehungsſyſtems zu einer Sichtung deſſelben, und es entſtand das „Reviſionswerk des geſammten Schul- und Erziehungsweſens" Hamburg 1785 ff. 16 Bde. 8., das von Campe redigirt wurde. Faſt zu gleicher Zeit mit Baſedow übernahm der Domherr v. Rochow (geb. 1734, geſt. 1788) die Reformation des Volksſchulweſens durch ſeine 1773 auf Rekane angelegte Muſterſchule, nach der alle Volksſchulen des evangeliſchen Deutſchlands geformt wurden.

Einer Geſchichte des Deutſchen Schul- und Erziehungsweſens kommt es zu, dieſe Reformen zu würdigen, und die Licht- und Schattenſeiten derſelben aufzufaſſen. Hier genüge die Bemerkung, daß Kinder- und Jugendſchriften im 18ten Jahrhundert einen Hauptteil der Deutſchen Literatur ausmachten, und daß Joach. Heinr. Campe (geb. 1746 zu Deerſen im Braunſchweigſchen, geſt. 1818) als pädagogiſcher Hauptſchriftſteller und Tonangeber dieſer ganzen Zeit daſteht.

§. 39. Oratoriſche Proſa.

Mit der Mitte des 18ten Jahrhunderts gewinnt auch die kirchliche Beredſamkeit eine edlere Geſtalt. Die richtige Anſicht von dem Zwecke derſelben, Belehrung

und Erbauung, tritt überall mehr in's Leben; das Polemiſche in der Sache und das Undeutſche in der Form verliert ſich mit der unzeitig angebrachten Gelehrſamkeit und ein reinerer Geſchmack in der Homiletik wird herrſchend. Doch findet der Eifer für die Wahrheiten des Glaubens in der erkalteten Zeit weniger Anklang.

Den Anfangspunkt gibt Johann Lorenz v. Mosheim, geboren 1691 zu Lübeck, geſtorben 1755 als Kanzler und Profeſſor der Theologie zu Göttingen. Er iſt, wie der Hauptreformator der Kirchengeſchichte, auch der Hauptredner ſeiner Zeit, der bei reicher Fülle des Gefühls und der Phantaſie, und gebildet durch tiefes Studium Deutlichkeit mit redneriſcher Kraft und Anmuth zu verbinden wußte. Davon zeugen ſeine „Heilige Reden über wichtige Wahrheiten der Lehre Jeſu Chriſti", Hamburg 1725 ff. und 1765. 3 Bde. 8.

In ſeinem Geiſte wird die Kanzelberedſamkeit gepflegt und gefördert von Aug. Friedr. Wilh. Sack (geb. 1703 in Harzgerode, geſt. 1786 als Hofprediger und Ober-Conſiſtorial-Rath in Berlin), der feierlich und einfach-herzlich zugleich auf die ſittlichen Vorſchriften des Chriſtenthums drang; von Joh. Fr. Wilh. Jeruſalem (geb. 1709 in Osnabrück, geſt. 1789 als Vice-Präſident des Conſiſtoriums zu Braunſchweig,) einem ruhigen und gelehrten Helldenker; von Joh. Joachim Spalding (geb. 1714 zu Triebſees, geſt. als Ober-Conſiſtorialrath und Propſt in Berlin 1804) der ſich in ſeinen Vorträgen durch Licht und Würde charakteriſirt.

Auf gleicher Linie ſtehen Friedr. Gabr. Reſewitz (geb. zu Berlin 1725, geſt. 1806); Wilh. Abrah. Teller (geb. zu Leipzig 1734, geſt. 1804); Joh. Casper Lavater (geb. zu Zürich 1741 geſt. 1801); und die durch einfachen Volkston belehrenden und erbauenden Redner

Caſp. Chriſtoph Sturm (geb. 1740, geſt. 1786), Ch. F. Sintenis, Th. Fr. Tiede und Guſt. Fr. Dinter.

§. 40. Deutſche Grammatik und Lexikographie, Geſchichte und Philoſophie der Sprache.

Die Vorbereitungen, welche im 17ten Jahrh. und im Anfang des 18ten Jahrh. zur wiſſenſchaftlichen Bearbeitung der Hoch=Deutſchen Sprache gemacht waren (ſ. 6te Per. §. 63 ff.), und die trefflichen Muſter, welche die Klopſtock=Leſſingſche Zeit in allen Gattungen der Poeſie und Proſa hingeſtellt hatte: führten nach der Mitte des 18ten Jahrh. zu einem tiefern Studium der Deutſchen Sprache nach allen Richtungen derſelben, und machten beſonders die Kenntniß des grammatiſchen und lexikaliſchen Theils derſelben zu einem allgemeinen Bedürfniß, da die wiſſenſchaftliche Bildung auch die bürgerlichen Stände zu durchdringen anfing, und in dem Geſchäftsleben höhere Foderungen an eine ſichere und gewandte Handhabung der Sprache gemacht wurden.

Zur Befriedigung dieſes Bedürfniſſes zeigten ſich thätig: J. S. V. Popowitſch (geb. zu Gräz 1705, geſt. 1774), F. K. Fulda (geb. 1724, geſt. 1788), J. F. Heynatz (geb. 1744, geſt 1809), beſonders aber Gottſched (ſ. S. 401.), deſſen „Deutſche Sprachkunſt" (1748) die Hauptgrammatik wurde, und in dieſem Anſehen bei den Deutſchen wie bei den Ausländern ſich mehr als ein Menſchenalter hindurch erhalten hat. Erſt in den letzten Jahrzehenden des 18ten Jahrh. trat ein kräftiger Nebenbuhler auf in dem als Sprachforſcher und Literator denkwürdigen Joh. Chriſtoph Adelung. Dieſer, geb. den 8. Aug. 1732 zu Spantekow, einem Dorfe unweit Anclam, und geſt. als Oberbibliothekar in Dresden den 10.

September 1806, hatte ſchon durch ſeinen „Verſuch eines vollſtändigen grammatiſch-kritiſchen Wörterbuchs der Hochdeutſchen Mundart ꝛc.“ Leipzig 1774 — 1786, u. N. A. 1793 — 1801. 4 Th. gr. 4. ein großes Anſehen in Deutſchland erlangt. Nun aber folgte auf Verlangen des K. Pr. Staatsminiſters von Zedlitz ſeine „Deutſche Sprachlehre für Schulen“ Berlin 1781. 8. und N. A. 1792 und 95, aus der ſpäterhin (Berlin 1781 u. N. A. 1794 und 1800 8.) ein Auszug erſchien, und zur Erläuterung derſelben ſein „Umſtändliches Lehrgebäude der Deutſchen Sprache“, Leipzig, 2 Bde. 1782 8. Einige Jahre darauf erſchien ſein „Magazin für die D. Sprache“ Leipzig 1783 und 84. 2 Bde. 8., und endlich ſein Werk „Ueber den Deutſchen Styl“ Berlin, 3 Th. 1785 u. 86. 8. N. A. 87, 89 u. 90. Dieſe ſprachlichen Werke regten in allen Schulen den Sinn für die vaterländiſche Sprache ſo kräftig an, daß das Studium derſelben ſeit der Zeit als der erſte und weſentlichſte Gegenſtand des Geſammtunterrichts betrachtet, und die Adelungſchen Grundſätze in allen Gerichtshöfen bei Entſcheidung in ſchwankenden Fällen befolgt wurden. Die Unvollkommenheiten, die eine ſpätere Zeit in ihnen erblickt, oft mit ſchonungsloſer Härte gerügt hat, können das große Verdienſt des gelehrten Sprachkenners nicht beeinträchtigen. Alle Sprachforſcher und Lehrer ſeiner Zeit ſchloſſen ſich ihm unbedingt an, oder ſuchten nur im Einzelnen zu berichtigen und zu erläutern. Dahin beſonders: K. Ph. Moritz, geb. 1757, geſt. 1793, A. Hartung, G. M. Roth, Radlof, Heyſe ꝛc. Viele zeichneten ſich aus als Sammler und Forſcher, wohin beſonders Samuel Joh. Ernſt Stoſch, geb. 1714, geſt. 1796; J. C. C. Rüdiger (geſt. 1822); F. A. W. Mackenſen (geb. 1768, geſt. 1798). Selbſt Akademieen fanden es damals ihrer Stellung zur Wiſſenſchaft angemeſſen,

durch Preisaufgaben und Vorleſungen die Ausbildung der Nationalſprache zu fördern. Dies that z. B. die Königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin durch ihre „Beiträge zur D. Sprachkunde". Erſte Sammlung, Berlin 1794. 8. und zweite Sammlung 1796., wozu Zöllner, Moritz, Graf v. Herzberg, Garve, Ramler, Engel, Meierotto, Gedike, Teller ꝛc. Beiträge lieferten. — Auch Deutſche Dialekte und Idiotismen fanden ihre eifrige Forſcher in J. F. A. Kinderling (geb. 1743, geſt. 1807), der eine Geſchichte der Niederſächſiſchen Sprache, Magdeburg 1800 herausgab, in J. K. Dähnert, M. Richey und Anderen.

Zweiter Abſchnitt.

(Bis auf Goethe's Tod.)

§. 41. Joh. Wolfgang v. Goethe.

Was Klopſtock dem 18ten Jahrh., war Goethe in noch höherem Grade dem 19ten, Schöpfer und Herrſcher in dem Gebiete der Geiſter.

Für das reiche Leben eines ſo ausgezeichneten Mannes genügt keine Literaturgeſchichte. Hier werde nur angedeutet, was er ſelbſt und viele Andere gegeben [1]). — Joh. Wolfgang v. Goethe, Sohn eines Kaiſerl. Raths, wurde geboren zu Frankfurt a. M. den 28ſten Auguſt 1749, ſtudirte von 1765 — 68 in Leipzig die Rechte, beſchäftigte ſich aber mehr mit Dichtkunſt und Kunſtgeſchichte, dichtete auch hier ſeine erſten Dramen (die Laune des Verliebten, und die Mitſchuldigen), wurde 1776 Legationsrath zu Weimar, 1779 wirklicher Geheimrath, 1782 Kammerpräſident, und zugleich geadelt, machte im Jahre 1786 eine Reiſe nach Italien und Sicilien, wurde dann Premier-Miniſter und lebte in einer freien, ungeſtörten

Muße ganz den Muſen und der Ehre Deutſchlands in Weimar, bis an ſeinen Tod, den 22ſten März 1832.

Eine treue und würdige Charakteriſtik des großen Geiſtes iſt eine Aufgabe für einen Mann, der ihm *gleich* ſteht [2]). Wir begnügen uns hier mit der klaſſificirten Angabe ſeiner vielen dichteriſchen und proſaiſchen Schriften.

Goethe beſchäftigt uns zunächſt als Epiker, Dramatiker, Lyriker, Didaktiker und Romanenſchriftſteller.

1) Als Epiker gab er uns außer ſeinen Balladen und Romanzen in „Hermann und Dorothea" (1797) ein ſehr anſprechendes Gemälde Deutſcher Häuslichkeit und Bürgertugend in 9 Geſängen; auch eine Bearbeitung des „Reineke Fuchs" (1794) in zwölf Geſängen. Beide in Hexametern.

2) Als Dramatiker zeigte er ſich im Luſt-, Schau-, Trauer- und Singſpiel. — Die Luſtſpiele, meiſt jugendliche Arbeiten, wie die „Laune des Verliebten" und „die Mitſchuldigen" (1769), auch „der Großkophtha" (1792) und „der Bürgergeneral" (1793), verlieren ſich gegen die Bedeutſamkeit ſeines berühmten Schauſpiels: „Götz von Berlichingen" (1773), wozu er den Stoff aus der Selbſtbiographie des alten Ritters (geb. 1478, geſt. 1562) entlehnt hat. Durch dieſes Stück wurde Goethe der Schöpfer des ſogenannten Ritterſchauſpiels. Das Ganze hat einen großen hiſtoriſchen Sinn; denn es führt uns in die Mitte einer ſcheidenden und einer beginnenden Zeit, indem es uns zeigt, wie das rauhe, kräftige und Freiheit liebende Ritterthum nach ſchwerem Kampf dem Geiſt der geregeltern politiſchen Zahmheit und Unterwürfigkeit weichen muß. Von geringerer Bedeutung iſt „Stella" (1776) und „Claudine von Villabella" (1776). Den höchſten Ruhm erwarb ſich der dramatiſche Dichter als Tragiker durch ſeinen „Clavigo" (1774), ſeine „Iphigenia in Tau-

ris" (1787), ſeinen „Egmont" (1788), ſeinen „Torquato Taſſo" (1789) und ſeinen „Fauſt". Wenn wir gleich in allen dieſen Dichtungen Goethe's hohen Genius erblicken, ſo iſt doch nicht zu verkennen, daß diejenigen einen höheren Kunſtwerth an ſich tragen, welche nach Beendigung ſeiner Italiäniſchen Kunſtreiſe (1788), die auf ſein Dichterleben einen ſo merklichen Einfluß hatte, verfertiget wurden. In der Iphigenia (in fünffüßigen reimloſen Jamben), behandelt der Dichter den Griechiſchen Mythus des Euripides, die Charaktere mit Ruhe, Klarheit und Idealität auffaſſend, in einer Sprache, die an edler Einfalt, Würde und Wohllaut Alles übertrifft, was die Bühne bis dahin aufzuweiſen hatte, ſo daß wir in der geſammten Compoſition den Geiſt der Griechiſchen Tragödie nach ſeiner Feinheit und ſtillen Größe wiederfinden. Goethe gibt aber der alten Dichtung eine andere Entwickelung; er bewirkt die Heilung des Oreſtes von dem durch Muttermord auf ſich geladenen Wahnſinn nicht durch den Raub des Bildes der Diana, ſondern einfach und pſychologiſch durch die weibliche Würde und Milde der Iphigenia, in deren Charakter ſich die höchſte ſittliche und poetiſche Schönheit zu dem ſeelenvollſten Gemälde geſtaltet. Alles löſt ſich in Harmonie. — Torquato Taſſo iſt ein in allen Theilen vollendetes, mit allem Zauber der Sprache und des Wohllauts ausgeſtattetes Charaktergemälde, welches den Gegenſatz zwiſchen Dichter- und Weltleben in einer Reihe von Situationen höchſt ſinnvoll und zart veranſchaulicht, und an dem Bilde des unglücklichen Taſſo zeigt, wie die geprieſenſten Güter des Lebens, Poeſie und Liebe, wenn ſie zur Leidenſchaft führen, auch die verderblichſten werden können. Dies gibt dieſem Drama ſeine tragiſche Kraft. — Auch ſein Egmont gehört zu ſeinen gelungenſten Dramen. Der Dichter gibt uns in dem Niederländiſchen Freiheitshelden ein

Bild ritterlicher Tugend und eines durch Volksgunſt gekrönten liebenswürdigen Charakters, deſſen Schickſal der Mittelpunkt des ganzen Gedichts iſt. In der Liebe des Helden zum Leben, in der ungetrübten Heiterkeit ſeines Geiſtes ſehen wir den Gegenſatz von Oreſt und Taſſo, und in dem unbefangenen, heitern, für Lebensfreude empfänglichen Gemüth Egmonts möchte auch wohl der Grund liegen, daß die dramatiſche Form des Gedichts im letzten Act ganz in die lyriſche übergeht.

Wenn wir in allen dieſen Dramen eine tiefe Kenntniß der menſchlichen Seele und eine unerreichbare Kunſt in der Zeichnung männlicher und weiblicher Charaktere bewundernd anerkennen, ſo werden wir doch unſerm L. Tieck beipflichten müſſen, wenn er (in der Einleitung zu den von ihm herausgegebenen Schriften des Dichters Jak. Mich. Reinhold Lenz, geb. 1750, geſt. 1792, Berlin 1828. 8.) ſagt: weil Goethe Alles mehr auf eine unſichtbare Bühne beziehe, und es ihm wichtiger ſei, die Stimmung des Gemüths zu zeichnen, als eine eigentliche Handlung, die immer äußerlich ſichtbar werden müſſe, darzuſtellen: ſo wären auch ſeine Schauſpiele nicht ſowohl Dramen, als vielmehr die köſtlichſten in Scene geſetzten Novellen; daher unterſchieden ſich auch ſeine erzählenden Dichtungen (Werther, Meiſters Lehrjahre, Hermann und Dorothea) nicht weſentlich von den Dramen. — Dieſe Bemerkung, welche nicht die innere Poeſie des Dichters, ſondern das eigentliche Bühnenleben berührt, erklärt zugleich, warum die Goethiſchen Dramen auch nur dem geiſtvollen Hörer und Leſer zuſagen können.

In einem ſchwer zu erfaſſenden Geiſt iſt ſein Fauſt gedichtet. Bei ſeinem erſten Erſcheinen als Fragment (Leipzig 1790) war dieſe Tragödie allen Kunſtrichtern und Kennern ein dramatiſches Räthſel, an deſſen Löſung ſich Viele verſuch-

ten, Andere verzweifelten, und daher den zweiten Theil abwarten zu müſſen glaubten, der auch in dem Nachlaſſe des Dichters (ſ. 1. Bd. oder 41. der ſämmtl. Werke. Stuttgart und Tübingen 1832) erſchienen iſt. Dennoch haben die Kritiker ſich in ihren hypothetiſchen Erklärungen und Andeutungen über den Sinn dieſes Gedichts noch nicht erſchöpft [3]), und Einer [4]) derſelben findet ſogar in Fauſt die geheime Geſchichte des Dichters ſelbſt in ſeiner früheſten und auch wohl ſpätern Epoche. Sehen wir auf das, was Goethe ſelbſt über den Fauſt ſagt: „Fauſt's Charakter auf der Höhe, wohin die neue Ausbildung aus dem alten rohen Volksmährchen denſelben hervorgehoben hat, ſtellt einen Mann dar, welcher in den allgemeinen Erdenſchranken ſich ungeduldig und unbehaglich fühlend, den Beſitz des höchſten Wiſſens, den Genuß der ſchönſten Güter für unzulänglich achtet, ſeine Sehnſucht auch nur im mindeſten zu befriedigen; einen Geiſt, welcher deshalb nach allen Seiten hin ſich wendend, immer unglücklicher zurückkehrt" (ſ. Kunſt und Alterthum VI. 1. S. 200): ſo iſt uns der Schlüſſel zur Löſung gegeben. Nach dem alten rohen Volksmährchen iſt Fauſt der allgemeine Dämonenbeſchwörer und Repräſentant aller Hexenmeiſter und Teufelsbanner. Mit der Reformation (in welche Zeit das Leben des hiſtoriſchen Fauſt fällt ſ. 5te Per. §. 24) erwachte in dem Individuum die Denkfreiheit, die dahin ſtrebte, den Gegenſtand des Glaubens auch in ein Begreifen und Wiſſen zu verwandeln. Dies aber führte bei dem Mangel des unausgebildeten Reflexionsvermögens zu Zweifeln, der Zweifel zur Kritik, und dieſe zu dem Idealismus der ſpeculativen Philoſophie, in welcher der denkende Geiſt Glauben und Wiſſen, Offenbarung und Vernunft zu vermitteln nicht im Stande iſt, wenn er ſich nicht ſelbſt in Gott, als dem Grunde alles

Seins, wiederfindet. Ein ſolches vom objectiven Glauben abgefallenes, und von nie zu befriedigendem Streben und Sehnen nach höherer und gewiſſer Erkenntniß unruhig bewegtes und nach allen Seiten hingetriebenes Gemüth gibt den Fauſt in ſeiner modernen Ausbildung. Er gehört alſo zwei verſchiedenen Zeitaltern an, und daher mußte auch in der Compoſition dieſer phantaſtiſchen Schöpfung das Gemeine und Alltägliche mit dem Großen und Erhabenen ſich berühren. Es iſt ein großes Gedicht; die beſte Theodicee, die jemals geſchrieben worden. — Die übrigen Dramen: „Mahomed" und „Tankred", zwei Trauerſpiele nach Voltaire (1802), ſo wie die „Natürliche Tochter" (1804) können wir hier bloß nennen. — Unter ſeinen Singſpielen ſind „Claudine von Villa Bella" (1776), „Erwin und Elmire" (1775) und „Jery und Bätely" (1790), worin er ſich den leichten, lyriſch-muſikaliſchen Geiſt der Italiäner angeeignet, beifällig aufgenommen worden.

Anm. 1) Von den vielen Schriften über Goethe's Leben und Werke heben wir hier heraus: „Biographieen berühmter Männer, von Ernſt Aug. Schmid," (Leipzig 1797. in 4.) Heft 1. S. 24 — 26., Eſchenburg's Beiſpielſammlung, Bd. VII. und Bd. VIII.; Eichhorn's Geſchichte der Literatur, Bd. IV. Abtheil. 2.; Nachträge zu Sulzer's allg. Theorie ꝛc. von Manſo, Bd. VIII. St. 2; und Schaller's Handbuch der neuern Deutſchen Litteratur, Halle 1811. Bd. I. S. 21. 129 und 470; „Zur Beurtheilung Goethe's von K. E. Schubarth." Breslau, 1818. 2te Aufl. 1820. 2 Bde. 8.; „Beiträge zur Poeſie, mit beſonderer Hinweiſung auf Goethe, von J. P. Eckermann." Stuttgart, 1824. gr. 8. Eine vollſtändige, ſyſtematiſch geordnete Zuſammenſtellung ſeiner Ideen über Leben, Liebe, Ehe, Freundſchaft, Erziehung, Religion, Moral, Politik, Literatur, Kunſt und Natur, mit einer Charakteriſtik ſeines philoſoph. Geiſtes gab Jul. Schütz, Hamburg, 1825 ff. 6 Bde. 12, wozu

wozu noch ein 7ter Bd. gekommen, der Goethe's Leben enthält. Ferner: „Ueber Goethe, litter. und artiſt. Nachrichten; herausgeg. von A. Nicolovius. 1ſter Theil, Leipzig, 1828. gr. 8. Enthält eine Sammlung von Urtheilen der Zeitgenoſſen (Wieland, Voß, Tieck ꝛc.) über Goethe und ein Verzeichniß ſeiner Schriften. „J. W. v. Goethe's Leben, von Heinr. Döring." Weimar 1828. 16. Vergl. ihn ſelbſt in ſeiner Schrift: „Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit," anfänglich 3 Thle. (Tübingen 1811 bis 14), dann in einer zweiten Abtheilung (Tübingen, 1816 — 22) fortgeſetzt, wovon in beſagter Zeit, außer dem 1. und 2. Bde., nur der 5te erſchienen iſt, der 3. und 4. aber noch eine bedeutſame Lücke bilden. Die neueſte, den großen Mann nach ſeinem äußern und innern Leben charakteriſirende Schrift iſt der „Briefwechſel zwiſchen Goethe und Zelter". Berlin 1833 bis 1834. 6 Bde. S. auch ein nachgelaſſenes Werk von Joh. Falk. Leipzig 1832. 8.

2) Von den bündigen und gediegenen Urtheilen über unſern Goethe theilen wir hier zwei mit. L. Wachler in ſeinem Handbuch der Geſchichte der Literatur, dritte Umarbeitung, 3ter Theil (Leipzig, 1833) S. 387 nennt ihn den größten und reichſten unſerer Dichter, den Vertrauten der Natur und der Menſchheit, welcher die Schönheit im Menſchlichen unter den verſchiedenartigſten Verhältniſſen erforſcht, das Geiſtige in den Kunſtbeſtrebungen aller Zeiten erkannt, und durch ſeliges Selbſtgefühl üppige Fruchtbarkeit an herrlichen Werken gewonnen hat. Und nun fährt er fort: „Er gehöret der Geſammtheit des Deutſchen Volks an, und, wie ein zweites Geſchlecht empfänglicher und dankbarer für ſeine Gaben ſich erwieſen hat, ſo wird ein kommendes ihn noch inniger lieben und vollſtändiger verſtehen; die Gebildeteren des Auslandes zollen ihm Bewunderung. Die Feſſeln altherkömmlicher Kunſtregeln ſind durch ihn gebrochen, Freiheit für Geiſt und Phantaſie iſt errungen, die ihnen zuſtehende Weltherrſchaft hat ſich in Thaten des allvermögenden Wortes beurkundet; die ſprachlichen Kunſtſchätze des klaſſiſchen Alter-

thums, des Morgenlandes, des Europäiſchen Süden und Norden haben Deutſches Bürgerrecht erlangt und den vaterländiſchen iſt gerechtere Anerkennung und verjüngte Liebe geworden. Regſamere Kraft iſt geweckt und ſtrebet nach höherem Ziele; das Zuerkennen des Siegerkranzes bleibet den Enkeln vorbehalten; iſt auch von vordringlicher Jüngerſchaft manches Unweſen des Mißverſtandes getrieben worden, ein Schickſal, welches jedem Meiſterthume beigegeben zu ſein pflegt, ſo lebet doch in Vielen der zuverſichtliche Glaube, daß bewährte Erfolge auf die vorlauten Klagen, die von Zunftgenoſſen über angeblichen Verfall der Nationalliteratur erhoben worden ſind, dereinſt Antwort geben werden.“ — Ausführlicher urtheilt über ihn Fr. Ancillon in ſeinem Werke „Zur Vermittelung der Extreme ꝛc.“ 2. Th. S. 148 ff. Hier einige abgekürzte Fragmente:

„In Deutſchland überwiegt Goethe allein Alles, was in andern Ländern während zwei Menſchenalter Schönes und Großes in der Welt erſchienen iſt; er allein füllt durch ſeine immer neue Bewunderung erregenden Werke ein halbes Jahrhundert. Sein langes Leben hat ihm erlaubt, alle Bahnen der Dichtkunſt ſiegreich zu durchlaufen. — Ein wahrer Proteus hat er alle mögliche Formen des Geſanges angenommen und wenn man ſeine Virtuoſität in einem Fach durch beſtimmte Formen gebunden und beſchränkt glaubte, hatte ſein Genius, entbunden und entfeſſelt, ſchon andere Formen ſich angeeignet. — Wollte man ihn von allen Dichtern unterſcheiden und ſeine Eigenthümlichkeit bezeichnen, ſo müßte man ſie in der Univerſalität und Objectivität ſeines poetiſchen Geiſtes finden. In ſeinen Dichtungen vereinigt er immer Idealität des leitenden Gedankens mit individuellen Geſtalten, die da zu leben oder gelebt zu haben ſcheinen, weil ſie leben konnten und alle Bedingungen des Lebens in ſich tragen. Er hat ſich in die Welt der Alten zu verſetzen gewußt, wie Wenige der Alten ſelbſt es gethan haben; er hat unſre neuere Welt gekannt, begriffen, umfaßt, dargeſtellt wie Keiner, und mit einer wundervollen Gewandtheit bald Bege-

benheiten, Gefühle, Bilder ſeiner Zeit in die alten Formen gegoſſen, bald von den Alten Stoff und Form entlehnt, und Beides auf eine echt antike Art zuſammengeſchmolzen ꝛc. ꝛc. Neben der Univerſalität ſeines Genies, die ſich in allen Arten der Dichtung bewährt hat, ſtellt ſich die Objectivität ſeiner Poeſie als das in ihm Charakteriſtiſche dar. Durch dieſen eigenthümlichen Hauptzug zeichnen ſich ſeine Werke vor allen neuern aus; obgleich er auf allen Seiten einen lebendigen Abdruck der heutigen Civiliſation darbietet, ſcheint er doch zur Welt der Alten zu gehören. So wie die Größeſten unter ihnen verſetzt er ſich ganz in die Zeit, Lage, die Leidenſchaften, die Denk- und Empfindungsweiſe der Perſonen, die ſeine Phantaſie erſchafft. Die Bewegung geht bei ihm von Innen nach Außen, und aus ihr geht eine Welt von Anſchauung hervor, in welche wir ihm folgen und in ihr gern verweilen. — Leſer und Zuſchauer wandeln in dieſer erdichteten Welt wie in der Natur ſelbſt, und werden nie veranlaßt an den Dichter zu denken, oder in ſeine Seele zu ſchauen. — Immer verläugnet Goethe ſich ſelbſt, auch da, wo er mit allem Feuer der Rede ſeine Helden auftreten läßt; wenn er die Lyra ergreift und ſich in ihre Töne zu verlieren ſcheint, reißt er ſich von ſeiner eigenen Individualität los, und verräth ſelten oder nie ſeine Meinungen, Grundſätze und Gefühle, ſeine eignen Anſichten von der Welt und vom Menſchen. Die Objectivität dieſes Dichters geht ſo weit, daß auch, nachdem man ſich mit ſeinen Werken vertraut gemacht hat, mit ihnen gelebt, und von ihnen durchdrungen, alle Schönheiten derſelben auswendig weiß, wenn man ſonſt keine andere Auskunft über den Charakter und das eigenthümliche Ich des Dichters hätte, man ſchwerlich aus ſeinen Gedichten ſich eine beſtimmte und richtige Idee ſeines Glaubens, ſeiner Freuden und Leiden, ſeines Thuns und Treibens, ſeiner Lieblingsempfindungen und Gedanken machen würde" ꝛc. ꝛc. Auch enthält gut charakteriſirende Bemerkungen über ſämmtliche Schöpfungen unſers

Dichters die „Geſchichte der neuern Deutſchen Poeſie von A. W. Bohz". Göttingen 1832. 8. S. 84 — 172.

3) Briefe über Goethe's Fauſt. Wien 1834. (D. Verf. will den zweiten Theil nicht als nothwendige Fortſetzung des ältern Fauſt anerkennen).

4) ſ. Goethe's Fauſt ꝛc. von F. Deycks. Koblenz 1834.

§. 42. Fortſetzung.

Was die kleinen lyriſchen Gedichte betrifft, ſo iſt in ihnen vielleicht das ſicherſte Zeichen der Vielſeitigkeit und des leichten Spiels des Goetheſchen Dichtergeiſtes niedergelegt. Die meiſten ſind Kinder momentaner Stimmung, in immer neuen Formen und Tönen, bald in antikem, bald in romantiſchem Geiſt, bald launig und ſpielend, bald ernſt und wehmüthig. Die Elegien, unter Italiſchem Himmel und in elegiſchem Sylbenmaaß gedichtet, ſind meiſt erotiſchen Inhalts, und zeichnen ſich beſonders aus durch Zartheit, Reichthum neuer Phantaſiebilder, und Harmonie des Versbaues.

Unter ſeinen didaktiſchen Gedichten finden wir Epiſteln, Satiren und beſonders Epigramme von ſehr verſchiedener Tendenz und Art, alle in elegiſchem Sylbenmaaß. Großes Aufſehen erregten zu ihrer Zeit beſonders die Xenien im Schillerſchen Muſenalmanach vom Jahre 1797, die in einer humoriſtiſchen Stimmung entworfen das literariſche Unweſen vieler Schriftſteller damaliger Zeit geißelten.

Doch alle dieſe Kleinigkeiten verlieren ſich in dem unendlichen Reichthum unſers Dichters gegen ſeine Romane, die, wenn nicht den erſten, doch einen ſehr bedeutenden Rang unter den Goetheſchen Dichtungen einnehmen. Hier ſtellt ſich uns zuerſt ein Werk dar, das allein hinreichend wäre, ſeine Unſterblichkeit in der Lite-

ratur zu ſichern, — wir meinen die „Leiden des jungen Werther", ein ſentimentaler Roman in zwei Theilen, der zuerſt Leipzig 1774 erſchien, (nachher wieder 75, 78, 87) und deſſen Jubiläum durch eine vom Verf. beſorgte N. A. 1824 gefeiert wurde. Goethe ſchrieb dieſen Roman, als ſein Gemüth durch die Lectüre ſchwermüthiger Engliſcher Dichter, durch Kenntniß der vielfachen Gebrechen der bürgerlichen Geſellſchaft und durch eigne leidenſchaftliche Neigung zu einem ihm verſagten Gegenſtand ſeiner Liebe ſchwer gedrückt war. Er faßte daher in ſeinem reflectirenden Gemüth die Leidenſchaft der Liebe mit einer überſpannten Weltanſicht zuſammen, um eine moraliſche Krankheit ſeiner Zeit nach ihren Folgen zu ſchildern. Die Form, die er dazu wählte, iſt die Geſchichte eines unglücklichen Jünglings, der durch die Leidenſchaft der Liebe zum Selbſtmörder wird. Mag dieſer Charakter von dem Dichter erfunden, oder der Grundſtoff zu demſelben aus der Geſchichte Karl Wilhelm Jeruſalem's (Sohns des Abts Joh. Friedr. Wilh.) entlehnt ſein, der ſich aus gekränktem Ehrgefühl in Regensburg erſchoß: es iſt ein echt poetiſcher Charakter, der durch die Entwickelung des Urſprungs und Fortgangs einer ihn beherrſchenden Leidenſchaft, und durch die Fülle des Gemüths, das hier in ſeiner höchſten Reizbarkeit erſcheint, ſo anziehend wird, daß man mit ihm liebt und leidet, und von ihm mit fortgeriſſen, ſich ſeiner Empfindung ganz überlaſſen muß. Leſſing hatte indeſſen ganz recht, wenn er fürchtet, daß mancher junge Leſer die poetiſche Schönheit dieſes Romans leicht für die moraliſche nehmen, und glauben möchte, daß der gut geweſen ſein müſſe, der unſre Theilnahme ſo ſtark beſchäftigt. Daß dieſe Furcht ziemlich herrſchende Stimmung geweſen, beweiſen die zahlreichen Schriften, welche, durch Werther's Leiden veranlaßt, die Wahrheit bekräfti-

gen, daß Schriftſteller und Leſer neben dem pſychologiſchen Geſichtspunkt auch den moraliſchen feſthalten ſollen. — Der zweite Roman erſchien unter dem Titel: „Wilhelm Meiſter's Lehrjahre," in 4 Bänden, zu Berlin, 1795. 8. Der Hauptinhalt deſſelben bezieht ſich auf das leichte, abenteuerliche Treiben des Künſtlers, deſſen Anſprüche mit den geſelligen Verhältniſſen des Lebens ſich verſöhnen ſollen. Hier werden Charaktere in der größten Mannichfaltigkeit, jeder in dem beſtimmteſten Umriß, vollſtändig und anſchauend entwickelt, in einer Sprache voll Natur und Einfalt, die um keine erkünſtelte Schönheit buhlt. Manche eingewebte Poeſien haben unnachahmliche Schönheit in der Darſtellung feuriger Gefühle der Natur. So athmet z. B. Mignon's Geſang zur Zither, im Anfang des zweiten Bandes (Kennſt du das Land, wo die Zitronen blühn ꝛc.) die innigſte Sehnſucht, Lieblichkeit und Fülle des Gemüths, die Reichard's ſeelenvolle Compoſition noch mehr gehoben hat. Uebrigens haben die Erörterungen über Kunſt und Poeſie dieſen Roman zu einem Codex für denkende Schauſpieler gemacht und Kunſtromane veranlaßt, unter denen Tieck's „Wanderungen Sternbald's" und Novalis „Heinrich von Ofterdingen" einer beſondern Erwähnung verdienen. — Ein dritter Roman erſchien unter dem Titel „die Wahlverwandtſchaften" (Tübingen, 1810. 2 Bde. gr. 8.), worin der Dichter die Macht der Naturgeſetze über die Freiheit menſchlicher Neigungen und Empfindungen ſchildert. — Ein vierter ſchließt ſich nach Titel und Inhalt dem zweiten an, „Wilhelm Meiſters Wanderjahre' (Stuttgart, 1821 Th. I. und Th. II. 1829), und enthält eine reiche Welt überraſchender Anſchauungen und Anſichten.

Unter Goethe's wiſſenſchaftlichen Schriften zur Geſchichte und Theorie der ſchönen Künſte wie zur Natur-

wiſſenſchaft gehörig, können wir hier nur andeuten: ſeine Italiäniſche Reiſe, ſeine Reiſen in der Schweiz, am Rhein und Main, das Römiſche Carneval, ſeinen Benvenuto Cellini, Winckelmann, ſeine Optik und ſeine Farbenlehre. Auch befinden ſich mehrere Abhandlungen von ihm in den von ihm herausgegebenen „Propyläen," einem artiſtiſchen Journal (3 Bde. Tübingen 1789 — 1800 gr. 8.), und in der Zeitſchrift: „Ueber Kunſt und Alterthum", welche Goethe 1816 begann, in der Abſicht, die Ausbeute einer vorzüglich für Kunſt-Zwecke unternommenen Reiſe in die Rhein- und Maingegenden, darin niederzulegen, die er dann aber, auf literariſche Gegenſtände erweitert, fortſetzte, und davon, bis 1828, 6 Bände zu 3 Heften (Stuttg. 8.) herausgab.

Die Sammlungen Goethe'ſcher Schriften ſind folgende: 1) „Goethe's Schriften" 1 — 4ter Bd. Leipzig 1778. 8. 5ter Bd. ebendaſ. 1788, 6ter, 7ter, 8ter Bd. ebendaſ. 1790; desgl. „Goethe's Schriften," 4 Bände (welche die vorher genannten 8 Bde. in ſich begreifen) Leipzig 1787 — 1791. 8. (Die früher zu Berlin 1775. 8. erſchienene Ausg. in 2 Bdn., die 1777 in 3 Bdn. neu aufgelegt wurde und 1779 in 4 Bdn., iſt unecht, ohne Vorwiſſen des Verfaſſers, und weder vollſtändig noch zuverläſſig). 2) „Goethe's neue Schriften", (7 Bde. Berlin, 1792 — 1800. 8.) 3) „Goethe's Werke," (13 Bde. Tübingen, 1806 — 1810. gr. 8., ſpäterhin, 1819, durch 8 Supplementbände vervollſtändigt). 4) „Goethe's Werke" (20 Bde., gr. 8. Stuttgart und Tübingen, 1815 — 19), welche Ausgabe auch in einem Abdruck in 12. (26 Bde., Wien und Stuttgart 1816 — 1822) veranſtaltet wurde. 5) „Goethe's Werke. Vollſtändige Ausgabe letzter Hand. Stuttgart und Tübingen, in verſchiedenen Abdrücken, 1827 — 30, 40 Bde. 8. und 12, wozu die hinterlaſſenen Werke, 15 Bde. 1832 — 34.

§. 43. Johann Gottfried v. Herder.

Der zweite hervorragende, auf unſer Zeitalter ſegensreich fortwirkende Genius iſt v. Herder. Geboren 1744 zu Morungen in Preußen, ſtudirte er in Königsberg Theologie, wurde 1765 Lehrer an der Domſchule zu Riga, durchreiſ'te dann mit dem Prinzen von Holſtein-Eutin einen Theil von Deutſchland und Frankreich, erhielt 1770 den Ruf als Hofprediger und Conſiſtorialrath zu Bückeburg, und ſollte 1775 als Profeſſor in Göttingen angeſtellt werden, als er auf Goethe's Vermittelung den Ruf als Generalſuperintendent zu Weimar erhielt. Hier wurde er 1789 Vice-Präſident des Oberconſiſtoriums, 1801 geadelt, und ſtarb 1803 den 18. December.

Unter allen nach univerſeller Bildung ſtrebenden Gelehrten und Dichtern dieſer Zeit ſteht Herder am höchſten. In keiner Wiſſenſchaft fremd, hat er in vielen durch ein raſtloſes Bemühen von mehr als vierzig Jahren mit bedeutendem Erfolg für ihre Vervollkommnung gewirkt, und als Theolog, Philolog, Philoſoph, Archäolog, Dichter, Ueberſetzer, Kritiker, Natur- und Geſchichtsforſcher auf den Bildungszuſtand der Deutſchen den entſchiedenſten Einfluß gehabt. Der Umfang ſeines Wiſſens, die Schärfe und Klarheit ſeines Denkens und die lebendige Kraft ſeines Gefühls ſprechen aus allen ſeinen Schriften eben ſo ſehr, als eine gewiſſe große Denkart, eine idealiſche Stimmung und rege Begeiſterung für alles Gute und Schöne die Grundzüge ſeines Charakters bezeichnen. Daß er dabei in ſeiner Polemik eine gewiſſe Strenge, ſogar Bitterkeit verräth, die ihn zu Härten gegen die Nation und die Würdigſten derſelben verleitet, kann man ungern ſehen, aber auch bei anderweitigen großen Verdienſten und ſeinen Beſtrebungen nach dem Ewigwahren leicht vergeſſen, da dieſe Unbill nicht ſeinem ſittlichen Charakter, ſondern

einer gewiſſen phyſiſchen Reizbarkeit und den Beſchränkungen ſeiner Jugend angehört. Als Dichter und Aeſthetiker hat er ſich uns in einer ſeltenen Vereinigung morgenländiſcher Wärme des Gefühls und der Phantaſie mit Griechiſcher Grazie und Beſonnenheit gezeigt. Statt, wie Einige gewollt haben, poetiſches Talent ihm abzuſprechen, könnte man im Gegentheil aus ſeinen Schriften nachweiſen, daß die Fülle ſeines Gefühls ihn oft überſtrömt, und der Flug ſeiner Phantaſie ihn ſelbſt als Proſaiker nur zu ſehr mit fortreißt, indem ſein ganzes Denken ein bildliches und dichteriſches zu nennen iſt. In Abſicht auf ſeine Schreibart und Darſtellungskunſt muß man indeſſen bei ihm zwei Perioden unterſcheiden. In der frühern iſt ſeine Sprache ſchnell und heftig, der Ausdruck kühn und üppig, überall ſieht man den feurigen, ſich überſtürzenden Geiſt; in der zweiten iſt ſeine Schreibart lieblich, leicht, anmuthig und einfach, hauchend den Geiſt der Alterthümlichkeit; doch verdunkelt er ſich auch hier noch öfters ſelbſt, und verliert ſich in einer gehäuften, prunkenden Bilderſprache.

Es iſt indeſſen wahr, daß Herder, ungeachtet die Elemente eines poetiſchen Genies, Phantaſie und Gemüth, in ihm ſich vereinten, kein großes dichteriſches Originalwerk hervorgebracht hat. Dies verhinderte die allſeitige Richtung ſeines umfaſſenden Geiſtes, deſſen Strahlen ſich nicht auf einen Punkt zu concentriren vermochten; aber er zeigte auf jedem Gebiete, wohin er ſich warf, im Sprachlichen, Dichteriſchen, Philoſophiſchen, Kritiſchen ꝛc. den entſchiedenſten Beruf, und gerade die Vereinigung dieſer vielfachen Talente erhebt ihn zu der Höhe, auf der wir ihn erblicken. Darin liegt auch der Grund, warum er die Originalität anderer Völker, namentlich der Hebräer, Griechen, Italiäner und Spanier ſo glücklich aufzufaſſen, und

wiederzugeben vermochte. Sein ſprachliches Wiſſen, ſein philoſophiſches Denken und ſein poetiſches Productionsvermögen halten ſich überall das Gleichgewicht. Dies iſt ſeine Größe. Sein ganz eigenthümliches Verdienſt aber iſt, daß er den bis auf ſeine Zeit ganz verkannten Geiſt der orientaliſchen Poeſie würdigte, und dadurch unſrer Sprach- und Dichtkunſt eine neue Quelle und für die Schriften des alten Bundes ein neues Verſtändniß eröffnete.

Seine Schriften betreffen theils ſchöne Literatur und Kunſt, theils Philoſophie und Geſchichte, theils Religion und Theologie. Er ſelbſt veranſtaltete noch bei ſeinem Leben eine Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Schriften, die nach jenen 3 Abtheilungen geordnet ſind, über welchem Geſchäft er aber geſtorben iſt. Es ſind zuſammen 45 Bände gr. 8. Die, welche die Literatur und Kunſt betreffen, haben den Titel: „Johann Gottfried von Herder's ſämmtliche Werke. Zur ſchönen Literatur und Kunſt.“ (Tübingen, 1805 — 1809. 1ſter bis 16ter Band.) Der 1ſte und 2te Theil enthält ſehr ſchätzbare Fragmente zur Deutſchen Literatur; der 3te den Cid, ein Gedicht, beſtehend aus einer Reihe von ſiebenzig Romanzen in mannichfaltigen Versarten und von verſchiedenem Charakter, die das ganze Leben des Cid umfaſſen [1]). Der in ihnen herrſchende Ton iſt dem echten Charakter der Alt-Spaniſchen Romanze durchaus treu. Herder hat das, was in einzelnen Romanzen und Chroniken vom Cid erzählt wurde, ſehr gut benutzt, um daraus ein Ganzes zu ſchaffen, das in dieſer Gattung poetiſcher Arbeiten ſein Meiſterſtück iſt; der 4te und 5te enthält ſeine kritiſchen Wälder, oder Betrachtungen über die Wiſſenſchaft und Kunſt des Schönen; der 6te dramatiſche Stücke und Dichtungen, zu welchen letztern auch ſeine

trefflichen „Paramythien“ oder Erzählungen aus der Griechiſchen Fabel und ſeine Alles übertreffenden Legenden gehören; der 7te ſeine Abhandlungen und Briefe über ſchöne Literatur und Kunſt. Darunter befindet ſich auch die 1773 von der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin gekrönte Preisſchrift: „Urſachen des geſunkenen Geſchmacks bei den verſchiedenen Völkern, da er geblühet.“ Der 8te Theil enthält ſeine Volkslieder verſchiedener Nationen, und zwar Lieder aus dem hohen Nord, dem Süd, Nordweſtliche, Nordiſche und Deutſche Lieder, und endlich Lieder der Wilden [2]), der 9te Theil eine Blumenleſe aus morgenländiſchen Dichtern, der 10te Nachbildungen Griechiſcher, der 11te Ueberſetzungen Römiſcher Dichter und mehrere antiquariſche Aufſätze, und der 12te Früchte aus den ſogenannten goldenen Zeiten des 18ten Jahrh. u. ſ. w. — Unter ſeinen Schriften zur Philoſophie und Geſchichte (aus 17 Bänden beſtehend) gehörig, bemerken wir hier zunächſt ſeine Preisſchrift: „Ueber den Urſprung der Sprache“ (Berlin, 1772. 8.), und ſeine „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit (zuerſt Riga 1784; 4 Theile, 4.), welches ſein Hauptwerk und das geiſtreichſte aller Schriften dieſer Art iſt, und unter den zur Religion und Theologie gehörigen die wichtige Schrift: „Vom Geiſt der Ebräiſchen Poeſie,“ (Deſſau, 1782, 2 Thle.) mit mehreren lyriſchen Stücken begleitet. Letztere Abtheilung umfaßt 12 Bände. 1827 ff. erſchien zu Tübingen eine Ausgabe in Taſchenformat, die eben ſo eingetheilt iſt und aus 60 Bändchen beſteht. Auch beſitzen wir einen Auszug oder „Geiſt“ aus Herder's Werken, Berlin, 1826, 6 Bändchen, 16.

Eine Menge zerſtreuter Aufſätze ſammelte Herder anfänglich unter dem Titel: „Zerſtreute Blätter,“ (6 Sammlungen. Gotha, 1785 — 1797. 8.) Dieſe Schrift und

ſeine „Briefe zur Beförderung der Humanität,“ (10 Sammlungen. Riga, 1793 bis 97. 8.), ſo wie ſeine „Adraſtea“, (6 Bde. Leipzig, 1801 — 1804. 8.), welches ſeine letzte Unternehmung iſt, können ſchon hinreichen, Herder's großen, umfaſſenden Geiſt kennen zu lernen [3]).

Anm. 1) Don Rodrigo Diaz, mit dem Beinamen Cid (geſt. 1099) war ein ausgezeichneter Held in Caſtilien, und lebte auch nach ſeinem Tode in der Poeſie ſeines Vaterlandes. Die Romanzen, die ſeinen Ruhm verewigen, gehören zu den älteſten Proben der Caſtiliſchen Schriftpoeſie.

2) Glückliche Nachfolger erhielt Herder als Volksliederdichter an Friedrich Heinrich Bothe, deſſen Volkslieder zu Berlin, (1795. 8.) erſchienen; ferner an Ludwig Achim von Arnim und Clemens Brentano, die unter dem Titel: „Des Knaben Wunderhorn,“ altdeutſche Lieder (2 Bände, Heidelberg 1806 und 1808 gr. 8.) herausgaben; ferner an J. G. Büſching und F. H. von der Hagen, die eine „Sammlung Deutſcher Volkslieder“ zu Berlin 1807 in 8. beſorgten, ſo wie an Görres und mehrern Andern.

3) Ueber das Leben und den ſchriftſtelleriſchen Charakter dieſes Mannes ſ. man beſonders: Muſeum Deutſcher Gelehrten und Künſtler (Breslau, 1800, Nr. 3. S. 81 — 116), wo ſich eine Abhandlung über ſeinen ſchriftſtelleriſchen Charakter, von Fülleborn, befindet, und Herder's Charakteriſtik, von Danz und Gruber (Leipzig 1805. 8.). Eine ſehr leſenswerthe Schrift. — Vergl. „Erinnerungen aus dem Leben J. G. von Herder's, von (ſeiner Gattin) Maria Carol. v. Herder, herausgegeben von J. G. Müller“ (2 Bde. Tübingen 1820. gr. 8.) und „Herder's Leben, nebſt gedrängter Ueberſicht ſeiner Werke“ von Hr. Döring. Weimar, 1823. 8. Zwei lange, ſehr ausführliche Artikel über ihn enthält Jördens Lexikon, Bd. II. und Bd. VI..

§. 44. Friedrich von Schiller.

Der dritte Heros, der allverehrte Dichter der Na-

tion, Friedrich v. Schiller, wurde geboren zu Marbach im Würtembergiſchen den 10ten November 1759. Sein Vater (Hauptmann und Aufſeher über die Gärten des fürſtl. Luſtſchloſſes Solitüde), übergab ihn 1773 der Militärakademie, wo er ſich, bei Zurückſetzung der übrigen Schulſtudien, faſt ausſchließlich mit Leſung Deutſcher, Lateiniſcher und Morgenländiſcher Dichter beſchäftigte. Zu jenen gehörten Klopſtock's Meſſias, der ihn ganz beſonders anzog und den beſtimmteſten Einfluß auf Schiller's dichteriſche Bildung gehabt hat; zu dieſen Virgil's Aeneide, und die poetiſchen Bücher der Bibel nach Luther's Ueberſetzung. Schon damals regte ſich in ihm das Gefühl, nicht bloß zu empfangen, ſondern ſelbſt zu ſchaffen und zu bilden, und er verſuchte auch ſeine poetiſche Kraft an einem Epos, deſſen Held Moſes war. Aber bald fiel ihm Gerſtenberg's Trauerſpiel Ugolino in die Hände, und dies und Goethe's Götz von Berlichingen gaben ſeinem Dichtungsvermögen eine andere Richtung, und führten ihn unwillkürlich auf die tragiſche Laufbahn. Erſt nach vielfachem Leſen jener Stücke wurde er mit Shakeſpeare bekannt, der auf geraume Zeit alle andere Dichter aus ſeinem Geiſte verdrängend, ganze Jahre hindurch ſein höchſtes Urbild, und das Ziel ſeines Strebens war. Auch Leiſewitz'ens „Julius von Tarent" (Trauerſpiel in 5 Aufz.) ſo wie Leſſing's Schauſpiele gehörten zu ſeiner Lieblings-Lectüre und alle dieſe haben auf ſeinen Ausdruck, ſeine Sprache und Darſtellungsart ſichtbar eingewirkt. Seine erſten dramatiſchen Arbeiten verriethen mehr mühevolles Nachbilden, als eigene Schöpferkraft. Letztere zeigte ſich zuerſt in ſeinem 17ten Jahr, 1777, zu welcher Zeit er ſeine „Räuber", als das erſte nennenswerthe Drama, verfertigte. Als Brotſtudium hatte er ſich die Arzneikunde gewählt, und wurde gleich nach

ſeinem Austritt aus der Militär-Akademie Regimentsarzt in Stuttgart. Als ſolcher feilte er noch einmal ſein Schauſpiel, die Räuber, und ließ es drucken. Aber die erſte Aufführung des Stücks in Manheim erregte das Mißvergnügen eines angeſehenen Graubündners, der wegen einer Stelle, worin von ſeinen Landsleuten wie von Straßenräubern geſprochen werde, bei dem Herzog klagbar wurde, welcher darauf Schiller'n verbot, fernerhin etwas zu ſchreiben. Dieſer Umſtand veranläßte unſern Dichter, ſeinen Abſchied zu nehmen. Er begab ſich nun nach Manheim, wo er 1782 Theaterdichter wurde, und die beiden Dramen „Fiesko" und „Kabale und Liebe" dichtete. Doch nicht lange in dieſer Lage ſich gefallend, beſuchte er Dresden, Leipzig und Weimar, hielt ſich auch einige Jahre zu Bauerbach, einem im Meiningſchen belegenen Gute des Herrn von Wollzogen auf, deſſen Schweſter nachher Schiller's Gattin wurde. Endlich trat er 1789, auf Goethe's Veranlaſſung, als außerordentlicher Prof. der Philoſophie in Jena zuerſt in ein beſtimmtes gelehrtes Verhältniß, und lehrte mit dem ausgezeichnetſten Beifall Geſchichte, ſo wie in der Folge auch Aeſthetik. Hier knüpfte ſich das Band der einflußreichen Freundſchaft zwiſchen ihm und Goethe in dem benachbarten Weimar; hier arbeitete er an ſeiner „Sammlung hiſtor. Memoiren"; hier vertiefte er ſich in die Abſtractionen der Kant'ſchen Philoſophie, die ihn durch ihre ſkeptiſch-ethiſche Weltbetrachtung um ſo mächtiger anzog, da ſein eigener Geiſt ſich in dem Charakter jenes Syſtems wieder fand; hier ſchrieb er ſeine „Geſchichte des dreißigjährigen Krieges," legte aber durch dieſe Anſtrengungen auch den Grund zu einem kränklichen Körper *). Nachdem er 1796 ordentlicher Profeſſor der Geſchichte geworden, (ſchon früher, im J. 1790, hatte er den Charakter eines Hofraths erhalten), zog ihn Goethe

nach Weimar, wo er ſich wieder erheiterte, und die vollendetſten Werke ſeines dichteriſchen Geiſtes herausgab. Im J. 1802 erhob ihn der Deutſche Kaiſer in den Reichsadelſtand; 1804 aber, nachdem er von einer Reiſe nach Berlin zurückgekehrt war, ſtellte ſich ſeine Kränklichkeit wieder ein: ein Nerven- und Bruſtfieber verzehrte allmälig ſeine Kraft, und machte ſeinem edlen Leben den 9ten Mai 1805 ein Ende. Obwohl frühzeitig der Welt entriſſen, kann er doch nur glücklich geprieſen werden; denn er ſtarb, von ganz Deutſchland betrauert, in der ſchönſten Blüthe ſeines Geiſtes, und ſicherte ſich dadurch vor den Schwächen eines lähmenden Alters. Die ſeltenſten Talente, deren jedes ſchon einzeln ihn unter den vorzüglichſten Schriftſtellern hätte auszeichnen können, hatten ſich in ihm vereinigt, und erzeugten Werke von ſo mannichfaltiger Art, von ſo reichem und tiefem Gehalt, von ſo eigenthümlicher und ſchöner Form, daß ſich die Deutſchen in ihm, als klaſſiſchem Proſaiker und Dichter, vorzugsweiſe ihren Liebling erkoren haben. Das große Publikum, das ihn nur als lyriſchen und dramatiſchen Dichter bewundert, würde ſeine großen Talente noch ungleich höher ſchätzen, wenn es nicht nur alle die mannichfaltigen Kenntniſſe und tiefen Einſichten, die ſeinen trefflichen poetiſchen Werken zum Grunde liegen, deutlicher zu erkennen, ſondern auch in dieſem Dichter den tiefdenkenden Weltweiſen, den ſcharfſinnigen Aeſthetiker und Kunſtkenner, den geiſtvollen und lehrreichen Geſchichtſchreiber, den feinen Menſchenkenner und erhabenen Moraliſten, kurz den Mann von gleich gebildetem Geiſte und Herzen zugleich in lebendiger Wahrnehmung zu faſſen und zu würdigen wüßte. Seine weſentlichſte Eigenthümlichkeit beſteht in der Vereinigung eines philoſophirenden Kopfs mit poetiſchem Sinn und Geiſte. Sobald er eine höhere Stufe der Bildung

errang, zeigte ſich in jedem ſeiner Erzeugniſſe philoſophiſche Reflexion im poetiſchen Gewande; ja es läßt ſich aus ſeinen Gedichten die Periode genau angeben, in welcher ihm die unterſcheidenden Begriffe der kritiſchen Philoſophie näher bekannt grworden ſind. Der höchſte Glanz der Deutſchen Sprache, den er über jedes ſeiner Werke zu verbreiten wußte, und beſonders der rhythmiſche Wohllaut, der nicht bloß in ſeinen Poeſien, ſondern in allen ſeinen Werken herrſcht, hat es gemacht, daß dieſe Bemerkung nicht früh genug aufgefaßt wurde. Wer aber die Wahrheit derſelben bezweifeln möchte, dürfte nur ſeine proſaiſchen Schriften über Gegenſtände der Kritik und Kunſt ſtudiren. So äußerſt vortrefflich und belehrend ſie ſind, ſo muß man eingeſtehen, daß ſich ſo kein Schriftſteller erklären würde, bei dem die künſtleriſche poetiſche Anſicht die vorherrſchende iſt. Ein großer Theil ſeiner dichteriſchen Werke verräth eine leidenſchaftliche Befangenheit ſeines Gemüths durch eine getrübte Lebensanſicht, und ohne Zweifel fand er hierin ſchon in frühern Jahren ſeinen Beruf für's Trauerſpiel.

Anm. *) Schiller arbeitete häufig des Nachts, und ſchlief am Tage. Kam man gegen Abend zu ihm, ſo konnte man an ſeinem Frühſtück Theil nehmen.

§. 45. Fortſetzung: Vergleich mit Goethe.

Man hat bei Vergleichung unſers Dichters mit Goethe einen ſo weſentlichen Unterſchied zwiſchen beiden wahrgenommen, daß man ſie in einem gewiſſen Punkte als Gegenſätze hinſtellen will. Dieſer Punkt betrifft die reine Objectivität Goethe's (von der bereits §. 41. geſprochen worden) und die überwiegende Subjectivität Schiller's. Wenn Jenem vielleicht natürliche und ungetrübte Ruhe des Gemüths in Verbindung mit ſeiner ho-

hen Intelligenz, und unterſtützt durch die ſchon frühe Unabhängigkeit ſeiner Lebensverhältniſſe, erleichtert, ſich ſeiner ſubjectiven Begeiſterung zu entäußern, ſo ſehen wir, daß es Schillern nach ſeiner von Natur wehmüthigen Stimmung, nach ſeinem angebornen Hange zu einem reflectirenden Tiefſinn und nach ſeiner ganzen ihm eigenthümlichen Weltanſchauung, ſchwer werden mußte, die individuelle Wahrheit der Wirklichkeit rein aufzufaſſen. Ueberall tritt aus ſeinem tiefen und reichhaltigen Gemüth eine ideale Gedankenwelt heraus, durch welche er die wirkliche Welt nach ſeiner Individualität abändert und geſtaltet. Daher erkennen wir in allen ſeinen Productionen ſein perſönliches Ich, und da dieſes die glückliche Eigenthümlichkeit in ſich trägt, daß es uns immer ein wohlthuendes Bild hoher und reiner Geſinnung, großartiger Gefühle und Energie des Charakters vorhält, ein Bild, welches zugleich das ethiſche Gepräge der Nation ſelbſt iſt: ſo begreift ſich leicht, daß Schiller, ohne auf der Kunſthöhe Goethe's zu ſtehen, doch der Nation mehr zuſagen, und Nationaldichter der Deutſchen werden mußte, während Goethe mit ſeiner Objectivität allen Zeiten und allen Völkern angehört. Wenn dies im Allgemeinen von den Dichtarten Beider gilt, ſo muß in Bezug auf die Schillerſchen Dramen noch der beſondere Vorzug bemerkt werden, daß ſie mehr dramatiſches Leben als die Goetheſchen haben, und daher als Bühnenſtücke betrachtet, ſich beſonders geltend machen. Wie aber auch die Urtheile darüber fallen mögen, ewig wahr bleibt es: Beide ſind die größten leuchtenden Geſtirne am Horizont Deutſcher Poeſie; nur leuchtet Jeder in einem anders gefärbten Lichte.

§. 46. Fortſetzung.

Wir beſitzen von Schiller, dem Dichter, lyriſche und dramatiſche Gedichte.

1) Seine lyriſchen Gedichte erſchienen in zwei Theilen, Leipzig 1800, (dritte, von Neuem durchgeſehene Auflage, Leipzig, 1807, 1808. in 8.; dann 1818 auch in einer Stereotypausgabe, 2 Bde. 16.). Der Werth dieſer Gedichte iſt ihrem größeren Theile nach, ſo klar und entſchieden, daß darüber nur Eine Stimme herrſcht. Kein neuerer Lyriker darf ſich rühmen, von jedem Alter ſo oft rezitirt, ſo wiederholt gern geleſen, ſo allgemein bewundert worden zu ſein wie Er. In allen ſeinen Stücken herrſcht Zartheit und Würde, aber auch ein, dem tragiſchen Gefühl verwandtes, wehmüthiges Sehnen nach dem Idealen, ein ſinnvoller Ernſt, der ſelbſt in ſeinem Lied an die Freude durchtönt. Zu den köſtlichſten Stücken gehören: der Hymnus an die Freude, die Götter Griechenlands, Reſignation, die Ideale, das Reich der Formen, die Worte des Glaubens, das Lied von der Glocke, die Würde der Frauen ꝛc. Beſonders aber haben ſeine Balladen und Romanzen ein eigenes großes Gepräge, eine unerreichte Kraft und Zartheit, und den glänzendſten Reichthum an Gedankenbildern. Zu den vorzüglichſten gehören: der Taucher, der Ring des Polykrates, die Kraniche des Ibykus, der Gang nach dem Eiſenhammer, der Ritter Toggenburg, die Bürgſchaft, Hero und Leander ꝛc., die ewig friſch und lebendig im Munde des Deutſchen Volks leben werden. — Der ſtrenge Mechanismus des Versbaus konnte ſeine feurige Phantaſie nicht hemmen, daher dichteriſche Freiheiten in ihm oft nachzuweiſen ſind.

2) Seine dramatiſchen Gedichte. Dieſe ſind geſammelt unter dem Titel: „Theater, von Schiller," (5 Bde. Tübingen, 1805. 1806. 1807. gr. 8. Schreibpapier mit Kupfern, Druckpapier ohne Kupf.) In ſeiner dramatiſchen Laufbahn muß man drei Bildungs-Perioden unterſcheiden. In die erſte, die Periode einer noch un-

gezügelten Phantaſie, fallen ſeine Jugendwerke, und zwar „die Räuber, ein Trauerſpiel“ (zuerſt Frankfurt und Leipzig 1781), „die Verſchwörung des Fiesko, ein republikaniſches Trauerſpiel“ (Manheim, 1783), u. „Kabale und Liebe, ein bürgerliches Trauerſpiel, in fünf Aufz.“ (zuerſt Manheim, 1784). Unter dieſen dreien ſind die Räuber das merkwürdigſte, das, mit Recht als Kunſtprodukt verworfen, doch aller ſeiner üppigen und mißgeſtalteten Auswüchſe ungeachtet, immer als eine höchſt geniale Schöpfung vielleicht einzig in ihrer Art anerkannt ſein wird. Der Dichter hat hier die ganze Kraft und Fülle ſeines jugendlichen Geiſtes aufgeboten, und die ungeheuerſten Formen geſchaffen, wie ſie aus ſeiner damaligen Weltanſchauung hervorgehen mußten. Auch die beiden andern zeigen von hohen und ſeltenen Naturanlagen, die ſich noch keinem durch das Studium geſchriebenen Geſetze unterworfen haben. In allen dreien gibt das Laſter den Anſtoß. Hauptgegenſtand iſt das Ringen der Freiheit mit dem Schickſal, dem Staate und der Convenienz. — In die zweite Bildungs-Periode, die eine durch philoſophiſche Studien beherrſchte Phantaſie zeigt, fällt ſein „Don Carlos, Infant von Spanien, ein dramatiſches Gedicht“ n fünffüßigen reimfreien Jamben (zuerſt Fragmente davon in der Thalia, dann ganz, zu Leipzig, 1787). Auch hier ſind noch Spuren der erſten Periode ſichtbar, daher dieſes Stück noch nicht als ein vollendetes Kunſtwerk betrachtet werden darf. Auch trug er ſich damit zu lange, denn er vollendete es nur nach einem großen Zwiſchenraume, da doch nach ſeinem eigenen Ausdrucke, ein dramatiſches Werk nur die Blüthe eines einzigen Sommers ſein ſoll. Daher wollte er es auch nicht für ein Theaterſtück gehalten wiſſen; aber es iſt dennoch (obgleich oft ſeltſam beſchnitten und verſtümmelt) überall bis auf dieſen

Tag mit lautem Beifall gegeben worden, und wird auch dem Kenner durch eine oft ſehr tiefe Charakterzeichnung, durch die pathetiſche Kraft in den Situationen, und durch große, weltbürgerliche Gedanken über die menſchliche und geſellſchaftliche Natur ſich fortdauernd empfehlen. — Die dritte Periode zeigt Schiller in ſeiner höchſten, durch philoſophiſches und hiſtoriſches Studium erlangten äſthetiſchen Bildung, die ihn immer mehr und mehr der Objectivität ſich nähern, und zugleich die Ueberfüllung ſeiner pomphaften und bilderreichen Sprache mäßigen läßt. In ihr ſind denn auch alle die herrlichen Schöpfungen entſtanden, die ſeinen und der Deutſchen Ruhm auf immer befeſtiget haben. Dahin gehören:

1) „Wallenſtein, ein dramatiſches Gedicht." Es beſteht aus zwei Theilen, von denen der erſte „Wallenſteins Lager" und „die Piccolomini, in 5 Aufz.", der zweite „Wallenſteins Tod, ein Trauerſpiel in 5 Aufz." enthält. Die erſte Ausgabe erſchien Tübingen 1800. gr. 8. — Eine ſcharfſinnige Beurtheilung dieſes Stücks erhielten wir von W. Süvern in Berlin, unter dem Titel: „Ueber Schiller's Wallenſtein in Hinſicht auf Griechiſche Tragödie." (Berlin, 1800. 8.) Wir bemerken hier nur, daß dieſes Drama, ausgezeichnet, nicht nur unter allen Werken des Verfaſſers, ſondern dieſer Gattung überhaupt, durch den großen Reichthum trefflich gezeichneter Charaktere, und durch den Wohllaut der bis zur höchſten Vollkommenheit abgerundeten poetiſchen Sprache, eben ſowohl den Ruhm des Dichters als den Ruhm unſerer Sprache für die ganze Folgezeit geſichert hat.

2) „Maria Stuart, ein Trauerſpiel," das zuerſt Tübingen 1800. gr. 8. erſchien. — Mit dieſem durch Charakterzeichnung ſowohl als durch echt tragiſche Motive hervorſtechenden Stücke zeigt ſich in Schiller ein gewiſ-

ſes Hinneigen zum Katholizismus. Der Dichter verbindet hier zu ſehr das Intereſſe der Religion mit dem Intereſſe des Drama, und verwiſcht in der Erſcheinung den Unterſchied zwiſchen Kirche und Theater, indem er eigenthümliche Handlungen jener auf dieſes verpflanzen will.

3) „Die Jungfrau von Orleans, eine romantiſche Tragödie," zuerſt als Taſchenbuch auf das Jahr 1802. Berlin, 1801. kl. 8. Dieſes Stück fand bei der erſten Aufführung in Leipzig und nachher überall den rauſchendſten Beifall. Als dramatiſches Kunſtwerk möchte es nicht befriedigen, denn die einzelnen Scenen ſtehen in einem ſehr lockern Zuſammenhang; aber es hat einen ſolchen Zauber der Phantaſie, eine ſolche Lyrik der Sprache und eine ſo glänzende Scenenpracht, daß es noch lange ein Feſt- und Feierſtück unſrer Bühnen bleiben wird.

4) „Die Braut von Meſſina, oder die feindlichen Brüder. Ein Trauerſpiel mit Chören." Zuerſt Tübingen 1803. Schiller gibt uns in dieſem ſpruch- und gedankenreichen Stücke ein Bild der glühendſten Liebe und der furchtbarſten Rache. Es gehört zu der Gattung der Schickſalsdramen und erſcheint der Kritik in mehrfacher Hinſicht verfehlt; denn das Schickſal iſt hier nicht innerlich mit der Handlung verbunden; es iſt nur ein abſtracter, durch die Reflexion des Dichters gewonnener Begriff. Daß er das Antike mit dem Romantiſchen zu verbinden verſuchte, ergibt ſich auch aus dem von ihm hier zum erſten Male aufgenommenen Chor der Alten. Ob ſich dies mit dem Charakter des neuen Trauerſpiels vertrage, — darüber entſcheidet die Dramaturgie. Schiller ſelbſt rechtfertiget ſich deshalb in einer eigenen Abhandlung, die dem Stücke vorausgeſchickt iſt. Die von ihm aufgeſtellten Hauptgeſichtspunkte für den Chor ſind: daß er die Reflexion von der Handlnng abſondern, und Ruhe in dieſe

bringen ſolle. Bei den Griechen war allerdings der Chor nöthig. Das Theater derſelben hatte eine andere Beſtimmung, als bei uns. Es endigte nämlich an Feſten der Gottheiten mit der Darſtellung einer Nationalbegebenheit, an der das Volk nach ſeiner republikaniſchen Souveränetät Antheil genommen hatte. Auch war bei der Darſtellung eine ungeheure Menſchenmenge zugegen; die Stimme der einzelnen Schauſpieler würde verſchollen ſein, wenn nicht der Chor, verbunden mit Muſik und Tanz, die Handlung fortgeführt hätte. Dieſer repräſentirte das Volk, und der Dichter theilte dem Chor diejenigen Empfindungen und Urtheile zu, die das Volk über die dramatiſch dargeſtellten Handlungen gehabt hatte oder haben ſollte.

5) „Wilhelm Tell, ein Schauſpiel,“ erſchien zuerſt Tübingen 1804, und iſt das letzte unter den vollendeten Dramen Schiller's, das beſonders anziehend wird durch ſein hiſtoriſches Leben und durch die treue Darſtellung der einfachen Sitte eines unverderbten freiſinnigen Volks, welches als Sieger daſteht, in dem Kampf gegen frevelhafte Unterdrückung.

Wir übergehen hier die kleineren Stücke, als: „die Huldigung der Kunſt, ein lyriſches Spiel“ (1804), „Turandot, Prinzeſſin von China, ein tragi-komiſches Mährchen nach Gozzi“ und „der Paraſit, Luſtſpiel nach dem Franzöſiſchen“; auch den fragmentariſchen Nachlaß: „Demetrius“, „Warbeck“, „der Maltheſer“ ꝛc. unter denen das erſtgenannte das vorzüglichſte ſein möchte, und wenden uns zu Schiller dem Proſaiker.

Als Hiſtoriker iſt er zu idealiſch. Ihn reizte die Geſchichte nur in ſo fern, als er aus ihr den erhabenen Stoff zu ſeinen Tragödien entlehnte, und darin Gelegenheit fand, das hohe Schickſal der Welt und des Lebens zu entfalten. Man muß daher aus ſeinen hiſtoriſchen

Werken, „Geſchichte des dreißigjährigen Krieges" (Leipzig, 1790. 8.; N. A. 1802.) und „die Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spaniſchen Regierung" (Bd. 1. 2. Leipz., 1788. 8.; N. A. 1802.) nicht ſowohl hiſtoriſche Begebenheiten erlernen, als vielmehr große Anſichten auffaſſen, und philoſophiſche Betrachtungen über den Gang der Schickſale anſtellen wollen. Die Schreibart iſt meiſt preziös und überladen, mehr für Gefühl und Phantaſie, als für den Verſtand geeignet. —

Seine „kleinere proſaiſche Schriften" (4 Thle. Leipzig, 1792 — 1802. 8.) bewahren eine Menge ſchätzenswerther Abhandlungen und kritiſcher Urtheile, und haben auf die höhere Ausbildung der Kunſtkritik unter den Deutſchen mächtig eingewirkt. Unter den von ihm herausgegebenen Journalen ſind beſonders zu bemerken: „Thalia", Leipzig 1785—91, und „die Horen", 1795—1797, die ebenfalls viele treffliche Abhandlungen, auch Fragmente ſeiner Dramen enthalten.

Eine vollſtändige Ausgabe ſeiner Schriften erſchien unter dem Titel: „Friedrich's von Schiller ſämmtliche Werke," (12 Bde., Stuttgart und Tübingen 1812 bis 1815. gr. 8. N. A. 1818.). In dieſer Ausgabe ſtehen die Werke Schiller's nach Klaſſen, in der Zeitfolge. Davon aber iſt die Ausgabe Stuttgart und Tübingen 1817 — 20. 18 Bände in 16., ſo wie die zu Wien und Stuttgart 1819. 20. (ſchön gedruckt, aber mit Cenſur-Lücken) 18 Bände in 12., wieder abgewichen, und die Werke darin ſind mehr in einer ſyſtematiſchen Folge zuſammengeſtellt; letztere Ordnung iſt auch in den geringeren Ausgaben in Taſchenformat, die ſeit 1823 gemacht worden ſind, beibehalten. Neuere Ausgaben ſind: Stuttgart und Tübingen 1827. 28. 18 Bde., Ausgabe in Einem Band 1829. 4. u. Ausg. in 12 Bdn. gr. 8. 1835.

Anm. *) Nachrichten von Schiller's Leben finden wir in der Schrift: „Friedrich Schiller, Skizze einer Biographie und ein Wort über ſeinen und ſeiner Schriften Charakter." (Leipzig, 1805. 8.); dann in „Friedrich's von Schiller Leben, aus theils gedruckten, theils ungedruckten Nachrichten, nebſt gedrängter Ueberſicht ſeiner poetiſchen Werke; herausgeg. von Heinr. Döring" (Weimar, 1822. 12.); Karol. v. Wolzogen Leben Schiller's, 1830. 2 Bde. 8.; auch vergl. „Briefwechſel zwiſchen Schiller und W. von Humboldt". Tübingen 1830. 8. Eine „Nachleſe zu Schiller's ſämmtl. Werken v. Heinr. Döring" erſchien Zeitz, 1835. 12.

§. 47. Der Hainbund:

Gottfr. Aug. Bürger, Ludw. Heinr. Chriſt. Hölty, Joh. Ant. Leiſewitz, die Brüder Stolberg, Joh. Heinr. Voß und Joh. Martin Miller.

Wenn die Deutſchen in der Geſchichte ihrer Literatur von einem goldenen Zeitalter ſprechen wollten, ſo würde der Anfangspunkt deſſelben mit Goethe's Götz von Berlichingen zu bezeichnen ſein. Die Fülle dichteriſcher Talente, beſonders in der Lyrik, Epik und Dramatik, die Leiſtungen für Grammatik, rhythmiſche und philoſophiſche Durchbildung der Sprache in Poeſie und Proſa, die in den literariſchen Beſtrebungen immer mehr ſich befeſtigende Selbſtändigkeit und Nationalität, neben dem tiefern Forſchen, Erkennen und Uebertragen antiker und moderner Kunſt und Gelehrſamkeit, die durch Leſſing und Winckelmann feſter begründete Kritik des Schönen, nebſt der durch Kant angeregten tiefern Erkenntniß der Wahrheit: dies zuſammengenommen, im Einzelnen nach ſeinen Wirkungen bis auf unſre Zeit herab verfolgt, gibt einen ſo großen Reichthum von mannichfach glänzenden Erſcheinungen, daß wir auf eine vollſtändige Ueberſicht und Charakteriſtik aller dabei mitwirkenden Talente verzichten müſſen. Was wir daher hier aus dem Goethe-Herderiſch-Schiller-

ſchen Zeitalter noch geben können, darf nur als Andeutung der wichtigſten Momente und Perſonen angeſehen werden. Jüngere Schriftſteller gehören ohnedies der Würdigung einer ſpätern Zeit an.

Wie einſt in Leipzig, ſo bildete ſich 1772 in Göttingen, wo Chriſtian Gottl. Heyne (geb. 1729, geſt. 1812) den Sinn für Literatur förderte, ein jugendlicher, für Sittenreinheit, klaſſiſche Bildung und Deutſchheit geſinnter, den Verdienſten und Grundſätzen Klopſtocks huldigender, Dichterkreis, der unter dem Namen Hainbund ſich um Sprache, Poeſie und Metrik ſehr verdient gemacht hat. Die wichtigſten ſeiner Mitglieder waren außer dem ſchon S. 567 genannten Romanendichter J. M. Miller;

1) Gottfr. Aug. Bürger, geb. 1748 zu Wolmerswende im Halberſtädtiſchen, 1772 Juſtizbeamter zu Altengleichen (von wo aus er mit dem Hainbund vereint wirkte), übernahm 1780 eine Pachtung zu Appenrode, ging 1784 nach Göttingen als Privatdocent, wurde 1789 daſelbſt Profeſſor, verheirathete ſich nach dem Tode ſeiner erſten Gattinn 1785 mit deren Schweſter Auguſte Leonhart, die er unter dem Namen Molly ſo feierlich und warm beſungen hat; und da auch dieſe ſtarb, zum dritten Male unglücklich, erkrankte, und erlag endlich vielfachen Leiden 1794. Er hat unter den Volkslieder- und Balladen-Dichtern einen hohen Rang, wenn man von einigen unzarten Verſinnlichungen und Derbheiten abſieht. Seine Ballade „Lenore" machte ihn zum Liebling des Volks; eben ſo: „der wilde Jäger", „des Pfarrers Tochter von Taubenhain" und die „Entführung." Von minderem Gehalt ſind ſeine ſcherzhaften Erzählungen, in denen der Ton oft zu tief herabſinkt; doch haben einige, wie „der Kaiſer und der Abt" großen Beifall gefunden. Unver-

gleichlich aber iſt er in ſeinen erotiſchen Liedern, unter denen das an Molly vielleicht nichts Aehnliches aufzuweiſen hat. Das damals faſt vergeſſene und verachtete Sonett hat er unter den Deutſchen wieder zu Ehren gebracht; ein Muſter dieſer Gattung gab er in „Trauerſtille.“ Ausgaben ſeiner Gedichte erſchienen zu Göttingen 1778 u. 1789. 2 Bde. 8.; ferner „G. A. Bürger's poetiſche Werke,“ herausgegeben von Karl Reinhard (Hamburg, 1812 — 1816. 4 Bände 8.) und eine Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke, Berlin, 1823 u. 24. 7 Bde. gr. 12.; ferner: „Bürger's ſämmtliche Werke in Einem Bande; herausgegeben von H. W. Bohtz“, Göttingen 1835. 4. Vergl. „G. A. Bürger's Leben, bearbeitet von H. Döring.“ Berlin, 1826. gr. 12.

2) Ludwig Heinrich Chriſtoph Hölty, geb. 1748 zu Marienſee, einem Dorfe im Fürſtenthum Calenberg, kehrte als Theolog von Göttingen kränklich nach Hauſe zurück, und ſtarb 1776 zu Hannover. Ein herrlicher zartſinniger, tief fühlender Jüngling, mit deſſen Tode ein köſtliches Leben unterging! In ſeinen „Gedichten, beſorgt durch Fr. Leop. Graf zu Stolberg und J. H. Voß.“ (Hamburg 1783; N. A. 1795, und 1814, letztere „neu beſorgt und vermehrt von J. H. Voß.“ Weißenfels, 8.), ſpiegelt ſich ein reines für Natur und Schönheit empfängliches Gemüth. Ausgezeichnet iſt er in der Elegie, (z. B. auf ein Landmädchen), wozu ſein ſchwermüthiger ſentimentaler Geiſt ſich beſonders hinneigte; überhaupt herrſcht in ſeinen meiſten Gedichten ein weicher, ſchmelzender Ton, ein Sehnen nach Tod und Grab. Er war lange Zeit ein Liebling des Volks.

3) Joh. Anton Leiſewitz, geb. 1752 zu Hannover, ſtarb als Geheimer Juſtizrath zu Braunſchweig

1806. Sein dichteriſches Verdienſt beſchränkt ſich auf ſein bürgerliches Trauerſpiel „Julius von Tarent", Leipzig 1776. 8., das aber ſeinen Ruhm entſchieden hat. Mehrere humoriſtiſche Aufſätze enthalten ſeine „Sämmtliche Schriften", Wien, 1816.

4) Heinr. Chriſtian Boje, geb. 1745 zu Meldorp im Holſteinſchen, geſt. 1806 als Etatsrath in ſeinem Geburtsort, machte ſich in dem Hainbunde als Kritiker verdient, und beſorgte gemeinſchaftlich mit Gotter die Herausgabe des Göttinger Muſenalmanachs von 1770 — 75.

5), 6) Die Brüder: Chriſtian Graf zu Stolberg, geb. 1748 zu Hamburg, geſt. als Landrath auf ſeinem Gute Windebye im Holſteinſchen 1821; und Fr. Leop. Gr. zu Stolberg, geb. 1750 in dem Holſteinſchen Flecken Bramſtedt, zuletzt Präſident zu Eutin, tritt 1800 zur Römiſchen Kirche über, entzweit ſich darüber mit Voß und ſtirbt 1819 auf ſeinem Gute Sondermühlen bei Osnabrück. Beide durch Studium der Griechen gebildet und durch Klopſtocks Vorbild für alles Sittlich-Große und Vaterländiſche begeiſtert, waren Lyriker; ihre früheren Geſänge wurden auch gemeinſchaftlich, unter dem Titel „Gedichte der Brüder Chr. und Fr. Leop. Gr. zu Stolberg von H. Chr. Boje" (Leipzig 1779. 8.) herausgegeben; eine ſpätere Sammlung „vaterländiſcher Gedichte" 1815 zeigt von hoher vaterländiſcher Begeiſterung. Beide haben aber auch Schauſpiele mit Chören herausgegeben (1786), in denen theilweiſe ein antik-lyriſcher Geiſt weht. Chriſtian iſt am glücklichſten im ſanften Liede und in der Ballade. Auch ſeine ſchon 1787 vollendete Ueberſetzung des Sophokles verdient ehrenvolle Beachtung. — Fr. Leopold ſteht in der Kunſtbildung höher. In ſeinen Balladen iſt echt ritterlicher Geiſt, in ſeinen Oden

Wärme und Innigkeit des Gefühls für Natur, Freundſchaft und Vaterland. Als geiſtvoller Ueberſetzer der „Iliade" (1778, 3te Aufl. 1793), der „vier Tragödien des Aeſchylos" (1802), der „auserleſenen Geſpräche des Platon" (1793, 3 Th.) und des „Oſſian" (1806, 3 Th.) hat er Vielen vorgeleuchtet. — Seine proſaiſchen Darſtellungen gehören zu den gehaltvollſten ſeiner Zeit; beſonders ſeine „Reiſe in Deutſchland, die Schweiz, Italien und Sicilien" (1774. 4 Bde. 8.), die reich an trefflichen Schilderungen iſt, und ſein „Leben Alfred's des Großen, Königs von England" (1815), das ſich durch einfach-edle Schreibart auszeichnet. In ſeiner „Geſchichte der Religion Jeſu Chriſti (1807 ff., 15 Bde.) finden ſich treffliche Charakterzeichnungen und gemüthliche Betrachtungen. Spuren der Hinneigung zum Römiſch-Katholiſchen ſind unverkennbar. — Verſöhnt und friedlich trete hier neben ihn der Schatten unſers

7) Joh. Heinr. Voß, geb. 20ſten Febr. 1751 zu Sommersdorf in Mecklenburg, 1778 Rector zu Ottendorf in Hadeln, 1782 in Eutin (hier in enger Verbindung mit dem Hiſtoriker Bredow), privatiſirte ſeit 1802 erſt in Jena, dann in Heidelberg, ſtarb als Badenſcher Hofrath und Akademiker den 29ſten März 1826. — Ein gründlich gebildeter Gelehrter, tüchtiger Kunſtrichter, klaſſiſcher Ueberſetzer, angenehmer Dichter, kühner Streiter für Glaube und Wahrheit. Sein vielfaches Verdienſt um Kritik, Grammatik, Metrik und Alterthumskunde, und ſein dadurch erlangter mächtiger Einfluß auf klaſſiſche Bildung der aufblühenden Generation ſeiner Zeit ſtellen ihn auf eine Höhe, wie ſie den Wenigſten ſeiner Kunſtgenoſſen zu Theil ward. Zum Originaldichter fehlte es ihm an Phantaſie, doch war er ſeiner Zeit Muſter in der Idylle und auch im Liede. Als Idylliker erweiterte er die

Grenzen ſeiner Dichtart, indem er jeden Stand darin aufnimmt, der von der verderbten Lebensſitte des Großſtädters ſich noch fern gehalten hat. Eine Sammlung ſeiner Idyllen, unter denen der „ſiebzigſte Geburtstag" wie ein ſchönes Niederländiſches Gemälde anſpricht, erſchien Königsberg 1800. 8.; darunter befinden ſich auch einige Niederdeutſche in Hexametern, z. B. de Winterawend, die er mit erläuternden Anmerkungen begleitete. Am vollendetſten iſt ſein idylliſches Epos „Luiſe" (1794, 1807 und umgearbeitet 1812), das als Muſter eines reinen und treuen Familiengemäldes bis jetzt noch unerreicht daſteht, obwohl die Schilderung der äußeren Situationen oft zu kleinlich und ermüdend iſt. Nicht minder geſchätzt ſind viele ſeiner Lieder, die den Charakter eines für Natur, Vaterland, Recht und Freiheit ſchlagenden Deutſchen Herzens in ſich tragen, und das höhere Kunſtſchöne mit dem Einfachen ſo glücklich paaren, daß ſie jedem Grad der Bildung zuſagen. Eine vollſtändige Sammlung derſelben enthalten, vermiſcht mit ſeinen Oden und Elegieen, ſeine „ſämmtlichen Gedichte" 7 Th. Königsberg 1802, 8. und Ausgabe letzter Hand 1825. 4 Th. 12.

Als metriſcher Ueberſetzer der Alten hat er nicht bloß ſeine Meiſterſchaft in der lebendigen Auffaſſung des antiken Geiſtes, ſondern auch ſeine tiefe Kenntniß der Mutterſprache gezeigt und in dem Gebrauch ihres Wortreichthums und ihrer möglichen Verbindungsarten eine bis dahin nie gekannte Freiheit und Kraft entwickelt. Voß wollte durch ſeine Ueberſetzungen wirkliche Kunſtproducte geben und die höchſten Anfoderungen befriedigen, die man an Verdeutſchungen fremder Dichter zu machen berechtiget ſei. Er folgte daher dem ausländiſchen Vers in allen ſeinen Bewegungen, und ſuchte überall dem Urtext in der Zahl der Zeilen, in der Stellung der Worte und im

Rhythmus gleich zu kommen. Aus dieſer ſklaviſchen Worttreue aber entſtanden natürlich viele ſeltſame Zuſammenſetzungen und kühne Verbindungen, die dem Geiſt der Sprache Gewalt anthaten, die Schönheit des Originals ſelbſt verdunkelten und das Verſtändniß vieler Stellen erſchwerten oder ganz verhinderten. Ein ſolches Verfahren ſchien die Gränzen der Ueberſetzerkunſt zu überſchreiten und der Mutterſprache Gefahr zu bringen, beſonders da voreilige Jünger in Originalen und Ueberſetzungen das Undeutſche nachahmten, ſo daß unſre Sprache, um mit Klopſtock zu reden (deſſen Ode: „Unſre Sprache an Uns" 1796, ſich darauf bezieht) verbrittet, galliziſmet, zur Quiritin gemacht und verachä't wurde. So wenig wir nun eine ſolche Verletzung des Sprachgenius in Schutz nehmen können, hat Voſſens Vorbild doch veranlaßt, daß unſere Sprache zu einer höheren Freiheit in Wortbildungen und Conſtructionen erhoben, und dadurch mehr als andere neuere Sprachen befähiget wurde, ſich jedem Original fremder Dichter befreunden zu können.

Seine Ueberſetzungen ſind:

1) „Homer's Werke," (4 Bde. Altona, 1793. gr. 8. N. durchaus verb. Ausgabe, 3 Bde. Königsberg, 1801. gr. 8.; dritte, vierte, fünfte Aufl. Tübing., 1807, 1814, 1821. gr. 8.) Jede neue Auflage hat bedeutende Veränderungen und in der Ausgabe von 1801 ſind ſogar zwei Drittheile des ganzen Werks umgearbeitet worden; 2) Virgil's Werke," (3 Bde. Braunſchweig, 1799. 8. Zweite verb. Ausgabe. Ebendaſ. 1821. 8., dritte Ausg. Braunſchweig 1822; 3) „Verwandlungen nach Ovidius" (2 Thle. Berlin, 1798. 8.) Nur eine Auswahl der beſten und ſittſamſten Verwandlungsmährchen; 4) „Heſiod's und Orpheus Werke" (Heidelberg, 1806. 8.); 5) Horatius Werke," 1ſter Bd. Oden und Epoden, 2ter Bd.

Satiren und Epiſteln, (Heidelberg, 1806. 8. Zweite verb. Aufl., Braunſcheig, 1821. 8.); 6) „Ariſtophanes, mit erläuternden Anmerkungen (3 Bände. Braunſchw. 1821. gr. 8.); 7) „Des Aratos Sternerſcheinungen und Wetterzeichen, Heidelberg, 1824. gr. 8; 8) mit ſeinem Sohne Heinrich überſetzte er den Aeſchylos, Heidelberg, 1826 u. 9) mit beiden Söhnen, Heinrich und Abraham den Shakeſpeare 1818 ff.

Unter ſeinen proſaiſchen Schriften, die zur Theorie und Geſchichte der ſchönen Künſte gehören, zeichnen wir ſeine „Mythologiſche Briefe" aus (Königsberg 1794. 8., 2te verm. Aufl. Stuttgart, 1827. 3 Bde. 8.) Seine pole‑iſchen Schriften in den Kämpfen mit Heyne bekunden ſeine Dialektik; aber der oft ſchneidende Ton, der in ihnen herrſcht, hat ſeinem Ruhm eben ſo wenig zuſetzen können, als ſeine Schrift: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" 1819. S. über ihn: „Leben und Todeskunden über J. H. Voß von Paulus. Heidelberg 1826; und ſeine „Lebensbeſchreibung und Charakteriſtik" von Friedr. C. Theod. Schmid" vor den „Sämmtlichen poet. Werken" in Einem Bd., herausgeg. von Abrah. Voß. Leipzig 1835. 4.

§. 48. Gleichzeitige Dichter, die keiner beſtimmten Schule angehören.

Die allgemeinen Anregungen, welche die durch Klopſtock und Wieland herbeigeführte höhere Sprach- und Kunſtbildung gegeben hatte, mußten unter den beſſern Köpfen Deutſchlands auch eine größere Regſamkeit in der Ausbildung ihrer Talente erzeugen. Es fehlt daher nicht an bedeutenden Dichtern, die einem oder dem andern ſich anſchließend, ohne darum einer beſondern Schule anzugehören, ſich in verſchiedenen Dichtarten ausgezeichnet haben. Dahin gehören:

1) Leopold Friedrich Günther v. Göckingk auf Dahldorf und Günthersdorf, geb. 1748 zu Grüningen, einem Städtchen im Halberſtädtiſchen, ein Jugendfreund Bürger's, war ſeit 1793 Geheimfinanzrath zu Berlin, und ſtarb 1828. Dieſer zarte und gemüthliche Dichter hat ſeinen Ruhm beſonders als Liederdichter und Epiſtolograph begründet. Seine „Lieder zweier Liebenden" (Leipzig 1777 u. 79. 8.), in welchen beſonders der „Frühlingsmorgen" hervorglänzt, gehören zu den ſchönſten Erzeugniſſen der Deutſchen Lyrik. Sehr gehaltreich ſind ſeine Epiſteln, namentlich die an Goldhagen, Exter, an einen jungen Dichter, und beſonders gemüthlich die Epiſteln an ſeinen Fritz und ſeinen Diener. Seine Gedichte erſchienen Frankfurt a. M. 1780 — 1782. 3 Bde. 8., wovon N. verb. Aufl. ebendaſ. 1821. 4 Bde. 8.

2) Friedrich Wilhelm Gotter, geb. 1746 zu Gotha, ebenfalls Freund Bürger's, mit dem er den Göttinger Muſenalmanach von 1770 — 75 herausgab, geſt. 1797 als Geheimſekretair des Herzogs zu Gotha. Ein Dichter, der ſich in der Epiſtel, im Liede und beſonders im Drama empfohlen, obwohl er den Stoff zu ſeinen Poeſien von den Franzoſen, Engländern, Italiänern entlehnte, nach denen er ſich bildete. Doch zeichnet er ſich aus durch Correctheit und Wohllaut. Seine Gedichte erſchienen Gotha 1787. 2 Bde. 8. und ſein lit. Nachlaß mit einer Biographie, Gotha 1802. 8.

3) Aloys Blumauer, geb. 1755 zu Steyer, eine Zeitlang Büchercenſor zu Wien, dann Buchhändler, ſtarb 1798. Er hatte viel Talent für das Komiſche. Dies beweiſt ſeine „Traveſtirte Aeneide," 3 Thle. Wien, 1784 bis 1788. 8., und 1806. Seine „Gedichte" erſchienen zu Wien (1787 — 1789.) und ſeine „Sämmtliche Werke" zu Königsberg, 1827. 4 Thle. 12.

4) Joh.

4) Joh. Baptiſt Alxinger, geb. 1755 zu Wien, geſt. 1797 als Secretair und Mitglied des Theaterausſchuſſes zu Wien, ſchloß ſich Wieland an. Ausgezeichnet iſt er durch ſeine romantiſchen Heldengedichte: „Doolin von Mainz", (N. A. Leipzig, 1802. gr. 8.) und „Bliomberis" (N. A. 1802. gr. 8.). Seine ſämmtl. Schriften erſchienen Wien, 1812. 10 Th. 8.

5) Ludw. Heinr. v. Nicolay, geb. 1737 zu Straßburg, geſt. 1820, ſchließt ſich ebenfalls Wieland an. Wir beſitzen von ihm Rittergedichte (z. B. Reinhold und Angelica, in 12 Geſ.) und Fabeln und Erzählungen. Seine Verm. Gedichte u. proſ. Schriften erſchienen in 8 Th. Berlin, 1792 bis 1810.

6) Friedr. Aug. Müller, geb. 1767 zu Wien, geſt. 1807, zeigt ſich als Wieland's talentvollſter Nachahmer in ſeinen Rittergedichten „Richard Löwenherz," 1790, „Alfonſo" 1790, und „Adelbert der Wilde" 1793.

7) Chriſtian Friedrich Daniel Schubart, geb. 1739, geſt. 1791 als Theaterdirector und Hofdichter zu Stuttgart, nachdem er zehn Jahre auf der Feſtung Hohenasperg geſeſſen. Merkwürdig durch ſeine großen Talente, wie durch ſeine Verirrungen und Thorheiten. Seine Oden und Hymnen, obwohl nicht frei von Manier, ſind kräftige Ergüſſe eines überfließenden Herzens und vollen Geiſtes, der ſich ſeines reichen Stoffes gleichſam entſchüttet. Mehrere ſind ausgezeichnet, z. B. der „Hymnus auf Friedrich d. Großen", wodurch er ſich ſeine Freiheit erſang, ſein „ewiger Jude" und ſeine „Fürſtengruft." Eine Sammlung derſelben erſchien unter dem Titel: „Ch. F. D. Schubart's Gedichte," herausgegeben von ſeinem Sohne Ludwig Schubart (2 Thle. Frankfurt a. M. 1802.). Eine vollſtändigere Ausgabe, mit einer Lebensbeſchreibung des

Dichters, beſorgte W. E. Weber, Frankfurt a. M. 1825. 3 Bde. 16. N. Ausgabe 1829.

8) Friedrich von Matthiſſon, geb. 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg, ward 1794 Lector der Fürſtinn von Anhalt-Deſſau, durchreiſte die Schweiz und Italien, ward 1809 geadelt, trat in die Dienſte des Königs von Würtemberg, als Ober-Bibliothekar zu Stuttgart, mit dem Charakter eines Geheimen Legationsraths, lebte ſeit 1829 als Privatmann in Wörlitz und ſtarb daſelbſt den 12. März 1831. Als lyriſcher Dichter, beſonders als Elegiker hat er ſo entſchiedenen Werth, daß er zu den Lieblingsdichtern der Deutſchen gehört. Der Charakter ſeiner Muſe iſt, nach Schiller, ſanfte Schwermuth und eine gewiſſe contemplative Schwärmerei; doch iſt er nicht ohne Manier, die Schlegel verſpottet. Die vollſtändigſte Ausgabe ſeiner Gedichte erſchien in 2 Bänden, Tübingen, 1811, 8.; die zuletzt erſchienene: „Gedichte von Friedr. v. Matthiſſon, Ausgabe letzter Hand." (Zürich, 1821. 12.), gibt eine verminderte Leſe. Eine Sammlung ſeiner Schriften, zum Theil anmuthige Reiſeblätter, Italien, die Schweiz 2c. betreffend u. ſ. w., veranſtaltete er ſelbſt: Zürich, 1825 — 29. 8 Bde. gr. 12. Dazu ſein „Literariſcher Nachlaß" Berlin 1832. 4 Th. — Seine „lyriſche Anthologie" (20 Theile. Zürich, 1803 bis 1807) enthält nach der Zeitfolge die Dichter unſrer Nation, denen er aber durch ſeine Feile zu ſehr das Eigenthümliche genommen hat. Eine Selbſtbiographie findet ſich von ihm in dem 5ten Hefte der Zeitgenoſſen. Vrgl. „Leben von H. Döring." Zürich, 1833. Ein Geiſtesverwandter Matthiſſon's iſt:

9) Joh. Gaudenz, Freiherr v. Salis, geb. 1762 zu Seewis in Graubündten, lebte als Stadtvogt und Cantonoberſter in Chur, und ſtarb zu Malans am 28. Jan. 1834.

In ſeinen Elegien herrſcht noch mehr Tiefe und Innigkeit des Gefühls, als in den Matthiſſon'ſchen. Die neuſte Ausgabe ſeiner „Gedichte" erſchien 1823 (Zürich, in 12.)

10) Karl Philipp Conz, geb. 1762, geſt. 1828. Strebte, allgemeine Wahrheiten durch poetiſches Leben zu verſinnlichen. Seine „Gedichte" Zürich 1806, und Tübingen 1818 ff. 2 Th.

11) Chriſtoph Aug. Tiedge, geb. 1752, lebt jetzt in Dresden. Ein gemüthlicher und heiliger Sänger, beſonders anſprechend in ſeinen poetiſchen Epiſteln und Elegien, unter denen die „auf dem Schlachtfelde bei Kunersdorf" die berühmteſte iſt. Sein lyriſch-didaktiſches Gedicht „Urania" 7te Aufl. Halle 1827 iſt ein erhebendes religiöſes Gedicht in einer höchſt edlen und klangreichen Sprache. Seine Werke, herausgegeben von A. G. Eberhard erſchienen Halle 1823 — 33. 10 Bde.

12) Aug. Friedr. Ernſt Langbein, geb. 1757, geſt. zu Berlin 1835, hat in der poetiſchen Erzählung nächſt Bürger und Göckingk die meiſte Gewandtheit gezeigt. Seine launigen Schwänke haben den Zweck der Unterhaltung überall erreicht. Seine „Gedichte" 2 Bde. erſchienen Leipzig 1800 u. N. A. 1820. 8.; „Neuere Gedichte" 2 Bde. Tübing. 1823. — Werke, Stuttg. 1835 ff.

13) Karl Müchler, geb. 1763 zu Stargard, lebt mit dem Charakter eines Kriegsraths zu Berlin. Ein anmuthiger Volksliederdichter und Epigrammatiſt. Seine „Gedichte", 2te Aufl. Berlin 1810. 2 Bde.

14) Sophie Brentano, geborne Schubert, geb. 1768, geſt. 1806. Gefühlvoll und idealiſch. Ihre Gedichte erſchienen zu Berlin 1800.

15) Gottlieb Konrad Pfeffel, geb. 1736 zu Colmar im Elſaß, erblindete und ſtarb 1809. Ausgezeichnet in der Fabel und poet. Erzählung. Seine

Gedichte erſchienen unter dem Titel: „Poetiſche Verſuche“ 4te Aufl. 10 Bde. Tübingen 1803 — 10. 8.

§. 49. Fortſetzung: Dramatiker,
Aug. Wilh. Iffland, Auguſt v. Kotzebue und F. M. Babo.

Auf dem Felde der dramatiſchen Poeſie herrſchten drei Dichter, die zu ihrer Zeit die Bühnen Deutſchlands am reichlichſten verſorgten, ja ſie an manchen Orten faſt ausſchließlich beſchäftigten, nämlich:

1) Auguſt Wilhelm Iffland, geb. 1759 zu Hannover, geſt. als Director des Nationaltheaters und Generaldirector aller Königlichen Schauſpiele zu Berlin 1814. Als dramatiſcher Dichter geachtet, als Schauſpieler bewundert. Sein eigentliches Fach iſt das rührende Schauſpiel, durch welches er ſittlich zu beſſern beabſichtigte, (gemäß der Inſchrift an dem abgebrannten Schauſpielhauſe zu Berlin: ridentur et corriguntur mores, was nach damaliger Anſicht für Zweck des Theaters galt). Daher ſind ſeine meiſten Stücke Familiengemälde, in denen die Charaktere oft ſehr treffend gezeichnet, aber auch die gemeinen Erſcheinungen des Lebens ohne einen idealiſchen Zug wiedergegeben ſind. Zu ſeinen vorzüglichſten Stücken gehören: „Die Jäger“ (1785), „Verbrechen aus Ehrſucht“ (1784), „die Ausſteuer“ (1795). Eine von ihm ſelbſt veranſtaltete Sammlung ſeiner Werke erſchien unter dem Titel: „Iffland's dramatiſche Werke.“ (16 Bde. Leipzig, 1798 — 1802. 8.) und eine Auswahl Ebendaſ. 1827. (11 Bände. 12).

2) Auguſt Friedrich Ferdinand v. Kotzebue, geb. 1761 zu Weimar, lebte in wechſelnden Verhältniſſen bald zu Petersburg, bald zu Reval, bald zu Berlin, bald zu Weimar, zuletzt aber in Manheim, wo er das Schickſal hatte, 1819 durch K. L. Sand meucheliſch erdolcht zu

werden. Ein zu fruchtbarer und zu viel geleſener Schriftſteller, der verſchiedene Perioden durchlaufen, als Romandichter und Erzähler gern aufgenommen, als Dramatiker anfangs bewundert, dann heftig beſtritten, zuletzt gehaßt, aber dennoch auf den Deutſchen Bühnen beklatſcht wurde. Seine Dramen zeigen auch wirklich von einem ausgezeichneten Talent, laſſen aber eben darum bedauern, daß der Dichter mit ſeiner Kraft leichtſinnig und verſchwenderiſch umging, und ſein lüſternes Publikum mehr durch Schlüpfrigkeit und Theater-Effect, als durch Streben nach wahrer Kunſt zu gewinnen ſuchte. In dieſer Hinſicht iſt er der Gegenſatz des vorigen, obwohl Beide auf unſern Bühnen noch nicht ganz ausgeſtorben ſind.

Die Zahl ſeiner Theaterſtücke beläuft ſich über 200, unter denen „Menſchenhaß und Reue" und „die Huſſiten vor Naumburg" die Glanzpunkte ſeines dramatiſchen Dichterlebens ſind. Einige Sammlungen ſind: „Schauſpiele," (5 Bde. Leipzig, 1797, in 8.); „Neue Schauſpiele", (23 Bde. Leipzig, 1798 — 1819. 8.); und „Almanach dramatiſcher Spiele" (18 Jahrgänge, Leipzig, 1803 — 20.) — Eine Taſchenausgabe ſeiner ſämmtlichen Dramatiſchen Werke" erſchien 1827 ff. in Leipzig. Sein Leben beſchrieb H. Döring, Weimar 1830.

3) Franz Maria Babo, geb. 1756, Theaterdirector in München, geſt. 1822. Ein talentvoller Dichter, der ſeinen dramatiſchen Stoff aus der Ritterwelt entlehnte. Sein berühmteſtes Stück iſt: „Otto von Wittelsbach" 1782.

§. 50. Schule der Goetheſchen Romantik: Die Brüder von Schlegel.

Durch Leſſing als Kunſtrichter und durch Goethe's Univerſalität entwickelte ſich für Deutſche Kunſt und Poe-

ſie ein neuer äſthetiſcher Geiſt, den man den romantiſchen zu nennen pflegt und der noch jetzt als der herrſchende in unſerer Kunſtkritik ſich geltend macht. Die Eigenthümlichkeit deſſelben beſteht in der Verſchmelzung der antiken mit der modernen Bildung aller Zeiten und Völker, beſonders der Spanier, Italiäner und Engländer und des Deutſchen Mittelalters mit ſeiner ritterlichen Thatkraft und ſeinem chriſtlichen Glauben. Vorbereitet war dieſer Geiſt im Einzelnen ſchon durch Herder, aber in ſeiner Wirkſamkeit und Umbildung tritt er nicht ohne Kampf gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts hervor, zu welcher Zeit ſich eine neue Dichterſchule bildet, die zugleich die allgemeinen Wahrheiten Kant's, Schelling's und Fichte's in der ſpeculativen Aeſthetik durch beſtimmte individuelle Erſcheinungen veranſchaulichte, und eine eigentliche welthiſtoriſche Kritik begründete. Es gehören zu ihr beſonders:

1 und 2) die Brüder Aug. Wilhelm v. Schlegel und Friedrich v. Schlegel (Söhne des Joh. Adolph (ſ. S. 422). — Der erſte und älteſte wurde geboren 1767 zu Hannover, war Profeſſor in Jena, hielt dann Vorleſungen in Berlin, reiſte 1805 mit Frau von Stael († 1817) durch Italien, Frankreich, Deutſchland, Schweden ꝛc. und lebt ſeit 1818 als Profeſſor in Bonn. — Der jüngere, geb. 1772, lebte als Docent in Jena, dann in Berlin, Dresden, Paris, wo er Vorleſungen hielt, ging zur Römiſch-katholiſchen Kirche über, wurde Legationsrath beim Bundestage, privatiſirte ſeit 1819 und ſtarb auf einer Reiſe in Dresden, 1829. — Beide mit hohen Talenten für Kunſtbildung ausgeſtattet, mit dem klaſſiſchen Alterthum innig vertraut, hiſtoriſch-philoſophiſch-kritiſch gebildet, gelehrte Kenner der neueren Sprachen, Ueberſetzer und treffliche Dichter.

Aug. Wilhelm iſt der noch unübertroffene Ueberſetzer des Shakeſpeare (1797 ff. 9 Bde.) und vieler Spaniſcher Poeſieen, beſonders des Calderon (Spaniſches Theater (1803 — 9, 2 Bde.). Seine Originalgedichte, Romanzen, Elegieen, lyriſche Geſänge und beſonders die klangreichen Sonette, auch ſein Jon, ein antikes Trauerſpiel, bewahren ſeine „poetiſchen Werke", Heidelberg 1811. 2 Bde. und ſein Muſenalmanach auf 1802. Zu den proſaiſchen Arbeiten ſeines Jugendalters gehören die gründlichen Kritiken über Bürger, Voſſens Homer, ſo wie die Erläuterungen des Goetheſchen Epos Hermann und Dorothea, und die Charakteriſtik des Shakſpeareſchen Drama Romeo und Julia; zu denen ſeines reiferen Alters die Darſtellungen des Sophokles, Ariſtophanes und der neueren Griechiſchen Komödie, ſo wie ſeine Charakteriſtik des Franzöſiſchen Theaters. Seine tiefe hiſtoriſche und literariſche Kenntniß zeigt ſich in ſeinen Vorleſungen über Literatur, Kunſt und Geiſt des Zeitalters" (in ſeines Bruders Europa, Th. 3.) und in ſeinen Vorleſungen über „Dramatiſche Kunſt und Literatur", 1809 ff. 3 Bde. Außer mehreren anderen ähnlichen Schriften gab er an Zeitſchriften heraus: „Athenäum" 1798 — 1803, 3 Bde. und „Indiſche Bibliothek" 1828. Auch nahm er Theil an dem „Deutſchen Muſeum" ſeines Bruders.

Friedrich, ſeinem Bruder nicht gleich an Zierlichkeit und Anmuth, in der proſaiſchen Darſtellung aber ihn übertreffend an Tiefe der Gedanken, hat ſich durch treffliche lyriſche und elegiſche Dichtungen, wie durch mehrere, ſehr gehaltreiche kritiſche und hiſtoriſch-philoſophiſche Schriften einen wohl verdienten Ruhm erworben. Als ausgezeichneter Dichter trat er beſonders auf in ſeinem „Herkules Muſagetes" und in ſeinem „Athenäum". Sein unvollendet gebliebener Roman „Lucinde (1799), der das

Fleiſch mit dem Geiſt in der Liebe verſöhnen will, erregte die Mißbilligung ſittlicher Leſer, die er um ſo mehr verdient, da er ſein ſchleichendes Gift bis auf die neueſte Zeit, auch auf den ungenannten Verfaſſer der „vertrauten Briefe über die Lucinde" übertragen, der das Werk ein ernſtes, würdiges und tugendhaftes genannt hat. Untadelhaft und würdig ſteht Friedrich in ſeinen übrigen Leiſtungen da, beſonders ausgezeichnet in nachfolgenden Schriften: „Die Griechen und Römer" (1797), „Die Poeſie der Griechen und Römer" (1798), „Vorleſungen über die neuere Geſchichte" (1811), „Geſchichte der alten und neuern Literatur" (1815), „Ueber Sprache und Weisheit der Indier" (1808) u. ſ. w. und in vielen Fragmenten und einzelnen Abhandlungen, unter denen die „Studien des klaſſiſchen Alterthums", die „Bruchſtücke zur Geſchichte der lyriſchen Dichtkunſt", „das Geſpräch über Poeſie" (1802), worin der unterſcheidende Charakter der romantiſchen Kunſt im Gegenſatze der antiken aufgehellt wird, und die „Charakteriſtik über Goethe's Wilhelm Meiſter" hervorleuchten. Auch iſt er der Herausgeber der „Corinna" aus dem Franzöſiſchen der Frau von Stael, Berlin 1807. 4 Th. Eine Sammlung ſeiner Werke veranſtaltete er ſelbſt, Wien 1822 ff. 12 Bde. 8.

§. 51. Fortſetzung: Ludwig Tieck, Wilh. Heinr. Wackenroder, Friedr. v. Hardenberg (Novalis).

3) Ludw. Tieck, ſchon als ausgezeichneter Humoriſt genannt, wurde geb. 1773 zu Berlin, lebte amtlos und wechſelnd in Jena, Dresden, Berlin, München, Rom ꝛc., überall der Kunſt und dem Umgang mit verwandten Genien, oder ſeinen Studien in Ziebingen zwiſchen Frkf. a. O. u. Croſſen, ſeit 1825 aber mit dem Titel eines Hofraths, als Mitglied der Königl. Schauſpiel-Direction in Dresden.

Ein wahrhaft romantiſcher Genius, der ſich die ſüdliche Poeſie auch in ihren Formen angeeignet, und zugleich mit inniger Liebe dem Norden ſich zugewandt hat. Er trat zuerſt im Gebiet der Romanendichtung auf in „William Lowell" (Berlin, 1795 und N. A. 2 Bde. 1813). In demſelben Jahre erſchien ſein „Peter Lebrecht," und zwei Jahre nachher ſeine „Volksmährchen" (worin der Blaubart und der geſtiefelte Kater), in 3 Bänden; beides polemiſche Werke, gegen die falſchen Richtungen der Zeit; 1798 „Franz Sternbald's Wanderungen" 2 Thle., an welcher höchſt gemüthlichen Schrift Wackenroder einigen Antheil hat; dann ſeine „Romantiſche Dichtungen," 2 Thle. (1799 — 1800). Hierauf folgten mehrere Ueberſetzungen aus dem Spaniſchen und Engliſchen: „Don Quixote, von Cervantes" (4 Thle. Berlin, 1799 — 1801. 2te verb. Aufl. 1810 — 16), und das „altengliſche Theater" (2 Bände. 1814 und 1816); ſein „Phantaſus"; eine Sammlung von zum Theil ſchon in den Volksmährchen befindlichen, hier aber verbeſſerten und erweiterten Mährchen, Erzählungen, Novellen und Schauſpielen, (3 Bde., Berlin, 1812 — 16), und in letzterer Zeit mehrere ſehr ausgezeichnete Novellen (in eine Sammlung vereinigt, 5 Bände, Dresden, 1823, 24. und Breslau, 1828. 8.), worunter „der Aufruhr in den Cevennen", bis jetzt erſt die Hälfte, Abſchn. 1. 2. Berlin, 1826. 8. Die Hauptaufgabe für ſeine wiſſenſchaftliche Thätigkeit ſcheint das Studium der Werke Shakeſpeare's zu ſein, indem er ſogar 1818 eine Reiſe nach London machte, um die dortigen geſchichtlichen und handſchriftlichen Sammlungen und Schätze für ſein großes Werk zu benutzen. Als Vorläufer deſſelben erſchien „Shakeſpeare's Vorſchule", 1823. 2 Bde. eine Sammlung altengliſcher Theaterſtücke in Deutſcher Ueberſetzung. Schon früher,

1817, hatte er ein „Deutſches Theater" 2 Bde. herausgegeben, Als Lyriker kennen wir ihn aus ſeinen „Minneliedern," (Berlin, 1803), und mehreren Originalgedichten. Eine Sammlung ſeiner ſämmtlichen lyriſchen „Gedichte" erſchien zu Dresden, 1821. 23. (3 Bde. 8.) Von der vollſtändigen Ausgabe ſeiner Werke ſind bis jetzt erſchienen 15 Bde. Berlin, 1827 ff.

Ihm zur Seite ſtand als Jugendfreund

4) Wilh. Heinr. Wackenroder, der 1772 zu Berlin geboren, ſchon 1797 der Welt entriſſen wurde. Er hinterließ uns nur wenige, aber vielverſprechende Proben ſeines liebenswürdigen Geiſtes, an welchen aber auch Tieck einigen Antheil hatte. Sein Hauptdenkmal ſind ſeine „Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders", Berlin, 1797, das, mit lebendiger Beredſamkeit auf andächtige Begeiſterung und religiöſe Gefühle dringend, beſonders in Rom von den daſelbſt lebenden Deutſchen Künſtlern mit großem Beifall aufgenommen wurde. Sämmtliche Leiſtungen von Wackenroder ſind in einer neuen Ausgabe der „Herzensergießungen" erſchienen.

5) Friedrich Ludewig v. Hardenberg, (der als Dichter den Namen eines frühern, in Italien einheimiſchen, Zweiges ſeiner Familie Novalis annahm) wurde geb. 1772 und ſtarb 1801 als Sächſiſcher Salinen-Aſſeſſor und deſignirter Kurſächſiſcher Amtshauptmann. Die Tiefe und fromme Gemüthlichkeit in ſeinen dichteriſchen Leiſtungen läßt bedauern, daß ſein kurzes Leben die Vollendung derſelben verhinderte. Seine „Schriften, herausgegeben von Ludwig Tieck und Friedrich Schlegel" (Berlin, 1802, 2 Bde.; 4te vermehrte Aufl. 1826), enthalten den geiſtreichen, aber unvollendeten Roman „Heinrich von Ofterdingen." Am höchſten ſteht er im eigentlichen Liede, beſonders in den Hymnen an die Nacht, die er zu einer

Zeit dichtete, in welcher er tief gebeugt durch den Tod ſeiner Braut Sophie (1797) nur ſeinem Schmerz hingegeben war.

§. 52. Neuere Dichter in verſchiedenen Gattungen.

Die genannten Romantiker umſchließt ein großer Kreis gleichzeitiger und nachfolgender Talente, deren werthvolle Leiſtungen in allen Dichtarten zum Theil einer ſpätern Würdigung überlaſſen bleiben müſſen. Dahin gehören:

1) die Lyriker: Karl Ludwig v. Knebel, geb. 1744 zu Wallerſtein in Franken, Officier bei dem Regiment Prinz v. Preußen in Potsdam, 1774 Erzieher des Prinzen Conſtantin in Weimar, dann privatiſirend in Jena mit dem Charakter eines großherzoglichen Majors und daſelbſt 1834 geſtorben. Mehreren Zeitaltern angehörig, durch Uz zum Dichter geweckt, fortgebildet im perſönlichen Umgang oder brieflichen Verhältniß mit Ramler, Gleim, Jacobi, Moſ. Mendelsſohn ꝛc., ſpäterhin Freund Wielands, Vertrauter Herder's und Goethe's, ſtets befreundet den nie alternden Muſen, hat dieſer wahrhaft romantiſch gebildete Geiſt zwar nur durch wenige, aber gediegene Gedichte und Ueberſetzungen ſich einen Ehrentempel gebaut. Eine Sammlung ſeiner Gedichte erſchien ohne ſeinen Namen, Leipzig 1815 (bei Göſchen) in 4., zum Theil wahre Naturgeſänge, gedankenreich und rhythmiſch wohllautend, großentheils in der philoſ. Einſamkeit des Thüringer Waldes gedichtet. Höher noch ſteht er als Ueberſetzer der Elegien des Properz (1798) und des Lucrez (2 Bde. 1821), worin er, nach einer dreißigjährigen Feile, in treuer Nachbildung, in Klang und Geſang Alles vereinigt, was die Voſſiſche und Schlegelſche Schule theoretiſch und praktiſch über Sylbenmaß hingeſtellt hatte. Sein lit. Nachlaß u. Briefwechſel wurde von K. A. Varnhagen v. Enſe und Th. Mundt herausgegeben: Leipzig, 1835. 3 Bde. 8.

Ludwig Achim v. Arnim (geb. 1781, geſt. 1832. („Hallins Liebeleben", „des Knaben Wunderhorn", „Gräfin Doloies" ꝛc.); Clemens Brentano, geb. 1777, (mit Arnim „des Knaben Wunderhorn"), und deſſen Gattin Sophie (früherhin Sophie Mereau), geſt. 1806; der ſchon genannte v. Chamiſſo (ſ. S. 580.); Ernſt Konrad Friedrich Schulze, geb. 1789, geſt. 1817, reizender Sänger („Cäcilie" in 20 Geſ., das größte romantiſche Epos, und die „bezauberte Roſe" in 3 Geſängen, auch bezaubernd durch den Silberklang der Ottaven. Eine Ausg. ſeiner Werke beſorgte Bouterwek, Leipzig, 1822. 4 Bde. 8.); Heinr. v. Kleiſt, geb. 1776, endet freiwillig 1811 (Käthchen von Heilbronn. Die Herausgabe ſeiner Schriften beſorgte L. Tieck. Berlin 1821. 8. u. 26. 3 Bde.); Friedr. Müller (genannt Maler Müller), geb. 1750, geſt. 1825 in Rom (genial im Liede, der Idylle, Romanze und Ballade. Hauptwerke ſind: Niobe, Fauſt, Genofeva. Sämmtliche Dichtungen erſchienen Heidelberg, 1811. 3 Bde. 8.); Friedrich Baron de la Motte Fouqué, geb. 1777, lebt jetzt in Halle. (Lieder- und Romanendichter; in letzter Beziehung bemerkenswerth: „der Zauberring" 3 Th. Nürnberg 1816, und „Undine" ein Mährchen). — Als Vaterlandsdichter ſind ausgezeichnet: Friedr. Aug. v. Stägemann, geb. 1763, Geheimer Staatsrath in Berlin (vortrefflich in der höheren Lyrik, in ſeinen „Kriegesgeſängen aus den Jahren 1806", und ſeinen „hiſtoriſchen Erinnerungen in lyriſchen Gedichten", Berlin, 1828); Theodor Körner, geb. 1791, gefallen im Freiheitskampf 1813, (ſchließt ſich Schiller als begeiſterter Liederdichter an in „Leyer und Schwerdt", 1814; auch im Drama berühmt durch ſeine Trauerſpiele „Zriny", „Roſamunde", „Hedwig" und ſeine Luſtſpiele, namentlich „Toni". Seine Werke gab

heraus K. Streckfuß, Berlin, 1834, N. A. 1835; Leben und Todtenfeier beſchrieb v. Lehmann, Halle 1819); Friedr. Max Schenk v. Schenkendorf, geb. 1783, geſt. 1817 (ausgezeichnet durch vaterländiſche und chriſtliche Liederdichtung; „Gedichte" Stuttg. und Tüb. 1815; „Poet. Nachlaß, Berlin, 1882.); Fr. Rückert (als Dichter: Freimund Raimar), geb. 1789, lebt ſeit 1826 als Profeſſor der oriental. Spr. zu Erlangen (charakteriſirt ſich als Lyriker durch tiefes Vaterlandsgefühl und Neuheit in Gedanken und Ausdruck; ſeine „Deutſchen Gedichte" 1814, enthalten geharniſchte Sonette, und ſeine „Oeſtliche Roſen" 1822, ſind treffliche Nachbildungen oriental. Dichtung. Sammlung ſeiner Gedichte: Erlangen, 1834. 8.); Ludwig Uhland, geb. 1787 in Tübingen, lebt in Stuttg., (jetzt unter den vaterländiſchen Lyrikern durch Geſinnung und Kunſtbildung zum Liebling erhoben, beſonders ausgezeichnet im Liede, Sonett und der Ballade; ſeine „Gedichte" erſchienen zu Stuttgard 1814, und in der 9ten Aufl. 1835).

Noch ſind unter den Lyrikern zu nennen: Siegfr. Aug. Mahlmann, geb. 1771, geſt. 1826; (ſeine „Gedichte" Halle 1825); Joh. Chriſtoph Friedr. Hölderlin, geb. 1770, lebt als Geiſteskranker in Tübingen, zeigte ſich als tief ergreifender Lyriker in antikem Versmaß; (ſeine „Gedichte" Stuttgard, 1826); Wilh. Müller, geb. 1795, geſt. 1827, deſſen treffliche „Griechenlieder" 1821, und „lyriſche Spaziergänge" 1827; (Samml. ſeiner Schriften, Leipzig, 1830. 5 Thle. 16.); Joh. Peter Hebel, geb. 1760, geſt. 1828, deſſen „Allemanniſche Gedichte" 6te Aufl. 1830. (Sammlung ſeiner Schriften, Karlsruhe, 1833 ff.); F. W. Waiblinger, geb. 1804, geſt. 1830, und die noch lebenden Lyriker: König Ludwig v. Baiern, „Gedichte" 2 Bde. München, 1829; Guſtav Schwab, „Gedichte" 2 Bde. Stuttgard und Tübingen, 1828 u. 29; Chriſt. Juſtin. Kerner,

„Dichtungen; vollſt. Samml.“, Stuttg. u. Tüb. 1834; Aug. Graf v. Platen-Hallermünde, in der rhythmiſchen Kunſt ausgezeichnet, im Lyriſchen und im Satiriſch-dramatiſchen ſehr bedeutend; Joh. Chriſtian v. Zedlitz, zart und gefühlvoll in ſeinen „Todtenkränzen“ 1828.

§. 53. Fortſetzung.

2) Auch der Dramatiker gibt es eine große Zahl; beſonders im Tragiſchen. Die Schickſals-Tragödie, wie ſie Schiller in ſeiner Braut von Meſſina gab, fand Beifall und Nachahmung; doch haben einige Tragiker ſich im Gräßlichen überboten und aus ihren Bühnenſpielen Marterſtücke für das Publikum gemacht. Einen Namen erwarben ſich: Fr. Ludw. Zacharias Werner, geb. 1768, ging nach mehreren Reiſen durch die Schweiz, Frankreich und Italien 1811 zur kathol. Kirche über, und ſtarb als Mitglied des Ordens der Redemptoriſten, 1823. Talentvoll, aber myſtiſch. Seine bekannteſten Dichtungen ſind: „die Söhne des Thales“ 1803, 2 Bde. (1ſter Bd. die Templer auf Cypern, der 2te Bd. die Kreuzesbrüder); „das Kreuz an der Oſtſee“ 1806, „Martin Luther oder die Weihe der Kraft“ 1808; „der 24ſte Februar“ u. m. a.; Amandus Gottfried Adolph Müllner, geb. 1774, geſt. 1829. Sein beſtes Stück iſt „die Schuld“, 1816; Heinr. Joſ. Edler v. Collin, geb. 1772 zu Wien, geſt. 1811. Achtbarer Dramatiker, und berühmt durch ſeinen „Regulus“. Seine Werke erſchienen Wien, 6 Bde. 1812 ff.; Franz Grillparzer, geb. 1790, lebt in Wien als Privat-Secretair der verwittw. Kaiſerin. „Die Ahnfrau“ 1816, „Sappho“ 1819, „das goldne Vließ, eine Trilogie“ 1822 ſind ſeine wichtigſten Stücke; Adam Oehlenſchläger, geb. 1779 zu Friedrichsberg bei Kopenhagen, Profeſſor daſ. Seine Hauptdichtung iſt: „Correggio“ 1815; Ernſt Benj. Sal. Raupach, geb. 1784 zu Straupitz in

Schleſien, privatiſirt in Berlin und an andern Orten Deutſchlands, iſt jetzt der Hauptdramatiker Deutſcher Bühnen, beſonders im Tragiſchen, wozu er den Stoff aus der Geſchichte der Hohenſtaufen entnahm. — Außer den ſchon unter den Lyrikern genannten Körner, v. Platen und den zu früh verblichenen P. A. Wolff, L. Robert und M. Beer machen noch E. v. Houwald, E. Gehe, v. Maltitz, v. Uechtritz, v. Witzleben, genannt v. Tromlitz, Immermann, und beſonders Joſ. v. Auffenberg und Chriſtian Grabbe begründeten Anſpruch auf Anerkennung ihres dramatiſchen Talents.

§. 54. Fortſetzung.

3) In der epiſchen Dichtung ſind beſonders zu bemerken: Franz Anton Joſeph Ignaz Maria Frhr. v. Sonnenberg, geb. 1779 zu München, lebte in Jena, und ſtarb daſelbſt geiſteskrank durch Selbſtmord 1805. Ein glücklicher Nacheiferer Klopſtocks und reicher Dichtergeiſt, aber überſpannt in ſeinen Phantaſie- und Gefühlskräften. Sein „Donatoa oder das Weltende", Epos in 12 Geſängen, Halle, 1807, 2 Th. zeigt ihn auf der Höhe ſeines poetiſchen Lebens. Seine Biographie und Charakteriſtik gab Gruber 1807. — Ludw. Theobul Koſegarten, geb. 1758 zu Grevismühlen, im Mecklenburgiſchen, Prediger in Altenkirchen auf Rügen, dann Prof. in Greifswalde, ſt. 1818. Zwar nicht frei von Manier und falſchem Pathos, aber doch ſehr gefühlvoll in dem idylliſchen Epos, „Jukunde und die Inſelfahrt", und ausgezeichnet in der Legende. Seine Werke erſchienen Greifswalde 1824 u. 25, 12 Th., und ſein Leben beſchrieb ſein Sohn J. G. L. Koſegarten 1826. — Jens Baggeſen, geb. 1764 zu Korſör in Dänemark, geſt. 1826; ſein beſtes Gedicht iſt das idylliſche Epos „Parthenais oder die

Alpenreiſe" 1807 u. 10. Eine Sammlung ſeiner Gedichte erſchien Hamburg, 1803. Auch Karl Egon Ebert, der ſeit 1831 in Donaueſchingen lebt, Karl Andr. v. Boguslawski, geb. 1759, geſt. 1817, und Joh. Ladislav Pirker, geb. 1772, haben unſre Literatur durch epiſche Dichtungen bereichert. — Endlich ſind noch

4) in der didaktiſchen Poeſie folgende namhafte und viel geleſene Dichter zu bemerken: Valerius Wilhelm Neubeck, geb. 1765, Arzt in Steinau, Verf. des aus vier Geſängen beſtehenden trefflichen Lehrgedichts: „Die Geſundbrunnen", in Hexametern, Breslau, 1774, 98 und 1809; eben ſo beſchrieb Joh. Iſaak v. Gerning, geb. 1769, „die Heilquellen am Taunus" 1814; Friedr. Adolph Krummacher, geb. 1768, ſeit 1824 Prediger in Bremen, ein geiſtvoller, gemüthlich=frommer Dichter, deſſen „Parabeln," (3 Bde. 1800) von Jung und Alt geſchätzt ſind, und deſſen Lehrgedicht: „die Kinderwelt" in 4 Geſ. Duisburg und Eſſen 1806 und 1813 als Jugendlectüre nicht genug zu empfehlen iſt; Joh. Chriſtoph Friedr. Haug, geb. 1761 und geſt. 1829, der größte Epigrammatiſt unſrer Zeit, unerſchöpflich an Witz, aber immer gutmüthig; ſeine Sinngedichte erſchienen in einer zweiten Ausg. 1822; Joh. Daniel Falk, geb. 1770, geſt. 1826 als Weimarſcher Legationsrath, berühmt durch ſeine Satiren, unter denen „die Gräber zu Rom" und „die Gebete" die gelungenſten ſind. Seine ſämmtlichen ſatiriſchen Werke erſchienen Leipzig 1817. 3 Th. 8.

§. 55. Proſaiſche Schreibart.

Wenn ſich die Proſa der erſten Abth. dieſer Periode ſchon auf einer erfreulichen Höhe zeigt, indem die meiſten Schriftſteller nicht bloß Reinheit, Richtigkeit und Deutlichkeit

lichkeit des Ausdruckes ſich angeeignet, ſondern auch Rundung und Wohllaut in der Bildung und Verbindung der Perioden gewonnen haben: ſo blieb doch für eine gedankenreiche, präciſe und geiſtvolle Schreibart, die ohne falſchen rhetoriſchen Prunk durch kunſtreiche Behandlung des Stoffes den Leſer zu feſſeln weiß, noch Vieles zu wünſchen übrig. Geſchmackvolleres Studium der Alten, tieferes Eingehen in den Bau der Mutterſprache ſelbſt, gründlichere Verſtandesbildung, wie ſie die kritiſche Philoſophie angeregt, vorleuchtende Muſter, wie Leſſing, Winckelmann, Goethe und Herder ſie hingeſtellt: dies Alles vereint, gab der Deutſchen Proſa mehr Kraft und Gediegenheit und ſteigerte zugleich die Forderungen, welche die literariſche Kritik an den proſaiſchen Schriftſteller zu machen berechtigt iſt. Dennoch zeigen ſich die guten Erfolge nicht in allen Gattungen und Arten der proſaiſchen Schreibart gleich erfreulich. Am meiſten bildete ſich der hiſtoriſche und Geſchäftsſtyl aus, am wenigſten die philoſophiſche Schreibart, die ihre frühere Popularität, wie ſie in den Mendelsſohn-, Garve- und Engelſchen Schriften ſich darſtellt, immer mehr verlaſſend, in den höheren Gebieten der Abſtraction in tiefe Dunkelheit ſich verliert, weil die philoſophiſchen Speculationen mehr mit dem Gedanken, als mit der Form deſſelben beſchäftiget ſind. Der umgekehrte Fall aber trat und tritt wohl noch in der oratoriſchen Schreibart ein, die häufig mehr Schmuck und Wortklang als Gedankenreichthum gibt.

§. 56. Hiſtoriſche Proſaiker: Joh. v. Müller, Joh. Georg Adam Forſter, und Friedr. Alex. v. Humboldt.

Die anregende Kraft in der hiſtoriſchen Schreibart ging aus von

Johannes v. Müller, geb. 1752 in Schaffhau-

ſen, und nach Bekleidung vielfacher Aemter in ſeinem Vaterlande, in Caſſel, Mainz, Wien, Berlin, geſt. als Weſtfäliſcher Staatsrath und Studien-Director zu Caſſel 1809. Das reiche, verdienſtvolle, viel bewegte Leben dieſes ſchon früh den höheren klaſſiſchen Studien und der Geſchichtsforſchung zugewandten großen Mannes, der perſönlich in den Thatenkreis Friedrich's II. und Napoleon's gezogen, Deutſchland in ſeiner Blüthe und in ſeinem Falle geſehen hat, gehört nicht dieſem beſchränkten Raum. Müller wurde der Geſchichtſchreiber ſeines Vaterlandes durch ſein unſterbliches Werk: „Geſchichten Schweizeriſcher Eidgenoſſenſchaft" (wozu ihm der berühmte Haller ſeine Urkundenſammlung von 45 Folianten und 24 Quartbänden zur Benutzung mittheilte), das, aus 5 Theilen beſtehend, 1780 begonnen, 1795 (obwohl nur bis zur erſten Abtheilung des 5ten Bandes bis 1499) beendet wurde; N. A. Leipzig, 1825 u. 26, fortgeſetzt von Glutz v. Blozheim und Hottinger. Bis an's Ende ſeines Lebens aber beſchäftigten ihn die „Vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geſchichten", 3 Bde. 1810, zwar nur gedankenreiche Skizzen und Ueberſichten der verſchiedenen Zeitalter der allgemeinen Menſchen- und Völkergeſchichte, aber die Frucht dreißigjähriger Studien (wozu er mehr als 2000 Bücher und Manuſcripte durchgeleſen und excerpirt hatte). Auch ſeine übrigen hiſtoriſchen Werke, wie die „Darſtellung des Fürſtenbundes" 1787, und ſeine Aufſätze über den Deutſch-Franzöſiſchen Kampf und über Friedrich II. ſind höchſt lehrreich und anziehend durch Materie und Form. Dieſe Werke, die unſern Müller ungeachtet der oft ſchweren und dunkeln Urkundenſprache in ſeinen Schweizergeſchichten, und des ſeine eigene Freiheit hemmenden Strebens nach Taciteiſcher Kürze, dennoch durch den vaterländiſch-frommen und großartigen Geiſt, der in ihnen weht,

und durch die alterthümlich-kraftvolle, inhaltſchwer-gedrängte, dennoch lebendige Darſtellung, zu einem Muſterbilde hiſtoriſcher Proſa machten, geben ihm eine Stellung unter den Hiſtorikern, wie einſt dem Plato unter den Philoſophen. Tief durchdrungen von der Wichtigkeit und Macht der menſchlichen Rede, ſucht er mit den Alten zu wetteifern, indem er ſagt: „Von der Völkerwanderung bis auf Erasmus hat man geſtammelt, von Erasmus bis auf Leibnitz geſchrieben, von Leibnitz und Voltaire bis hieher raiſonnirt. So will denn ich — ſprechen. In unſern Alpen rollt der Donner und wiederhallt durch ganze Cantone; aus ihren Eingeweiden ergießen ſich der Rhein und die Rhone; ſie ſtürzen von den Felſen der Eidgenoſſen mit majeſtätiſchem Brauſen in die niederen Flächen der Germanen und Belgier: warum denn gleicht die Sprache, ſelbſt unſerer ſchönen Geiſter, nur dem Staubbach, reißt nicht die Herzen fort? — Unweit meinem Vaterlande fällt der Rhein achtzig Schuhe vom Felſen herab; wenn die Sonne aufgeht, ſchlägt der Schaum ſeiner Wellen eine Iris, keine Gewalt widerſteht ihm; Fiſche, Schiffe, was ihm naht, reißt er hin; der erſtaunte Fremdling verliert Gegenwart des Geiſtes, und nähert ſich mit Schaudern. Mein Nutzen von Schaffhauſen ſey dieſer Lauffen, der mich lehre, was Cicero und Quintilian im ſtillen Kabinet, wie die Beredſamkeit ſeyn müſſe.“ — Großer Mann, wie wenige Deutſche haben Dich ganz begriffen!

Seine „Sämmtlichen Werke“ wurden von ſeinem Bruder J. G. Müller. Tübingen 1810 ff. 27 Bde. 8., und mit Auswahl daſ. 1833 ff. 12. herausgegeben. Ueber ſein Leben und Wirken belehrt ſeine Selbſtbiographie in Verbindung mit dem ſchönen Denkmal von Fr. G. Zimmermann (in Archenholz Minerva Jul. 1809.), die Schrift von Heeren „J. M. der Hiſtoriker“, Leipzig

1809, und die Lobſchrift von Roth, 1811. Sulzbach, 1814.

Einige wichtige Hiſtoriker, die ſeit Müller's Zeit und zum Theil in ſeinem Geiſte gearbeitet, ſind bis auf uns herab: Gottl. Jak. Planck, geb. 1751, geſt. 1833, (Pragmatiſcher Kirchengeſchichtſchreiber); Conr. Mannert, geb. 1756, geſt. 1834 (einfach und lichtvoll); Joh. Casp. Fr. Manſo, geb. 1759, geſt. 1826 (Sparta 1800; Leben Conſtantin's d. Gr. 1817; Geſch. des Preuß. Staats 1819 und Geſch. des Oſtgothiſchen Reichs 1824); Arn. Herm. Ludw. Heeren, geb. 1760 (ſehr geiſtvoll); Fr. Schlichtegroll, geb. 1765, geſt. 1822 (Nekrolog 1790 ff.); Karl Dietr. Hüllmann, geb. 1765 (kritiſch und ſcharfſinnig); Ernſt Moritz Arndt, geb. 1769 (kräftig und begeiſtert); Wolfgang Menzel, geb. 1798, (Geſch. d. Deutſchen); Karl Ludw. v. Woltmann, geb. 1770, geſt. 1817, (deſſen Werke, Prag 1818 ff.); K. H. L. Pölitz, geb. 1772; Gabr. Gottfr. Bredow, geb. 1773, geſt. 1814; Ferd. Friedr. Buchholz, geb. 1768 (gründlich und geiſtreich); K. v. Rotteck, geb. 1775 (freiſinnig); Friedr. Chriſt. Schloſſer (geb. 1776); Fr. Wilken, geb. 1777; Barthold Niebuhr, geb. 1776, geſt. 1831 (tief denkender, gelehrter Forſcher: Römiſche Geſch. 1812 u. 1828); H. Luden, geb. 1780 (Geſch. des Deutſchen Volks, bis jetzt 9 Bde.); Fr. v. Raumer, geb. 1781 (Geſch. d. Hohenſtaufen, 1823 ff.); K. Aug. Varnhagen v. Enſe, geb. 1785 (Biograph); H. Leo, geb. 1792 (Geſch. des jüdiſchen Staats, 1828, Geſch. Italiens, 1829 ff., Geſch. d. Mittelalters 1830); Joſ. v. Hammer (verdient um orient. Geſchichte und Literat.); Franz Leop. Ranke, geb. 1796 (Die Römiſchen Päpſte :c.).

Mit Uebergehung derer, die zunächſt für jugendliche Belehrung geſchrieben, wie K. Fr. Becker, F. A. Piſchon, Fr.

Nöſſelt, oder derer, die der Geſchichte einer einzelnen Wiſſenſchaft ihre Forſchungen zugewendet, zeichnen wir hier nur noch einige der vorzüglichſten Reiſebeſchreiber aus: Joh. Georg Adam Forſter, geb. 1754, begleitet ſeinen berühmten Vater Reinhold 1772 auf deſſen Reiſe um die Welt mit Cook, ſtirbt 1794. Seine „Reiſe um die Welt“ erſchien Berlin 1784. 3 Bde. und ſeine „Anſichten vom Niederrhein ꝛc.“ 1790. 3 Bde; Friedr. Alexander v. Humboldt, geb. 1769 zu Berlin, geht 1799 mit Aimé Bonpland nach dem Spaniſchen Südamerika, 1803 nach Mexiko und 1804 nach Philadelphia, begleitet 1822 den König von Preußen nach Italien, bereiſt mit Ehrenberg und G. Roſe 1829 Sibirien, lebt jetzt als wirklicher Geheimrath, hochgeachtet als Menſch und gelehrter Naturkundiger, in Berlin. Die Beſchreibung ſeiner großen Reiſe mit Bonpland, in einem zu Paris, Hamburg und London erſcheinenden Prachtwerke, Voyage de H. et B., wird mit vielen Kupfertafeln und pittoresken Zeichnungen geſchmückt aus 3 Bdn. gr. Fol. oder 12 Bdn. 4. beſtehen, und dürfte den nach Umfang und Gehalt ihm ſchon beigelegten Namen eines Rieſenwerks in der Literatur von ganz Europa mit Recht verdienen.

Nicht bedeutend dagegen, aber doch durch große Schickſale und viel bewegtes Leben merkwürdig, auch als lyriſcher Dichter bekannt, iſt: der edle Cyniker (wie ihn Wieland nennt) Joh. Gottfr. Seume, geb. 1763, geſt. 1810 zu Teplitz, der faſt unerhörte Fußreiſen nach Syrakus (1801), Petersburg, Moskau und Schweden (1805) unternahm, und die erſte Reiſe unter dem Titel: „Spaziergang nach Syrakus“ 3 Th. 1803, 1817 herausgab. Seine ſämmtl. Werke, Wiesbaden 1823, und Leipzig 1826 12 Bde. erſchienen 1835 in Einem Bande, herausg. von Adolph Wagner, Leipzig, 4.

§. 57. Didaktiſche Proſaiker.

Wenn wir zu den didaktiſchen Proſaikern alle diejenigen rechnen müſſen, die in dem Gebiet des Denkens als Lehrer auftreten, ſo werden wir bei der großen Anzahl derſelben hier nur die Geleſenſten und Einflußreichſten nennen können.

Satiriſch-hiſtoriſch-philoſ. Schriftſteller.

1) Georg Chriſtoph Lichtenberg, geb. 1742 zu Ober-Ramſtädt, einem Dorfe nahe bei Darmſtadt, Profeſſor der Philoſophie in Göttingen, ſtarb als K. Großbritanniſcher Hofrath 1799. Einer der witzigſten, originellſten Köpfe Deutſchlands, dem ſich alles aus einem neuen und eigenthümlichen Geſichtspunkt zeigt, und der mit ſeinem Scharfſinn und Witz eine wohlgeordnete Maſſe theoretiſcher und empiriſcher Kenntniſſe beſonders in der Mathematik und Phyſik verbindet. Sein vorzüglichſtes Werk iſt ſeine „ausführliche Erklärung der Hogarthſchen Kupferſtiche*), mit verkleinerten aber vollſtändigen Copien derſelben, von E. Riepenhauſen,“ (Göttingen 1794 bis 1807.), wodurch er ſich als der geiſtreichſte Satiriker bewährt hat. Seine einzeln gedruckten und handſchriftlich nachgelaſſenen Schriften wurden unter dem Titel: „vermiſchte Schriften“ in 9 Theilen (Göttingen, 1800 bis 1806.) von L. Chr. Lichtenberg und Fr. Kries herausgegeben.

2) Adolph Franz Ludw. Freiherr v. Knigge, geb. 1752, zu Bredenbeck bei Hannover, geſt. 1796 als Oberhauptmann in Bremen. Die Literaturgeſch. gedenkt dieſes Schriftſtellers beſonders wegen ſeines Werks: „Ueber den Umgang mit Menſchen“ 1830, auch wegen einiger humoriſtiſchen Romane, z. B. Geſch. Peter Clauſes (1783), wodurch ſich d. V. ein großes Leſepublikum bildete, da er

die geſellſchaftlichen Verhältniſſe des Lebens mit vieler Menſchenkenntniß oft ſatyriſch auffaßt, und in dem erſten Werke Beobachtungen und Regeln niederlegt, die für Viele einen brauchbaren Lebensführer abgeben können.

3) Joh. Caspar Lavater, geb. 1741 zu Zürich, Pfarrer daſ., ſtarb nach meuchelmörderiſcher Verwundung durch einen Franzoſen, 1801. Ein geiſtvoller, phantaſiereicher Mann, voll tiefen, frommen Gefühls, aber zur myſtiſchen Schwärmerei geneigt. Als Dichter ſchrieb er Kirchengeſänge und Schweizerlieder; als Proſaiker iſt er vorzüglich bemerkenswerth durch ſeine „Phyſiognomiſche Fragmente", 1775 — 78, 4 Bde. 4., wodurch er die Phyſiognomik wiſſenſchaftlich zu begründen gedachte, und großes Aufſehen erregte (ſ. Goethe's Wahrheit und Dichtung.)

4) Karl Wilhelm v. Humboldt, geb. 1767 zu Potsdam, geſt. als K. Pr. Geheimer Staatsminiſter 1835 auf ſeinem Gute zu Tegel bei Berlin. Großer philoſophiſcher Sprachgelehrter, fein fühlender Kenner und Zergliederer des Schönen. Seine gelehrten Spracharbeiten, Ueberſetzungen und philoſophiſchen Abhandlungen ſind zerſtreut in der Berl. Monatſchrift von Bieſter, in Schiller's Horen, in Genz neuer Deutſchen Monatsſchrift, in Goethe's Propyläen, in Vater's Königsbergſchem Archiv, in Schlegel's Indiſcher Bibliothek und beſonders in den Schriften der K. Akad. d. Wiſſenſch., und erwarten eine ſammelnde Hand. Beſonders bemerkenswerth ſind ſeine „metriſche Ueberſetzung des Agamemnon von Aeſchylos" (Leipzig, 1816), ſeine „Prüfung der Unterſuchungen über die Urbewohner Hiſpaniens, vermittelſt der Vaskiſchen Sprache" (Berlin 1821), ferner „über das vergleichende Sprachſtudium ꝛc." (1821), „über die Entſtehung der grammatiſchen Formen und ihren Einfluß auf die Ideenentwickelung" (1823), „über den Dualis" (1828), und

ſeine Beurtheilung des Goetheſchen Epos Hermann und Dorothea, welche ſehr ſcharfſinnige Betrachtungen über die Poeſie überhaupt enthält.

5) Friedrich Ernſt Daniel Schleiermacher, geb. 1768 zu Breslau, ſtarb als Prediger und Profeſſor zu Berlin 1834. Dieſer Gelehrte von tiefem und reichem Wiſſen, mächtig wirkend auf die wiſſenſchaftliche und religiöſe Bildung unſrer Zeit, als Theolog, Philolog, Kritiker, Ueberſetzer und Kanzelredner, voll ausgezeichneten Scharfſinns in der Dialektik und überaus gewandt in der Polemik, gehört der Literaturgeſchichte überhaupt und vorzugsweiſe an. Wir aber müſſen uns begnügen, hier auf einige ſeiner philoſ. Schriften aufmerkſam zu machen; eine Sammlung ſeiner ſämmtlichen Werke wird erwartet: „Ueber die Religion, Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern", Berlin 1799; 3te Ausg. 1822 mit Anm.; „Monologen, eine Neujahrsgabe", Berlin 1800, 3te Ausg. 1822; „Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre", Berlin, 1803. Außer vielen hiſtoriſchen, philoſophiſchen und ethiſchen Abhandlungen in den Schriften der Akademie (deren Mitglied er war) gedenken wir nur noch ſeiner Ueberſetzung von „Platons Werken" Th. I. in 2 Bdn. Th. II. in 3 Bdn, und Th. III. 1 Bd. Berlin 1804 — 28. 8. Ihm ſchließen ſich an:

6) Karl Wilh. Ferd. Solger, geb. 1780 zu Schwedt, geſt. als Profeſſor in Berlin 1819. Ausgezeichnet, aber durch frühen Tod an der Vollendung gehindert, in den philologiſchen, antiquariſchen und aeſthetiſchen Disciplinen. Davon zeugt ſeine treffliche Ueberſetzung des Sophokles (1808, N. A. 1824). Ein reicher Geiſt ergießt ſich in ſeinem „Erwin oder vier Geſpräche über das Schöne" (1815) und in ſeinen „Philoſophiſchen Geſprä-

chen" (1817). Seine nachgelaſſenen Schriften herausg. v. Tieck und Fr. v. Raumer (Leipzig 1826. 2 Bde.).

7. 8. 9.) Drei noch lebende gelehrte Denker und ausgezeichnete Schriftſteller: Aug. Wilh. Rehberg, geb. 1757: „Geſpräch über das Vergnügen" 1785; „Cato oder über die Beſtimmung des Menſchen" 1786; „Prüfung der Erziehungskunſt", 1792. Seine Werke erſchienen 1828. — Friedr. Chriſt. Wilhelm Jacobs, geb. 1764, Oberbibliothekar in Gotha, iſt Philolog, Ueberſetzer, Redner und Romanſchriftſteller: „Allwin und Theodor" 1811; „Erzählungen" 1824 — 29. 6 Bde; „Die Schule der Frauen", 1827. 7 Bde. Seine „Vermiſchten Schriften", Gotha 1822 ff. — Joh. Fr. Ferd. Delbrück, geb. 1772, Prof. in Bonn, Aeſthetiker, Kritiker und Redner: „Ueber die Humanität" 1796; „ein Gaſtmahl", 1809; „Sokrates", 1816; „Platon", 1819; „Xenophon", 1829. Seine „Reden" erſchienen Königsberg 1813, und eine Neue Sammlung, 2 Bde. 1813. — Für die Geſchmacksbildung wirkten durch Lehrbücher der Aeſthetik: F. Bouterwek, Al. Schreiber, F. C. Griepenkerl, H. G. Hotho u. a. — (Schriftſteller, die, obwohl Deutſche, doch ſchmähſüchtige Verächter alles Deutſchen und Sittlichen, nur im Auslande ihre Schützer und Anhänger finden, können bei allen Talenten, wie ſie in L. Börne (früher Baruch), geb. 1786, und beſonders in H. Heine, geb. 1797, unverkennbar ſind, hier nur als Giftpilze bezeichnet werden.)

Anmerk. *) William Hogarth, geb. 1698 zu St. Martin Ludgate, ſchrieb 1753 ſeine berühmte Zergliederung der Schönheit, worin er die Wellenlinie für die Linie der Schönheit erklärt. Seine geſtochenen Blätter, die, wie das Leben eines Liederlichen, zum Theil in zuſammenhangenden Folgen beſtehen, ſind in England oft commentirt, aber nie ſo treffend, wie von Lichtenberg.

§. 58. Fortſetzung: Pädagogiſche Schriftſteller.

Unter den Pädagogen ſteht oben an: Joh. Heinr. Peſtalozzi, geb. zu Zürich 1746, geſt. 1827. Dieſer achtungswerthe Menſchenfreund, voll reinen und hohen Enthuſiasmus für die Bildung armer und verlaſſener Volksklaſſen, trat auf als Reformator des Elementarunterrichts und gründete mit eigener Aufopferung Bildungsanſtalten zu Neuhoff, Stanz, Burgdorf, München-Buchſee (wo er mit Eman. v. Fellenberg in nähere Verbindung trat) und endlich zu Yverdun, wo ihm die Regierung ein Schloß für ſeine Lehrer und Zöglinge einräumte. Seine Erfahrungen und Ideen über Volksbildung legte er nieder in dem merkwürdigen Volksroman: „Lienhard und Gertrud", 1781. 4 Bde. u. 1791 3 Bde. 8. Dieſem folgten mehrere andere Schriften, welche ſeine Anſichten über Erziehung und ſeine eigenthümliche Unterrichtsweiſe entwickeln, namentlich: „wie Gertrud ihre Kinder lehrt" 1801; „Buch der Mütter" 1803; „Anſchauungslehre der Zahlenverhältniſſe" 1804 u. ſ. w. Seine „ſämmtl. Schriften", Stuttgard und Tübingen 1819 — 24. 12 Bde. In allen ſind Ton und Darſtellung volksmäßig, kräftig und gemüthlich, obwohl der Sprachausdruck viele mundartliche Eigenheiten bewahrt.

Die Neuheit der Sache und die Zuverläſſigkeit der Ankündigung zog eine große Menge von Neugierigen und Unkundigen, von Verſtändigen und Kenntnißreichen nach der Schweiz, um durch eigene Anſchauung an Ort und Stelle Methode und Wirkung kennen zu lernen; und viele junge Lehrer verkündeten bei ihrer Rückkehr mit apoſtoliſchem Eifer die neue Lehre. So bildete ſich eine große pädagogiſche Schule, zu der unter mehreren gefeierten Namen Joh. Gruner, Zeller, Herbart, Himly, Tillich, Ewald, v. Türk, Plamann u. A. gehören, die

theils durch Lehrbücher und eigne Bildungsſchulen in verſchiedenen Orten Deutſchlands die Peſtalozziſchen Grundſätze verbreiteten, theils die Gegner (Steinmüller, Müller, Snethlage, Werkmeiſter u. ſ. w.) in polemiſchen Schriften bekämpften. Der vielfach verkannte und getäuſchte Reformator (ſ. „meine Lebensſchickſale als Vorſteher der Erziehungsinſtitute in Burgdorf und Iferten", Leipzig, 1826. 8.) hat ſich leider ſelbſt überlebt, und auch ſeine Schule iſt untergegangen; aber ſein Geiſt wirkte fort, wenn er auch andere Formen ſich ſchuf, und ſchwebt wohlthätig noch jetzt wie der Geiſt Gottes über dem Waſſer.

Gleichzeitig mit Peſtalozzi, wenn auch nicht in deſſen Syſtem eingehend, wirkten für Nationalerziehung und Volksſchulenweſen ruhiger und dauernder: Bernhard Overberg in Münſter (geb. 1754 und geſt. 1826), und die noch lebenden Pädagogen C. Ch. G. Zerrenner, B. C. L. Natorp, W. Harniſch, F. A. W. Dieſterweg u. A. Die Bildung der höheren Volksklaſſen haben ſegenreich gefördert F. H. Ch. Schwarz (Erziehungslehre, Leipzig 1829. 3 Bde. 2te Aufl. gr. 8.) u. A. H. Niemeyer (Grundſätze der Erziehung und des Unterrichts. Halle, 1801. 2. 8, achte Aufl. 1824. 3. 8, und 9te Ausg. beſorgt durch H. A. Niemeyer, Halle 1834 ff.)

§. 59. Fortſetzung: Syſtematiſch-philoſophiſche Schriftſteller.

Es gehört zu den eigenthümlichen Vorzügen Deutſchlands, ſich auf der Bahn ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung auch darin den Griechen genähert zu haben, daß es ſich zur Heimath der ſyſtematiſchen Philoſophie gemacht hat. Die Zahl der Schriftſteller, welche Syſteme gebaut oder einem und dem andern gehuldigt, überſteigt die Zahl aller Philoſophen des übrigen Europa; wenn aber die Menge ihrer Schriften auf der einen Seite von dem

rühmlichen Beſtreben zeigt, die Wahrheit zu finden, ſo erblicken wir auf der andern auch wieder mit Schmerz, wie leicht wir in neue Irrthümer verſinken, wenn wir Wiſſen und Glauben nicht zu vereinigen ſtreben.

Seit Leibnitz und Wolf theilte ſich die philoſ. Welt zwiſchen Dogmatismus (der von willkürlichen Principien ausgeht), Skepticismus (der die Möglichkeit einer wahrhaften und gewiſſen Erkenntniß in Zweifel zieht) und Eklekticismus (der ſich die Auswahl des Wahren oder ihm Wahrſcheinenden vorbehält). Dieſer regelloſe, ſchwankende Zuſtand ſollte aufgehoben werden durch

Immanuel Kant, geb. 1724 zu Königsberg, geſt. als Profeſſor daſelbſt 1804. Dieſer Königsbergiſche Weltweiſe (wie man ihn genannt hat), erſchütterte und zerſtörte zum Theil durch ſeinen kritiſchen Geiſt die Lehrgebäude der frühern Philoſophie, und indem er reinigte, ordnete, und die durch Forſchung gewonnenen Grundſätze und Ergebniſſe zur Einheit verband, ward er der Schöpfer eines neuen philoſ. Syſtems, das mit dem Namen der kritiſchen Philoſophie oder des transcendentalen Idealismus belegt wurde, der dem Dogmatismus wie dem Skepticismus entgegen ſteht. Die drei eng mit einander verbundenen Hauptwerke, in welchen ſich ſein Syſtem niedergelegt findet, ſind: „Kritik der reinen Vernunft", Riga, 1781. 8. neueſte Aufl. Leipzig, 1818. (anfangs kalt aufgenommen, nachher abgöttiſch bewundert oder heftig beſtritten, dann allmählig vergeſſen, und wegen der ſelbſtgeſchaffenen dunkeln Kunſtſprache und der Schwerfälligkeit der Schreibart vielfach getadelt); „Kritik der praktiſchen Vernunft" Riga, 1788. 8., neueſte Ausg. Leipzig, 1818. und „Kritik der Urtheilskraft", Berlin, 1790. 8. 3te Ausg. 1799. Ihm folgten viele andere Werke und Abhandlungen, unter denen die „Anthropolo-

gie in pragmatiſcher Hinſicht", Königsberg 1798 und 3te Aufl. 1821 mehr popular als ſcientifiſch iſt.

Die Schule, welche ſich Kant, ungeachtet mancher Gegner gebildet, verbreitete ſein Syſtem, das weder unumſtößliche Gewißheit der menſchlichen Erkenntniß verhieß, noch unſelige Zweifel begünſtigte, zwar beſonders in Königsberg und Jena, aber auch durch alle übrige Theile Deutſchlands, nicht ohne mancherlei Mißverſtändniſſe, theils wörtlich, theils vereinfacht, theils berichtigend, theils vervollſtändigt, doch in ſeinem Grundweſen beibehalten. Unter ſeinen Anhängern ſind die ausgezeichneten Namen: Hippel, Hamann, M. Herz, J. Schultz (in Königsberg), Ch. G. Schütz, K. L. Reinhold, L. H. Jakob (in Halle), Sal. Maimon, C. H. Heydenreich, Ch. Kieſewetter, J. Ch. Hoffbauer, Laz. Bendavid, J. Benj. Erhard, J. H. Tieftrunk, A. W. Rehberg u. viele A.; manche bildeten ſich ſpäterhin ein modificirtes und abgeleitetes Syſtem, z.B. K. L. Reinhold, Fr. Bouterwek, Chriſtoph Gottfr. Bardili, J. H. Abicht, Wilh. Traug. Krug, Friedr. Fries, J. Friedr. Herbart, F. Ed. Beneke u. A. — Ein wirklich polemiſirender Gegner aber, der keiner Schule ſich anſchließend, den Dogmatismus wie den Kriticismus bekämpfte, iſt F. H. Jacobi (ſ. S. 570), der als genialer Denker und edler Wahrheitsforſcher durch gehaltreiche Schriften in einer eben ſo lebhaften, als gedankenreichen Sprache ſein Zeitalter zum Denken in Verbindung mit dem Glauben angeregt hat. Einige ſeiner philoſophiſchen Schriften ſind: „David Hume über den Glauben, oder Idealismus und Realismus", Breslau 1787, und „von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung", Leipzig 1811.

Zwei Philoſophen, in Kantiſcher Schule gebildet,

ſtrebten das begonnene Werk des Kriticismus zu vollenden, geriethen aber in ihren Forſchungen jeder auf einen eigenen Weg, weil ſie zu bemerken glaubten, daß es der Kantiſchen Philoſophie an einem gemeinſchaftlichen Princip für theoretiſche und praktiſche Erkenntniß fehle, alſo an den höchſten und letzten Gründen des Wiſſens, auf welche alle Ergebniſſe zurückgeführt werden müſſen, und bildeten ſich daher Jeder ſein eigenes Syſtem. Der Eine iſt: Joh. Gottlieb Fichte, geb. 1762 zu Rammenau in der Oberlauſitz, geſt. als Prof. in Berlin 1814. Er gehört zu den ſcharfſinnigſten Denkern ſeiner Zeit, und verband mit ſeiner Tiefe Klarheit und Lebhaftigkeit im Vortrag, welches Talent ihn zugleich zu einem trefflichen Redner machte. Er ſtellte ſein Syſtem hin in der Schrift: „Begriff der Wiſſenſchaftslehre" (ſo nannte er daſſelbe), 1794 u. 98, erweiterte und vervollſtändigte es in ſeiner „Grundlage der geſammten Wiſſenſchaftslehre" 1794, N. A. 1802, und erläuterte ſeine Gedanken in der Schrift: „Sonnenklarer Bericht an das größere Publikum über das eigentliche Weſen der neueſten Philoſophie, ein Verſuch, die Leſer zum Verſtehen zu zwingen", Berlin 1801. Auch bearbeitete er noch die drei Haupttheile der praktiſchen Philoſophie, Rechts-, Tugend- und Religionslehre in drei beſondern Schriften. Seine „Reden an die Deutſche Nation", die er zu Berlin 1808 hielt und drucken ließ (N. A. Leipzig, 1824) haben in der damaligen, für Preußen bedrängten Zeit begeiſternd gewirkt. — Unter vielen gewichtigen Anhängern war auch F. J. Niethammer, und J. F. Chriſtian Krauſe, der aber nach ſeinen eigenthümlichen Anſichten die Fichteſchen Grundſätze ermäßigte. — Der Andere iſt: Friedr. Wilh. Joſeph Schelling, geb. 1775, ſeit 1827 Profeſſor in München, einſt Fichte's Schüler und 1800 Nachfolger deſſelben in

Jena. Ein Mann von großen Talenten und mannichfaltigen Kenntniſſen, ging auch er von der Kantiſchen Philoſophie aus, ſchloß ſich dann Fichte an, verließ aber die Wiſſenſchaftslehre, als er in dem Verfahren derſelben das Einſeitige und Willkürliche entdeckte, und gründete die Philoſophie des Abſoluten, das ſich in der Natur offenbart. Zuerſt ſprach er ſich darüber aus in ſeinen „Ideen zu einer Philoſophie der Natur" 1795, wie er in den darauf folgenden Schriften „von der Weltſeele ꝛc. 1798, „erſter Entwurf der Naturphiloſophie", 1799, und „Syſtem des tranſcendentalen Idealismus", 1800 weiter entwickelte. — Unter ſeinen Anhängern ſind beſonders zu nennen: L. Oken, Joſ. Görres, J. P. V. Troxler, Joſ. Windiſchmann und H. Steffens.

Das letzte philoſophiſche Syſtem wurde begründet durch Georg Wilh. Friedr. Hegel, geb. 1770 zu Stuttgart, geſt. als Prof. in Berlin 1831. In Tübingen Schelling befreundet, auch ſpäterhin mit ihm ein krit. Journal d. Philoſ. (Tübingen 1802 — 3, 2 Bde.) herausgebend, entfernte er ſich nach und nach von ihm, und wurde Gründer eines eigenen Syſtems, das, bei der Dunkelheit der Darſtellung von Wenigen ganz erfaßt, Denjenigen als das vollendete Syſtem der reinen Naturwiſſenſchaft gilt, die ihn verſtanden haben. Die Grundlage ſeiner Philoſophie enthält die Schrift: „Syſtem der Wiſſenſchaft 1r Th. (die Phänomenologie des Geiſtes) Bamberg 1807"; ihr folgte die „Wiſſenſchaft der Logik", Nürnberg 1812 — 16. 3 Bde., dieſer die „Encyklopädie der philoſophiſchen Wiſſenſchaften," Heidelberg, 1817, 3te Aufl. 1831, und dann die „Grundlinien der Philoſophie des Rechts, Berlin 1821. Die (bald vollendete) vollſtändige Ausgabe ſeiner „Werke" Berlin 1832 ff. mit Einſchluß der handſchriftlichen hinterlaſſenen Vorleſungen, beſorgen

Marheineke, Schulze, Gans, Henning, Hotho, Michelet und Förſter. (Als trefflicher Redner in einer ſehr verſtändlichen Sprache zeigt ſich Hegel in ſeinen fünf Gymnaſial-Reden, die er zu Nürnberg 1809 — 15 gehalten. S. ſeine Werke, Bd. 16, S. 133 — 199). Der eifrigſte Anhänger und Vertheidiger ſeiner Philoſophie iſt Karl Friedr. Göſchel (ſ. Hegel und ſeine Zeit. Mit Rückſicht auf Goethe, Berlin 1832. 8.); einen eignen Weg geht J. H. Fichte. — Die Syſteme und Lehren aller dieſer Philoſophen gehören in eine Geſchichte der Philoſophie.

§. 60. Oratoriſche Proſaiker.

Die Deutſche Beredſamkeit hat auch in der neueren Zeit wenig Gelegenheit und Begünſtigung zu ihrer Ausbildung gefunden. Sie beſchränkte ſich fortdauernd auf Kanzel und Katheder, oder auf geiſtliche und Schulreden. Die Literatur der Kanzelberedſamkeit iſt im Umfang überaus reich, und in den evangeliſchen Landen auch an innerm Gehalt nicht unbedeutend. Das laufende Jahrhundert hat mehrere anerkannt große Redner zu nennen. Den S. 600 genannten ſchließt ſich in ſteigender Fortbildung an: Georg Joach. Zollikofer, geb. 1730 zu St. Gallen, geſt. als Prediger zu Leipzig 1788; Franz Volkmar Reinhard, geb. 1753 zu Vohrenſtrauß im Salzburgiſchen, geſt. als Ober-Conſiſtorial-Aſſeſſor zu Dresden 1812. (Beide ſind in jeder Beziehung die erſten Muſter chriſtlicher Beredſamkeit ihrer Zeit); Conr. Gotth. Ribbeck, geb. 1759, geſt. als Propſt in Berlin, 1826; Karl Gottl. Sonntag in Riga, geb. 1765, geſt. 1827; Ch. F. v. Ammon, in Dresden, geb. 1766; R. Eylert, geb. 1770, Biſchof in Potsdam; H. Gott. Tzſchirner in Leipzig, geb. 1778, geſt. 1828; J. Gottl. Marezoll, geb. 1761, geſt. 1828; J. Casp. Häfeli, geb. 1754,

1754, geſt. 1811; Jon. Schuderoff, geb. 1766; J. H. B. Dräſecke, geb. 1774; Lud. Friedr. Franz Theremin, geb. 1780, und der ſchon S. 664. genannte Friedr. Schleiermacher.

Unter den weltlichen Rednern ſind beſonders herauszuheben die ſchon anderweitig genannten: Herder, Engel, Fichte, Schelling, Gedicke, F. Delbrück und F. Jacobs.

§. 61. Sprachkunde.

Die Kenntniß der Deutſchen Sprache iſt im laufenden Jahrhundert in grammatiſcher, philoſophiſcher und geſchichtlicher Hinſicht, mehr als zu irgend einer Zeit, mit großem Erfolg erweitert und verbreitet worden. Was Friedr. Karl Fulda in ſeiner Preisſchrift „über die beiden Hauptdialekte der Teutſchen Sprache" (1771) und mit und nach ihm Joh. Chriſt. Adelung angeregt, iſt in dieſem Jahrhundert gründlicher und umfaſſender fortgeführt worden. Nur auf hiſtoriſchem Wege konnte der Grundbau und die Fortbildung des Germaniſchen Sprachſtammes ermittelt werden, und dieſer mühevollen Arbeit gelang es, tiefer in unſern Sprach-Organismus einzudringen, unſere bisherige Kenntniß vielfach zu berichtigen und zu ergänzen und den Blick für Sprachforſchung allgemeiner zu ſchärfen. An der Spitze dieſer Forſcher ſtanden (und ſtehen noch) Jakob (Ludw. Karl) Grimm, geb. zu Hanau 1785, Bibliothekar in Kaſſel, und E. G. Graff, Regierungsrath zu Berlin. — J. Grimm — nachdem ſchon mehrere Vorarbeiten, zum Theil in Verbindung mit ſeinem trefflichen Bruder Wilhelm (Karl), geb. zu Hanau 1786, für die Deutſche Literatur von ihm ausgegangen waren — regte durch ſeine hiſtoriſche „Deutſche Grammatik", Göttingen, 1819 — 1831. 3 Bde. 8. ei-

nen neuen Geiſt für Altdeutſches Sprachſtudium an, indem d. V. Bedacht nimmt auf ältere Quellen des Niederdeutſchen (Sächſiſchen, Angliſchen und Frieſiſchen) woran ſich wieder die Nordiſchen Sprachen von ſelbſt fügten. — Graff, der ſchon durch frühere Leiſtungen („Althochdeutſche Präpoſitionen", 1824) ſeinen ausgezeichneten Beruf zu etymologiſch-grammat. Arbeiten bewährt hatte, trat 1834 mit dem Anfang ſeiner umfaſſenden Arbeit hervor, die unter dem Titel: „Althochdeutſcher Sprachſchatz, oder Wörterbuch der Althochdeutſchen Sprache", Berlin, 1ſte bis 4te Lief. 4. nicht nur die urſprüngliche Form und Bedeutung der heutigen Hochdeutſchen Wörter aus den Zeiten vor dem 12ten Jahrh. aus handſchriftlichen Quellen ſammelt und aufſtellt, ſondern auch das Althochdeutſche vergleicht mit dem Indiſchen, Griechiſchen, Römiſchen, Litauiſchen, Altpreußiſchen, Gothiſchen, Angelſächſiſchen und allen ſchweſterlich verwandten Sprachen. (Möge der Himmel ihm Kraft geben zur glücklichen Vollendung ſeines Werks!). — Kräftig mitwirkend durch ihre umfaſſende Sprachkenntniß und gleichſam Bahn brechend zu einer hiſtoriſchen und vergleichenden Grammatik des Indo-Germaniſchen Sprachſtammes zeigte ſich W. v. Humboldt (ſ. S. 663.), dem faſt alle Sprachen der Erde zu Gebote ſtanden, und Franz Bopp, geb. zu Mainz 1791 (Profeſſor in Berlin), der die Sprachen des Orients und beſonders die Indiſche Sprache und Literatur mit ganzer Liebe umfaßt („Ausführliches Lehrgebäude der Sanskrita-Sprache. Berlin 1827. 4). — Da dieſen wahrhaft verdienſtlichen philologiſchen Beſtrebungen mehrere Veteranen wie Benecke befreundet ſind, Neuere, wie Benary, Pott, Schmitthenner, Schwenk, Schmeller, Wüllner ꝛc. ſich forſchend anſchließen, Andere beſonders als Herausgeber, Erklärer und Ueberſetzer Altdeutſcher Werke,

wie Docen, Gräter, Büſching, v. d. Hagen, Hoffmann, Lachmann, Laßberg, Maßmann, Mone, Primiſſer, Roſenkranz, Simrock, W. Wackernagel, Zahn, Zeune ꝛc. ihre literariſche Theilnahme an der Wiederbelebung des ſprachlichen Mittelalters lebhaft bekundet haben: ſo darf in dieſer Beziehung für die Folgezeit noch viel erwartet werden.

Der neueren Sprachforſchung als Fortbildner, Berichtiger, Sammler und Lehrer wandten ſich beſonders zu: J. Ch. A. Heyſe, Grotefend, K. F. Becker, (Organism. d. Spr.), Herling, Schmitthenner (Teutonia), Reinbeck, u. der allg. philoſ. Gramm. Vater u. Bernhardi. — Materialien zur hiſtoriſch-ſprachlichen Bereicherung und Berichtigung lieferten mehrere Zeitſchriften (von v. Aretin, Docen, Graff, Gräter, Grimm, Maßmann) und Deutſche Sprachgeſellſchaften (zu Frankfurt a. M. und Berlin) durch Herausgabe ihrer Verhandlungen.

Für Lexikographie wirkten Joach. Heinr. Campe durch ſein „Wörterbuch der Deutſchen Sprache," Braunſchweig, 1807 — 1811. 5. Th. 4; Oertel, K. W. L. Heyſe, Schmitthenner und Schwenk; und in Bezug auf Synonymik: Joh. Aug. Eberhard durch ſeinen „Verſuch einer allg. Deutſchen Synonymik", Halle 1795. 6 Bde., ſo wie Joh. Gebh. Ehrenr. Maaß zur Ergänzung des Eberhardſchen Werks, durch ſeine „Sinnverwandte Wörter", Halle und Leipzig 1818 ff. Bd. 6. 8, und J. F. L. Ch. Jahn durch ſeine „Bereicherung des Hochdeutſchen Sprachſchatzes", Leipzig 1806. 8. — Die Sprachreinheit förderten außer Campe („Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutſchung der fremden Ausdrücke, Braunſchweig, 1813. 4.) beſonders K. Wilh. Kolbe, geſt. 1835 („über Wortmengerei", 1809 und 1812. 8.), der auch in ſeiner gediegenen Schrift:

„über den Wortreichthum der Deutſchen und Franzöſiſchen Sprache", 1806. 2 Bde. 8. ſich als tief blickenden Sprachkenner zeigte. — Für Belehrung über proſ. Darſtellungen ſorgten theoretiſch und praktiſch durch ſtyliſtiſch-rhetoriſche Anweiſungen und Beiſpiele Ch. F. Falkmann („Hülfsbuch der Deutſchen Stylübungen", Hannover 1822), Karl Heinr. Ludw. Pölitz („das Geſammtgebiet der Teutſchen Sprache ꝛc.", Leipzig 1825 ff. 4 Bde.) und Georg Reinbeck („Handbuch der Sprachwiſſenſchaft", Eſſen 1826 ff. 4 Bde.) — Als Literatoren überhaupt waren vielfach thätig J. Georg Meuſel (geb. 1743, geſt. 1820), J. S. Erſch und J. G. Gruber, von denen die letzten als Encyklopädiſten und Begründer des großen, 1818 begonnenen, bis jetzt aus 41 Bänden 4. beſtehenden Werkes „Allgemeine Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte, in alphabet. Folge" auf den Dank der Mit- und Nachwelt gerechten Anſpruch haben; auch Friedr. Schlegel in ſeinen Vorleſungen „Geſch. der alten und neuen Litter.", Wien 1815. 2 Th. 8. Eine allgemeine encyklopädiſche Ueberſicht aller Völker und Wiſſenſchaften gibt das ſorgſam gearbeitete „Handbuch der Geſchichte der Literatur" von Ludw. Wachler, 3te Umarbeitung, Leipzig 1833. 4 Th. 8. — Die Literaturgeſch. d. Deutſchen bearbeitete ebenfalls Wachler in ſeinen „Vorleſungen über die Geſchichte der Teutſchen National-Litteratur", 2te Aufl. Frankf. a. M. 1834. 2 Bde. 8.; der oft genannte Jördens in ſeinem „Lexikon Deutſcher Dichter und Proſaiſten", Leipzig 1806—11. 6 Bde. 8.; E. J. Koch in ſeiner „Literaturgeſch." 2 Th.; ferner: Reinbeck, Franz Horn, Koberſtein, Raßmann, Piſchon, Bohtz, Roſenkranz, Wolfgang Menzel ꝛc., und eine „chronologiſche Tabelle zur Geſch. der Deutſchen Sprache und National-Literatur" erhielten

wir von Karl Friedr. Arnim Guden, Leipzig 1831. 3 Bde. 4. Die bedeutendern und einflußreichern Schriftſteller unſerer Zeit (von Leſſing an) ſtellt in gedrängter Ueberſicht hin mit biograph. Nachrichten und einer Auswahl von Muſterſtellen J. G. Kuniſch, Leipzig 1822, 2 Bde. 8. —

Außer den ſchon genannten Dichtern und Ueberſetzern A. W. Schlegel und Tieck bereicherten unſer Schriftenthum durch ſehr wohlklingende, metriſche Uebertragungen ausländiſcher Dichter C. L. Kannegießer, Gries, K. Streckfuß und Kaufmann.

§. 62. Beförderung philologiſcher Studien.

Da die Literatur Deutſchlands, wie aller übrigen Völker des neuern Europa, aus dem klaſſiſchen Boden des Alterthums hervorgegangen iſt: ſo betrachten wir mit Recht die philologiſchen Wiſſenſchaften (zu denen wir Grammatik, Lexikographie, Kritik, Hermeneutik und Alterthumskunde rechnen) als den Quell aller literariſchen Bildung unſerer Zeit. Der große Umfang der vielſeitigen Leiſtungen Deutſcher Gelehrten in dieſem Gebiet gehört nicht in eine Deutſche Literatur-Geſchichte; wohl aber ziemt es ihr, mit Dank anzuerkennen, daß Deutſchland unverändert fortfährt, die Schriften der Griechen und Römer, trotz alles Einſpruchs des Realismus gegen den Humanismus, als vorbereitende Schulſtudien zu bewahren, da in ihnen die wahren Beförderungsmittel zur Erweiterung unſerer Geſchichtskunde, zur Schärfung des philoſophiſchen Geiſtes und zur Veredelung unſerer Geſchmacksbildung gegeben ſind. In dieſer Hinſicht dürfte es hier nicht überflüſſig ſein, außer den ſchon anderweitig genannten Leſſing, Winckelmann, Voß, W. v. Humboldt, Schleiermacher, Solger ꝛc. noch aus der großen Zahl der Gelehrten auch einige Männer dieſer Periode zu nennen, die theils um Linguiſtik, theils um Kritik, theils um Geſchichte und Kunſt des Alterthums ſich verdient gemacht haben.

Als Begründer und Verbreiter humaniſtiſcher Studien ſtehen oben an: Chriſtian Gottlob Heyne, geb. zu Chemnitz 1729, geſt. als Prof. zu Göttingen 1812;

Friedr. Wolfg. Reiz, geb. in Windsheim 1733, geſt. als Prof. in Leipzig 1790, ausgezeichnet als gründlicher Forſcher in Griechiſcher Grammatik und Metrik; höher als Beide ſtellte ſich Fr. Aug. Wolf, geb. in Nordhauſen 1759, Prof. in Halle und dann in Berlin, geſt. in Marſeille 1824. Meiſter in allen philologiſchen Disciplinen erhob er als Lehrer und Schriftſteller die Philologie zur Wiſſenſchaft, und gab den wichtigſten Hochſchulen Deutſchlands gründlich gebildete Lehrer und Vorſteher. — Noch wirken in gleicher Auszeichnung ſegensreich fort: Joh. Gottfried Jakob Hermann, geb. 1772, Prof. in Leipzig, ſcharfſinnig und hochgebildet in Kritik und Metrik, und Aug. Böckh, geb. 1785, Geh. Reg.-Rath und Director des philolog. Seminars in Berlin, als tiefer Sprachkenner und kritiſcher Alterthumsforſcher.

Unter den Verſtorbenen ſind noch beſonders herauszuheben als Griechiſche Lexikographen, Grammatiker, Ausleger ꝛc. Phil. Buttmann, J. Georg Trendelenburg, J. G. Schneider und F. Paſſow; als Latein.: Bröder, Ch. F. Wenck, Karl Ludw. Bauer, Im. J. Gerh. Scheller und G. H. Lünemann. Ueberhaupt aber in Bezug auf die Förderung humaniſtiſcher Studien: Ludw. Spalding, K. F. Heindorf, Joh. K. Zeune, Aug. Apel (Metrik), H. Naſt, Jac. Friedr. Heuſinger, Ch. F. Matthaei, Conr. Heuſinger, J. Al. Martyni-Laguna, J. H. Juſt. Köppen, F. E. Ruhkopf, J. Gurlitt, F. Ch. Matthiae, F. W. E. Roſt, B. G. Niebuhr, Ch. W. Ahlwardt, u. ſ. w.

Aus der Zahl der noch lebenden, für alte Literatur und Kunſt wirkſamen Schriftſteller, in verſchiedenen Haupt- und Univerſitätsſtädten bemerken wir hier nur: in Berlin: Joh. Joachim Bellermann, Aloys Hirt, Conr. Levezow, Georg Guſt. Sam. Köpke, Aug. Meineke, Imm. Bekker, Joh. Schulze, Otto Schulz, Karl Gott. Zumpt, Ernſt Heinr. Toelken, Chriſt. Ludw. Ideler u. A.; — in Breslau: Fr. Ritſchl; — in Dresden: K. A. Böttiger; — in Frankfurt a. d. O.: E. F. Poppo; — in Göt-

tingen: Chriſtoph W. Mitſcherlich, K. O. Müller; — in Gotha: F. Jacobs, F. A. Uckert, V. Ch. F. Roſt; — in Greifswalde: Georg Ludw. Walch, P. F. Kannegießer und G. F. Schömann; — in Halle: M. H. Ed. Meier, G. Bernhardy; — in Hamburg: Fr. Karl Kraft; — in Heidelberg: F. Creuzer; — in Jena: H. K. Abr. Eichſtädt, K. W. Göttling; in Königsberg: G. A. Lobeck; — in Leipzig: Aug. Forbiger, J. Ch. Jahn, K. W. Dindorf; — in Manheim: F. H. Bothe; — in München: Fr. Thierſch und Fr. Aſt; — in Pforte: K. Kirchner; in Recklinghauſen: F. Wüllner ꝛc. ꝛc. Dieſen genannten Gelehrten ſchließen ſich viele andere gleichzeitige und jüngere an, die aber einer ſpätern Zeit und einem andern Orte überlaſſen bleiben müſſen.

Anhang und Schlußwort.

Indem ich hier die Geſchichte unſerer Literatur beende, hoffte ich noch eine Ueberſicht der literariſchen Beſtrebungen unſerer Zeit in Bezug auf die Beförderung klaſſiſcher Bildung durch Unterricht und Bücherweſen in allen Ständen anfügen zu können. Aber der Raum iſt ſchon weit überſchritten und ſo muß ich mit einigen Schlußandeutungen mich begnügen.

Die literariſche Fortbildung der Deutſchen hat zwei mächtige Stützpunkte gewonnen, den einen in den überall eingerichteten, mit jedem Jahre ſich mehrenden höheren und niederen Lehranſtalten, zu deren pflichtmäßigen Benutzung dienliche Mittel angewendet werden; den andern in der zunehmenden Verbreitung belehrender und unterhaltender Volksſchriften und Zeitblätter. Der zweite Punkt iſt in ſeinem wohlthätigen Erfolg bedingt durch den erſten, der allein im Stande iſt, die formelle und materielle Bildung der Nation zur beſonnenen und heilbringenden Aufnahme des ihr durch Buchhandel und Leſebibliotheken Dargebotenen zu befähigen. Auch davon abgeſehen, bleibt der erſte der wichtigere, weil höhere und niedere Schulen die Hauptförderer alles ernſten und zuſammen-

hangenden Wiſſens ſind, das in Zeitſchriften und Taſchenbüchern häufig nur als zerſtückelte Production flüchtiger Augenblicke dargeboten wird. Dennoch würden auch dieſe zerſtreuten Blätter als ein vortreffliches Mittel zur Fortbildung benutzt werden können, wenn ſie theilweiſe die Nation mit den Schätzen, die ſie in ihren Dichtern und Proſaikern bereits beſitzt, näher befreunden wollten. Die Jugend, mit Abſtractionen und ſtrengem Ernſt der Wiſſenſchaft alterthümlich genährt, muß ſich mit den Fragmenten begnügen, die ihr der Unterricht gelegentlich zuführt; das Alter, durch die anſchwellende Fluth des Neuen immer mehr bedrängt, von den politiſchen Ereigniſſen des Tages angezogen, und mit den Sorgen für das Materielle des modernen Lebens genugſam beſchäftigt, findet keine Zeit für das abgelaufene poetiſche Jahrhundert. So muß das Ideale dem Realen Raum geben, und das poetiſche Gefühl vor der philoſophiſchen Analyſe erkalten. Schwerlich würde unter dieſen Umſtänden ein Stillſtand oder ein Rückſchritt für die poetiſche National-Bildung zu fürchten ſein, wenn in unſerm Zeitalter erſt eine Periode des Genuſſes großer Dichtertalente des 18ten Jahrh. einträte, die theils das Mittelmäßige und Schlechte der Tagesliteratur zurückſcheuchen, theils geſunden Befruchtungsſtoff allgemeiner verbreiten würde. Wenn die Erſcheinung nicht trügt, nähern wir uns dieſer Periode. Die Taſchenausgaben ſinken in ihrem Anſehen, und Sänger und Schriftſteller (wie Schiller, Voß, Bürger, Seume, Körner ꝛc.) erheben ſich aus ihren Gräbern, würdiger erneut und vergrößert. Möge dann dieſer Genuß des Alten, in dem allein ſich Dank und Verehrung ausſprechen können, zu neuer Harmonie ſtimmen!

Alphabetiſches Verzeichniß
der wichtigſten Namen.

A.

Abicht, J. H., Seite 669.
Abraham a S. Clara, 460.
Abſchatz, v., Hans Aßmann, 360
Abbt, Thom., 586.
Adelung, Joh. Chr., 601.
Agricola, Rud., 161.
Agricola, Joh. 239, 247.
Albertus, Laurent., 242.
Albinus, 301.
Albrecht v. Halberſtadt, 75.
Alkmar, v., Heinr., 126.
Altenſteig, 246.
Alxinger, Joh. B., 641.
Ammon, v., Ch. F. 672.
Andreä, Joh. Val., 271.
Apel, Aug., 678.
Archenholz, v., Joh. W., 585.
Aretin, 675.
Arnd, Joh., 239, 458.
Arndt, E. M., 660.
Arnim, v., Ludw. A. 652.
Arnold, Gottfr., 378.
Asmus, ſ. Claudius.
Auffenberg, v., Joſ., 655.
Aventinus, ſ. Thurnmeyer.
Ayrer, Jac., 230.

B.

Babo, Fr. M., 645.
Baggeſen, J., 655.
Bardili, Chr. Gottfr., 669.
Baſedow, Joh. B., 598.
Baumann, Nikol., 126.
Bebel, Heinr., 161, 247.
Becker, A. Fr., 660.
Becker, K. F., 675.
Beer, M., 655.
Benary, 674.
Bendavid, L., 669.
Benecke, F. E., 669.
Benzel-Sternau, K. Chr., 571.
Berlichingen, v., Götz, 238.
Bernhardi, 675.
Berthold's Predigten, 97.
Beſſer, v., Joh., 358.
Birken, v., Sigmund, 327.

Blumauer, Aloys, 640.
Böckh, Aug., 678.
Bödiker, Joh., 450.
Bodmer, Joh. J., 395, 405.
Boguslawski, v., K. A., 656.
Böhme, Jac., 333.
Bohſe, Aug., 359.
Bohtz, 676.
Boje, Heinr. Chr., 635.
Boner, 118.
Bonſtetten, v., Karl V., 593.
Bopp, Franz, 674.
Börne, L., 665.
Böttiger, K. A., 678.
Bouterwek, F., 665. 669.
Brack, Wenzel, 245.
Brandes, Joh. Chriſt., 553.
Brant, Seb., 123.
Brawe, v., J. W., 555.
Bredow, Gabr. G., 660.
Breitinger, Joh. J., 409.
Brenning, 239.
Brentano, Soph., 643.
— Clem., 652.
Brockes, B. H., 364.
Brummer, 231.
Buchholz, Fr., 660.
Bünau, v., Heinr., 379.
Bürger, Gottfr. A., 633.
Burgmeir, H., 155.
Burkard Waldis, 222.
Büſch, Joh. G., 587.
Büſching, A. F., 15. 675.
— J. G., 56.

C.

Camerarius, 162.
Campe, Joach. H., 599. 675.
Canitz, v., Fr. Rud. L., 360.
Celtes, 161.
Chamiſſo, v., Adelb., 580.
Chemnitz, v., Bogisl. Ph., 326.
Clajus, Joh., 244. 301. 314.
Claudius, Matth., 577.
Collin, Joh. E., 654.
Comenius, Joh. A., 596.
Conz, K. Ph., 643.
Copernicus, 162.
Cramer, Joh. Andr., 437.
— K. G., 573.
Cronegk, v., J. Fr., 556.

D.

Dach, Sim., 294.
Dalburg, v., Joh., 162.
Daſypodius, Pet., 246.
David, Lucas, 239.
Delbrück, Joh. Fr. F., 665. 673.
Denis, Mich., 544.
Dieſterweg, F. A. W., 667.
Docen, 675.
Dräſecke, J. H. B., 673.
Drollinger, K. Fr., 393.
Dürer, A., 146. 147.
Duſch, Joh. J., 562.

E.

Eberhard, J. A., 592. 675.
Ebert, Joh. Arn., 435.
— K. E., 656.
Eike v. Repgow, 95.
Enenkl, Joh., 50.
Engel, Joh. J., 589.

Erasmus, 162.
Erhard, J. B., 669.
Erſch, 676.
Eſchenbach, v., Wolfr., 49. 73.
Ewald, 666.
Eyb, v., Albr., 161.
Eylert, R., 672.

F.

Fabricius, Hans, 246.
Falk, Joh. D., 656.
Falkmann, 676.
Fauſt, Joh., 235, 236.
Feder, Joh. G. H., 594.
Feßler, Ign. A., 573.
Fichte, Joh. G., 670.
— J. H., 672.
Fiſchart, Joh., 209.
Flecke, Konr., 69.
Flemming, Paul, 289.
Forſter, Joh. G. A., 661.
Förſter, 672.
Fouqué, de la Motte, 652.
Frank, Sebaſt., 238, 239, 247.
Franke, Herm., 597.
— Aug. Herm., 458.
Freyer, Hieron., 451.
Friberg, 71.
Friedrich II., 464.
Fries, Fr., 669.
Friſch, Joh. L., 454.
Friſius, Fr., 326.
Fulda, F. C., 601. 673.

G.

Gans, 672.
Gärtner, K. Chr., 420.
Garve, Chriſt., 588.
Gatterer, Joh. Chr., 585.
Gedike, Fr., 603. 673.
Geiler v. Kaiſersberg, 157. 255.
Gellert, Chr. F., 425.
Gemmingen, v., Eb. Fr., 542.
Gerhard, Paul, 294.
Gerning, v., J. J., 656.
Gerſtenberg, v., H. W., 547.
Geſellſchaften, Deutſche, 345.
Geßner, Konr., 162, 247.
— Sal., 558.
Giſeke, Nik. Dietr., 424.
Gleim, Joh. W. L., 532.
Göckingk, v., Leop. F. G., 640.
Görres, Joſ., 671.
Göſchel, Karl F., 672.
Goethe, v., J. W., 603.
Gotter, Fr. W., 640.
Gottfried, Joh. Lüder., 327.
Gottfried v. Straßburg, 51.
Gottſched, J. Chr., 395, 601.
Götz, Joh. Nicol., 539.
Graff, E. G., 673.
Grabbe, Chr., 655.
Gral, der heilige, 72,
Gräter, 675.
Griepenkerl, F. C., 665.
Gries, 677.
Grillparzer, Fr., 654.
Grimm, J. und W., 673.
Gruber, 676.
Gruner, Joh., 666.
Gryph, Andr., 314.
Guden, K. F. A., 676.
Gueintzen, Chriſt., 441.
Günther, Joh. Chr., 363.
Guttenberg, 162.

H.

Häfeli, J. C., 672.
Hagedorn, v., Fr., 390.
Hagen, v. d., 56. 57. 675.
Halberſtadt, v., Albr., 49.
Haller, v., Albr., 386.
Haltaus, Chr. Gottl., 455.
Hamann, Joh. G., 576. 669.
Hammelmann, Herm., 239.
Hardenberg, v., Fr., 650.
Harniſch, W., 667.
Harsdörfer, Georg Ph., 328.
Hartmann v. d. Aue, 48, 71, 78.
Haug, Joh. Chr. F., 656.
Hebel, Joh. P., 653.
Heeren, Arn. H. L., 660.
Hegel, Georg W. F., 671.
Hegewiſch, Dietr. H., 585.
Heine, H., 665.
Heinrich v. Mügelin, 115.
Heinrich v. München, 78.
Heinrich d. Teichner, 122.
Heinrich, Joh., 423.
Heinſe, Wilh., 572.
Henning, 672.
Heyne, Chr. G., 633.
Herbart, 666. 669.
Herder, v., Joh. G., 616.
Herling, 675.
Hermann, G., 678.
Hermes, Joh. Tim., 566.
Herz, M., 669.
Heydenreich, C. H., 669.
Heynatz, J. F., 601.
Heyne, Chr. G., 677.
Heyſe J. C. A., K. W. L. 602. 675.
Hildebrand's-Lied, 28.
Himly, 666.
Hinsberg, 57.
Hippel, v., Th. G., 576, 669.
Hirt, A., 678.
Hirzel, Hans C., 587.
Hobergen, 71.
Hoffbauer, J. Ch., 669.
Hoffmann, E. T. A., 579.
Hoffmannswaldau, v., 349.
Hofſtäter, 71.
Hölderlin, Chriſt. F., 653.
Hölty, Ludw. H. Ch., 634.
Homburg, Ernſt Chr., 288.
Horn, Franz, 676.
Horneck, v., Ottokar, 51.
Hotho, 665, 672.
Houwald, v., E., 655.
Hübner, Aug. N., 451.
Hugo v. Trymberg, 80.
Hüllmann, K. D., 660.
Humboldt, v., Alex., 661.
— Wilh., 663. 674.
Hunold, Ch. F., 359. 367.
Hutten, v., Ulr., 178.

J.

Jacobi, Joh. Georg, 546.
— Fr. Heinr., 570, 669.
Jacobs, F., 673.
Jakob, L. H., 669.
Jahn, J. F. L. Ch. 675.
Ickelſamer, V., 240.
Jean Paul, ſ. Richter.
Jeruſalem, Joh. F. W., 600.

Iffland, Aug. W., 644.
Ihre, Joh., 15.
Immermann, 655.
Jördens, 676.
Iſelin, Iſaak, 593.
Jung, Joh. H., 567.
Junius, Franciscus, 12, 14.

K.

Kannegießer, 677.
Kant, Imm., 668.
Kanzow, Thom., 238.
Karl, d. Große, 22.
Karſch(inn), A. L., 540.
Käſtner, A. Gotth., 417.
Kaufmann, 677.
Kerner, Chr. J. 653.
Kero, 18.
Kieſewetter, Ch., 669.
Kinderling, J. F. A., 603.
Klaj, Joh., ſ. Clajus.
Kleiſt, v., Ew. Chr., 529.
— v., Heinr., 652.
Klinger, v., F. M., 571.
Klinſor, Nicol., 50.
Klopſtock, Fr. G., 470.
Knigge, v., Ad. Fr. L., 662.
Knittel, W., 13. 15.
Knebel, v., K. Ludw., 651.
Koberſtein, 676.
Koch, E. J., 676.
Kolbe, K. W., 675.
König, v., Ulr., 358.
Konrad (Pfaffe), 69.
— v. Würzburg, 52. 75.
Körner, Th., 652. 655.
Koſegarten, Ludw. Th., 655.
Kotzebue, v., Aug. F. F., 644.
Krauſe, K. Ch. F., 670.
Kretſchmann, K. Fr., 545.
Krug, Wilh. T., 669.
Krüger, Joh. Chr., 554.
Krummacher, Fr. A., 656.
Kuniſch, J. G., 677.

L.

Lachmann, 56. 57.
Lafontaine, Aug. H. Jul., 568.
Langbein, Aug. F. E., 643.
Lange, S. Gotth., 412.
Laroche, Sophie, 568.
Laßberg, v., 57.
Laun, Fr., ſ. Schulz.
Laurenberg, Joh. Wilh., 307.
Lavater, Caspar, 600. 663.
Leibnitz, v., Gottfr. W., 380.
Leiſewitz, Joh. A., 634.
Leo, H., 660.
Leſſing, Gotth. Ephr., 507.
Lichtenberg, Georg Chr., 662.
Lichtwer, M. G., 563.
Liscov, Chr. Ludw., 413.
Logau, v., Friedr., 305.
Lohenſtein, v., D. C., 352.
Löwen, J. Fr., 542.
Luden, H., 660.
Ludwig, Kön. v. Baiern, 653.
Luther, 163, 255.

M.

Maaß, J. G. E., 675.
Mackenſen, F. A. W., 602.
Mahlmann, Siegfr. A., 653.
Maimon, Sal., 669.
Maltitz, E. G., 655.
Marczoll, J. G., 672.
Mannert, Conr., 660.
Manſo, Joh. C. F., 660.
Marheineke, 672.
Mascow, Joh. Jac., 379.
Maſtalier, K., 545.
Maßmann, 675.
Matthiſſon, Fr., 642.
Megerle, Ulr., ſ. Abraham a S. Clara.
Meiners, Chriſtoph, 595.
Meißner, der ältere, 51.
— Aug. G., 572.
Melanchthon, 162, 251.
Mendelsſohn, Moſ., 587.
Mengs, Rafael, 582.
Menzel, Wolfg., 660. 676.
Meuſel, Joh. G., 585. 676.
Miller, Joh. M., 567.
Michelet, K. L., 672.
Mone, 56, 57.
Morhof, Dan. Georg, 330.
Moritz, C. Ph., 602.
Moſcherosch, Hans Mich., 336.
Möſer, Juſt., 583.
Moſer, v., 593
Mosheim, v., J. Lor., 461, 600.
Müchler, K., 643.
Müller, Joh. G., 570.
— Wilh., 653.
— Fr., 652.
— v., Joh., 657.
Müllner, Am. G. N., 654.
Murner, Thomas, 225.
Muſäus, Joh. K. A., 569.
Muscatblüt, 115.
Mylius, Ch., 419.
Myller, Chriſt. Heinr., 45.

N.

Natorp, B. C. L., 661.
Naubert, Ben., 573.
Neander, Joach., 300.
Neubeck, Val. W., 656.
Neukirch, Benj., 358.
Neumann, ſ. Neander.
Neumark, Georg, 299.
Nicolai, Friedr., 590.
Nicolay, v., Ludw. H., 641.
Niebuhr, Barth., 660.
Niemeyer, A. H., 667.
Niethammer, F. J., 670.
Nöſſelt, Friedr., 660.
Notker, 31.
Novalis, ſ. v. Hardenberg.

O.

Oehlenſchläger, Ad., ſ. Olearius, Adam.
Oehlenſchläger, Ad., 654.
Oelinger, Alb., 243.
Oertel, 675.
Ofterdingen, v., Heinr., 49.

Oken, Ludw., 671.
Olearius, Adam, 337.
Olearius, Tilemann, 440.
Opitz, M., 273.
Oſſian, 545.
Otfrid, 26.
Ottokar v. Horneck, 51.
Overberg, Bercht., 667.

P.

Pantalera, 238.
Paulus Diaconus, 254.
Peſtalozzi, Joh. H. 666.
Peter der Suchenwirth, 115.
Pfeffel, Gottl. K, 643.
Pfinzing, Melchior, 143.
Pirker, J. J, 656.
Piſchon, F. A., 660. 676.
Plamann, 666.
Plank, Gott. J. 660.
Platen, v., Hallermünde, 654.
Pölitz, C. H. L., 660. 676.
Popowitſch, J. S. V., 601.
Poſſelt, Ernſt, L., 585.
Poſtel, Ch. H., 366.
Pott, 674.
Pufendorf, v., Sam., 380.
Pyra, Jac. J., 410.

R.

Rabener, G. Wilh., 429.
Rachel, Joach., 312.
Ramler, K. W., 520.
Ranke, Fr. L., 660.
Raßmann, 676.
Raumer, v., Fr., 660.
Raupach, Ernſt B. S., 654.
Rebenſtock, 57.
Rehberg, Aug. W., 665, 669.
Reinbeck, G., 675. 676.
Reinbot v. Doren, 51.
Reinhard, Franz V., 672.
Reinhold, C. L., 669.
Reinmar d. ältere, 52.
Reiz, F. W., 678.
Renner, K. Friedr., 375.
Reſewitz, Friedr. G., 600.
Reuchlin, Joh., 161. 379.
Ribbeck, Conr. G. 672.
Richter, Jean P. Fr., 577.
Ringwaldt, 222.
Rinkhart, 301.
Riſt, Joh., 299.
Robert, L. 655.
Rollenhagen, Georg, 126, 220.
Roſenkranz, 675. 676.
Roſenplüt, Hans (Schnepper), 148.
Roſt, Joh. Chr., 415.
Rotteck, v., K., 660.
Rückert, Fr., 653.
Rüdiger, J. C. C., 602.
Rudolf v. Hohenems, 76. 78.

S.

Sachs, Hans, 184.
Sack, Aug. Fr. W., 600.
Salis, v., Joh. Gaud., 642.
Schäufelin, H., 146.

Scheffler, Joh., 303.
Schelling, Friedr. W. J., 670.
Schenkendorf, v., Fr. M., 653.
Schernberg, Theodoricus, 151.
Schiller, v., Fr., 620.
Schilter, Joh., 27. 452.
Schirmer, Dan., 349.
Schlegel, Joh. El., 421.
— Joh. Ad., 422.
— Joh. Heinr., 422.
— Aug. Wilh., 646.
— Friedr., 646. 676.
Schleiermacher, Fr. E. D., 664. 673.
Schlichtegroll, Fr., 660.
Schloſſer, Fr. Chr., 660.
Schlözer, v., Aug. L., 584.
Schmeller, 674.
Schmidt, Conr. Arnold, 434.
— Jac. Fr., 560.
— Mich. J., 585.
Schmitthenner, Fr., 675.
Schnepper, Hans, ſ. Roſenplüt.
Schott, P., 161.
Schottel, Juſt. G., 442.
Schottky, 74.
Schreiber, Al., 665.
Schröckh, Joh. M. 583.
Schubart, Chr. F. D., 641.
Schuderoff, J., 673.
Schulz, genannt Laun, 569.
Schulz, O., 678.
Schultz, J., 669.
Schulze, Ernſt K. F., 652.
Schulze, Joh., 672.
Schummel, Joh. G. 570.
Schuppe, J. Balthaſ., 336.
Schüren, v., 161.
Schütz, Ch. G., 660.
Schwab, Guſt., 653.
Schwenk, 674.
Schwarz, F. H. Ch.. 667.
Schwiger, Jac., 349.
Scultetus, Andr., 302.
Serranus, Joh., 246.
Seume, Joh. G., 661.
Simrock, 56. 675.
Sintenis, Chr. Fr., 568. 601.
Solger, K. W. F., 664. 677.
Sonnenberg v., Fr. A. J. M. 655.
Sonntag, Carl G., 672.
Spalding, Joh. J., 600.
Spangenberg, Joh., 447.
Sparre, ſ. Renner.
Spaten, ſ. Stieler.
Spee, v., Friedr., 274.
Spener, Ph. J., 459.
Spieß, Chr. H., 573.
Stade, Hans, 239.
— v., Dietr., 455.
Stägemann, v., Fr. A., 652.
Steffens, H., 671.
Stieler, v., Casp., 452.
Stiernhielm, 14.
Stilling, ſ. Jung.
Stolberg, v., Chr. u. Fr., 635.
Stoſch, Sam. J. E., 602.
Streckfuß, K., 677.
Sturm, Casp. C., 601.
Sturz, Helfr. Pet., 584.
Sucro, Chr. Joſ., 394.
Sulzer, Joh. G., 586.

T.

Tatian, 31.
Tauler, Joh., 156. 255.
Teller, Wilh. A., 600.
Theremin, L. F. F., 673.
Thomas a Kempis, 254.
Thomaſin v. Tirkeläre, 80.
Thomaſius, Chr., 383.
Thümmel, v., Mor. A., 575.
Thurnmeyer, 237.
Tieck, Ludw., 580, 648.
Tiedge, Chr. A., 643.
Tieftrunk, J. H., 669.
Tillich, 666.
Treitzſaurwein, 154.
Tromlitz, v., 655.
Troxler, J. P. V., 671.
Tſcherning, Andr., 301.
Tſchudi, 238.
Türheim, 71.
Türk, v., 666.
Tyll Eulenſpiegel, 153.
Tzſchirner, H. G., 672.

U.

Uechtritz, v., 655.
Uhland, Ludw., 653.
Ulrich v. Lichtenſtein, 78.
Ulphilas, 10.
Uz, Joh. P., 536.

V.

Varnhagen v. Enſe, 660.
Vater, 675.
Veldeck, v., Heinr., 48, 75.
Veit Weber, 573.
Volz, Hans, 150.
Voß, Joh. H., 636.

W.

Wachler, L., 676.
Wachter, Joh. G., 453.
Wächter, Leonh., 573.
Wackenroder, Wilh. H., 650.
Wackernagel, W., 675.
Wagner, Ernſt, 579.
Waiblinger, F. W., 653.
Waldis, Burkard, 222.
Walther v. d. Vogelweide, 50.
Weckherlin, 268.
Weiße, Chr. F., 548.
Werder, v. d., Dietr., 286.
Werner, Fr. L. Z., 654.
Wernher, (Pfaffe), 78.
Wernike, Chr., 366.
Wieland, Chr. Mart., 492.
Wilken, Fr., 660.
Williram, 31.
Willamov, Joh. Gott., 545.
Windiſchmann, Joſ., 671.
Winckelmann, Joh. J., 581.
Wirnt v. Grafenberg, 72.
Witzleben, v., 655.
Wolf, v., Chriſt., 381.
Wolf, Fr. A., 678.
Wolff, P. A., 655.
Wolke, Chr. H., 598.
Woltmann, v., Karl L., 660.
Wüllner, 674.

Z.

Zachariä, J. Fr. W., 431.
Zahn, 15. 675.
Zazichoven, 71.
Zedlitz, v., Joh. Chr., 654.
Zeller, 666.
Zernitz, Chr. Fr., 417.
Zerrenner, C. Ch. G., 667.
Zeſen, v., Ph., 338.
Zeune, 56, 57, 675.
Ziegler, v., H. A., 356.
Zimmermann, v., Joh. G., 594.
Zinkgref, Jul. Wilh., 277. 287.
Zollikofer, Georg J., 672.
Zwingli, 239.

Satzfehler.

S. 11. Z. 17. v. o. l. Slaviſchen ſt. Sclaviſchen.
S. 463. Z. 10. v. u. l. Denk= und Gewiſſensfreiheit, ſt. Denker= ꝛc.
S. 670. Z. 5. v. u. l. K. Chr. Fr. ſt. J. F. Chr.

Gedruckt bei Trowitzſch und Sohn.

Sprw:

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heinsius, Theodor,

Teut oder theoretisch-praktisches Lehrbuch der gesammten deutschen Sprachwissenschaft

Bd.: 4

Berlin 1835

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Spw 927 -3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11280604-5